RPR

BIBLIOTECA CENTRALA
A
UNIVERSITAŢII
DIN
BUCUREŞTI

BCU

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
Bucureşti

Cota II 467469
Inventar 7445

Vol VII

REALLEXIKON DER VORGESCHICHTE

SIEBENTER BAND

Inv. A. 20.781
81635
02/3202

Reallexikon der Vorgeschichte

UNTER MITWIRKUNG
ZAHLREICHER FACHGELEHRTER

HERAUSGEGEBEN VON

MAX EBERT
ORD. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT KÖNIGSBERG

SIEBENTER BAND

KLEINASIEN—MALTA

MIT 234 TAFELN

VII

7447/5

Berlin 1926

VERLAG WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG — J. GUTTENTAG, VERLAGS-BUCHHANDLUNG — GEORG REIMER — KARL J. TRÜBNER — VEIT & COMP.

Biblioteca Centrală Universitară
BUCUREȘTI
Cot. III 467469
Inventar 74415

Copyright 1926 by Walter de Gruyter & Co., Berlin

K

(Fortsetzung)

Kleinasiatische Sprachen s. Altkleinasiatische Sprachen.

Kleinasien. A. Paläolithikum.

K. hat sich bisher als überaus arm an paläol. Funden erwiesen, was wohl auf die ungenügende Erforschung dieses Gebietes zurückzuführen ist. Immerhin erwähnt R. Campbell-Thompson das oberflächliche Vorkommen von Faustkeilen im zentralen Teile, zwischen Angora und Eregli. S. a. Kaukasus A.

R. Campbell-Thompson *On some prehistoric stone implements from Asia Minor* Man 10 (1910).

H. Obermaier

B. Jüngere Perioden.

§ 1. K., die zwischen Schwarzem und Mittelländischem Meer gelegene, etwa 496000 qkm große vorderas. Halbinsel, ist im N und S durch hohe, zum Meere steil, nach dem Innern hin sanft abfallende, bewaldete Randgebirge eingesäumt: im N durch das Pontische Küstengebirge, im S durch die Ketten des lykischen, kilikischen, armenischen Taurus. Das Innere ist großenteils ein 800—1400 m ü. M. liegendes Plateau, dessen s. Teil Steppe und Salzwüste ist mit zahlreichen Salzseen, darunter dem großen Tuz Tschöllü. Der n. Teil entsendet eine Reihe von Flüssen ins Schwarze Meer, u. a. den Sakaria (Sangarius), Kisil Irmak (Halys), Ješil Irmak (Iris). Von Nord- und Südküste aus ist das Binnenland wegen der Randgebirge schwer zugänglich, dagegen hat der am Ägäischen Meere gelegene Westteil K. bessere Verbindung mit ihm, da er in einzelne wö. verlaufende Bergketten aufgelöst erscheint, zwischen denen fruchtbare Längstäler eingebettet sind.

§ 2. Die Ethnographie K. ist durch die mehrfachen Wanderungen bei dem fast völligen Mangel authentischer Nachrichten überaus schwierig klarzustellen. Die meisten Nachrichten, insbesondere für die Westküste (s. Troja) und einen Teil des Binnenlandes (u. a. Phrygien), liefern griech. Schriftsteller. Dazu treten die Funde, bei denen leider Inschriften für die Zeit vor 1000 v. C. fehlen. Die einzige Ausnahme bilden die Keilinschriften.

§ 3. Die ältesten keilinschriftlichen Nachrichten enthalten die sog. „kappadokischen" Tafeln (s. Kappadokische Tontafeln), welche lehren, daß im 3. und 2. vorchristl. Jht. große Teile des sö. K. im Besitze einer den Assyrern nahestehenden Bevölkerung waren. Das Zentrum war anscheinend in der Nähe von Kaisarīye (Cäsarea) in der im Hügel Kül-tepe zu lokalisierenden alten Stadt *Kaniš*. Die Verbindung dieser kleinas. Gebiete mit Assyrien-Babylonien wurde durch den Ansturm der *Ḫatti* (s. Hettiter) unterbrochen. Über die Ḫatti sind wir durch die Archivfunde von el-Amarna (1887) und besonders Boghasköj (1906/07 von Hugo Winckler entdeckt) verhältnismäßig gut unterrichtet. Seit etwa 1600 steht K. unter der Herrschaft der Ḫatti; deren Zentrum war zunächst *Kuššar*, dann *Ḫattušaš* (j. Boghasköj, 145 km ö. von Angora; s. Hatti), woselbst die Ḫatti-Großkönige residierten und der Kult des Nationalgottes Tešup (s. Teschup) seine Hauptpflege erfuhr. Ein anderer religiöser Mittelpunkt war die Stadt *Arinna*. Wie es scheint, standen mehr oder weniger alle Teile K. unter dem Einfluß der Ḫatti-Könige; die Bevölkerung K. war aber ausweislich der Kulte und Sprachen nichts weniger als einheitlich. Die Boghasköj-Texte — deren Durcharbeitung erfreuliche Fortschritte macht — nennen u. a. folgende Landschaften: 1. ö. der Landschaft um Boghasköj das „Oberland"; 2. von diesem n., etwa dem späteren Pontus entsprechend, das durch seine Eisenherstellung berühmte *Kiṣwatna* (s. Kiswadna); 3. an der Südküste, etwa das spätere Lykien und Pamphylien umfassend, die *Lugga*-Länder;

4. ö. von diesen *Arzawa* (s. d.); 5. die Westküste scheint den einheitlichen Namen *Assuwa* geführt zu haben; dem griech. Troas scheint der Landesname *Truisa* zu entsprechen. — Die Blütezeit der Ḫattimacht liegt im 14.—13. Jh.; damals drangen die Ḫatti in Syrien ein (s. auch Hettiter A § 1), wo Karkamisch (s. d.) ihr Hauptstützpunkt wurde, und traten in Wettbewerb mit Ägypten. Die Rivalität wurde nach der Schlacht bei Kadeš (s. Qades; 1288 v. C.) durch einen — in äg. und hettit. Fassung auf uns gekommenen — Vertrag zwischen dem Ḫatti-König Ḫattušil und dem Pharao Ramses II. auf friedlichem Wege beseitigt. — Die Ḫatti bedienten sich einer Abart der assyr. Keilschrift und vielfach neben ihren einheimischen Sprachen (s. Altkleinasiatische Sprachen) auch des Akkad.; daneben begegnet an den verschiedensten Punkten des Ḫatti-Reiches eine monumentale Bilderschrift, die noch nicht entziffert ist; die Frage nach Alter und Ursprung der hettitischen Hieroglyphen (Band II Tf. 111; L. Messerschmidt *Corpus Inscriptionum Hettiticarum* 1900—06) ist noch nicht restlos entschieden. S. a. Hettiter C.

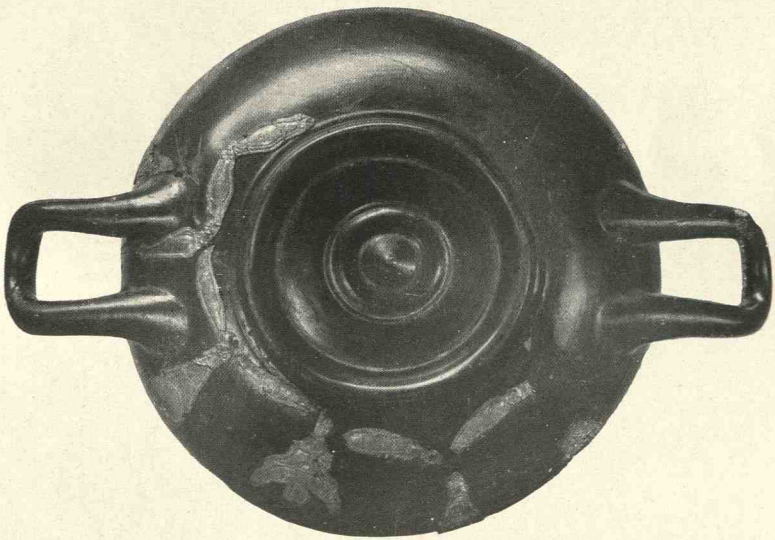
§ 4. Die Macht der Ḫatti wurde durch neu eindringende Völker beseitigt. Mit dem Aufstieg der Assyrer (s. d.) begannen auch deren Vorstöße nach K.; als ihre Gegner werden seit Salmanassar I. (1280—1261) außer *Muṣri* die Völker der *Ḳumanî*, *Muski*, *Ḫilakku*, *Tabal* u. a. m. genannt. Die assyr. Feldzüge beschränkten sich naturgemäß auf das sö. K. Als Wohnsitz der *Ḳumanî* ist etwa Pontus und die Taurusgegend, der *Tabal* SO-Kappadokien, der *Ḫilakku* das später nach ihnen benannte Kilikien (s. d.; assyr. *Ḳuë*) anzusetzen. Die *Muski* bewohnten Phrygien, weswegen die Keilinschriften Sargons II. den Phrygerkönig Midas als König der Muski titulieren; die Muski erscheinen als eigentl. Nachfolger der Ḫatti. Zu einem ernsten Zusammenstoß zwischen ihnen und den Assyrern kam es unter Tiglatpilesar I. (um 1100 v. C.), der ihren Versuch, Ḳummuḫ (s. d.) zu besetzen, abwies.

Ed. Meyer *G. d. A.* I 2^3 (1913) §§ 472 ff., woselbst Literaturangaben. — Für die Hettiter s.: L. Messerschmidt *Die Hettiter* 1903; E. Meyer *Reich und Kultur der Chetiter* 1914; MDOG Nr. 35, 56, 58, 61 und 63.

O. Schroeder

Klein-Aspergle (bei Ludwigsburg am Neckar, Württemberg; Tf. 1—4). K.-A. ist ein frühkelt. Fürstengrab, das sich heute noch als stattlicher Grabhügel inmitten fruchtbarsten Ackerfeldes (6 m h., mit 60 m Dm) weithin abhebt, im Hintergrund überragt von der Feste Hohen-Asperg, deren jäh aus der Ebene sich erhebender Klotz sehr wahrscheinlich einen gleichzeitigen Ringwall trug, wie es bei Dürkheim (s. d.) der Fall ist. Bei der im J. 1879 nur durch Stollen erfolgten Ausgrabung durch O. Fraas stieß man zuerst auf eine hölzerne Grabkammer von 2 × 3 m, in welcher bei verbrannten Knochen mehrere Goldblechstreifen, silberne Kettchen, ein eiserner, mit Goldblech bedeckter Gürtelhaken sowie ein Armwulst aus Gagat lagen und unweit davon ein Bronzekessel, eine gerippte Bronzeziste, eine Bronzeurne mit zwei Handhaben (Stamnos; Tf. 2 a), eine Schnabelkanne von Bronze (Tf. 2 b) und zwei griech. rotfigurige Henkelschalen aus der Zeit von ca. 450 v. C. (Tf. 1). Dabei fanden sich noch zwei hornartige Goldbeschläge mit Kern aus Holz und Eisen, in Widderköpfe endigend, die wohl als Trinkhörner, kaum als Deichselenden eines Wagens zu erklären sind (Tf. 3). Der Lage nach ist es ein Nebengrab, der Fürstin geltend, während das Hauptgrab des Fürsten in der Mitte des Hügels gleichfalls in einer allerdings etwas größeren Holzkammer (4 × 5 m) sich schon im frühen Mittelalter als ausgeplündert erwies. Da im „Römerhügel" beim benachbarten Pflugfelden (Belleremise; Paret a. a. O. S. 68) sw. von Ludwigsburg bei Anlage eines Wasserbehälters 1877 eine ähnliche Grabkammer (3,5 × 3,5 m) mit Fürstengrab der späten HZ zum Vorschein kam (goldenes Diadem, Goldarmreif, eiserner Dolch in Bronzescheide, äg. Glasfläschchen, Bronzeziste, Bronzebecken, vierrädriger Wagen mit Pferdegeschirr), erhebt sich die Frage, wie die beiden Kulturen, die durch die Funde bei Pflugfelden und im K.-A. vertreten sind, sich zueinander verhalten. Trotz verschiedenem Grabritus, dort anscheinend Leichenbrand, hier Skelettbestattung, möchte man bei der großen Ähnlichkeit der Grabanlage und Ausstattung doch nur auf eine verschiedene Kultureinwirkung, nicht verschiedene Nationalität schließen, wenn auch der Zusammen-

a



b

Klein-Aspergle

a—b. Innen- und Außenseite einer rotfigurigen, mit Goldblech verzierten Schale. Dm von Henkelrand zu Henkelrand 22 cm. — Aufnahme des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege.

a 1 b 1

a 2 b 2

Klein-Aspergle

a. Amphora. — b. Oinochoe. — Beide aus Bronze und 37 cm hoch. — Nach Aufnahmen des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege.

hang der Kunstformen nur ein schwacher ist. Auch in diesem Grabhügel fand sich ein zweites Grab in den Boden eingeschnitten, mit Holz ausgezimmert, gleichfalls mit Dolch, Resten mehrerer Bronzegeräte, Bernstein- und Goldschmuck. Der Übergang jener reichen Spät-Hallstatt-Bevölkerung, die aber im allg. ihre Toten bestattete, in die kelt. Frühlatènezeit (LTZ_1) ist für diese Gegend noch nicht völlig aufgeklärt, während weiter s. nach der Oberrhein-Ecke zu die Bevölkerung von HZ_{3-4} sich zweifelsohne auch noch in LTZ_1 hielt, wenn sie auch manches von der kelt. Kultur annahm. Die Funde von K.-A. und Pflugfelden werden wie die von Hundersingen im Mus. zu Stuttgart aufbewahrt.

AuhV 3, 12 Tf. 4, 5, 6 L. Lindenschmit; P. Gößler *Stuttgarter Führer* 1908 S. 29f.; O. Paret *Urgesch. Württembergs* 1921 S. 1, 73f., 178f.; J. Déchelette *Manuel* II 3 S. 1637.

K. Schumacher

Klein-Drebnau (Kr. Fischhausen, Ostpreußen). Wichtiger Depotfund der BZ (V. Per. Mont.) aus der Mitte des Samlandes mit trefflich patinierten Bronzen (Pferdeschmuck, Nierenringe, Halskragen u. a.) westlicherer Herkunft.

Montelius-Festschrift 1913 S. 141 Bezzenberger; Mannus 8 (1917) S. 86, 100, 114 Kossinna.

M. Ebert

Kleiner Gleichberg (bei Römhild, Thüringen) s. Steinsburg.

Klein-Glein (Steiermark; Tf. 5). In der Gemeinde K.-G. (Ger.-Bez. Arnsfels), dessen Gebiet w. an das große Tumulusgebiet von Wies angrenzt, wurden schon in den 50er J. des 19. Jh. 4 große Grabhügel und 1906 ein fünfter geöffnet, die alle außerordentlich reiche und für das österreich. Fundgebiet teilweise singuläre Funde ergaben. Leider ist keiner dieser Hügel systematisch von Fachleuten ausgegraben worden, so daß unsere Kenntnis der FU in keinem Verhältnis zur Bedeutung der erhaltenen Funde steht.

Die Hügel liegen nur unweit voneinander.

1. Kleiner Hügel neben dem Hartnermichel-Anwesen, geöffnet 1844, Umfang etwa 21 m, H. 5 m, mit reichem Steinsatze. Bei Steingewinnungsarbeiten stieß man auf eine ungefähr 3 m l., 70 cm h. und 60 cm br., auf den Seiten mit Kieselsteinen ausgefüllte Grabkammer, die ein Antennenschwert aus Bronze, eine Lappenaxt aus Bronze mit Öhr und Scherben von polychrom bemalter Keramik enthielt.

2. In dem großen Grabhügel, auf welchem das Hartnermichel-Gut steht, traf man 1854 anläßlich einer Kellergrabung auf eine Grabkammer mit sehr reichem Fundinventar, das aber leider völlig zerschlagen wurde, und von dem nur das rechte Schulterstück mit der Hälfte einer Nackenberge eines Bronzepanzers gerettet werden konnte.

3. Zwischen diesen beiden Hügeln fand man 1905 die Reste eines dritten, dessen Überbau bereits vollständig eingeebnet war, der aber u. a. enthielt: einen Harnisch aus Bronzeblech mit Brust- und Rückenplatte (Tf. 5 b), in der Hüfte leicht geschweift; einen Helm aus Bronze mit Doppelkrista und Krempe (der obere und untere Teil mit Nieten verbunden; Tf. 5 a); eine getriebene Gesichtsmaske aus Bronze, flach gewölbt, mit Perlenlinien eingefaßt; einen Schöpflöffel aus Bronze; 6 Zisten aus Bronze, eine davon 70 cm h., mit fünf bandförmigen Henkeln, an jedem ein Anhängsel mit Klapperblechen, die anderen entweder mit stilisierten Menschen- und Tierfiguren oder mit geometrischen Ornamenten verziert; eine konische Situla sowie 4 doppelkonische Urnen aus Bronze mit geometrischen Ornamenten.

4. Der Grebinz-Kogel liegt auf einem leicht abfallenden Acker und hatte eine H. von drei Klaftern und 140—145 Schritte Umfang. Bei den Grabungen im J. 1857 stieß man auf mächtige Steinsetzungen und hob an Gold: ein getriebenes Plättchen mit der Zeichnung eines Baumblattes; an Bronzen: einen Harnisch, ganz ähnlich dem aus dem Hügel 3, einen Schöpflöffel, etwa zehn Schälchen, darunter solche mit Hörnchengriffen, mehrere urnen-, zisten- und situlenförmige Gefäße, 9 Ringe; aus Eisen: Bruchstücke einer Lanze, eines Schwertes, zweier Pferdetrensen und verschiedene andere unbestimmbare Fragmente; außerdem zahlreiche Topfscherben.

5. Der Stiegler-Kogel wurde 1860 geöffnet. Er ergab an Funden zwei Hände, aus Bronzeblech geschnitten, drei runde Bronzeschilder mit Menschen- und Tierdarstellungen und Bruchstücke von zwei figural verzierten Gürteln.

Eine große Menge von Beigaben sind leider bei den unsystematischen Ausgrabungen zugrunde gegangen. Ebenso fehlen irgendwelche Pläne vom Bau der Grabhügel.

Es handelt sich um große Grabhügel der j. HZ, die in ihrem Inventar eine reiche Auswahl von s. Importstücken und gelegentlich auch ältere Elemente in einem jüngeren Inventar enthalten.

Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark. Graz 1857 S. 185f. E. Pratobevera; MAGW 1883 S. 63f. V. Radimsky; Mitt. Zentr. Kom. 1906 S. 296f. J. Szombathy.

G. Kyrle

Kleinindustrien, Paläolithische (Begleitindustrien der altpaläolithischen Faustkeilstufen) s. Acheuléen, Chelléen, Moustérien.

Kleinkunst, Diluviale s. Kunst A I.

Klein-Meinsdorf s. Haus A 1 § 7, Nordischer Kreis A § 6a.

Kleinvieh s. Haustier.

Kličevac (ö. Belgrad, Jugoslavien). Großes Brandgräberfeld mit reich entwickelter pannonischer Keramik (s. d.), die sich sowohl durch die auserlesene Schönheit und Feinheit der Formen wie die reichen, durch weiße Inkrustationen (s. Einlage A 3; Band III Tf. 8) hervorgehobenen Verzierungen auszeichnet. Seinen Hauptruf verdankt das Gräberfeld der hier aufgedeckten weiblichen hohlgeformten Tonstatuette, die an Größe (34 cm H. bei 17 cm Basisbreite) alle bisher bekannten Figuren übertrifft und auch in der Darstellung der Bekleidung und des reichen Schmuckes fast einzig dasteht (Band VI Tf. 2). Ihr unterer Teil ist drehrund und nach unten zu trompetenartig erweitert, während der Rumpfteil und der ohne scharfe Grenze aus ihm hervortretende, oben gerade abschneidende Kopf abgeflacht sind. Der Kopf, an dem die Augen, Augenbrauen und der Mund dargestellt sind, ist anscheinend von einem Diadem bedeckt, von dem hinten ein bis an den Gürtel reichender, reich gegliederter Hängeschmuck herabfällt, analog den Schmuckgehängen, wie sie in der ungar. BZ so häufig in Bronze vorkommen. Den Hals schmückt ein vorn weit offener Ring, dessen nach hinten und oben aufgebogene Enden in zwei Spiralen auslaufen, und von dem vorn auf die Brust ein kleinerer, ebenfalls gegliederter Hängeschmuck herabfällt. Zwischen den Endspiralen steht, wohl als Andeutung des Mundes, ein 13strahliger Stern mit erhobenem Mittelfelde, während zwei andere, völlig gleichartige, aber zwölfstrahlige Sterne an Stelle der Brüste stehen, die von zwei volutenartigen, die Arme andeutenden Aufwulstungen flankiert werden. Um die Mitte des Leibes läuft ein breiter, reich verzierter Gürtel, von dem vorn ein schürzenartiges Gebilde, hinten an Kettchen oder Schnüren 10 Scheiben herabhängen. Den Unterteil der Figur schmückt ein sehr breiter, durch Zickzackbänder gegliederter Saum mit Schachbrettmuster.

Starinar 7 S. 110 M. Valtrović; Rev. arch. 1 (1902) S. 172ff. Vassits; M. Hoernes *Urgesch.*² S. 408; Mannus 10 H. 1/2 u. 17 H. 1 Wilke.

G. Wilke

Klima des Eiszeitalters s. Diluvialfauna, Diluvialflora.

Klima-Optimum (Nacheiszeitliches).

§ 1. Die postglaziale Litorina-Zeit Nordeuropas. Flora (Eichenzeit), Nordisches Klima-Optimum. — § 2. Die Kjökkenmöddinger. — § 3. Belege eines Klima-Optimums in Nordspanien (Muschelhaufen der Asturias-Stufe), Südspanien und Marokko (Schwarzerdebildungen).

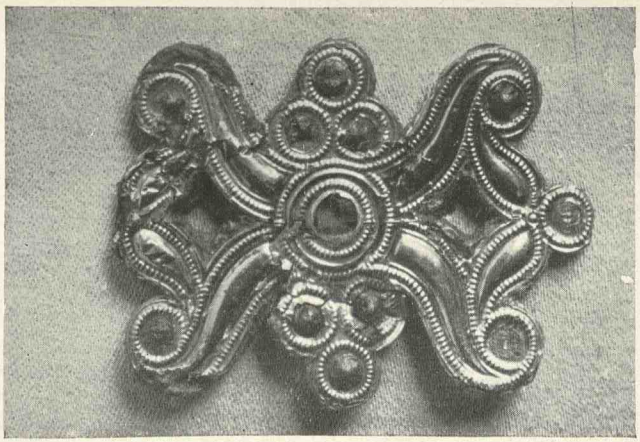
§ 1. Wie unter dem Stichworte Diluvialgeologie (§ 7) auseinandergesetzt ist, gliedert sich die Spätglazialperiode Nordeuropas in eine Yoldia-Zeit (Dryas-Periode) und Ancylus-Zeit (Birken-Kiefern-Periode). Nach Ablauf der letzteren, welche zugleich das Ende der letzten Eiszeit bedeutet, erfolgte eine abermalige Senkung der baltischen Lande, die jedoch auf die Südhälfte der skand. Ländermasse beschränkt blieb. Der Ancylus-See trat durch den Öresund und die Belte wieder mit dem Kattegat in Verbindung, so daß in ihm neuerdings Meerwasser und die marine Nordseefauna Eingang finden konnten. Auf diese Weise verwandelte sich die Ostsee wiederum in ein salziges Meer, dessen Senkung jedoch nicht den Betrag der Yoldia-Zeit erreichte. Von den daran beteiligten deutschen Küstenstrichen haben insbesondere Mecklenburg und Pommern empfindliche Einbußen erlitten. Erst mit Abschluß dieser Litorina-Zeit (s.d.) traten abermals teilweise Hebungen ein, die bis in die jüngste Gegenwart gedauert haben und

a

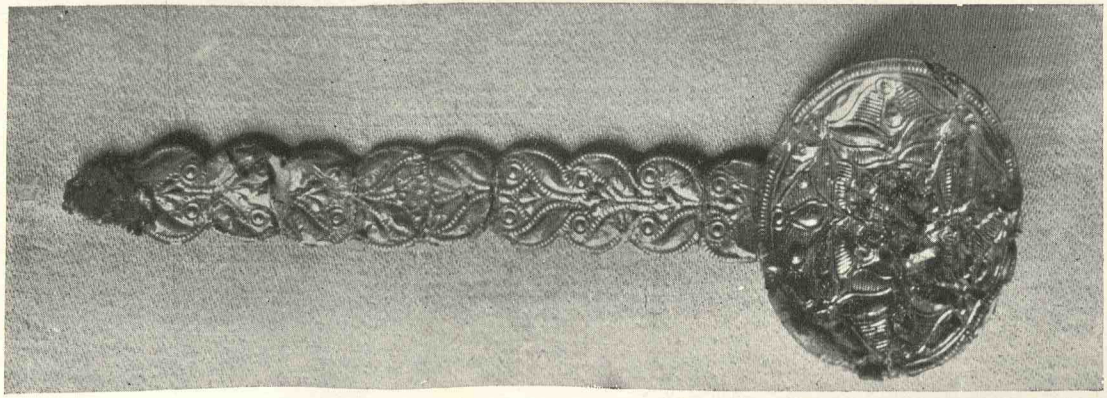
b

Klein-Aspergle

a—b. Goldenes Rhyton (?). L. 17 cm. Nach Aufnahmen des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege.



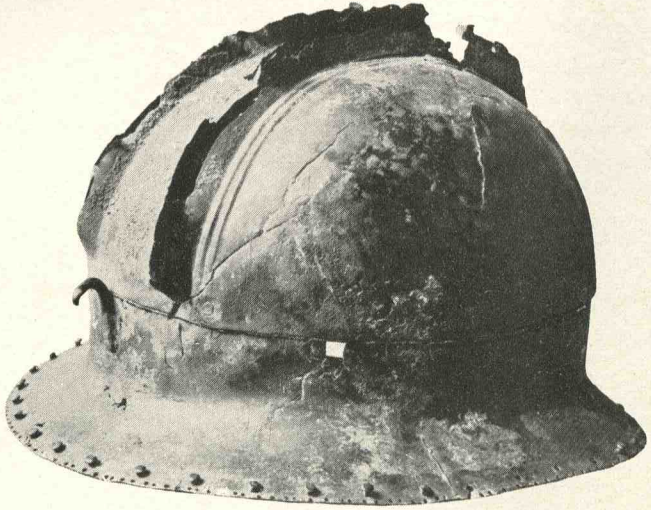
a



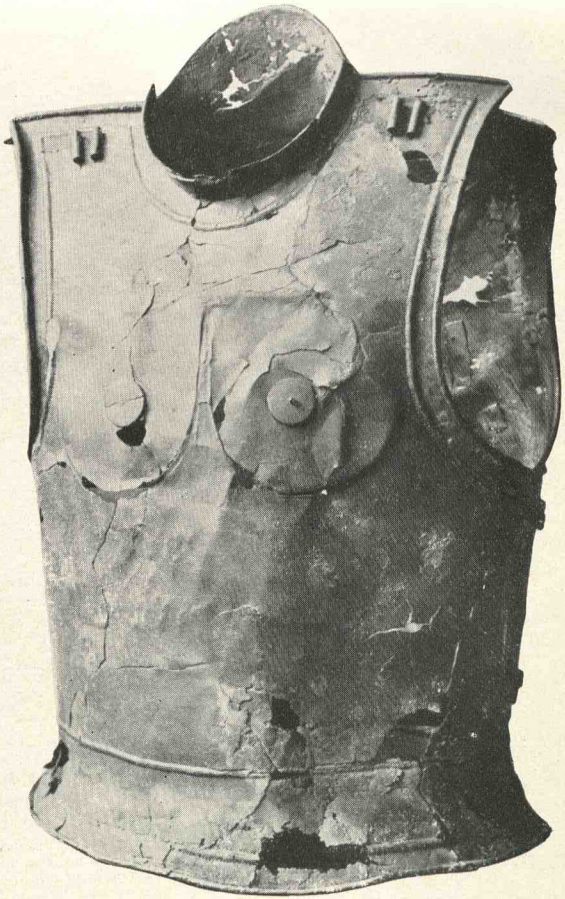
b

Klein Aspergle

a. Zierstück aus Goldblech. — b. Löffel (?) aus Goldblech. — $^1/_1$ n. Gr. — Nach Aufnahmen des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege.



a



b

Klein-Glein

Helm (a) und Harnisch (b). Beide aus Bronze. Nach Originalaufnahmen von Prof. W. Schmid, Graz.

die Einwanderung der Sandklaffmuschel (*Mya arenaria*) aus der Nordsee im Gefolge hatten, wonach man diesen jüngsten Abschnitt auch die Mya-Zeit genannt hat.

Es ist erwiesen, daß das baltische Klima mit Eintritt der Litorina-Periode unzweifelhaft günstiger wurde; die Litorina-See wies neben größerem Salzgehalt zugleich höhere Temperaturen auf, wie vor allem aus der Verbreitung ihrer Molluskenfauna erhellt, in welcher *Litorina litorea*, welche der Stufe den Namen verlieh, und die Auster hervortreten. Austernbänke haben damals in Dänemark in ansehnlicher Menge bestanden, während das Tier heute ebenda einzig noch in den nördlicheren Teilen des Kattegat und im Lijmfjord zu leben vermag. Die Ostsee ist also seitdem abermals zu einem salzärmeren, kälteren Brackwassersee geworden, welcher die ehedem eingewanderte Nordseefauna zum großen Teile wieder zum Verschwinden brachte.

Den gleichen Erweis eines damals mehr atlantischen, milderen Klimas erbringt die Flora dieser Stufe. Die mit dem Ende der Ancylus-Zeit aufgetauchte Eiche verdrängte die ehemaligen Kiefernwälder Südskandinaviens nahezu vollständig. Weitere Einwanderer dieser Eichen-Zeit (s. d.) waren der Spitzahorn, die Esche, Mistel und der Efeu. Es hat sich dank der Studien von G. Andersson, A. S. Jensen, P. Harder, Blytt, Sernander u. a. ergeben, daß mit dem Maximum der Litorina-Zeit ein K.-O. zusammenfällt, d. i. ein klimatischer Wärmehöhepunkt, wie er seitdem nicht mehr erreicht wurde. Bezüglich der Größe der Temperaturzunahme in jener Zeit lassen die Arbeiten der schwedischen Botaniker über die damalige Verbreitung der Haselnuß, Eiche, Linde, Ulme, Wassernuß usw. ziemlich genaue Berechnungen zu. Diese Pflanzen haben sich seitdem wieder aus einem großen Gebiete mehr südwärts zurückgezogen, was den Schluß erlaubt, daß während der wärmeren und trockeneren Litorina-Periode die Vegetationsgrenzen in Skandinavien etwa 200 m höher verliefen als in der Gegenwart. Aber auch Süß- und Salzwassermollusken (die „Tapes"-Fauna in Südnorwegen und Westschweden) und einige Wirbeltiere (*Emys lutaria*) bezeugen, daß damals wärmefordernde Arten höher nach N verbreitet waren als heute.

§ 2. In die günstige Litorina-Zeit fällt die nordische frühneol. Kulturstufe der Kjökkenmöddinger ('Affaldsdynger', Muschelhaufen). Die Hauptmasse dieser alten menschlichen Abfallplätze besteht aus Schalen von Austern und Herzmuscheln, Miesmuscheln, Tapes-Arten und Strandschnecken, hauptsächlich den zwei gemeinen Arten *Litorina litorea* und *Nassa reticulata*. Die Mehrzahl der Säugetierreste entfallen auf den Hirsch, das Reh und das Wildschwein, viel seltener sind der Seehund, die Fischotter, der Marder und der Fuchs. Heute gänzlich ausgerottet sind der Urstier, Bär, Luchs, Wolf, Biber und die Wildkatze. Die Knochen des nordischen großen Alks (*Alca impennis*) kommen mit jenen des Auerhahns nur bisweilen vor; der Elch, der zur Maglemose-Zeit häufig war, findet sich nur noch vereinzelt und war jedenfalls bereits im Erlöschen begriffen. Der gezähmte Hund muß in ziemlicher Anzahl vorhanden gewesen sein, weitere Haustiere standen ihm noch nicht zur Seite. Verweist das Muschelinventar die Kjökkenmöddinger bereits klar in die Litorina-Stufe, so bestätigen dies die Kohlenfunde unzweideutig: die überwiegende Mehrheit derselben rührt von Eichen her, wir befinden uns also in der klassischen „Eichen-Zeit"; Nadelholzkohlen, wahrscheinlich von der Kiefer, sind selten und lagern alsdann gewöhnlich in den untersten Straten der Haufen. Die Buche fehlt ganz; sie war damals noch nicht nach Dänemark vorgedrungen. Zeitlich ist unsere Stufe auf rund 6—7000 v. C. anzusetzen (s. Diluvialchronologie § 5).

§ 3. Diese erhöhte Wärme-Per. ist für Nordosteuropa, d. h. Skandinavien, Dänemark, die baltischen Provinzen und Finnland, mit aller Klarheit belegt, wenn auch ihre zeitliche Abgrenzung bei den verschiedenen Forschern stark schwankt. Auf größere Schwierigkeiten stößt ihr Nachweis bereits in Norddeutschland, wo man wohl bestimmte Eichen-Buchen-Horizonte mit *Planorbis corneus* und *Paludina vivipara* mit ihr in Verbindung bringen darf. Keine brauchbareren, überzeugenden Belege lieferten bislang West-, Mittel- und Osteuropa.

Angesichts dessen ist es von erhöhtem Interesse, daß sich jüngst sehr positive Anzeichen für dieses Optimum in Südeuropa ergaben.

In Nordwestspanien, d. i. in der kantabrischen Küstenzone, vermochte Graf Vega del Sella eine postglaziale Kultur zu erweisen, welche ich als „Asturiense" (Asturias-Stufe; s.d.) in die wissenschaftliche Literatur eingeführt habe. Diese zunächst in der Provinz Asturias (oder Oviedo) zahlreich vertretene Stufe überlagert das Azilien und hat noch nichts mit dem Neol. gemein, so daß ihr Platz als präneol. Kultur unzweideutig festliegt. Die Ansiedlungen dieser Zeit sind zumeist an echte Höhlen gebunden, dringen jedoch nicht in die letzteren selbst ein; es ergibt sich vielmehr, daß die damalige Bevölkerung, welche über ein sehr schlichtes Stein- und noch dürftigeres Knocheninventar verfügte und weder Keramik noch Haustiere kannte, vor und unmittelbar an den Grotten lebte und ebenda ihre Küchenabfälle anhäufte, welche im Laufe der Zeit nicht nur die Höhleneingänge völlig verdeckten und sperrten, sondern oftmals, sich schräg an die äußere Felswand anlagernd, noch mehrere Meter darüber hinausragten (Band I Tf. 45, 46). Der Hauptsache nach setzen sich diese Muschelhaufen aus *Trochus lineatus*, *Patella vulgata* und *Cardium edule* zusammen, sodann aus *Ostrea edulis*, *Triton nodiferus*, *Haliotis* u. a. m. An Säugern wiegen *Equus caballus*, *Bos*, *Sus scropha*, *Cervus elaphus*, *C. capreolus*, *Capella rupicapra* und *Capra pyrenaica* vor. Als faunistische Leitform dieser Periode hat *Trochus lineatus* zu gelten, der im kantabrischen Jung-Paläolithikum (Solutréen, Magdalénien und Azilien) gänzlich fehlt und ebenda durch *Litorina litorea* ersetzt erscheint, die umgekehrt in der Asturias-Stufe aussteht. Wir gehen kaum irre, wenn wir diese „Trochus-Zeit" mit der milderen Phase eines nordspan. K.-O. in Zusammenhang bringen. Gegen das Ende dieser Stufe setzte ein etwas trockeneres Klima ein, während dessen sich die Muschelhaufen vielfach zu festen Breccien verkitteten, ein Vorgang, für den sich die heutigen Klimaverhältnisse der nämlichen Gegend als durchaus ungünstig erweisen. Hierauf stellte sich ebenda vollends eine Periode sehr großer Niederschläge ein, das Klima der Gegenwart, begleitet von starken Erosionserscheinungen, denen der größere Teil der Abfallhaufen zum Opfer fiel. Für eine leichte Klimaverschlechterung spricht die Tatsache, daß sich *Litorina litorea* nunmehr abermals einzubürgern vermochte, ohne daß jedoch deshalb *Trochus lineatus* verdrängt worden wäre.

In dieses Optimum sind endlich noch die „Schwarzerdebildungen" (*tierras negras*) von Südspanien und Marokko zu stellen. In den Schottern ihres Liegenden lagert in der Provinz Cádiz Altpaläolithikum, die Oberfläche der fruchtbaren Schwarzerde selbst tritt bereits in Kontakt mit dem Neol. Da diese augenscheinlich rezente Formation sich nicht unter dem sommertrockenen Klima der Gegenwart gebildet haben kann, so weist sie abermals auf einen dieser unmittelbar vorausgehenden, für Andalusien und Nordwestafrika sommerfeuchten Abschnitt.

G. de Geer *Om Skandinaviens geografiska utveckling efter Istiden* Sveriges Geolog. Undersökning. Ser. C. Nr. 161 (1896); Exekutivkomitee des 11. internationalen Geologenkongresses *Die Veränderungen des Klimas seit dem Maximum der letzten Eiszeit* Stockholm 1910; G. Andersson *Die Veränderungen* usw. CR. der 11. Tagung des internat. Geol. Kongr. Stockholm 1910; A. P. Madsen, S. Müller, C. Neergard, J. Petersen, E. Rostrup, V. Steenstrup, H. Winge *Affaldsdynger fra stenalderen i Danmark* 1900; H. Menzel *Die geologische Entwicklungsgeschichte der älteren Postglazialzeit im nördlichen Europa* ZfEthn. 1914 S. 205—240; H. Gams und R. Nordhagen *Postglaziale Klimaänderungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa* Landeskundl. Forschungen der Geograph. Gesellsch. München 1923; H. Obermaier *Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens* Anthropos 14—15 (1919—20); H. Breuil *Observations sur les terres noires de la Lagune de la Janda* L'Anthrop. 28 (1917). H. Obermaier

Klimaverschlechterung, Postglaziale. § 1. Auf Grund von Eichen- und Hasel-Funden in einem Gebiet, wo sie jetzt fehlen oder selten sind, und isoliertem Auftreten s. Pflanzen außerhalb ihrer jetzigen Verbreitungszone, hat man seit langem angenommen (Elias Fries, Areschoug u. a.), daß Nordeuropa einmal ein wärmeres Klima als jetzt gehabt habe. Man glaubte lange Zeit, daß ein Klima-Optimum (s. d.) bereits vor dem Maximum der Litorina-Senkung herrschte, und daß auf dieses ein

langsames und fortdauerndes Herabgehen der Temperatur bis zur Jetztzeit folgte.

§ 2. Demgegenüber hat Sernander nachgewiesen, daß eine solche kontinuierliche Senkung der Temperatur nicht stattgefunden hat, sondern daß wir es nach unten zu (d. h. zeitlich abwärts) mit einer scharf begrenzten postglazialen Wärmezeit (Sernander 1911) zu tun haben, die bereits vor langer Zeit zu einem bestimmten Zeitpunkt durch eine postglaziale Klimaverschlechterung abgeschlossen wurde. Lennart von Post hat später diese Benennung in postarktische Wärmezeit umgeändert, doch scheint mir der Terminus „postglazial" im Gegensatz zu den interglazialen Wärmezeiten prägnanter zu sein. Man verwechselt nicht selten die postglaziale Wärmezeit mit dem postglazialen Klima-Optimum, das nur einen noch nicht näher bestimmten Teil der ersteren bezeichnet.

§ 3. Was die Stellung dieser Wärmezeit innerhalb des nord. Quartärs angeht, so umfaßt sie den jüngsten Teil der Ancylus-Zeit (s. d.) und die ganze Litorina-Zeit (s. d.), also die borealen, atlantischen und subborealen Abschnitte. Arch. ausgedrückt, fällt so der größte Teil der nord. StZ und die ganze BZ in diese Klimaperiode hinein. S. a. Nordischer Kreis A § 10.

Die Klimaverschlechterung muß einen katastrophalen Charakter gehabt haben, wenn auch gewisse klimatische Depressions-Phänomene bereits gegen Schluß des Subboreal ihren Schatten vorauswarfen. Im großen und ganzen geschah sie in einigen Jh. Sie bildet den Grenzstein für eine Reihe wichtiger Epochen: zwischen subborealer und subatlantischer Stufe, zwischen Litorina- und Limnäa-Zeit und im großen ganzen zwischen nord. BZ und EZ.

§ 4. Die Klimaverschlechterung macht sich auch stark bemerkbar in quartären Lagerungsschichten verschiedener Art. In den Torfmooren schließt der subboreale Austrocknungs-Horizont unvermittelt ab und wird von einer ausgeprägt hydrophileren subatlantischen Torfart überlagert. Der subatlantisch-subboreale Kontakt findet seinen Ausdruck z. B. im Grenzhorizont, den Weber aus nordwestd. Mooren schildert. — Die subborealen balt. Meeres-Ablagerungen sind wenig mächtig, aber reich an halophilen Mollusken und Diatomazeen. Dies zeigt, daß der Zugang an schlammführendem Süßwasser relativ unbedeutend war. Mit dem Subatlantikum erscheint das schlammführende Wasser des Limnäa-Meeres mit Brackwasser-Fauna und -Flora (Sernander 1911).

§ 5. Für den intensivsten Teil der postglazialen Klimaverschlechterung hat Sernander der Sagenwelt der Edda den Namen Fimbul-Winter entnommen und glaubt, daß dieser einen verödenden Einfluß auf die damals lebenden nord. Stämme und ihre Kultur ausgeübt habe. Die K. bringt eine bedeutende Senkung der Wärmesumme der Vegetations-Periode und wahrscheinlich auch eine Minderung von deren Länge mit sich. Diese Einwirkungen erkennt man vielleicht am besten darin, wenn man die jetzige Verbreitung von *Trapa natans* (Wassernuß) mit der der postglazialen Wärmezeit vergleicht. Während man im Subboreal eine wirkliche Anhäufung der Funde hat, fehlen sie, abgesehen von rein lokalen Relikten, im Subatlantikum. Doch beruht des Fimbul-Winters verödende Wirkung auf die nord. Kultur nicht so sehr im Heruntergehen der Durchschnittstemperatur usw., sondern in Schwankungen und Unsicherheiten in den klimatologischen Konstanten, die für die Ausübung des Ackerbaues maßgebend sind. — Klimaschwankungen und im Vergleich mit der Gegenwart hohe Niederschläge kennzeichnen auch das Subatlantikum bis in die RKZ des N.

§ 6. Der Fimbul-Winter rief sowohl starke Völkerverschiebungen wie Änderungen in deren kultureller Haltung hervor. Mit der Reexpansion der nord. Kultur, nachdem das Klima nach dem Abschluß des Fimbul-Winters seinen jetzigen Charakter angenommen hatte, legte sich im Zusammenhang damit, daß in der subatlantischen Per. nasses Wiesenland entstand, das Schwergewicht der Landwirtschaft auf die Viehzucht. Sernander hat (1925) zu zeigen versucht, daß die *sta*-Besiedlung des Mälar- und Hjälmar-Tales (Typus *Nasta*, *Bista*, *Ånsta*) an diese floristischen Verhältnisse gebunden ist, und daß sie aus den Jh. gleich n. C. Geb. stammt. Über

die Chronologie der Klimaschwankungen sagt er (1912 S. 145): „Ferner habe ich durch Zusammenarbeiten mit den schwed. Archäologen zeigen können, daß die Funde aus Montelius' 2 ersten Per. der älteren EZ (500—150 v. C.) sich durch eine auffallende Armut sowohl der Zahl als dem Inhalt nach gegenüber dem überquellenden Reichtum während der 2 nächstletzten Per. der BZ (1050—650 v. C.) auszeichnen, sowie daß sie in den lokalklimatisch begünstigten Gegenden unseres Landes konzentriert sind. Die Per. VI des Bronzezeit-Alters (650—500 v. C.) nimmt eine Übergangsstellung ein."

Gams und Nordhagen, die von mitteleurop. Mooren und Funden ausgehen, setzen das Eintreten der K. einige Jahrhunderte früher (ca. 850 v. C.). Es ist wohl möglich, daß die postglaziale K. eine zeitlich gleitende Erscheinung ist, die im S früher einsetzt.

Gunnar Andersson *Swedish Climate in the late-Quaternary Period* (in *Die Veränderungen des Klimas* ... Stockholm 1910); Gams und Nordhagen *Postglaziale Klimaänderungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa* Landeskundliche Forschungen hg. von der Geograph. Gesellschaft in München H. 25 (1923); Carl Malmström *Trapa natans L. i Sverige* Svensk botanisk tidskrift 14 (1920); Lennart von Post *Ur de sydsvenska skogarnas regionala historia under postarktisk tid* (English summary) Geologiska föreningens i Stockholm förhandlingar 46 (1924); ders. u. a. *Bronsåldersmanteln från Gerumsberget* (mit dtsch. Übersetzung) K. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien. Monografiserien Nr. 15 (1925); Sernander *Die schwedischen Torfmoore als Zeugen postglazialer Klimaschwankungen* (in *Die Veränderungen des Klimas* ..... Stockholm 1910); ders. *Om den postglaciala värmetiden och det baltiska havets fauna* Geologiska föreningens i Stockholm förhandlingar 33 (1911); ders. *Postglaziale Klimaschwankungen im skand. Norden* Gerlands Beiträge zur Geophysik 11 (1912); ders. *Löfängen i Bjärka-Säbys bebyggelsehistoria. Bjärka-Säby i monografier* Uppsala u. Stockholm 1925; C. A. Weber *Aufbau und Vegetation der Moore Norddeutschlands* Englers Botan. Jahrb. 40 (1907).

Rutger Sernander

Klinge s. die verschiedenen paläolithischen Kulturen, besonders jene des Jungpaläolithikums.

Klinglberg (bei St. Johann i. P., Salzburg). Auf einer dominierenden Bergstufe, die vom Haupthange durch eine leichte Einsattlung getrennt ist und sich etwa 150 m über dem Salzach-Tale ausbreitet, konnte Hell zwei Wohnstellen, beide von rechteckigem Grundriß und rund 15 qm Flächenausdehnung, aufdecken.

Die eine ergab ein Ausgußstück aus Bronze, Arbeitssteine und etwa 1300 Tongefäßscherben sowie Tierknochen, die andere, nur 18 m von ersterer entfernt, zwei Flachäxte, eine Pfeilspitze, verschiedene Arbeitssteine, Gußmetall und etwa 4000 Scherben. Nach der Art der Keramik scheint es sich um eine Höhensiedlung der BZ-Stufe A zu handeln, in der noch alte Stücke in Verwendung standen. Es ist möglich, daß hier versucht wurde, Kupfererz, das durch Lese aufgesammelt wurde, auf einfache Weise zu verhütten. Mit den eigentl. Salzburgischen Kupferbergbauen in der nahen Umgebung hat diese Stelle nichts zu tun.

M. Hell *Eine bronzezeitliche Höhensiedlung bei St. Johann i. P. in Salzburg und ihre Beziehungen zum alpinen Kupferbergbau* MAGW 1921 S. 194ff.

G. Kyrle

Klinkerbau s. Schiffbau.

Klistier. § 1. K. zur Darmentleerung sind in der Völkerkunde nicht selten, in Afrika wie bei den Indianern Amerikas. Auch die alten Maya-Völker Zentralamerikas machten von Einläufen Gebrauch, bald mittelst mehr spritzenförmiger, bald einfach röhrenförmiger Behelfe. Bei den Ägyptern galt nach Älian (II 35) der Ibis als der Lehrer des K. und Abführens überhaupt; jedenfalls waren K. dort ebensosehr in Gebrauch wie in Babylonien, vielfach unter Einspritzung von Kräuterabkochungen.

§ 2. Es sieht nach einer Stelle des Pap. Ebers so aus, als habe es schon zu Beginn des 2. Jht. einen Spezialisten des K.-Setzens in Altägypten gegeben, den *hebcher*, und in einem Papyrusbriefe aus späterer Ptolamäer-Zeit (2. Jh. v. C.) treffen wir auf einen Ägypter, der als ἰατροκλύστης bezeichnet ist. Der *heb-cher*, heißt es, dringt ein durch den Anus mit dem Arzneimittel. Die Störungen an Herz und Magen gehen bei dieser Behandlung zurück (Wien. klin. Wochenschr. 1895 Nr. 36 v. Oefele). Bei den Persern wurden K. gleichfalls geschätzt, doch ist das Alter dieser Heilmaßnahme bei ihnen bisher nicht fixierbar.

M. Bartels *Medizin d. Naturvölker* 1893 S. 120f.; Sudhoff *Ärztl. aus Papyrusurkunden* 1909 S. 260 f.

Sudhoff

Klopfstein s. Steinbearbeitung § 5,11.

Klosettanlage. S. a. Abtritt, Grab D § 12 (Aborte in Gräbern des AR). Vgl. a. MDOG 50 (1912), 52 (1913). — (Ägäischer Kreis) Bisher nur im Palast von Knossos ein Klosett mit Wasserspülung und Resten einer Sitzbank. S. Kreta B § 12.

BSA 8 S. 85ff. Evans. G. Karo

Kloster. Dem Begriff „K." entspricht in Babylonien das Wort *gâgu*. Die akkad. Gelehrten deuten es selbst als *bît kilutûm* 'Haus der Abschließung'. Man versteht darunter einen bestimmten Stadtbezirk in der Nähe des Tempels, der durch eigene Mauern und Tore gegen die übrige Stadt abgeschlossen ist. Hier wohnen die Priesterinnen des Gottes. Bei manchen Tempeln ist dieses *gâgu* geradezu zum Bordell geworden, in dem die Hierodulen (s. d.; *Sal. Me=natîtu*) sich dem Besucher geschlechtlich hingeben. Das syr. Wort für Bordell גגוּיא hat die Erinnerung daran zurückbehalten. Durch einen glücklichen Fund der Franzosen ist das *gâgu* der Stadt Sippar (s. d.) ausgegraben worden, so daß man sich eine deutliche Vorstellung von der Größe und dem Aussehen eines solchen machen kann.

DLZ 1913 S. 543 P. Jensen; Lit. Zbl. 1913 S. 512; V. Scheil *Une Saison de fouilles à Sippar* Le Caire 1902 S. 25; Hazuka *Beiträge zur Erklärung des Hammurabi-Kodex* Diss. Berl. 1907 S. 22; Rev. d'Assyr. 8 (1911) S. 93 Thureau-Dangin. Ebeling

Knebelnadel s. Krückennadel.

Kneblingshausen (Westfalen; „Römerlager") s. Haus A 1 § 33.

Kniefibel s. Fibel A § 22.

Knoblauch s. Garten.

Knochen. A. Europa. § 1. Die K. der Jagd- und Haustiere, einschließlich der Zähne und Hirschgeweihe, eignen sich wegen ihrer Härte, Zähigkeit und doch leichten Bearbeitungsmöglichkeit ausgezeichnet als Werkmaterial und haben jederzeit die ausgiebigste und mannigfachste Verwendung gefunden. Man kann den K. schneiden, schaben, sägen, behauen, bohren, drechseln und schleifen. K.-Schliff ist sogar älter als Steinschliff, er kommt schon im Paläol. vor (Anthr. Korr. Bl. 1913 S. 17 Verworn). Während im älteren Paläol. die Verarbeitung von K. noch spärlich ist, nimmt sie im jüngeren, und zwar besonders im Magdalénien, einen großen Aufschwung. Auch im Mesol. ist der K. neben dem Feuerstein das hauptsächlichste Werkmaterial. Im Neol. spielen K.-Gegenstände noch eine große Rolle, treten aber in den späteren Per. gegen die metallenen etwas zurück. Die Verwendung ist so mannigfach, daß es kaum eine Technik, kaum eine Gruppe von Werkzeugen und Geräten gibt, bei der nicht auch K. beteiligt sind.

§ 2. Durch Brennen wird der K. kalziniert, er verliert seine Zähigkeit und läßt sich zu Pulver zerstoßen. Aus solcher Masse wurde von der j. StZ ab eine Paste zum Inkrustieren von Tongefäßornamenten hergestellt.

§ 3. Der frische K. enthält eine gewisse Menge Fett. Daß man dieses schon in der ä. StZ nutzbar gemacht hat, deuten die zum Zweck leichteren Extrahierens ihres Fettgehalts durch heißes Wasser zerkleinerten K. an, die an Ansiedlungs-Stellen massenhaft gefunden werden. Das Mark konnte aus den Röhrenknochen ohne weiteres herausgestoßen werden.

L. Pfeiffer *Die steinzeitl. Technik* 1912 S. 192ff.; ders. *Die steinzeitl. Muscheltechnik* 1914 S. 204ff. Alfred Götze

B. Ägypten. Wie überall sonst auf der Erde, so gehören auch in Ä. Geräte aus Tierknochen zu den ältesten Werkzeugen des Menschen. Zum Gebrauch als Stecknadeln (Junker *Kubanieh-Süd* S. 117) wurden die K. nur am unteren Ende zugespitzt, im übrigen aber unbearbeitet gelassen; andere Geräte aus K. dagegen wurden in kunstvollerer Schnitzerei hergestellt. So Harpunen, Kämme, Haarnadeln, Bohrer (Peet *Cem. Ab.* II 4 und Tf. 3, 12—16), Netznadeln u. a.

Petrie-Quibell *Naqada* S. 46 und Tf. 61, 13—15; Petrie *Diospolis* S. 22; Maciver-Mace *Amrah* S. 48; Junker *El Kubanieh-Süd* S. 93ff., 97, 101; Petrie *Prehist. Eg.* S. 42; Reisner *Survey* 07/08 Tf. 66; Firth *Survey* 08/09 Tf. 38 d. Ranke

Knochenartefakte, Paläolithische s. Moustérien § 3 und die verschiedenen jungpaläolithischen Kulturen.

Knochenbearbeitung s. Knochen.

Knochenkultur, Nordische s. Nordischer Kreis A § 2.

Knopf. § 1. Die kleinen vorgesch. Fundstücke, die mehr oder weniger Ähnlichkeit mit unseren K. haben und so bezeichnet werden, kommen in verschiedenen Formen vor und haben gewiß verschiedenen Zwecken gedient. Sie lassen sich nach ihrer Befestigungsart in drei Gruppen einteilen: a) mit Löchern, b) mit Ösen, c) Doppelknöpfe.

§ 2. Bei Scheiben mit einem Lochpaar in der Mitte liegt die Möglichkeit vor, sie nach Art der heutigen K. aufzunähen. Diese Art der Befestigung ist zwar nicht durch Funde belegt, aber wenigstens bei einem Teil der Fundstücke wahrscheinlich; unwahrscheinlich ist aber ihre Verwendung zum Kleiderverschluß mittels Knopflochs. Sie sind aus verschiedenen Stoffen, namentlich Geweih, Knochen und Bernstein, hergestellt und kommen im Neol. ziemlich häufig vor, fehlen aber auch später nicht. Über durchbohrte Knochenscheiben des Paläol., die sicher keine Knöpfe waren, vgl. Déchelette *Manuel* I 211f.

§ 3. K. mit Ösen lassen sich leicht durch Bronzeguß herstellen (über die Technik s. Bronzeguß A § 7) und sind in der BZ ziemlich verbreitet. Auch im Neol. gibt es Ösenknöpfe aus Bernstein, Knochen und Kalkstein, deren Öse durch V-Bohrung auf der flachen Seite angebracht ist (Tf. 13; Band I Tf. 133 i; Band IV Tf. 181). Über ihre Verwendung als Gewandverschluß ist nichts bekannt, wahrscheinlich dienten sie als Zierbesatz (ZfEthn. Verh. 22 [1890] S. 287ff. Olshausen; Déchelette *Manuel* I 578f., II 337f.).

§ 4. Die einzige Knopfart, die nachweislich als Verschluß diente, sind die bronzenen Doppelknöpfe der nord. BZ, mit denen Leibgürtel und Unterkleidung zusammengehalten wurden (Band IX Tf. 115 l. u.). Eine ähnliche Verwendung möchte Seger für die garnrollenähnlichen Bronzegegenstände der frühen BZ annehmen. Doppelknöpfe kommen auch sonst vor, z. B. im neol. Gräberfeld von Rössen aus Eberzahn, in Westeuropa aus Jet u. a. m., aber ihre Gebrauchsart ist unsicher. Funktionell ist der Doppelknopf verwandt mit dem Niet; er ist dessen Anwendung bei Gegenständen aus nichtstarrem Material (Müller *NAK.* I 256; Schlesiens Vorzeit NF 4 [1906] S. 15 Seger).

§ 5. Aus der LTZ liegen Sporen mit Knöpfvorrichtung vor („Knopfsporen"; s. Sporn).

Forrer *Reall.* S. 412; Berichte aus dem Knopf-Museum Heinrich Waldes Prag-Wrschowitz 1 (1916ff.). Alfred Götze

Knossos. Hauptstadt von Kreta (s. d. B). Seit 1900 hat A. Evans den großartigen Palast (s. d. B), sowie die ihn unmittelbar umgebenden vornehmen Häuser ausgegraben, ferner eine nach S zu einer Brücke über den Kairatos-Bach führende Straße, eine zweite, die nw. zwischen Magazin- und Arsenalbauten bis zu dem sog. Kleinen Palast läuft, und eine Reihe von Gräbern (s. d. C) n. der Stadt. Von dieser selbst sind bisher nur zwei Häuser im S des Palastes freigelegt, während die Hauptmasse n. zu suchen ist und, nur umfangreicher und prächtiger, den Anlagen von Gurnià (s. d.) und Palaikastro im O der Insel ähneln dürfte.

BSA 6—11 Evans; ders. *Prehist. Tombs Knossos* 1905; ders. *The Tomb of the Double Axes* 1915; ders. *Pal. Minos* I (1921). G. Karo

Knotenfibel (Watscher Fibel) s. Fibel A § 19.

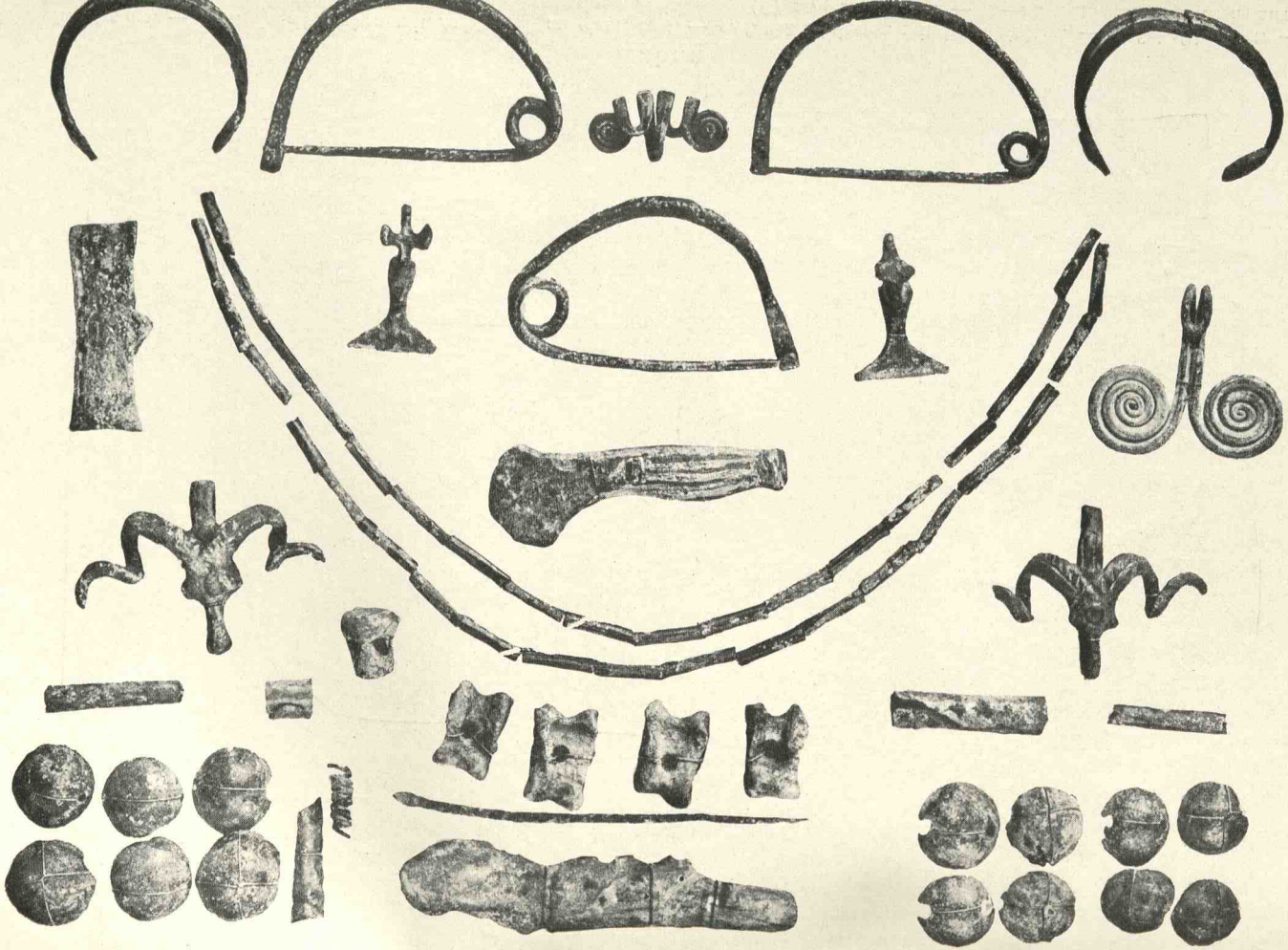
Knotennadel s. Nadel A 1 § 47.

Knovíz (Böhmen). Dorf bei Slaný in Böhmen, bekannt durch eine größere, von J. Felcman und V. Schmidt (Památky 16 [1893] S. 243ff.) sehr gut erforschte Ansiedlung der jüngsten BZ (Band II Tf. 37), die Anlaß zur Entdeckung einer neuen Kulturstufe, der sog. Knowiser Kultur (s. d.), in Böhmen gab. I. L. Červinka

Knowiser Kultur (Band II Tf. 34, 37, 216 c—e). § 1. Nach der aufschlußreichen Siedlung bei Knovíz (s. d.) im w. Böhmen benannte, bisher nur aus dem nw. Mittelböhmen bekannte Kulturphase der BZ. Sie ist nach Ansicht der böhm. Prähistoriker Buchtela, Niederle u. a. wesentlich durch die Einwirkung der vom N eingedrungenen, jüngeren Lausitzischen Kultur auf die autochthone Aunjetitzer Kultur entstanden. V. Schmidt hat sie in seiner Beschreibung der Knowiser Funde (Památky 16 [1893] S. 243ff.) der HZ zugewiesen, nach Píč (*Starožitnosti* I 1 [1899]) stellte „die Stufe der jüngeren Wohngruben" eine ältere Stufe der Bylaner Kultur vor. In der jüngeren Phase der Knowiser

Koban

a. Dolch. L. 26,5 cm. — b, d. Vogelfigürchen mit Anhängsel an der Brust. — c, f. Gürtelplatten mit Emaileinlage. — e. Schaftlochaxt. — g. Gedoppelte Hohlbuckelchen. — h. Menschenfigürchen. — i. Kopf eines Steinbockes (?) mit Anhängsel. — k—m. Nadeln. Sämtlich aus Bronze. Nach R. Virchow, Koban.



Koban

Axt, Messer, Fibeln und Schmuck. L. der Axt 8,8 cm. Nach R. Virchow, Koban.

Kultur machen sich wohl schon deutlich Einflüsse der Hallstatt-Kultur bemerkbar, aber weder auf den Wohnstätten noch in den Gräbern wurden Spuren von eisernen Artefakten gefunden. Die K. K. gehört somit wohl noch der reinen BZ an und umfaßt die jüngste Stufe derselben, wie Buchtela richtig erkannte, obwohl z. B. in der Knowiser Ansiedlung bei Voděrady bereits eine Hallstatt-Kahnfibel (Píč *Starož.* I [1899] Tf. 85) gefunden wurde. Vollkommen verfehlt ist dagegen die Zuweisung dieser Mischkultur an die Nachkommen einer autochthonen Hockergräberbevölkerung Böhmens.

§ 2. Diese Ableitung der K. K. setzte voraus, daß sich Reste der Aunjetitzer Bevölkerung bis in die mittl. und jüngste BZ hinein erhalten hätten; sie mußten einerseits in das neuzugewanderte Volk der Urnenfelderkultur aufgegangen sein und anderseits an ihren alten Sitten, namentlich an der Hockerbestattung, festgehalten haben, wenn die Knowiser „Hockergräber" wirklich die Nachkommen der Aunjetitzer vorstellen sollten. Auffallend bliebe dabei, daß es in Mähren, wo im wesentl. dieselben Bedingungen gegeben waren wie in Böhmen, zur Entwicklung der Knowiser Mischkultur nicht gekommen ist.

§ 3. Die Hügelgräber der Husiner und Milavetscher Gruppe (Píč *Starožitnosti* I 2 [1900] Tf. 27; Památky 19 [1900] Tf. 13 Hostaš) sowie die mit ihnen gleichzeitigen Siedlungsfunde bei Klattau-Klatovy und weiter n. in Mittelböhmen belehren uns, daß die K.K. keine Mischkultur der alten Autochthonen, sondern eine selbständige Entwicklung der sw. böhmischen Hügelgräberkultur darstellen muß, die ihren Ursprung und ihre Verbreitung vom SW (*AuhV* 5 [1906] S. 244 Reinecke; Nachr. ü. D. A. 14 [1903] S. 40—44 K. Brunner) nur einem stärkeren Nachschub des Hügelgräbervolkes zu verdanken hat. Die Hügelgräber von Husín (Památky 19 [1900] S. 115ff. Tf. 13 Hostaš) weisen eine ganze Suite von Knowiser Keramik auf; in einem Hügelgrab bei Velká Dobrá nächst Kladno war ein sekundäres Brandgrab mit Knowiser Doppelgefäßen (Píč *Starožitnosti* I 2 S. 161 Tf. 7 Abb. 19). Diese Kolonisation muß zur Zeit der größten Ausbreitung der „Lausitzer" stattgefunden haben, denn die Elbe bildet zwischen den beiden gewiß fremdartigen Völkern eine Grenze. Der stärkere Antrieb zur Weiterentwicklung der K. K. kommt nicht von den Lausitzischen n. Einwanderern. Es wird dies auch dadurch bestätigt, daß sich in der K.K. keine „schlesische" Per. nachweisen läßt. Vielmehr treten immer stärker fühlbar Hallstatt-Einflüsse hervor, die wir in der wie in Hügelgräbern so auch in Flachgräbern und Siedlungen unmittelbar nachfolgenden „Bylaner" Kulturstufe wahrnehmen. — S. a. Böhmen-Mähren D II.

V. Schmidt *Praehistorické sidliště u Knovíze s popelovitými jámami* Památky 16 (1893) S. 243ff.; K. Buchtela *Kultura knovízská* Pravěk 1 (1903) S. 2ff. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Knowiser Gefäßformen gibt Buchtela im Jahrb. Zentr. Kom. 4 (1906) Tf. 2.

I. L. Červinka

Knüpfen. A. Europa s. Textiltechnik A § 16.

B. Ägypten. Ob neben der Weberei (s. d. B), die in Ä. seit ältester Zeit geübt worden ist, auch die Technik des K. den vorgesch. Äg. bekannt war, hat noch nicht mit Sicherheit ausgemacht werden können. Von den Teppichen, die die Zimmerwände in den Häusern der Vornehmen geschmückt und ihre Türeingänge verhüllt haben, hat uns selbst der alles konservierende Boden Oberägyptens keine Reste erhalten. Wir kennen nur Darstellungen solcher Teppiche aus verschiedenen Malereien des AR, die wohl bunte Farbenpracht, nicht aber die Technik, mit der sie hergestellt sind, erkennen lassen.

Vgl. besonders Quibell *Tomb of Hesy* 1912 Tf. 8 u. 9; Davies *Ptahhetep* I Tf. 20 u. 20A.

Ranke

Kobalt. K. wurde im Altertum zur Anfertigung metallener Gegenstände nicht verwendet. Er ist zwar zuweilen in alten Bronzen durch Analysen nachgewiesen worden, aber stets in so geringen Mengen, daß zweifellos nur natürliche Verunreinigung vorliegt. Dagegen benutzte man ihn zum Blaufärben von Glas (s. d. A).

ZfEthn. Verh. 17 (1885) S. 336 Salkowski.

Alfred Götze

Koban (Tf. 6, 7). Gräberfeld aus der Bronze-Eisenzeit in Ossetien, nö. von Kazbek, 35 km von Vladikavkaz. Die

Gräber sind unterirdische Flachgräber, mit aus Steinplatten oder Geröllsteinen gebauten Grabkammern, etwa 1—2 m unterhalb der Bodenfläche. Die Kammern sind 1,2×0,7 m groß. Bisweilen liegt eine Kammer über der anderen. Der Tote mit dolichokephalem Schädel liegt oft in Hockerstellung. Auch kollektive Bestattung kommt vor. Im ganzen sind wenigstens 700 Gräber bekannt. Größere Kollektionen der Altertümer aus K. befinden sich im Historischen Museum zu Moskau, in Tiflis, im Naturhistorischen Museum zu Wien, in der Staatssig. Berlin, im Musée de St-Germain in Paris und im Museum von Lyon.

Die Gräber sind meistens sehr reich an Inventar. Zum Inventar der Männergräber gehört gewöhnlich eine Schaftlochaxt, Dolchmesser, Armringe, Nadeln, Kopfschmuck und sog. Bismantova-Fibeln (Tf. 7; s. Fibel A § 19), Gürtelbeschläge, alles aus Bronze, und Tongefäße. Eisen kommt, obwohl selten, vor. In den Frauengräbern sind Anhängsel, Nadeln, Ringe und Halsschmuck mehrfach gefunden worden. Im allg. sind die Formen ganz eigentümlich lokalen Charakters, aus den früheren Formen entwickelt (s. Kaukasus C). Die zoomorphen Ornamente sind sehr allg. Auf den Bronzen wurden die Ornamente oft eingraviert, auch Emaillierung kommt nicht selten vor (s. Email A § 2).

K. gehört der Übergangsstufe von der BZ zur EZ an, doch dominiert noch immer die Bronze. Ein Datum geben uns die Fibeln, welche ins 12. Jh. v. C. zu setzen sind. Das Gräberfeld gehört dem 13.—9. Jh. v. C. an und kann den kaukas. Völkern (s. d.) zugeschrieben werden.

E. Chantre *Caucase* II (1885—1887); R. Virchov *Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten* 1883; P. Uvarova *Mogilniki severnavo Kavkaza* Materialien Arch. Kauk. 8 (1900).

A. M. Tallgren

Koban-Fibel s. Fibel A § 19.

Koberstadt (bei Darmstadt, Hessen-Starkenburg). Schanze und Grabhügel. K. (ursp. Kobershart) heißt eine Waldgegend n. von Darmstadt bei Langen, wo namentlich von F. Kofler eine über 300 m l., nierenförmige, sich den Sanddünen anschmiegende Befestigung und eine größere Nekropole der Hallstattstufe III festgestellt sind. Die erstere nimmt keineswegs die beherrschende Höhe ein, stellt also wohl mehr ein befestigtes Lager der ersten Einwanderer dar mit einer Anzahl primitiver Hüttenstellen rundlicher und viereckiger Form aus Pfosten und Flechtwerk. Die Sicherung durch einen Erdwall mit umflochtenem Palisadenzaun und zwei vorliegenden Gräben mit Asthindernissen verrät große Geschicklichkeit. Die Grabhügel sind in mehreren Gruppen angeordnet, z. T. in langen Reihen längs der damaligen Wege, und treten mit gleicher Kultur noch in mehreren größeren oder kleineren Gruppen in den Wäldern zwischen Darmstadt und Main auf. S. a. Festung A § 19; Haus A I § 22, 27.

Archiv f. hess. Gesch. 3 (1900) S. 217f. F. Kofler; Präh. Z. 11/12 (1919/20) S. 145f. K. Schumacher.

K. Schumacher

Kochen s. Jagd, Nahrung, Wirtschaft.

Köcher. A. Europa. K. als Behälter für Pfeile wird es zu allen Zeiten gegeben haben, aus denen Pfeilspitzen bekannt sind, und das trifft in der vorchristlichen Zeit fast ausnahmslos für ganz Europa und sämtliche Kulturen zu. Doch sind Originalfunde kaum bekannt. Das Bild eines Köchers mit Pfeilen sowie Bogen und Bogenspanner zeigt die Platte eines Steinkistengrabes von Göhlitzsch (s. d.; Kr. Merseburg; Band II Tf. 16). Derartige Bogenspanner (s. d.) sind auch in Oberitalien (Umbrien) und Böhmen gefunden worden. Bekannt sind die K. von Darstellungen griech. Kunst, und aus skyth.-sarmat. Kurganen Südrußlands sind zahlreich Reste von Köchern zutage gefördert (s. z. B. Band II Tf. 153). Die skyth. K. (Goryte; s. d.) nehmen eine Sonderstellung ein, da sie als Behälter für Pfeile und Bogen dienten. Als Material zur Herstellung der Köcher benutzte man Leder, Zeug, Holz oder Metall. S. a. Kunst A III.

E. Sprockhoff

B. Palästina-Syrien s. Bogen C § 8.
C. Vorderasien s. Bogen D § 1.

Kodža-Dermen (Tf. 8, 9; bei Šumen, Bulgarien). Großer, beim Bau der Straße nach Razgrad angeschnittener, aber noch nicht methodisch untersuchter Wohnhügel mit zahlreichen spätneol. Kulturresten. In der

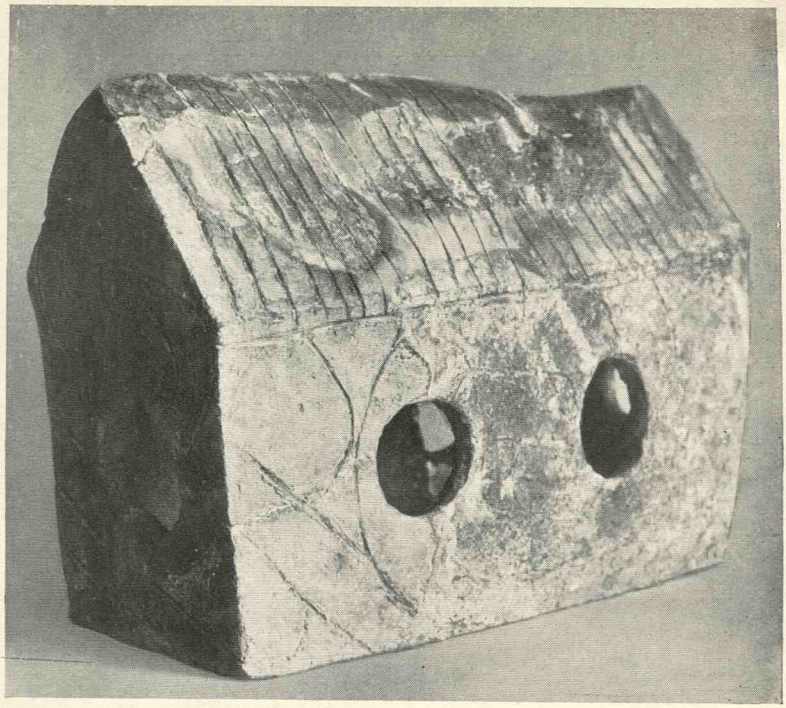
a

b

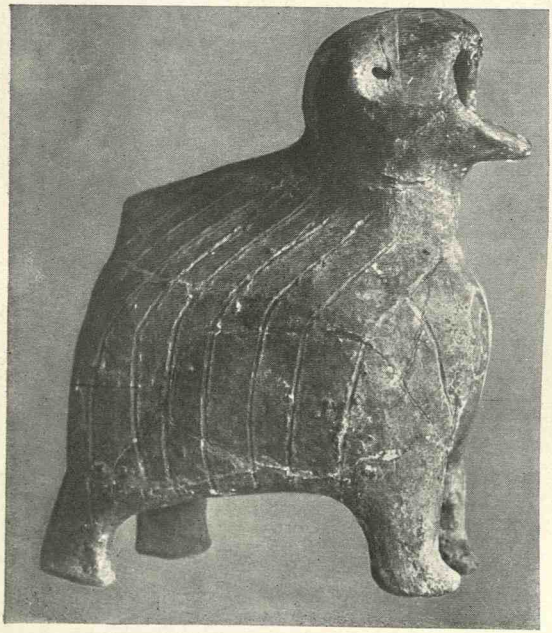
c

Kodža-Dermen

a. Tongefäß. H. 55,5 cm. — b. Tönerner Deckel. Dm 14,9 cm. — c. Deckelgefäß. H. 13,5 cm. — Aus dem Wohnhügel von K.-D., Kr. Šumen. Nach Aufnahmen des Nationalmuseums in Sofia.



a



b

Kodža-Dermen

a. Tönernes Hausmodell, H. 29,5 cm, L. 42,5 cm. — b. Tongefäß in Tierform in zwei Ansichten. H. 26,5 cm. — Beide aus dem Wohnhügel von K.-D. — Nach Aufnahmen des Nationalmuseums in Sofia.

Keramik begegnet man, neben dickwandigen, groben, unverzierten und dünnwandigen, mehrfach auch bemalten Gefäßen, deren Ornamentmotive gerade und bogenförmige Linien bilden. Die Werkzeuge und Waffen sind aus Knochen, Horn, Silex u.a. Gesteinsarten hergestellt. Unter den Axtformen überwiegen die rektangulären mit einseitig zugespitzter Schneide und abgerundeten Schmalseiten wie in den Höhlen bei Madara (s. d.) und dem Hügel Bakadži. Über die Wirtschaftsweise geben zahlreiche Jagd- und Haustierreste, unter denen jedoch das Pferd fehlt, sowie bis zu 10 cm dicke Kornschichten Aufschluß. Als Hausreste deutet man verkohlte Zweige von Eiche. Von der Form der Häuser geben einige mitgefundene hüttenartige Tonmodelle eine Vorstellung (Tf. 9a).

Am bemerkenswertesten sind die in großer Menge aufgefundenen Ton- und Knochenfiguren. Unter den Tonidolen lassen sich drei Haupttypen unterscheiden: 1. sehr rohe, walzenförmige Idole mit elliptischem Querschnitt und wenig scharf abgesetztem Kopf, an dem nur die Nase durch eine grobe Wölbung herausmodelliert ist. Die Arme bilden kurze, wagrechte Stümpfe. 2. Ähnliche Idole mit kurzen Beinstümpfen. 3. Sorgfältiger geformte Figuren mit vorwärts gebeugtem Oberkörper, stark verbreiterten Hüften und beträchtlicher Steatopygie (wie sie sich schon in paläol. Höhlen dargestellt finden und in ganz gleicher Form in Thessalien wiederkehren); die Arme erscheinen noch als kurze Stümpfe; die Beingliederung wird durch eine über die Hinter- und Vorderfläche laufende, senkrechte Furche angedeutet, an die sich vorn je eine Furche zur Abgrenzung der Reg. hypog. anschließt. Auf dem Körper finden sich mehrfach Spuren gerader und bogenförmiger, eingeritzter Linien, die wie die zur Abgrenzung des Körperteils dienenden Einfurchungen rot inkrustiert sind und wahrscheinlich Tätowierung andeuten. Von Knochenidolen fand sich nur ein Stück, das sich typol. denen von Vinča (s. d.) und Sultan (s. d.) anschließt und ebenso an gewisse Idolformen von Troja I—V erinnert. Endlich fanden sich noch mehrere tönerne Tierfiguren (Tf. 9b), wie sie ähnlich in Ungarn (Pilin) und Troja wiederkehren.

Bull. Soc. Arch. bulg. 2 (1911) S. 70—80 R. Poppow; Rev. de la Soc. littér. bulg. 21 (1909) S. 503—562 ders.; Präh. Z. 4 (1912) S. 103—113 ders.; Hoernes *Urgesch.*² S. 310 und 317 Abb. 1—3; Vodač za narodnija muzej v Sofija 1923 S. 61, 86, 94, 104. G. Wilke

Kogelberg s. Zöbing.

Kohl und Rübe. § 1. Von K. und R. läßt sich mit großer Sicherheit annehmen, daß ihre Vorfahren zu den sog. Unkräutern, also zur „Ruderalflora" gehörten, die sich mit Leichtigkeit dem Menschen anschlossen und so bald in seine Wirtschaft hineinwuchsen. Namentlich bot ihr Same wohl bald eine beliebte Fettnahrung, die, jetzt nicht mehr verwendet, doch noch in der Vogelnahrung weiterlebt, aber daneben fand sich auch bald die Verwendung der Blätter als Gemüse ein. So werden sich am leichtesten die zahlreichen Formen von K. und R. als Gemüse, aber auch als Unkraut erklären.

§ 2. Der Genuß der Samen von K. und R. nutzt die verhältnismäßig kleinen, aber sehr fettreichen Samen aus. Wir haben bisher freilich nur eine ältere Nachricht in den Benedictiones Ekkehardi (205—208), daß damals noch an einer so vornehmen Tafel, wie die des St. Gallener Klosters, Kohlsamen gegessen wurde. Aber noch um 1880 wurden als Abschluß einer Nachbarschaftsarbeit, beim Rapsreiten in Schleswig-Holstein, die frischen Rapssamen als Festspeise in Pfannkuchen verbacken. Daß man auch aus sehr kleinen Samen Öl gewinnen kann, wie ja noch heute aus Raps und Rübsen, den beiden verwandten Arten, habe ich bei Öl (s. d. A 1) ausgeführt. Ohne Zweifel ist bei dem großen Fetthunger der alten Zeit und der Wichtigkeit der Wirtschaftsöle auch dieser Weg der Zähmung unserer heutigen Gemüse beschritten worden. Rübsen und Raps werden also die ältesten Formen der Kohlgewächse darstellen.

§ 3. Daneben spielt der Genuß der Blätter beim K., der Wurzeln bei den R. eine ausschlaggebende Rolle. Und hier werden wir einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt für beide, jetzt so verschiedenen Gemüse zu suchen haben, wenigstens legen dies die neueren Untersuchungen nahe. Werden doch in den Säuerungsgruben beide Pflanzen zusammen gesäuert sein

und so erst die Zartheit und Schmackhaftigkeit gewonnen haben. Deshalb aber werden wir darauf gefaßt sein müssen, vorgesch. nicht die ausgesprochenen Abarten zu finden, die wir heute kennen. Sind doch die großen R. und die Kohlköpfe Abarten, die selbst nicht weit in die geschichtliche Zeit hineinreichen. Nicht einmal der Kohlkopf läßt sich in der antiken Welt nachweisen, und er ist auch heute eigentlich auf die n., also wesentlich auf die germ. Welt beschränkt. Ed. Hahn

Kohle. § 1. Für die Verwendung von Stein- und Braunkohle als Brennstoff liegen keine direkten Beweise vor. Es scheint aber nicht ausgeschlossen, daß sie dort, wo sie zutage treten und heute im Tagebau gewonnen werden, gelegentlich so benutzt wurden. Zugänglich waren sie sicher schon dem Neolithiker, denn sie wurden zu Schmucksachen verarbeitet. Holzkohle muß mindestens vom Beginn der BZ an erzeugt worden sein, denn sie ist in der Metallurgie unentbehrlich.

§ 2. Zur Herstellung von Schmucksachen dienten einige besonders geeignete Arten: der Gagat, eine schwarze, feste, leicht schleifbare und politurfähige Steinkohle (Jet, Pechkohle; Band IV Tf. 26), und der Lignit, eine holzartige Braunkohle. Außerdem wird gelegentlich einfache Braunkohle zu Perlen verarbeitet, wie in dem neol. Gräberfelde von Rössen (s. d.), das in der Nähe des mitteldeutschen Braunkohlenreviers liegt. Der Gagat wird bereits im westeurop. Paläol. zu Schmucksachen verwendet (s. Schmuck A § 3), findet sich dann in neol. und bronzezeitl. Pfahlbauten der Schweiz, in der BZ Spaniens und Großbritanniens (s. d. C § 26), besonders häufig aber in der südd.-frz. Hallstatt- und Latène-Kultur (Armringe, Schmuckperlen u. dgl.). Aus Lignit wurden in der w. Hallstatt-Kultur breite, massige Armbänder angefertigt. — S. a. Brennmaterial.

BJ 87 (1889) S. 202ff. Schaaffhausen; Forrer *Reall.* s. v. Gagat, Lignit; Hoops *Reall.* II 110; *AuhV* 5 S. 147 Reinecke.

Alfred Götze

Kohlenbecken S. a. Feuer, Feuerbecken, Hausgerät C § 4, Heizungsanlage. — (Vorderasien) Das K. war in Babylonien und Assyrien ein gewöhnliches Stück des Hausrates. Es bestand aus Metall, Bronze oder Eisen, und das Feuer von Dorngestrüpp, Schilf oder Holzkohle wurde in dem offenen Behälter angemacht. Es wurde sowohl zum Wärmen als auch zum Kochen und Braten benutzt. Wegen der Schwierigkeit des Anzündens des Feuers ließ man es im K. gar nicht erst ausgehen. Ein ausgelöschtes K. ist das Symbol einer aufgelösten Wirtschaft (Meissner *Babyl. und Assyr.* I [1920] S. 414). B. Meissner

K(j)ökkenmöddinger-Bevölkerung. Die Ansicht Kossinnas, daß die K.-B. einer brachykephalen, „finnischen" Rasse angehört habe, hat wohl wenig Anklang gefunden, zumal das vorhandene Schädelmaterial jener Zeit nur Langköpfe zeigt, so der Fund von Viste (s. d.; Norwegen), die Schädelbruchstücke von Gaarden bei Kiel und die wohl auch hierher zu rechnenden beiden Skelette von Stångenaes (s. aber d.) aus der Landschaft Bohuslän. Die Schädel dieser beiden Individuen sind ausgesprochen lang (gr. Länge 200 und 196 mm, gr. Breite bei beiden 147 mm; Längen-Breiten-Index 73,5 und 75), aus den Extremitätenknochen ist die sehr erhebliche Größe von etwa 1,80 m errechnet worden (wahrscheinlich *Homo europaeus*; s. d.).

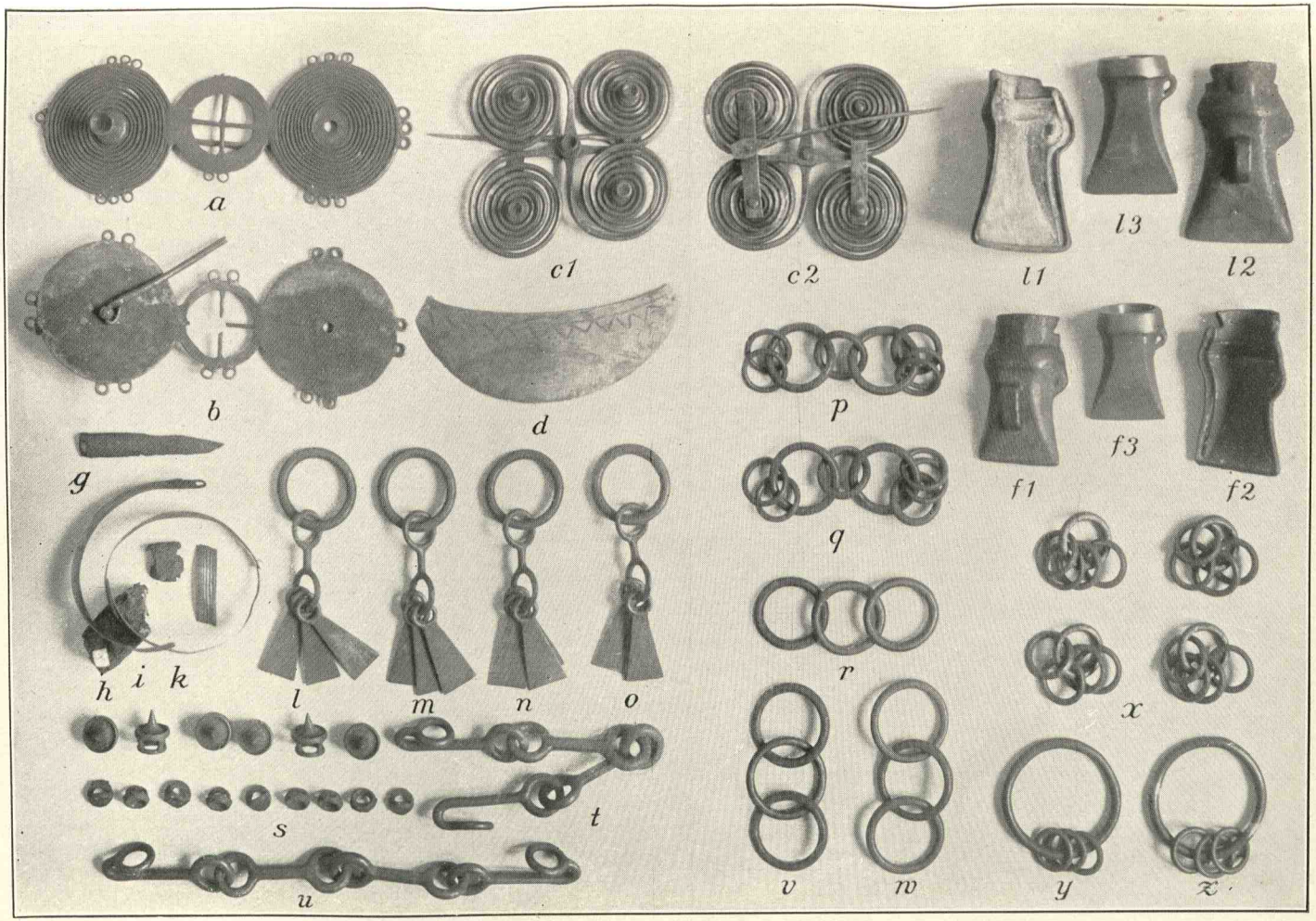
Förhandlingar 4. Skand. Nat. församm. 1844 Nilsson; Kossinna *Der Ursprung der Urfinnen* Mannus 1 (1909); ders. *Herkunft der Germanen* Mannusbibl. 6; Zentralbl. f. Anthr. 1909 S. 256 L. Wilser; ders. *Die Germanen* 1913 S. 41; G. Kraitschek *Zur ethnologischen Stellung der frühneolithischen Kulturen Dänemarks und Südskandinaviens* Pol. Anthr. Rev. 12 (1914) S. 527ff.

Reche

K(j)ökkenmödding-Stufe s. Nordischer Kreis A § 3b 3.

Koldingfjord s. Nordischer Kreis A § 3b 1.

Kölpin (Kr. Kolberg-Körlin; Tf. 10). Moorfund 1884 (Museum Stettin): Zwei bronzene Gußformen für kleine Lochäxte, zwei Scheibenfibeln mit massiven Scheiben (in der Mitte ein Rad), Doppelspiralfibel aus vierkantigen Stäben, Schmuckplatte mit Zickzacklinien in Tremolierstich, drei achtkantige Ringe, zwei Trensen, 10 Systeme ineinanderhängender Ringe (zusammen gegossen wie Montelius-Festschrift 1913 S. 157 Götze; s. a. Bronzeguß A § 14a), vier Ringe mit einhängenden Schmuck-



Kölpin

Depotfund. Maßstab 1 : 3, 5. Nach Aufnahme der Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin.

platten (Pferdeschmuck), 15 kleine Tutuli mit Bügelgriff, zwei gerippte Armbänder, starkes Eisenmesser, unverarbeitetes Stück Eisen. Wichtiger Fund des Übergangs der BZ zur EZ unter Einfluß der III. Hallstattperiode. S. a. Billerbeck.

Balt. Studien 35 S. 394 Tf. 5. R. Beltz

Komagene s. Ḳummuḥ.

Komana. Name zweier kappadok. Städte: 1. *Comana Pontica*, am Iris, Ruinen bei Gümenek, unweit Tokat; 2. *Comana Cappadociae*, am Saros, Ruinen bei Schahr. In beiden Städten bestanden schon aus vorkappadok. Zeit berühmte Heiligtümer der Göttin *Mā*, einer Erscheinungsform der großen kleinas. Muttergöttin. — Zwischen dem Namen K. und dem in assyr. Inschriften seit Tukulti-Ninurta I. (1260—1232) vorkommenden Volks- und Landesnamen *Ḳumanî* (*Ḳumeni*, *Uḳumanî*) besteht möglicherweise ein Zusammenhang.

Ed. Meyer *G.d.A.* I 2³ (1913) §§ 473, 486, 487. O. Schroeder

Kom el-Ahmar. § 1. Name verschiedener Ruinenstätten bzw. der ihnen benachbarten Dörfer in Ä. Bedeutung „der rote Schutthügel". Meist handelt es sich um Stadtruinen, in deren Nähe Gräber liegen, teils Friedhöfe mit Flachgräbern, teils ausgemeißelte Felsengräber von Vornehmen. Von besonderem Interesse ist:

§ 2. K., Name des Friedhofs auf dem Westufer gegenüber El-Kab. Auf dem Ostufer liegen die Ruinen der antiken Stadt Necheb (s. d.; griech. Εἰλειθυιάσπολις) mit Tempeln und Gräbern. Das Westufer enthält die Reste der Stadt Nechen (s. d.; griech. Ἱερακόνπολις; s. d.) und ausgedehnte Friedhöfe, in denen Erdgräber der Frühzeit, Mastabas des AR und spätere Gräber liegen. Berühmt ist das vorgesch. Grab mit bunten Wandmalereien, in denen Männer bei der Jagd auf Antilopen, Schiffe u. a. m. dargestellt sind (s. Schiff B; Tf. 116). N. der antiken Stadt liegt ein vorgesch. Festungsbau (s. Festung C) wie Schunet ez-Zebib (s. d.) bei Abydos (Band I Tf. 1 a; Band III Tf. 85 b); er besteht aus einer äußeren und einer inneren Mauer mit dem Tor an der Ostseite. Eine genaue Datierung ist noch nicht möglich, weil die Anlage stark durch Sebbach-holende Bauern zerstört worden ist. In einigen Ziegeln, die sämtlich ungebrannt sind, hat man Scherben archaischer Tongefäße gefunden, und unter den Mauern frühe Gräber. In dem Tempel der Stadt Nechen (Hierakonpolis) sind Bauten mit Inschriften der 1.—2. Dyn. zutage gekommen, ferner die Kupferstatuen des Königs Pepi (Dyn. 6) und seines Sohnes (Tf. 119 b), der in Gold getriebene Kopf eines Falken mit Krone (Band IV Tf. 177 a) usw. Die umfangreichsten Untersuchungen des Ruinenfeldes haben 1897—98 durch Quibell und Green stattgefunden.

Quibell *Hierakonpolis* I—II (1900—1902) = Egyptian Research Account IV—V. Roeder

Kom es-Sultân ('Königsberg', d. h. 'Schutthügel des Sultans'), Name einer Ruinenstätte in Abydos (s. d.) in Oberägypten auf dem Westufer des Nils.

Der Schutthügel enthält die alte Stadt Abydos und in ihr die Reste des Tempels des Stadtgottes Osiris. Wenn auch Osiris vielleicht erst im AR in Abydos angesiedelt worden ist, hat die Stadt schon vorher eine Bedeutung gehabt und wohl auch einen Tempel besessen. In der Nähe sind bei Umm el-Ga'âb (s. d.) die Könige der 1. Dyn. bestattet worden. Die Ruinen von K. sind von Mariette und vom Egypt Exploration Fund mehrmals an einzelnen Stellen untersucht worden, aber bisher noch nicht systematisch aufgegraben. Sie enthalten außer den Stadtruinen Tempelbauten des AR und Gräber der 1. Dyn.

Flinders Petrie *Abydos* II (Egypt. Exploration Fund 1903) S. 6 Tf. 49 mit Grundriß. Roeder

Kommandostab. § 1. Eine eigenartige Erscheinung im paläol. Horninventar bilden die sog. K., Geräte von ungeklärter Bestimmung, die zumeist aus einer Rentier- oder Hirschgeweihstange gefertigt sind, welche kurz oberhalb oder unterhalb des Augensprosses abgeschnitten ist. An diesem unteren Ende bzw. Konvergenzpunkte befindet sich gewöhnlich ein meist regelrecht rundes, größeres Loch, deren die Stange jedoch bis zu drei und vier tragen kann. In Spanien bestehen diese Stäbe der Mehrheit nach aus dem bloßen Augensprossen, mit einer einzigen Durchlochung an der Basis.

§ 2. Diese durchbohrten Geweihstücke treten bereits im Aurignacien auf (so z. B. im Abri Blanchard des Roches, Dordogne),

sind im Solutréen selten und werden dafür im Magdalénien um so häufiger. Sie finden sich im ganzen europ. Jungpaläol., ausgenommen die Capsien-Provinz, und greifen bis nach Sibirien (s. d. A) über. In der ersten Hälfte des Jungpaläol. sind sie unverziert, im Magdalénien hingegen häufig künstlerisch bearbeitet, d. h. mit Gravierungen oder Skulpturen, meist Tierdarstellungen, bedeckt (Tf. 11; Band II Tf. 162 a).

§ 3. An ihre Bestimmung und Bedeutung knüpfen sich zahlreiche Mutmaßungen. Man hat sie als Keulen, Speer- und Pfeilstrecker, Korbflechtergeräte, Halfterstücke, Zelthalter, Schleudergriffe, Gewandfibeln und ähnl. interpretiert. Es ist in der Tat nicht ausgeschlossen, daß wenigstens die einfachen Urtypen praktischen Zwecken dienten; speziell L. Pfeiffer wies darauf hin, daß die heutigen Eskimos, welchen nur ausgelaugtes, trockenes Treibholz zur Verfügung steht, ähnliche Werkzeuge benutzen, um damit den Pfeilschaft gerade zu biegen; der Korbflechter biegt damit die Flechtruten. Die Magdalénien-Stäbe sind hingegen vielfach zu zerbrechlich und zu kunstvoll, so daß es scheint, daß es sich um etwas Wichtigeres handelt, als um bloße Alltagsstücke. Als Fibeln zu groß und hinderlich, könnten sie Jagdtrophäen verkörpern, noch wahrscheinlicher haben wir in ihnen, mit E. Lartet, Bernardin, E. Cartailhac u. a., soziale Insignien bzw. religiös-magische Objekte zu erblicken, ähnlich den von heutigen „Medizinmännern" viel benutzten „Zauberstäben". S. a. Asturias-Stufe, Kunst A.

H. Obermaier

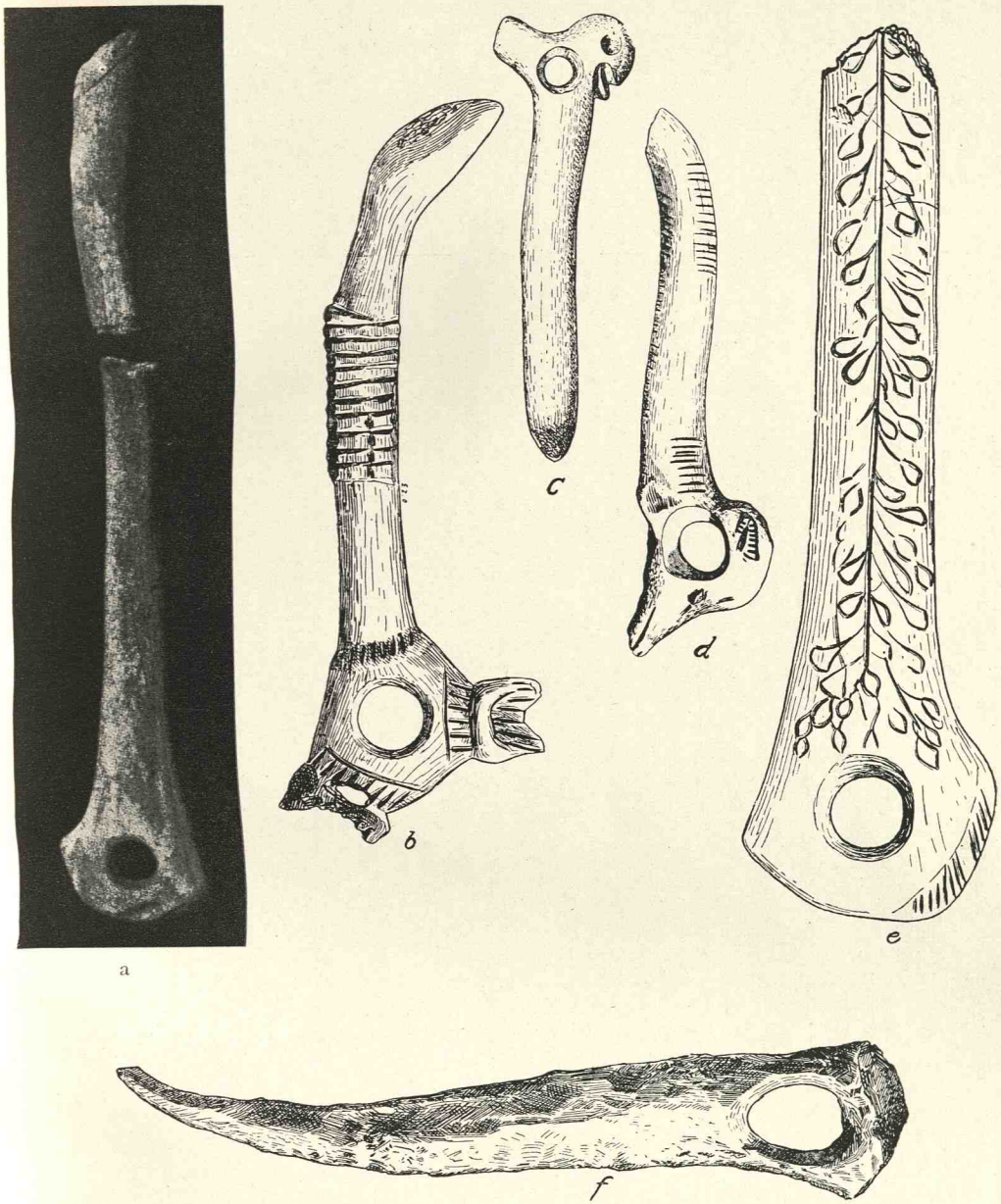
Kommunismus.

§ 1. Theorie und Wirklichkeit. — § 2. K. bei Jägern und Fängern. — § 3. Bei Hirten. — § 4. Bei Hackbauern. — § 5. K. in geschichteten Gemeinwesen (Sippenkommunismus). — § 6. Frauenkommunismus. — § 7. Teilweiser K. (Genossenschaft). — § 8. Die Bedeutung des K.

§ 1. Dem K. fällt in der Theorie der volkswirtschaftlichen Lehren eine eigenartige Rolle zu. Romantisch-rationalistische Konstruktion betrachtete den K. als einen „Urzustand" des Menschengeschlechtes. Dort, wo er bestand, glaubte man „ursprüngliche" oder „natürliche" Verhältnisse zu finden. Die Rückkehr zur Natur und zu solchen „natürlichen" Zuständen erschien als ein Ideal, das man erstrebte. Der politische Idealismus, dem es nicht auf die Tatsächlichkeit irgendwelcher vergangener oder bestehender Lebensformen ankommt, und für dessen Erfolg entscheidend ist, was er glauben macht, nicht was wirklich war oder ist, bemächtigte sich dieser romantisch-rationalistischen Konstruktionen für seine Zwecke. Die objektive Wissenschaft hat jedoch die Aufgabe, der Wirklichkeit nachzugehen. Diese ist keineswegs so einfach, wie oberflächliche oder voreilige Verallgemeinerungen die Dinge darstellen.

Wir müssen mehrfache Unterscheidungen machen. In jeder der wichtigsten wirtschaftlich beeinflußten Lebens- und Kulturgestaltungen finden sich gewisse Tendenzen zum K. Indessen bedingt schon die Größe und Art der Verbände, innerhalb deren sich eine Gemeinwirtschaft abspielt, erhebliche Verschiedenheiten: je nachdem der Klan, die Familie, die Dorfschaft, die mit Sklaven ausgestattete Großfamilie, der Herrenhof oder der Stamm die Einheit für die Gemeinwirtschaft darstellt. Der K. ist also stets an die betreffenden Verbände gebunden, er erstreckt sich gewöhnlich nur auf bestimmte Teile der Wirtschaft und schließt auch keineswegs notwendigerweise das Privateigentum oder den Erbgang aus (s. a. Eigentum A, Erbe).

Vielfach bezieht sich der K. nur auf Grund und Boden. Das Land ist bei primitiven Stämmen oft Gemeingut der Gesamtheit. Es ist das Gebiet, aus dem die untereinander verwandten Mitglieder der Siedlungsgemeinde (s. Klan) ihren Unterhalt in herkömmlicher Weise gewinnen, der Gau, den die Gruppe gegen Feinde gelegentlich verteidigt. Juristisch erscheint dieser gemeinsame Besitz an Grund und Boden als die Ausübung politischer Hoheit und ist daher öffentlich-rechtlicher Natur. Denn über den Gau verfügt die Gruppe souverän. Privatrechtlich fehlt es bei Jägern und Sammlern an Grundeigentum, weil der einzelne gar kein Interesse an bestimmten Landstücken hat. Die Werte knüpfen sich an die Jagdtiere, an die sammelbaren Früchte und Kräuter oder an gewisse Erdarten und



Kommandostab

a. Klausen-Höhle bei Neu-Essing, Bayern. — b. Laugerie-Basse, Dordogne. — c—d. Grotte du Placard, Charente. — e. Veyrier-Höhle bei Genf. Mit pflanzenähnlichen Gravierungen. — f. Paloma-Höhle, Nordspanien. — Verkleinert. b—e nach H. Breuil.

Steine. Der Gedanke einer Einengung der Nutzung für Einzelpersonen taucht deshalb nicht auf, weil das Gefühl verhältnismäßiger Fülle an allen diesen Dingen vorherrscht und es eigentlich immer nur auf ihre Gewinnung durch den einzelnen ankommt. Sobald dieser sich jedoch solcher Dinge bemächtigt, wird in der Regel zunächst sein Anspruch auf sie vorherrschend. Daß er an die anderen etwas abgibt, daß sie ihn veranlassen, mit ihnen zu teilen, ist wohl das Ergebnis komplizierterer Vorgänge.

Von besonderer Bedeutung für die Ausbildung des K. scheint das Hervortreten von Autoritätspersonen, von Häuptlingen gewesen zu sein, die eine Verteilung der Beute durchführten.

Bei den Hackbauern tritt in dieser Beziehung namentlich der Wirtschaftshäuptling hervor, der sowohl den geselligen Anbau der Feldfrüchte wie auch ihre Ernte, manchmal auch ihre Verteilung ordnet. Bei diesen Stämmen steht in der Regel noch reichlich Boden zur Verfügung. Innerhalb der politischen Gemeinde nehmen aber häufig gewisse Sippen, oder selbst Familien, herkömmlicherweise gewisse Grundstücke regelmäßig in Anspruch, ohne daß es sich jedoch dabei um privates Eigentum handeln würde.

Das Eigentum ist bei den Naturvölkern überhaupt nicht eine so einfache Sache, wie es den in röm.-rechtlichen Begriffen aufgewachsenen Juristen oft erscheint. Fehlen die dem späteren röm. Recht entnommenen Erfordernisse des Eigentums, so fällt man leicht in das Extrem und spricht von „Kommunismus". Der Kanubau ist z. B. unter den Bewohnern der Trobriands-Inseln eine sehr komplizierte Sache (Malinowski S. 112ff.), bei der sowohl der leitende Häuptling wie der Zauberer, der Erbauer und die verschiedenen Helfer eine Rolle spielen, und wofür diese Personen auch wieder entsprechend, z. B. am Ertrag des Fanges oder der Handelsexpedition, beteiligt werden. Wenn anderseits das ganze Stammesleben auf den Trobriands-Inseln von einem beständigen Geben und Nehmen erfüllt ist (S. 167), so liegt dieses dagegen nicht so sehr am Austausch von Eigentum als vielmehr am Anspinnen sozialer Fäden, z. B. von Verwandtschaftspflichten, wobei das Geben vielfach ein Zeichen der Überlegenheit des Gebers ist und nur manchmal das einer Unterordnung gegenüber einem Häuptling (S. 175).

§ 2. Von dem nomad. Volk der Kubus im Innern von Sumatra wird von Forbes berichtet, daß bei diesen Jägern und Fängern, wie es sich übrigens aus der ganzen Lebensweise ergibt, nur ein gemeinsamer Anspruch auf das Jagdgebiet der einzelnen Horden besteht. Indessen fehlt es auch hier keineswegs an Geltendmachung persönlicher Ansprüche: wenn einer im Wald einen von Bienen besetzten oder einen Harz („*damar*") liefernden Baum findet, so reinigt er den Boden umher und führt unter Aussprechen von Zauberformeln einige Hiebe in den Baum aus, um auf diese Weise nach dem Herkommen seinen Anspruch auf den Baum geltend zu machen. Die betreffenden Symbole werden von den anderen respektiert. Ein Eigentum an den nur flüchtig errichteten und höchstens einen Monat lang bewohnten Hütten besteht bei den beständig auf Wanderschaft befindlichen Horden nicht. Wenigstens wird eine solche Hütte im Stich gelassen, wenn man sich nach einem anderen Ort begibt. Beim Herumziehen werden indes die überlieferten Gaugrenzen eingehalten (Hagen S. 156).

Bei den seefischenden Gilyaken werden die Ergebnisse des Fanges frei verteilt, ohne Bevorzugung des Bootführers, ja, mitunter erhalten auch Familien, die an der Jagd gar nicht teilgenommen haben, etwas von der Beute. Trotzdem herrscht nicht unbedingter K., denn Schwerter, Schilder und kostbarere Dinge gelten als Privateigentum. Braucht jedoch ein Angehöriger des Klans etwas zum Kauf einer Frau, für ein Begräbnis oder dergleichen, so erhält er es ohne weiteres. Bezüglich der Erbschaft gilt der Satz: „*Si suos haeredes non habet, gentiles familiam habento.*" Ist keine Familie da, so geht die Erbmasse auf den Nächstverwandten väterlicher Seite über, auch wenn nähere Verwandte auf mütterlicher Seite vorhanden sind (Czaplicka S. 45; vgl. a. Nansen *Eskimoleben* 1891

74415
BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ BUCUREȘTI

Knabenhans (S. 89ff.) weist mit Recht die beiden extremen Ansichten, die sich in bezug auf das „Eigentum", insbesondere der austral. Eingeborenen, herausgebildet hatten, zurück: sowohl die Auffassung, daß es einen schrankenlosen „Kommunismus" unter ihnen gebe (Letourneau *L'évolution du Commerce* 1897 S. 25, 527), als auch die, daß Jäger und Sammler ganz auf Individualwirtschaft gestellt seien (Karl Bücher *Entstehung der Volkswirtschaft* Kap.: „Der wirtschaftliche Urzustand" S. 1—38). Die Wirklichkeit trägt dem Bedarf nach Schematisierung leider nicht genügend Rechnung. Bezüglich der Australier kommt Knabenhans auf Grund einer Vergleichung der einschlägigen Literatur ungefähr zu folgendem Ergebnis: Zunächst ist eine scharfe Trennung zwischen der von den Männern betriebenen Jagd und dem Fang (auch Fischfang) einerseits und der Sammeltätigkeit der Frau andererseits zu machen. Jagd-, Fang- und Sammelertrag wird aus dem Gau gewonnen, über den die politische Gruppe souveränes Recht ausübt. Bodenbau oder Anlage von Vorräten kommen nicht in Betracht, weil man von der Hand in den Mund lebt. Ist in der Umgebung einer Wasserstelle die Ertragsmöglichkeit erschöpft, so zieht man weiter und sucht ein neues Gebiet zur Gewinnung des Lebensunterhaltes innerhalb des traditionellen Gaubereiches auf. Unter diesen Umständen kommt natürlich ein persönliches Eigentum am Boden nicht zur Entfaltung. Mann und Frau legen die von ihnen getrennt gewonnenen Produkte zusammen, führen aber einen gesonderten Familienhaushalt. Jedoch besteht insofern ein Unterschied, als die von der Frau erworbenen Knollen, Wurzeln, Kleintiere usw. ausschließlich für den Familienverbrauch bestimmt sind, während die vom Manne beschaffte Fleischnahrung vielfach als das persönliche Eigentum des Mannes betrachtet wird. Indes trifft das wieder nicht bei größerer Jagdbeute zu, denn hier fordert sowohl die Sitte wie auch die Nützlichkeitserwägung, daß der Überschuß dessen, was ein einzelner oder seine Familie verzehren kann, mit den übrigen Genossen geteilt wird. Gibt es doch bei diesen Völkern gewöhnlich keine Vorkehrungen zur sicheren Aufbewahrung von Fleisch. Außerdem aber wäre der einzelne glückliche Jäger der Mißgunst seiner Gefährten ausgesetzt. Die Abgabeverpflichtungen wiederum sind häufig bis in alle Einzelheiten normiert: bestimmte Personen erhalten ganz bestimmte Stücke, oder was über eine gewisse Menge an Beute hinausreicht, muß nach festen Regeln verteilt werden (Eylmann S. 173; Howitt S. 756ff.). Diese Verteilung besorgt bald der glückliche Jäger selbst, bald der Häuptling oder sonst eine angesehene Persönlichkeit. Manchmal werden gewisse Verwandte oder Autoritätspersonen dabei bevorzugt. Zweifellos sind manche totemistische Speiseverbote von einer offenkundigen Begünstigung der alten Männer hinsichtlich der Nahrungsversorgung getragen. Kinder, Frauen und Jünglinge werden dabei im allg. zurückgesetzt. Hier und da sind auch Schwiegersöhne zu gewissen Abgaben an die Schwiegerväter verpflichtet (Spencer und Gillen 1899 S. 469), wobei es im allg. auf eine Ernährungspflicht der jüngeren Elemente gegenüber den leitenden Alten hinausläuft. Der wichtigste wirtschaftliche Vorteil der alten Männer besteht dabei hierin, daß sie vermöge der Vielehe die Erträgnisse der weiblichen Arbeitsleistung sich zunutze machen können (s. Polygamie). Noch weniger kann man von K. bei den handwerklichen Erzeugnissen (Waffen, Schmuck, Geräte usw.) sprechen (s. a. Handwerk A). An diesen herrscht bei den Australiern durchaus individuelles Eigentum. Selbst unter den Ehegatten gibt es keine ausgesprochene Gütergemeinschaft (Eylmann S. 174). Gegenstände, die nur von dem Manne oder nur von der Frau benutzt werden, gelten als rein persönliches Eigentum und werden dementsprechend auch vererbt (s. Erbe). Nach Spencer und Gillen (1904 S. 615ff.) werden bei den Aranda und ihren Nachbarn nicht nur Waffen, Schmucksachen und Gebrauchsgegenstände als Privatbesitz betrachtet, sondern jeder hat auch seine heiligen Steine und Hölzer, wenngleich diese gemeinschaftlich aufbewahrt werden. Beim Tode eines Eingeborenen fällt die bewegliche

Habe an bestimmte Einzelpersonen, seine nächsten Angehörigen, nicht aber an die Gruppe als solche (Strehlow II 78).

§ 3. Die yakutischen Hirten (Turk-Stämme) Sibiriens besitzen gemeinsame Herden von Pferden, die Kollektiv-Eigentum des Klans (s.d.) sind. Als diese Stämme sich dem Halten von Rindvieh zuwandten, trat ein Zerfall der Klane in Familien ein, und damit ging auch das Kollektiv-Eigentum vom Klan auf die Familien über (Czaplicka S. 57).

Bei den Hirtenvölkern findet sich neben gemeinsamem Besitz an Herden doch auch häufig Sonderbesitz, besonders an Großvieh. Dagegen ist das Weideland in der Regel gemeinsam. So z. B. bei den Masai (Merker *Die Masai* 1904 S. 204). Bei den afrik. Hirtenvölkern überwiegt das Privateigentum an Rindvieh.

§ 4. Unter gewissen papuanischen Stämmen des w. holl. Neu-Guinea treten Jagd und Fischfang fast ganz zurück. Im Mittelpunkte der Nahrungsversorgung stehen die Süßkartoffel, Taro und einige Gemüsepflanzen. Man unterscheidet dabei: 1. Privatpflanzungen, 2. Pflanzungen, die Eigentum einer Familie sind, und 3. solche, welche der Siedlung, manchmal sogar einem Siedlungsverband, gehören. An dem Roden beteiligen sich in der Regel sämtliche Dorfgenossen und selbst befreundete Angehörige anderer Siedlungen gegen Entschädigung in Form einer gemeinsamen Abendmahlzeit. Dabei vergehen oft Wochen oder Monate. Während der Rodungsarbeiten ist ein anderer Teil der Leute mit der beschwerlichen und zeitraubenden Arbeit der Herstellung eines Zaunes beschäftigt, der die Pflanzung gegen das Einbrechen von Schweinen schützen soll. Die eigentliche Pflanzungsarbeit nehmen ausschließlich die Frauen vor. Alle weiblichen Dorfbewohner helfen mit, wenn es sich um eine große Familien- oder Dorfpflanzung handelt. In bezug auf die Verteilung der Speisen sichern sich die Männer einen gewissen Vorrang (Wirz S. 84ff.).

§ 5. Eine eigentümliche Verbindung von primitiven Ansprüchen und erbgangähnlichen Berechtigungen tritt bei dem Sippeneigentum der Hindu zutage. Khandekar und Vaidya (Appendix) geben folgende Schilderung: das Recht eines Hindus auf Erbschaft beginnt bei seiner Geburt und endet mit seinem Tod. Indessen gibt es in einer Hindu-Sippe nichts Derartiges wie Erbfolge. Die ganze Familie bildet mit ihren männlichen und weiblichen Mitgliedern eine Art von Korporation. Darin gibt es Personen, die als Mitteilhaber angesehen werden können, solche nämlich, die bei einer Teilung das Recht auf ein Stück haben, während andere nur Anspruch auf Unterhalt besitzen. Wo Teilung nicht erlaubt ist, kommt auch kein Gedanke an Erbgang bei irgendeinem Mitglied der Sippe auf. Jeder einzelne hat einfach nur das Recht, in dem Familienhaus zu wohnen und dort unterhalten zu werden. Daraus leitet er auch Einkommen und Achtung ab, die der Sippe entsprechend ihrem größeren oder geringeren Reichtum zufallen. Die Ansprüche des einzelnen beruhen auf der Zugehörigkeit zur Sippe, nicht auf irgendwelchen individuellen Eigenschaften oder Verdiensten. Kommt es jedoch zu einer Teilung, so ist die Stellung des einzelnen als Sohn, Enkel usw. von großer Bedeutung, weil danach das Stück bestimmt wird, das ihm zufällt. Außer bei einer solchen Gelegenheit hat aber niemals einer auf ein bestimmtes Stück des Sippeneigentums ein Sonderrecht. Wenn der gemeinsame Ahne stirbt, so bilden die lebenden Söhne, Enkelsöhne und Großenkelsöhne zusammen eine Gemeinschaft. Diese erstreckt sich also auf drei Generationen in der männlichen Linie. Andere können kein Stück aus der Hinterlassenschaft bekommen. Die Personen, auf die der Besitz überging, sind die, welche im gleichen Hause zusammen lebten, oder die doch so nahe miteinander in Zusammenhang standen, daß sie unter der Leitung eines Kopfes sich befanden (vgl. Mayne c. 16).

Diese Sippengemeinschaft erinnert an die altir. (*derbfine*), nur mit dem Unterschied, daß darin vier Generationen in Betracht kommen, ja sie sich mitunter auch noch auf die fünfte Generation erstreckte. MacNeill erinnert (S. 164) daran, daß die röm. *patria potestas* augenscheinlich eine primitivere Form von sozialer Bin-

dung war als die ir. oder die Hindu-Sippe. Es scheint in der Tat, daß die erwähnten großen Sippengemeinschaften einseitige Ausbildungen darstellen.

Der Familienkommunismus drückt sich in den röm. 12 Tafeln dadurch aus, daß der Sohn nicht unabhängig Eigentum besitzen kann und der Vater ihn erst durch ein kompliziertes Verfahren aus seiner Hut entlassen kann (dadurch nämlich, daß er den Sohn dreimal an den *pater fiduciarius* verkaufte).

Daß auch die südslav. Hauskommunion eine verhältnismäßig späte und künstliche Entwicklung darstellt, ist bekannt (F. S. Krauß *Sitte und Brauch der Südslaven* 1885 S. 64ff. und Zoričić). — Vgl. a. Lewiński.

Auch im Inka-Reiche stand das Bodeneigentum augenscheinlich der Sippe zu (Trimborn S. 583), jedoch waren die Tribut-Äcker Eigentum der Zentralgewalt, die sich hauptsächlich das Eigentum an den Koka-Pflanzungen gesichert hatte (S. 584). Auf dem Gemeindelande, dessen Eigentümerin die Gesamtheit des Dorfes war, fand Sondernutzung durch periodische Verlosung statt (S. 585). So wie bei den Germanen zur Zeit des Tacitus und in Alt-Mexiko bestand jedoch Privateigentum an Haus und Hof. Auch konnte durch eine besondere Verfügung des Inkas Ackerland zu Eigen gegeben werden (S. 588). Dieses Sondereigen war vererbbar. Auf diese Weise sehen wir, daß es sehr verschiedene Arten von Eigentum an Grund und Boden gab: 1. Land des Königs und ein besonderer Anspruch desselben auf gewisse Pflanzungen, wozu noch ein solcher auf Weiden, Vieh und Erzgruben trat; 2. Gemeindeland mit Weide und Vieh; 3. Sondereigen. Der sogenannte „Kommunismus" lief im wesentlichen auf eine patriarchalische Beaufsichtigung der Betriebe zum Zwecke der Erhebung von Abgaben hinaus. — Es scheint, daß die Peruaner in den frühesten Zeiten in kleinen, unabhängigen Gemeinden lebten, die von Familien- oder Sippenhäuptern geleitet wurden, und denen Anführer im Kriegsfall zur Seite standen (s. a. Klan). Joyce nimmt vielleicht nicht mit Unrecht an, daß der spätere Inka-Staat nichts weiter als die Überlagerung einer Sippe über die anderen darstellt. Die Grundlage des peruan. Gesellschaftsbaues bildete die Familie. Auch hier tritt eine eigenartige Halbierung oder Verdoppelung in Erscheinung (s. Klan, Heiratsordnung). Eine Klasse von Beamten beaufsichtigte diese Familien, ihre Produktion und ihre Erzeugnisse nach den Gesichtspunkten der herrschenden Schicht und des Beamtentums. Vor allem tritt hier hervor, daß dieser ganze „Staatskommunismus" eigentlich nichts weiter darstellte als einen ungeheuer ausgedehnten Herrenhof. Nur deshalb, weil sich die anderen von der Herrenschicht abhängig fühlten, weil sie von religiöser Furcht gegen sie getragen waren, ließen sie sich diese in fast alle Lebensbetätigungen eingreifende Aufsicht gefallen. Der peruan. K. ist nichts weiter als ein großartiges Tributsystem zur Erhebung von Abgaben, durch das die Beamten der Oberschicht ernährt und erhalten wurden, das aber auch zu einem Austausch von Gütern nach den Wünschen der Herrenschicht führte (Joyce S. 99ff.). — Über den sonstigen Landkommunismus in Amerika s. Wissler S. 184.

Der gemeinsame Sippen- oder Familienbesitz geht bei der Ausbildung der Herrschaft an den Patriarchen über. Dies macht sich sowohl in der Ausbildung privatrechtlicher Ansprüche des Hausvaters geltend wie auch in dem politischen Verfügungsrecht der Fürsten (s. Politische Entwicklung). Klar tritt das z. B. bei den stark durch die islamische Gedankenwelt beeinflußten Bewohnern des afrik. Osthorns zutage. Der Hausvater (*abba-maná*) betrachtet sich als den alleinigen Besitzer der Grundstücke seines Gehöftes und kann in diesem Anspruch durch den Stamm nicht weiter gestört werden. Er bearbeitet die Feld-, Wiesen- und Waldstücke mit seinen Familien-Angehörigen, denen er nach ihrer Zahl und Kraft die einzelnen Teile zuweist. Der Gesamtertrag gehört aber ihm, und ihm steht auch wieder die Verteilung zu. Viehstücke dagegen pflegen im Besitze der einzelnen zu stehen. Dem Rechte auf Immobilien liegt im muslimi-

schen Teile Nordostafrikas die Annahme zugrunde, daß jegliches Stück Grund und Boden im Stamme Eigentum des Fürsten sei, und daß in letzter Linie ihm das Verfügungsrecht über das gesamte Land zustehe. Die Kriegsbeute gilt als gemeinsam gewonnenes Eigentum. Man bringt die erbeuteten Maulesel, Pferde und das Schlachtvieh an eine Stelle, wo es unter Bevorzugung der Führer verteilt wird (Paulitschke II 144ff.).

§ 6. Unter den Bakitara des ö. Afrika besteht eine gewisse Gemeinschaft an den Frauen, und zwar in der Weise, daß die Frau eines Klan-Angehörigen auch den übrigen Männern des Klans gemeinsam ist, und zwar für die Männer, die der Mann „Brüder" nennt (s. a. Nebenehe). Indessen kann ein Mann immerhin insofern seinen Einfluß geltend machen, als er etwa seiner Frau die Beziehungen zu einem seiner Klan-Brüder, mit dem er nicht auf gutem Fuße steht, auszureden sucht. Mehr kann er nicht machen. Als Ehebruch wird nur der Umgang mit dem Manne eines anderen Klans betrachtet (Roscoe S. 265).

In ähnlicher Weise begegnen wir einem Frauenkommunismus unter den Tschuktschen des ö. Sibirien. Hier handelt es sich jedoch augenscheinlich um besondere zu diesem Zweck geschlossene Freundschaftsbünde (s.a. Freundschaft, Nebenehe). Die betreffenden Gatten bezeichnen sich als „Frauengenossen" (*newtungit*). Der betreffende Mann besitzt ein Recht auf alle Frauen seiner Genossen und übt dieses Recht aus, wenn er den Lagerplatz irgendeines von ihnen besucht. In diesem Fall verläßt der Gatte die Hütte während der Nacht, in der sein Freund anwesend ist. Früher erstreckte sich diese Sitte nur auf die Angehörigen der gleichen Familie, außer auf Brüder; jetzt hingegen vereinigen sich auch nichtverwandte Personen, Freunde, zu solchen Gemeinschaften, die auch wechselseitige Hilfe und Unterstützung bezwecken. Wie bei der persönlichen Eheschließung wird auch hier eine Zeremonie durch Salben mit Blut vollzogen. Im wesentlichen werden nur Leute gleichen Alters, die verheiratet sind, in solche Gemeinschaften aufgenommen, hauptsächlich solche, die in verschiedenen Lagern leben. Gegenwärtig nehmen alle Tschuktschen-Familien an solchen Frauengemeinschaften teil. Manchmal werden auch Fremde, z. B. Eskimos, Tungusen und sogar Russen, in diese Gemeinschaften aufgenommen (Czaplicka S. 78f.).

§ 7. Ob teilweiser K., wie er bei einzelnen Einrichtungen, Festen u. dgl. uns entgegentritt, als Rest einer früher ausgedehnteren Gesamtwirtschaft zu betrachten sei, wie die ältere Lehre wollte, muß dahingestellt bleiben. So wird z. B. aus dem nw. Teil von Madagaskar (*Tsimihety*) von einem gemeinsamen Koch- und Eßfest berichtet, das unter großen vorbereitenden Zeremonien begangen wird (Decary S. 343).

Der Bär, der von den Gilyaken für das Bärenfest eingefangen wird, gehört weder dem, der ihn fing, noch dem, der ihn etwa wo anders kaufte, sondern der ganzen Dorfgemeinschaft, deren Angehörige auch für seine Pflege und Ernährung zu sorgen haben, während er sich im Holzkäfig befindet. Wer den Bären beschafft hat, darf indessen nur den Zeitpunkt des Festes bestimmen. Diesem gehen weitläufige Vorbereitungen voran; es verbindet alle Genossen miteinander und bildet den Höhepunkt des geselligen Lebens der Gilyaken (v. Schrenck III 697).

Zu den eigenartigen kommunistischen Zügen, die sich manchmal finden, gehört auch der gelegentliche Diebstahl (s. d.) bei der Jünglingsweihe (s. d.).

Sehr verbreitet ist Familien- oder Sippenbesitz an Land. Die Stellung des einzelnen dazu ist jedoch verschieden. In geschichteten Gesellschaften, in denen die Wirtschaft von größerer Bedeutung geworden ist, wie z. B. unter den Ewe-Stämmen von Togo, Westafrika, wird von dem Familienland an die einzelnen Individuen ein Sonderbesitz abgegeben (Asmis S. 139). — Einer besonderen Art von Gemeineigentum begegnen wir z. B. im Bezirk von Lome. Während der Besitz am Land gewöhnlich der Familie zufällt, ist das bewegliche Vermögen individualisiert. Jagd und Fischerei sind im allg. frei, doch haben sich in den

besonders ertragreichen Sümpfen Sonderrechte einzelner angesessener Familien zur Aufstellung von Reusen ausgebildet, die ihre Ansprüche gegenüber der stark angewachsenen Bevölkerung verteidigen. Aus den Angehörigen dieser Familien schließen sich etwa 12—18 Personen zu Fischerei-Gesellschaften zusammen, die einen Obmann und zwei Gehilfen wählen. Jedem Mitglied fällt der Ertrag des Fanges von einem Tage zu, während der Obmann 6 Tage und die Gehilfen 2—3 Tage Fangbeute beanspruchen. Der Fang wird jedoch nicht nach irgendeinem abstrakten Maß verteilt, das als Durchschnitt eines Tagesertrags aufgefaßt wird, sondern es handelt sich dabei um den wirklichen, für den einzelnen nach den Zufälligkeiten schwankenden konkreten Ertrag einer wirklichen Tagesarbeit. Dabei fällt natürlich das Glück stark ins Gewicht, das den einen oder anderen trifft (Asmis S. 105ff.).

§ 8. Der Familien- und Sippen-Kommunismus hat seine Parallele in der Kollektivhaftung der Familien- oder Sippenangehörigen, wie wir sie z. B. im Falle der Blutrache (s. d.) oder der Bürgschaft (s. d. A; s. a. Klan) kennenlernen. Wir finden ihn weiterhin im Aufbau der mit Sklaven ausgerüsteten Großfamilien (s. Familienformen, Lehen). Die politische Organisation der archaischen Staatswesen hat sich z. T. in den altorient. Staaten, z. B. aber auch in Peru, auf den Gedanken, auf der Fiktion aufgebaut, daß der Herrscher der Vater, der *pater familias* einer Gemeinschaft aller seiner Untertanen, sei; so z. B. aller Chinesen (Sternberg S. 148).

Daß die raßlichen Eigentümlichkeiten in bezug auf Lebensführung und Wirtschaft gerade in den alten und primitiven Zuständen eine große Rolle gespielt haben, ist in jüngster Zeit bezüglich der alten engl. Dorfgemeinden wahrscheinlich gemacht worden. Peake nimmt an, daß die alpine Rasse sich durch verhältnismäßig große Dorfsiedlungen (Pfahlbauten) auszeichnete und in diesen Gütergemeinschaft pflegte (a. a. O. S. 61, 65ff.). Den Anlaß dazu bildete nach seiner Ansicht die Bebauung von Feldern, die diese Stämme hauptsächlich trieben. Damit schien auch ein gewisser Frauenkommunismus (s.o. § 6) Hand in Hand zu gehen (a. a. O. S. 31). Die Interessen dieser unkriegerischen Leute erschöpften sich gewöhnlich in ihren eigenen Gemeinden, an denen sie mit großer Zähigkeit hingen, ohne daß eine Tendenz zum Zusammenschluß größerer Gebiete eintrat (a. a. O. S. 54f., 65). Die Eroberungen durch verschiedene nord. Stämme haben dazu geführt, daß die Gemeinden den Herrenhöfen (*manor*) angegliedert und in Abhängigkeit von diesen gebracht wurden (a. a. O. S. 76ff., 97ff., 125, 146ff., 181).

S. a. Diebstahl, Eigentum A, Erbe, Familienformen, Handel F, Klan, Gewere, Lehen, Politische Entwicklung, Sippe, Soziale Entwicklung, Wirtschaft.

Asmis *Die Stammesrechte der Bezirke Misahöhe und Lome-Land* Zfvgl. RW. 26 (1911); Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Dargun *Ursprung und Entwicklungsgeschichte des Eigentums* 1895; Decary *Notes Ethnographiques sur les populations du district de Maromandia* Revue d'Ethnogr. 1924; Eylmann *Die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien* 1908; Hagen *Die Orang-Kubu auf Sumatra* 1908; Howitt *Native Tribes of S. E. Australia* 1904; Joyce *South American Archaeology* 1912; Knabenhans *Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen* 1919; Khandekar und Vaidya *The Bombay Hereditary Office Act* (Appendix) Poona 1906; Lewiński *The Origin of Property and the Formation of the Village Community* (Lectures London School of Economics and Political Science 30) 1913; Mac Neill *Celtic Ireland* 1921; Malinowski *The Argonauts of the Western Pacific* 1922; John D. Mayne *Hindu Law and Usage* 1914; Paulitschke *Ethnographie N.-O. Afrikas* II (1896); Peake *The English Village, the Origin and Decay of its Community* 1922; Roscoe *The Bakitara* 1923; v. Schrenck *Reisen und Forschungen im Amur-Lande* III (1859); Spencer und Gillen *Native Tribes of Central Australia* 1899; dies. *Northern Tribes of Central Australia* 1904; Sternberg *Der Geist des chinesischen Vermögensrechtes* Zfvgl. RW. 26 (1911); Strehlow *Die Aranda und Loritja* II (1907—1911); Trimborn *Der Kollektivismus der Inkas in Peru* Anthropos 20 (1925); Wheeler *The Tribe and Intertribal Relations in Australia* 1910; Wirz *Anthropolog. und Ethnolog. Ergebnisse der Central-Neu-Guinea-Expedition* Nova Guinea 16, I (1924); Wissler *The American Indian* 1922; Zoričić *Die bäuerlichen Hauskommunionen in den Kgr. Kroatien und Slavonien* 8. intern. Kongr. f. Hygiene u. Demographie 1897.

Thurnwald

Komplementäre Muster s. Negative Muster.

Končanskoje (Tf. 13). § 1. Wichtiger steinzeitl. Wohnplatzfund im Gouv. Novgorod,

Nordwestrußland. Etwas über 2 km vom Dorfe K. (Ujest Borobiči), am Ufer des Šeregodro-Sees, fanden sich 7 niedrige Dünenhügel und unter diesen Reste von Siedlungsstätten: eine Feuerstelle, kammkeramische Scherben, Feuersteingeräte und ca. 300 Gegenstände aus Bernstein. (Die Fundverhältnisse wurden von dem Ausgräber N. K. Rörich unrichtig beurteilt.) Die Feuersteingeräte, Späne, Messer, Kratzer, Schaber usw. sind von wenig charakteristischer Form (vgl. Zapiski Arch. Ges. 5 Tf. 2), die Keramik (Grübchen, Zickzackbänder von zweireihigen Kammotiven, größtenteils in ziemlich grober Technik) gehört einer frühen Stufe des kammkeramischen Stiles an. Der Platz ist danach in den älteren Abschnitt der nord. Ganggräberzeit zu datieren.

§ 2. Besonders interessant ist das Auftreten so zahlreicher Bernsteinartefakte (Tf. 13) an einer Stelle, wofür es bisher im nö. Europa (von Ostpreußen ö.) kein Gegenstück gibt. Die Hauptmasse besteht aus mehr oder weniger trapezförmigen, rechteckigen oder triangulären Anhängern, seltener sind ringscheibenförmige Stücke, röhrenförmige Perlen und Knöpfe mit V-Bohrung. Figürliches, Idole oder Tierplastik aus Bernstein, wie sie in Bernsteinfunden des ö. und n. Europa nicht selten sind, fehlt.

§ 3. Brøgger, Ailio u. a. halten die in K., sowie überhaupt in den balt. Randstaaten, Finnland und dem nö. Rußland gefundenen Bernsteinartefakte für Einfuhrware aus Ostpreußen, dem nächstgelegenen der beiden großen balt. Bernsteingebiete. Brøgger (a. a. O. S. 210) verweist für die Knöpfe mit V-Bohrung, die „symmetrischen" Anhänger und Ringe mit durchbohrter Scheibe auf ostpreuß. Parallelen (vgl. z. B. Klebs *Bernsteinschmuck der Steinzeit* 1882 Tf. 12, 18—19 [röhrenförmige Perlen], Tf. 5, 2—10; 6, 1—11 [symmetrische Anhänger; Tf. 6, 8—9 mit gezähntem Rand], Tf. 11, 5; 4, 14; 8, 6—7 [Ringscheiben mit durchbohrtem Rand]). Jedoch ist keine von diesen Formen ausschließlich ostbalt., weder röhrenförmige Perlen (vgl. z. B. Müller *Ordning Stenalderen* 254) noch „symmerische" Anhänger (z. B. Müller *Stenalderens Kunst* S. 9 Abb. 38), noch die V-Bohrung (s. Bernstein A § 10; Olshausens Darlegungen darüber sind von Brøgger nicht widerlegt). Ringförmige Anhänger (Ailio *Wohnplatzfunde* I 48) sind in Material und Verwendung wechselnde Allerweltsformen. Eine Unterscheidung zwischen ost- und westbalt. Bernsteinartefakt-Typen ist, wie schon La Baume (s. Bernstein A § 10) hervorgehoben hat, schwierig. Selbst axtförmige Bernsteinschmucksachen sind nicht, wie La Baume meint, eine Eigentümlichkeit des W (vgl. z. B. Klebs *Bernsteinschmuck der Steinzeit* 1882 Tf. 8, 16—18, 19; Bezzenberger-Festschrift 1921 S. 155 Abb. 5a). Die Erklärung dafür ist, daß Ostpreußen in jungneol. Zeit nicht nur mit dem Elb-Saale-Gebiet (zuerst: Bastianfestschrift 1896 S. 5ff. Götze), sondern auch mit dem Westbaltikum in lebhaften Beziehungen gestanden und starke Einwirkungen von dort erfahren hat.

§ 4. Ein tief in das Innere Rußlands (K. liegt von der Nordküste des Samlandes in der Luftlinie ca. 850 km entfernt) gehender Import ostpreuß. Bernsteinartefakte, der bis in die Höhe von Petersburg hauptsächlich längs der Küste ziehen mußte, setzt einmal voraus, daß in den Nachbargebieten (Litauen, Lettland, Estland) größere Bernsteinfunde ostpreuß. Provenienz bekannt wären, anderseits, daß stärkere kulturelle Rückwirkungen aus dem nö. Europa sich in der Entwicklung der ostpreuß. StZ bemerkbar machten, was nicht der Fall ist. Ferner müßte das sw. Finnland, das in der Ganggräberzeit zweifellos auf dem Wege über Ostpreußen und Kurland (vielleicht durch eine Einwanderung?) seine schnurkeramische Gruppe erhielt (s. Bootaxt-Kultur B), also gerade in der hier in Frage stehenden Zeitstufe (= Per. der dän. Untergräber) in engem Kontakt mit den preuß. Prov. steht, an solchem osteurop. Bernsteinexport nach dem O einen bedeutenden Anteil haben. Solche Funde aber sind überhaupt in Finnland (Ailio *Wohnplatzfunde* I 69; Brøgger *Den arktiske stenalder* S. 212ff.) sehr gering. — Es ist also Vorsicht geboten und zu erwägen, ob die neol. Bevölkerung des Gouv. Novgorod, die für weit gewanderte, teure Importstücke kaum begehrenswerte Gegengaben

zu bieten hatte, ihren Bernstein nicht aus dem Baltikum, sondern aus einem ihr näher gelegenen, uns vorläufig unbekannten Zentrum in Osteuropa bezogen hat.

Zapiski Arch. Ges. 5 (1903) S. 14 ff. Rörich; A. W. Brøgger *Den arktiske stenalder i Norge* 1909 S. 151, 208, 254; Z. d. finn. Altertumsges. 39, 1 (1922) S. 50; J. Ailio *Om Handeln mellan Finland och andra länder under stenålderen* Rig 1920 S. 1 ff. M. Ebert

Kongo-Paläolithikum s. Südliches Afrika (Paläol.) § 1.

König. A. Allgemein. Das Königtum ist eine verhältnismäßig „späte" Erscheinung, die zu den Naturvölkern, bei denen wir sie heute vorfinden, wie hauptsächlich in Afrika, zweifellos durch Nachahmung fremder Einrichtungen gelangte. Im allg. handelt es sich, wenn bei Naturvölkern von Königen gesprochen wird, in Wirklichkeit meistenteils um Großhäuptlinge, die von einer Aristokratie getragen werden und mit allen Zeichen der Heiligkeit, ja der Göttlichkeit, ausgerüstet erscheinen (s. Häuptling). Welche Umstände bei dem einen oder bei dem anderen Volk, oft in nächster Nachbarschaft, hier zu einem geheiligten Fürstentum führten, dort z. B. nur ein Großhäuptlingtum entstehen ließen, während wieder bei anderen Nachbarn es sein Bewenden mit Herrschaft der Alten hatte, läßt sich stets nur aus den einzelnen und konkreten Schicksalen der betreffenden Gemeinwesen historisch herleiten (vgl. z. B. Seligman *Some little-known Tribes of the Southern Sudan* Journ. anthr. inst. 55 [1925] S. 25ff.). Eine Sonderentwicklung des Königtums stellt die despotische Herrschaft dar, die zweifellos als eine rationalistische Ausnutzung des Respekts zu betrachten ist, der dem adlig-heiligen „Fürsten" entgegengebracht wurde. Ausführliches über das Königtum s. Politische Entwicklung.

S. a. Altenherrschaft, Despotie, Häuptling, Höriger A, Soziale Entwicklung. Thurnwald

B. Ägypten.

§ 1. Landesfürst. — § 2. Heerführer. — § 3. Privatleben. — § 4. Leiter der Verwaltung und Rechtspflege. — § 5. Höchster Priester. — § 6. Der König als Gott.

§ 1. In der Titulatur des K., in seiner Tracht und den ihm zur Seite stehenden Schutzgöttern und -göttinnen spricht es sich aus, daß er über die beiden Länder Oberägypten und Unterägypten herrscht (s. Königstitulatur, Königstracht). Der äg. Staat macht den Eindruck einer Doppelmonarchie, die nur durch Personalunion des Herrschers zusammengehalten wird. Allerdings ist diese Staatsform mehr theoretisch als praktisch, wenigstens in den Zeiten eines festen Zusammenschlusses der Landesteile und während geordneter Verhältnisse. Dem K. unterstehen zwar Beamte und Verwaltungen, bei denen ausdrücklich angegeben ist, daß sie sich nur auf eine der beiden Landeshälften, Oberägypten bzw. Unterägypten, beziehen. Aber abgesehen von den Jh. des Zerfalls des Reiches in einzelne Gaue oder Gaugruppen, wissen wir doch nichts von einem Gegeneinanderwirken der beiden Landeshälften in der Verwaltung. Praktisch ist die Gesamtheit des äg. Volkes der königlichen Zentralregierung, soweit diese überhaupt eine Macht auszuüben in der Lage war, in einheitlicher Weise unterstellt gewesen. Der K. als Landesfürst nimmt überall die gleiche Stellung ein, wo er überhaupt gebieten kann. Man zählt die Jahre des Lebens nach denen seiner Regierung, die die einzigen festen Daten für die Verwaltung und das Geschäftsleben liefern. Nach dreißigjähriger Regierung feiert der K. das Jubiläum (Hebsed-Fest), das er dann in kürzeren Abständen wiederholt.

§ 2. Mit der Stellung und dem Wesen der afrik. Häuptlinge (s. d.) würde es sich decken, wenn die urzeitlichen Äg. zum K. einen Mann gemacht hätten, der durch persönliche Tapferkeit im Kampfe hervorragte. Von diesen Verhältnissen glauben wir noch etwas in dem typischen Bilde des Pharao zu sehen, der seine Feinde mit der Keule niederschlägt; diese Darstellung ist in der Frühzeit entstanden, uns zuerst aus frühdyn. Zeit belegt (Band I Tf. 16a) und wird traditionell bis zu den Ptolemäern und Römern festgehalten. Es ist zweifelhaft, wie weit die K. der geschichtlichen Zeit überhaupt noch mit dem Heere in den Kampf gezogen sind. Von einem der K. der 6. Dyn. wird ausdrücklich hervorgehoben, daß er am ersten Katarakt bei einem Feldzuge gegen Nubien selbst anwesend war. Von den großen Eroberern

des NR (Thutmosis III., Ramses II. usw.) wissen wir, daß sie persönlich in den Kampf eingegriffen haben, und daß ihre Kraft bewundert wurde. Aber auf der anderen Seite ist es ebenso wahrscheinlich und für einige Fälle auch überliefert, daß der K. inmitten seines Hofstaates zurückblieb, während seine Generäle für ihn draußen die Schlachten schlugen. Es wird sogar von der einzelnen Persönlichkeit des Herrschers abgehangen haben, inwieweit er sich an der strategischen Leitung eines Feldzuges und an den Vorbereitungen zur Schlacht beteiligt hat. Dem religiös und künstlerisch interessierten K. Amenophis IV. (Dyn. 18) ist von seinen Zeitgenossen der Vorwurf gemacht worden, daß er keinen Sinn für die Erhaltung des Heeres und der Reichsmacht gehabt habe. Ähnlich wird es auch sonst in solchen Fällen gelegen haben, in denen der K., der durch Erbfolge auf den Thron berufen war, keine Neigung oder Befähigung zum Heerführer besaß.

§ 3. Den Darstellungen der Teilnahme des K. am Kampfe, die teils typischer Art sind, teils wirkliche Ereignisse wiedergeben, sind die Bilder des Herrschers auf der Jagd (s. d. C) verwandt. Auch bei ihnen handelt es sich um Bildtypen, die im Palast des K. oder auch im Tempel oder an kunstgewerblichen Gegenständen wiederholt wurden, ohne daß persönliche Beteiligung des Pharao an Jagden den Anlaß bot. Bei dem stark religiös gefärbten Charakter des äg. Königtums und bei der dekorativen Art der meisten uns von ihm überlieferten Bilder wissen wir von dem Privatleben der einzelnen Pharaonen recht wenig. Der K. pflegte, wenigstens theoretisch, bei seinem Regierungsantritt eine neue Residenz anzulegen, in der er mit seinem Hofstaat wohnte. Der königliche Palast war meist eng verbunden mit einem zu diesem Zwecke neu errichteten Tempel, der dem Königsgott oder dem betr. Ortsgott geweiht war. Anlage und Ausschmückung des Palastes erfolgte gemäß dem Herkommen und nach dem Kunststil der betr. Zeit, so daß ein Rückschluß auf persönliche Neigungen des K. nur in ganz beschränktem Sinne zulässig ist. Das im Palast sich abspielende Leben wird im allg. mit einem Schleier des Geheimnisses bedeckt, den nur wenige Bilder lüften, z. B. die Bilder von Amenophis IV. aus Amarna und Haremsszenen Ramses III. im Palast von Medinet Habu (vgl. a. Band V Tf. 27). Die Akten über Prozesse gegen Frauen des Harems und ihre männlichen Beschützer entschleiern dann allerdings Zustände von einer Verworrenheit und Intrigen und Kämpfe von einer Leidenschaftlichkeit, wie wir sie ohne Kenntnis des mittelalterlichen und gegenwärtigen Haremslebens nicht verstehen würden. S. a. Harem A.

§ 4. In allen Zeiten eines starken Königtums ist von der Zentralregierung die Anordnung für alle einzelnen Ämter ausgegangen. Im Namen des K. werden die Beamten von den höchsten bis zu den niedrigsten im ganzen Lande eingesetzt, und ihm verdanken sie ihre Machtvollkommenheit, die er ihnen jederzeit nehmen oder verändern kann. Auch die Gaufürsten bedürfen, selbst wenn dort der Sohn auf den Vater folgte, doch noch der Bestätigung durch den Landesherrn. Im Namen des K. wird Recht gesprochen und der Eid abgelegt, damit dadurch die Bindung auf die höchste Staatsautorität gesichert ist. Trotz der Betonung des Königtums in Verwaltung und Recht ist es natürlich fraglich, wieweit der Herrscher selbst bei Amtshandlungen Aufträge gegeben hat, oder wieweit er sich überhaupt am Staatsleben beteiligte. Bei den durch Erbfolge in einer größeren Zahl von Generationen nacheinander herrschenden K. ist es von vornherein wahrscheinlich, daß nicht jede Persönlichkeit zur aktiven Teilnahme am Staatsleben geeignet war. Indessen sehen wir aber doch, daß Herrscher, die uns auch sonst durch ihre Energie und Erfolge bekannt sind, persönlich eingreifen, wo es sich um staatliche Unternehmungen handelt, z. B. legen sie den Grundstein zu Tempeln, Palästen und Festungsmauern, sie gründen Landgüter, sie eröffnen Kanäle, sie besichtigen Arbeiten usw.

§ 5. Die Reliefs der äg. Tempel zeigen uns in der älteren Zeit fast niemals, in der späteren Zeit nur in ganz bestimmten Zusammenhängen Priester im Gottesdienste tätig. So gut wie immer steht der K. vor dem Gottesbilde, wenn das Ritual des Kultus vollzogen wird. Der K. ist dabei

durch hieroglyphische Inschriften mit seiner weltlichen Titulatur bezeichnet, der Beiworte von religiösem Charakter und mit Beziehung auf die dargestellten Gottheiten hinzugefügt sind. Die Tracht des Herrschers ist die auch sonst übliche, und einzelne Besonderheiten der vom Pharao im Tempel getragenen Gewänder darf man nicht so verstehen, als ob sie außerhalb desselben unmöglich wären. Der Pharao steht hier also kraft seines königlichen Amtes vor der Gottheit. Er ist der höchste Priester des Landes, und, wenigstens nach dem hier zum Ausdruck kommenden Dogma, ist er allein berechtigt, „den Gott zu schauen", wie die Ritualtexte es nennen. Der K. steht als Landesfürst vor dem Gotte und vertritt das ganze Volk. Der mündliche Verkehr zwischen K. und Gott beschränkt sich allerdings auf die Beziehungen zwischen ihnen beiden, ohne daß mit einem einzigen Worte von dem K. die Gebete und Opfergaben seiner Untertanen erwähnt würden. In den Tempelinschriften und in der ganzen priesterlichen Lehre hören wir niemals von den religiösen Angelegenheiten der einzelnen Volksangehörigen, von den Bitten der Bedrängten, von der Gewissensnot der Geängstigten, von dem Flehen der Gläubigen und von den anderen religiösen Wünschen des kleinen Mannes. Vielmehr scheinen im Tempeldogma die Gottheiten nur die Aufgabe zu haben, für ihren Sohn, den K., in jeder Hinsicht zu sorgen; der K. hat den Göttern zu opfern, für ihren Unterhalt und das Gedeihen ihrer Tempel bemüht zu sein; die Angehörigen des äg. Volkes sind rechtlose Untertanen, deren Pflicht die Arbeit für die Götter und den K. ist unter bedingungsloser Aufopferung ihrer eigenen Persönlichkeit. Gar nicht zu reden von den Ausländern, die der K. mit der Keule niederschlägt, oder auf die er mit den Füßen tritt. Dieses Zerrbild der Welt und der Stellung des K. ist in den äg. Tempeln und in den Köpfen der Priesterschaft festgehalten, solange diese überhaupt bestanden haben. Nur in Einzelheiten ist das Bild den wirklichen Verhältnissen des Lebens angenähert worden.

Die im Totenkultus übliche Opferformel pflegt mit den Worten zu beginnen: „Eine Opfergabe, die der K. gibt." Hierin kommt zum Ausdruck, daß der K. für die Unterhaltung der Gräber seiner Untertanen und für ihren Totendienst zu sorgen hat. In der Urzeit wird der K. wirklich den Großen seines Hofstaates Grab, Sarg und Opferausstattung gegeben haben, wie er den Lebenden auch das Haus schenkte. Der Glaube des Volkes übertrug die Freigebigkeit des Pharao auf alle Untertanen, und das Dogma machte von seiner Gnade die Vollziehung des Totendienstes abhängig. Natürlich ist das oben genannte Opfergebet in geschichtlicher Zeit nur noch eine Formel gewesen. Wo der K. tatsächlich einmal für einen Beamten ein Grab errichten oder einen Vornehmen sich einen Sarg aus den Steinbrüchen mitbringen ließ oder seinem Leibarzt eine Scheintür schenkte, da berichten die glücklichen Empfänger dieses Ereignis mit stolzer Betonung.

§ 6. Im Zusammenhang mit der priesterlichen Tätigkeit des Pharao, die ihn zum Mittler zwischen Volk und Göttern macht, stehen seine engen Beziehungen zu den Gottheiten. Er ist ihr Sohn, aber nicht nur als Phrase. Die Götter haben ihn gezeugt, die Göttinnen haben ihn geboren und gesäugt, sie alle beschützen ihn auf der Erde und nehmen ihn wieder in ihren Kreis auf, wenn die Seele des verstorbenen Pharao sich zum Himmel hinaufschwingt. Der K. ist auch auf Erden schon ein Gott, den man als solchen anredet und verehrt. Sein Amt ist ihm von den himmlischen Göttern gegeben, als ihr Vertreter herrscht er, kämpft er und spricht er Recht. Die göttliche Natur des K. ist eine echt afrik. Erscheinung (s. a. Kˌönig A), die mit den Vorstellungen anderer Völker am oberen Nil zusammengeht (Leo Frobenius und v. Wilm *Atlas Africanus* Blatt 7). Die Äg. haben sie bis in Einzelheiten hinein ausgestaltet, deren Ausmalung andere Völker vermieden haben. Eine in mehreren Tempeln mehr oder weniger ausführlich erhaltene Bilderfolge veranschaulicht deutlich, wie Amon als Königsgott sich in Gestalt des Pharao der Königin naht und diese dann mit Hilfe der Hathoren und geburtshelfender Gottheiten das Kind zur Welt bringt, das der Bildner Chnum vorher auf der Töpferscheibe geformt hat. Beiworte wie „Der gute Gott" oder auch „Der große Gott" für den K. sind gewöhnlich,

und bei den Äg. wie bei den Asiaten ist er ihre „Sonne", also nichts anderes als der Götterkönig Re selbst. Die äg. Vorstellungen von der Göttlichkeit des K. sind nach S in das Reich von Meroë, durch die Ptolemäer nach N in den hellenistischen und dann in den röm. Kulturkreis übergegangen.

Wiedemann *Äg.* 1920 S. 53; Erman-Ranke *Äg.* 1923 S. 55; Alexandre Moret *Du caractère religieux de la royauté pharaonique* 1902.

Roeder

C. Palästina-Syrien.

§ 1. Stadtstaaten des 2. Jht. — § 2. National- und Territorialstaaten des 2./1. Jht. v. C.

§ 1. Von den Herrschaftsformen der Staatengebilde Palästinas und Syriens vor und in der Hyksos-Zeit können wir uns aus den spärlichen äg. Nachrichten noch kein zureichendes Bild machen, wenn auch an ihrer monarchischen Organisation kein Zweifel ist (Byblos: Syria 4 [1923] S. 340f. P. Montet; *Rṯnw*-Lydda? ZdPV 47 [1924] S. 169ff. A. Alt). Erst unter der Oberhoheit der Ägypter um die Mitte des 2. Jht. v. C. werden uns die Verhältnisse deutlicher erkennbar. Die Unzahl der von den Pharaonen im Lande vorgefundenen kleinen und kleinsten Stadtstaaten, von denen Thutmosis III. allein für das mittl. und n. Palästina über 100 nennt (Sethe *Urkunden d. äg. Altertums* IV [1907] S. 779ff.), stand mit wenigen Ausnahmen (s. Älteste § 2) unter der Herrschaft lokaler Dynasten, die zwar in den äg. Inschriften einfach „Große" (*wr*), in den Amarnabriefen „Regenten" (*ḫazânu*) genannt werden, sich selbst aber gegenseitig den K.-Titel (*šarru*) beilegen (z. B. Amarnabr. 148, 40f. Knudtzon). Die Ägypter haben an dieser Ordnung nichts geändert, sondern die vorgefundenen Dynasten gegen Übernahme der Vasallitätspflicht in ihren noch aus der Hyksos-Zeit stammenden Rechten bestätigt (s. Hyksos § 2) und im Falle der Erledigung einer lokalen Herrschaft wohl zumeist nach dem Grundsatz Thutmosis' III. gehandelt: „Jeder der stirbt unter diesen Großen, Seine Majestät läßt seinen Sohn gehen, um an seine Stelle zu treten" (Sethe a. a. O. S. 690). Die jedenfalls schon vorher begonnene dynastische Entwicklung dieses Stadtkönigtums ist also durch die äg. Oberhoheit eher gefördert als gehemmt worden. Dementsprechend betonen denn auch die Dynasten selbst in den Amarnabriefen einerseits ihre Einsetzung durch den Pharao (so besonders der Fürst von Jerusalem: 285, 5ff.; 286, 9ff.; 287, 25ff.; 288, 9ff.), anderseits ihren Familienzusammenhang (so z. B. 253, 11ff.; 255,15f.). Die Macht dieser Stadtkönige beruhte wesentlich auf ihrem Besitz an Pferden und Streitwagen (s. Heer B § 1; Hyksos § 2), an dem aber auch andere Adelsgeschlechter beteiligt sein mochten. Demgegenüber war die Masse der Bevölkerung, die vielfach nicht einmal der Rasse nach mit den Dynasten zusammengehörte (s. Amarnazeit § 3), wehr- und rechtlos (Fronarbeiten: Pal. Jahrb. 20 [1924] S. 34ff. A. Alt; auch Amarnabriefe 294, 18ff.). Auf die Fehden der Stadtkönige untereinander kann hier so wenig eingegangen werden wie auf die Versuche einzelner, sich in Auflehnung gegen den äg. Lehensherrn größerer Territorien zu bemächtigen (Pal. Jahrb. a. a. O. S. 30ff., 36ff.). Nach dem Zurücksinken der äg. Macht scheint das Königtum in den Städten mehr und mehr einer Adelsherrschaft gewichen zu sein (s. Älteste § 2).

§ 2. Gegen Ende des 2. Jht. v. C. vollzieht sich in Palästina und Syrien fast überall der Übergang vom Stadtstaatenwesen zur Bildung größerer Reiche auf nationaler Grundlage und mit territorialer Abrundung (historisch-geographische Einzelbilder: Beitr. z. Wiss. v. AT 13 [1913] S. 1ff.; Pal. Jahrb. 21 [1925] S. 100ff. A. Alt). Vielleicht ist schon das Amoriterreich im mittl. Syrien hierherzustellen (s. Amoriter A); zum Sieg kam die neue politische Ordnung erst nach dem Ende der äg. Herrschaft im S, der hettitischen im N vom 12. Jh. ab durch neu eingewanderte Bevölkerungselemente: Aramäer, Israeliten, Ammoniter, Moabiter, Edomiter (s. die betr. Artikel). Nur an den Küsten hat sich bei Phönikern und Philistern das Stadtstaatwesen noch weiter behauptet, wenn auch mit Abwandlungen. Auch die neuen Staatenbildungen im Binnenlande sind monarchisch organisiert; das Königtum beruht aber bei ihnen nicht auf der Heeresverfassung eines zahlenmäßig schwachen Berufskriegertums (Streitwagen), sondern auf dem Massenaufgebot der Volksheere (Fußkämpfer; s. Heer B § 2). Schon darin zeigt sich die nationale Basis

dieser neuen Reiche, und dem entspricht die Bezeichnung der Könige nicht mehr als „K. der Stadt X", sondern als „K. des Volkes Y". Die in der Regel schnell beginnende Umgestaltung des Heerwesens durch Aufnahme von Streitwagenkorps und Söldnern sowie die territoriale Ausdehnung der Reiche auf volksfremde Gebiete haben die anfängliche nationale Grundlage zwar nicht ganz beseitigen können, aber doch gefährdet und das Aufkommen despotischer Tendenzen im Königtum (z. B. im Reiche Israel) begünstigt. Während die Institutionen der syr. Königtümer durch die spärlichen Inschriften von dort und durch die Nachrichten der Assyrer nur sehr unvollkommen beleuchtet werden, gibt das AT für Palästina ein viel reicheres Bild und zeigt vor allem, daß die Monarchien wie überhaupt das Staatsrecht und die Staatstheorie in den einzelnen Reichen sehr verschieden waren. Nach einer Liste der Könige von Edom vor David (Gen. 36, 31ff.) scheint dort die Königswürde jahrhundertelang zwischen Häuptlingen verschiedener Stammes- und Ortszugehörigkeit hin- und hergegangen zu sein (vgl. Ed. Meyer *Die Israeliten u. ihre Nachbarstämme* 1906 S. 370ff.). Damit lassen sich die Verhältnisse im Reiche Israel vergleichen: auch dort hat es lange gedauert, bis es zu wirklichen Dynastien kam (zuerst im 9. Jh.: 'Omri); die ältere Auffassung war, daß die Bekleidung der Königswürde an den Besitz einer persönlichen charismatischen Begabung durch den Nationalgott Jahwe gebunden sei, die sich nicht vererben ließ (vgl. 1. Sam. 9, 15f.; 10, 1; Salbung!). Hingegen war das Königtum in Juda von Anfang bis zu Ende streng dynastisch an das Geschlecht der Davididen gebunden (programmatisch 2. Sam. 7, 8ff.; 23, 5), und die Messianischen Erwartungen haben diese Bindung vollends verewigt (z. B. Jes. 9, 5f.; 11, 1ff.). Daher gehören im Reiche Israel Volksrevolutionen, von Propheten geschürt, zu den normalen Krisen des Staatslebens (z. B. 1. Kön. 11, 26ff. mit 12, 1ff.; 2. Kön. 9f.); hingegen kommt es in Juda nur zu Palastrevolutionen, die das Volk unterdrückt (z. B. 2. Kön. 11). Im höfischen Leben und in der Staatsverwaltung mischen sich einheimische und fremde Elemente; besonders die Institutionen der Großreiche (Ägypten, Hettiter, Assur) werden gerne nachgeahmt.

Eine gründliche Bearbeitung fehlt noch; manches bieten die Darstellungen der Geschichte des Volkes Israel und der sog. biblischen Archäologie.

A. Alt

D. Vorderasien. Der K. ist nach babyl. Lehre das Abbild des Gottes, in sumer. Zeit begegnet sogar die Bezeichnung des Herrschers als eines Gottes recht häufig. Šulgi, Bûr-Sin, Gimil-Sin, Gudea, Naramsin, Sargališarri und andere K. haben vor ihrem Namen das Gottesdeterminativ *dingir*, und auch sonstige Göttertitel werden ihnen zugeteilt. Die kultische Verehrung als Gott fand, wie es scheint, schon zu Lebzeiten der Herrscher statt und setzte sich nach dem Tode fort. Mit dieser Auffassung des Königtums hängt auch die Ähnlichkeit des Hofzeremoniells mit der Götterverehrung zusammen. Aus dem Gottkönigtum fließt der Anspruch der babyl. K. auf die Weltherrschaft. Die Feinde werden als Sünder an der Gottheit betrachtet. Große K. sind, ebenso wie die großen Götter, die Bringer eines neuen Äons, sie sind die erwarteten Erlöser, auf die die mindestens im 8. Jh. vorhandene Prophetie vorbereitet. Ihre Geburt und ihre Kindheit werden daher mit den mythologischen Zügen der göttlichen Heilande ausgestattet. S. a. Götterbild E 1.

A. Jeremias *Handbuch der altorientalischen Geisteskultur* 1913; s. weitere Literatur bei E. F. Weidner *Die Assyriologie 1914—22* (1922) S. 93ff.

Ebeling

Königsgrab s. Grab D § 11—14; F § 10—12, 17; G § 9, 10.

Königshöhle (bei Baden) s. Baden.

Königskurgan (Carskij Kurgan) s. Altyn Oba.

Königspapyrus von Turin. Obwohl dieser Papyrus unsere wichtigste und zuverlässigste Quelle für die Aufeinanderfolge der äg. Könige und ihre Regierungsdauer und damit für die Rekonstruktion der äg. Chronologie ist, besitzen wir keine brauchbare Ausgabe auch nur des gegenwärtigen Zustandes der Urkunde; gar nicht zu reden von dem dringend notwendigen Versuch, die Bruchstücke richtig zu ordnen und dann eine Ergänzung der Listen vorzunehmen. Man wird dann aus dem Papyrus weit mehr herausholen können, als heute aus ihm zu gewinnen ist.

Die Königslisten stehen auf der einen Seite einer Papyrusrolle, auf der anderen Rechnungen aus der Zeit Ramses II.; welche die Vorderseite ist, scheint nicht sicher zu sein (nach Wilcken die Rechnungen), jedenfalls sind die Listen am Ende des NR geschrieben. Die Listen beginnen mit einer Aufzählung der Götter, die in der Urzeit über Ä. geherrscht haben; als Regierungsdauer erscheinen mehrere hundert, sogar mehrere tausend Jahre. Dann folgt eine Zusammenfassung des über die vorgesch. Zeit damals noch Bekannten, teils nur mit Gesamtsummen von Regierungen, teils aber auch mit Einzelangaben bis zu Tagen; darin sind Unterägypten und die Horus-Diener (s. d.) besonders erwähnt, zuletzt Menes. Dann 40 Namen von K., die wir heute mit Manetho (s. d.) den ersten 5 Dyn. zuweisen, bei jedem die Regierungsdauer nach Jahren, Monaten und Tagen, die Lebensdauer nur nach Jahren; am Ende die Zusammenfassung, daß die Zeit von Menes bis hierher x Jahre umfasse. Diese Könige sind im Papyrus in drei Dyn. gegliedert, die erste aus This bei Abydos, die zweite aus Memphis, die dritte vielleicht aus Elephantine. Dann folgen weitere Dyn., die zwar nicht ganz den bei Manetho gegebenen und heute bei uns üblichen entsprechen, aber leicht mit ihnen in Einklang zu bringen sind.

Die in dem Papyrus gegebenen Königslisten sind Auszüge aus Annalen (s. d.), die über jedes Regierungsjahr jedes einzelnen K. gesondert berichten und uns aus dem AR im Stein von Palermo (s. d.) vorliegen. Der Papyrus ist in Unterägypten geschrieben worden (ÄZ 47 [1910] S. 161 Pieper). Roeder

Königsring s. Kartusche.

Königstitulatur (Ägypten; Tf. 12).

§ 1. Form. Die Titulatur des äg. Königs hat im AR eine feste Gliederung in 5 Teile erhalten, die von da ab für alle Zeiten festgehalten worden ist. Der Äg. kann diese Titulatur bis auf zwei Teile (Nr. 4 und 5) einschränken, allenfalls sogar bis auf einen einzigen dieser beiden Teile. Aber immer wird er dem Namen des Herrschers irgendeinen Titel voransetzen, und ständig läßt er ihm den Segenswunsch „der ewig leben möge!" oder „Leben, Heil, Gesundheit!" folgen. Die bei uns übliche Durchzählung gleichnamiger Könige ist den Äg. unbekannt. Die einzelnen Teile der Titulatur, die stets aus einem Titel und einem Namen bestehen, sind folgende:

1. „Horus", geschrieben als Falke auf der Palastfassade, in welcher der Name des Königs steht.

2. „Die beiden Herrinnen", geschrieben als Geier und Schlange. Die Tiere sind den Schutzgöttinnen von Ober- bzw. Unterägypten geweiht und treten für diese beiden, Nechbet und Uto, ein.

3. „Horus, Besieger des Nubti", geschrieben als Falke auf goldenem Halskragen, früher „goldener Horus" genannt. Der Titel deutet auf den Sieg des falkengestaltigen Gottes Horus von Oberägypten über den Stadtgott Setech von Nubti (ebenfalls in Oberägypten).

4. „König von Oberägypten und König von Unterägypten", geschrieben mit der Binse und der Biene, den hieroglyphischen Schriftzeichen für die betr. Worte.

5. „Sohn des Re", geschrieben mit den Wortzeichen Gans und Sonne.

§ 2. Bedeutung. In den einzelnen Teilen der K. ist die Geschichte des äg. Königtums erhalten. In den Teilen 2 und 4 stecken Hinweise auf die beiden Landeshälften, die später zu einem einheitlichen Reich vereinigt worden sind. Der oberäg. Landesgott erscheint an hervorragender Stelle und vielleicht sogar mit einer Andeutung seines Sieges über Gegner im Lande verbunden. Der oberäg. Königstitel geht stets dem unteräg. voran, sodaß offenbar Oberägypten im Augenblick der Einigung der beiden Länder die Vormacht gehabt hat. In der ganzen Titulatur treten die weltlichen Bezeichnungen des Königs zurück, und die größte Zahl der einzelnen Teile hat einen religiösen Sinn. Der König erscheint in ihnen nicht als weltlicher Landesherr (so in Nr. 4), sondern als dieser oder jener Gott, dem er vollständig gleichgesetzt wird (so in Nr. 1—3 und 5). In diesem Sinne scheut man sich nicht, den Pharao sogar in der Gestalt der Landesgöttinnen erscheinen zu lassen (so in Nr. 2), eine folgerichtige Weiterbildung des Gedankens, nach dem der König in der 2. Dyn. gelegentlich „Horus

und Setech" genannt wird im Anschluß an zwei oberäg. Stadtgötter.

§ 3. Namen. Jedem Teil der in § 1 genannten Titulatur wird ein besonderer Name des Königs hinzugefügt. Wenn die älteste Zeit auch nicht die 5 Namen einzeln ausgebildet hat, so sind sie später doch für jeden Teil in eigener Form in Gebrauch. Die Namen haben einen Sinn, der zur einen Hälfte an die kriegerischen Taten des Pharao, an seine persönliche Kraft, an seine segensreiche Regierung oder seine gerechte Richtertätigkeit anknüpft, ihn also als Landesherrn feiert, während die andere Hälfte wieder religiösen Sinn hat und dem Pharao die engsten Beziehungen zu Gottheiten (Sohn, geliebt, gelobt, belohnt usw.) zuschreibt. In Teil 1 der Titulatur wird der Name von der Leiste der Palastfassade umrahmt und dadurch herausgehoben. In Teil 4 und 5 werden die betr. Namen von einem Ring („Cartouche"; s. Kartusche) umschlossen (Tf. 12 a) und dadurch gegen die umgebenden Schriftzeichen abgegrenzt. Die Namen zu Teil 1—4 der Titulatur werden vom Pharao bei seiner Thronbesteigung angenommen. Der Name zu 5 ist derjenige, den er bei der Geburt erhalten und auch als Kronprinz getragen hat. Wir pflegen die Pharaonen mit dem Namen zu 5 zu benennen und sie bei diesem Namen durchzuzählen, wenn mehrere gleichnamige Herrscher regiert haben (z. B. Amenemhet I.—IV., Thutmosis I.—IV., Ramses I.—XIII., so auch durchgeführt für Ptolemäus I.—XIII.). Das Verständnis der Titel und Namen der Pharaonen ist wesentlich gefördert durch wörtliche Übersetzungen vollständiger Königstitulaturen, die uns für Ptolemäer in griech. Urkunden erhalten sind.

§ 4. Abkürzungen und Umschreibungen. Auch die knappste Bezeichnung des Pharao durch zwei oder auch nur durch einen Teil der Titulatur mit zugehörigem Namen ist immerhin noch so umfangreich, daß man diese Benennung in der Umgangssprache kaum verwendet haben wird. Der geschulte Beamte und der auf guten Stil bedachte Schreiber beherrscht natürlich die Formen der K., dem einfachen Mann werden sie fremd gewesen sein. Das Volk hat den Herrscher vielleicht meist mit seinem Namen zu Teil 5 genannt und diesen gelegentlich sicher in abgekürzter Form (Koseform) verwendet. In gehobener Sprache wird der Name des Königs und sogar die sonst allg. übliche Umschreibung „Seine Majestät" vollständig vermieden und durch eine unpersönliche Form: „Man hat befohlen" oder „Es ist befohlen worden" ersetzt. Die Umschreibung Pharao (äg. *per'o* 'Großes Haus') und ähnliche Ausdrücke sind seit dem AR üblich und zu den asiat. Nachbarn der Äg. übergegangen. In keilschriftlich erhaltenen Briefen wird der König von Ä. sogar in einer Anweisung über die Verpflegung äg. Truppen in einer syr. Stadt genannt: „Die Sonne, die in den Himmeln ist". Syr. Stadtfürsten reden den Pharao mit „Meine Sonne" an.

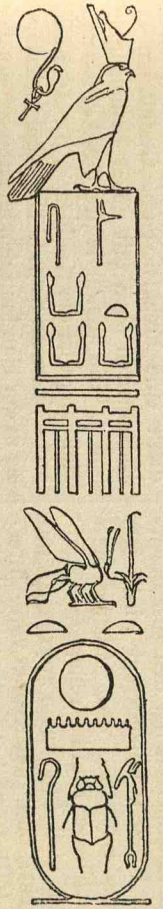
Erman-Ranke *Äg.*[2] S. 60; Wiedemann *Äg.* S. 56; ÄZ 41 (1904) S. 87 Schäfer.

Roeder

Königstracht (Ägypten; Tf. 12).

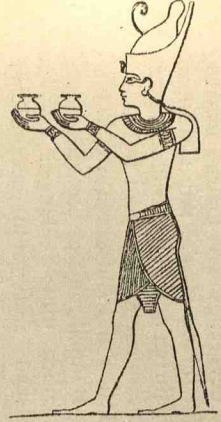
§ 1. Kleidung. — § 2. Abzeichen und Schmuck. — § 3. Waffen. — § 4. Beamte der Kleidung und des Schmuckes.

§ 1. Der äg. König trug in der älteren Zeit wie seine Untertanen im wesentl. nur einen Schurz. Diese Bekleidung ist im Tempelkultus für alle Zeiten festgehalten worden, sodaß der Pharao in den Tempelreliefs nur im Schurz vor den Göttern opfernd dargestellt worden ist, obwohl er im täglichen Leben und der Repräsentation damals längst weitere Kleidungsstücke zu tragen pflegte. Der Königsschurz hat eine besondere Form mit einem in bestimmter Weise ausgebildeten Mittelstück, wie es von Privaten nicht getragen werden darf. Allerdings sehen wir den König schon in frühdyn. Zeit gelegentlich ein Wams auf dem Oberkörper mit einem Band auf der einen Schulter tragen (Gardiner und Peet *Inscr. Sinai* I [1917] Tf. 1; ausnahmsweise mit Dolch im Gürtel). Der Schurz wird stets von einem Gürtel gehalten, der vorn zusammengeknotet ist oder durch eine kunstvoll gestaltete Schließe gehalten wird. Das vom Gürtel herabhängende Mittelstück des Schurzes ist eine Umbildung der Schamtasche, die wir bei vorgesch. Ägyptern und Libyern (s. d.) kennen. Die Vorderbahn des Schurzes und der Gürtel sind in bunter Weberei, auch mit Gold durchwirkt, hergestellt worden und müssen eine lebhafte



a

e



f

b

c

d

Königstitulatur und Königstracht (Ägypten)

a. Zwei Namen des ägyptischen Königs, zuerst „Horus“ (Falke), dann König von Oberägypten (Binse o. ä.) und König von Unterägypten (Biene) mit dem in den Ring (Kartusche) gesetzten Namen. e—f. Ältere, b—d. jüngere Formen der Königstracht. e. Knieschurz, f. Schentoschurz, b—c. Wadenschurz, d. Mantel. — e. Kopftuch, f. und b. Doppelkrone, c. Kriegshelm, d. Phantasiekrone. — Nach Erman-Ranke.

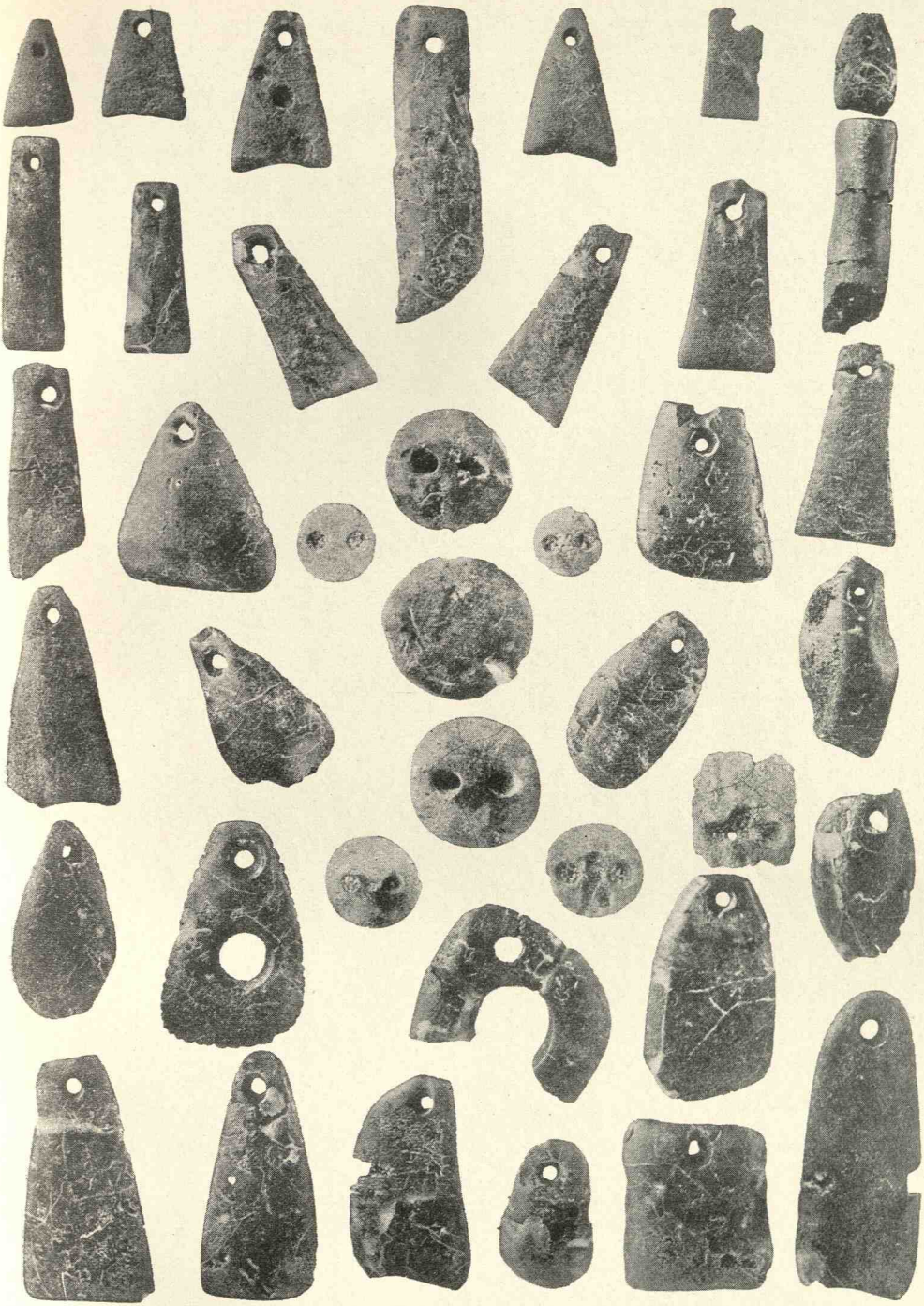
Wirkung gehabt haben. Hinten hing vom Gürtel ein Schwanz herab, den wir, allerdings von etwas abweichender Form, bei äg. und lib. Kriegern und Fürsten alter Zeit kennen (Bull. Inst. Franç. Le Caire 15 [1918] S. 165—8 Jéquier). Von welchem Tiere das Vorbild zu diesem Königsschwanz genommen ist, läßt sich nicht einwandfrei ermitteln.

Der Königsschurz erhielt vom MR ab einen dreieckigen Vorbau, dessen wirkliche Gestalt nur an Statuen zu erkennen ist, da Reliefs und Malereien ihn in verzerrter Zeichnung geben. Im NR wird ein Königsschurz üblich, der wie bei den Privatleuten fast bis auf die Knöchel herabreicht. Er kann mit dem früheren kurzen Knieschurz oder auch nur mit dessen Mittelstück vereinigt werden. Für den Oberkörper tritt gelegentlich ein vollständiges Kleid oder ein weiter Mantel hinzu, der einen oder beide Arme bis zum Ellbogen bedeckt. Die Obergewänder sind meist durchsichtig. Seit dem NR (vorher nur vereinzelt) trägt der König Sandalen, jedoch nicht im Kultus.

§ 2. Die Barttracht (s. Barttracht des Königs) und die Zepter (s. d.) des Königs sind besonders behandelt. In ihnen liegen Abzeichen vor, die den gleichen der Götter ähnlich sind, jedoch bei dem König in einer ein wenig abweichenden Form verwendet werden. Ebenso liegt es für den Kopfschmuck des Königs, in dem die wichtigsten Symbole der königlichen Erscheinung stecken. Die einfachste königliche Haartracht ist eine halblange, anliegende Löckchenperücke, auf die ein Stirnreif mit dem Uräus (s. d.) gedrückt ist (ÄZ 45 [1908—09] S. 20 Boeser). Gerade in der feuerspeienden Stirnschlange liegt ein Königssymbol, das selten fehlt und in späterer Zeit jeder Krone, oft sogar in mehreren Exemplaren bei den zusammengesetzten Kronen, hinzugefügt wird. Die einfachen Kronen von Oberägypten (schlanke, hohe Bündelkrone, weiß, ursprünglich vielleicht aus Papyrus zusammengedreht) und die Krone von Unterägypten (Helm mit hoher Rückwand und vorstehendem Draht, rot, ursprüngliches Vorbild unkenntlich) sind vorhanden, solange es überhaupt Könige der beiden Landeshälften gibt; der König des geeinigten Doppellandes trägt die Doppelkrone, d. h. eine Zusammensetzung aus der weißen und roten Krone. Vom AR ab ersetzt der Pharao die Kronen der Landeshälften, die in geschichtlicher Zeit gewiß aus Metall gearbeitet worden sind, durch das leichtere Kopftuch (auch *Klaft* genannt); es war aus gelb- und blaugestreiftem Stoff angefertigt, wurde im Nacken zu einem umwickelten Zopf zusammengedreht, zwei Lappen fielen über die Schultern nach vorn, und an der Stirn saß der Uräus.

In NR bevorzugt der Pharao den sog. Kriegshelm (blaue Haube mit Uräus), die er bei Ausfahrten und in der Schlacht trägt. Alle diese Kronen werden vom NR ab mit anderen Teilen und Aufsätzen wie Widderhörnern, Bündelkronen, Straußenfedern, Sonnenscheiben und Schlangen usw. zu phantastischen Aufbauten zusammengestellt, die z. T. vielleicht nur Erfindungen der Reliefzeichner und Maler gewesen sind; wenigstens kann man sich bei einigen nicht vorstellen, daß diese Gebilde zusammenhalten und auf dem Kopf getragen wurden. Die Kronen und einzelne Teile von ihnen, besonders die Uräusschlange, werden in Hymnen als Göttinnen angerufen; sie haben religiöse Bedeutung als Schützerinnen des Königs, der als ihr Sohn gedacht werden konnte. Die Form jeder einzelnen Krone und der Grad der Zusammenstellung verschiedener Teile zu einem königlichen Kopfschmuck bis zu der Anbringung von Bändern und Rosetten am Stirnreif ist während des Ablaufs der äg. Geschichte starken Schwankungen unterworfen gewesen. Gewisse Formen lassen sich auf bestimmte Zeiten festlegen und helfen uns zuweilen zu einer Datierung des Königsbildes. Diese Formen werden gelegentlich in späteren Epochen wiederholt und zeigen dann eine archaisierende Gestaltung, in Einzelheiten auch mit neuer Erfindung.

§ 3. Die älteste Waffe des Äg. für den Nahkampf ist die Keule (s. d. B), ein Stock mit steinernem Knauf. Der König schwingt sie in der Hand auf den ältesten Bildern der Niederwerfung seiner Feinde aus frühdyn. Zeit (Band I Tf. 16a). Der Pharao behält die Keule auch auf späteren Wiederholungen dieses typischen Bildes, wobei allerdings die Keule zur Verstärkung ihrer Wirkung eine angesetzte Metallklinge mit



Končanskoje

Bernsteinschmuckstücke. Ca. $^1/_2$ n. Gr. Nach Zapiski der russ. arch. Gesellschaft 5.

scharfer Schneide erhält. Neben diesem Tempelbilde des siegreichen Pharao steht vom NR ab ein zweites, das den König auf dem Wagen in die Schlacht fahrend darstellt (vgl. a. Band V Tf. 82). Hierbei schießt er mit dem Bogen eine Menge von Pfeilen in die verfolgten Feinde hinein. Bogen und Lanze sind die üblichen Waffen für den Fernkampf gewesen, die man auch dem Pharao in die Hand gegeben hat. Für den Nahkampf kommt noch außer dem seit der Urzeit in Ä. einheimischen Dolch (s. d. B), den der König allerdings nur selten trägt (s. o. § 1), das Sichelschwert (äg. *Chopesch* 'Schenkel') in Frage, das im NR zuerst erscheint und wohl asiat. Ursprungs ist.

§ 4. Zu der ausgebildeten Fürsorge, mit der primitive Menschen das Zeremoniell des königlichen Amtes zu beobachten pflegen, stimmt auch das Verhalten der urzeitlichen Äg. in diesem Punkte. Hinter König Narmer (Dyn. 1) geht bei einer feierlichen Repräsentationshandlung ein Mann mit seinen Sandalen (Quibell *Hierakonpolis* I Tf. 29), gewiß ein besonderer Beamter, wie er uns auch sonst für die königlichen Sandalen bezeugt ist. Ebenso sind bestimmte Personen für die Kleider, die Perücken, die Kronen usw. des Pharao verpflichtet. Andere sind als Wäscher, als Metallarbeiter, Kunsthandwerker, Salbenkocher oder Verwaltungsbeamte für alle Einzelheiten des Königsschmucks angestellt. Im AR ist die Ordnung dieser Ämter schon vollständig durchgeführt; die folgenden Epochen haben den Inhalt der Vorstellungen zu einem System ausgebildet, das der Göttlichkeit des Herrschers Rechnung trug.

Erman-Ranke *Äg.* S. 63ff.; Wiedemann *Äg.* S. 57; ÄZ 41 (1904) S. 62 Schäfer. — Über den Kriegshelm: ÄZ 41 (1904) S. 87 v. Bissing; 42 (1905) S 82 Borchardt; 53 (1917) S. 59 Steindorff; Rec. de Trav. 29 S. 159 v. Bissing. — Königshaube: ÄZ 54 (1918) S. 79 Bonnet. Roeder

Konkubinat. Unter K. können dreierlei Beziehungen unterschieden werden, die verschiedenen Institutionen entspringen: 1. kann den Ausgangspunkt die Polygamie bilden. Verbindet sich diese mit einer Rangstaffelung unter den mehreren Frauen, so werden häufig die der Hauptfrau untergeordneten Gattinnen zweiten Ranges oder im Gattinnenverhältnis stehende Sklavinnen als „Konkubinen" bezeichnet. (Näheres darüber s. u. Polygamie.) 2. Bei vielen niedrigen Naturvölkern: Jägern, Fängern und Hackbauern ohne soziale Schichtung, findet man häufig die Sitte, daß entweder unter Brüdern, Vettern oder Freunden eine dauernde Frauengemeinschaft beobachtet wird, oder daß eine solche für besondere Feste besteht, oder endlich, daß sie als eine Form bevorzugter Gastfreundschaft oder von Gastfreundschaft überhaupt auftritt. Da es sich hierbei in der Regel um mehr oder minder dauernde Verhältnisse handelt, wird von „Nebenehe" geredet. Diese Form des K. wird in dem Artikel Nebenehe behandelt. 3. Die dritte Form von K. hängt mit der Prostitution zusammen. Namentlich in den mutterrechtlichen Gemeinwesen herrschten nicht selten promiske Zustände in den ersten Jahren nach Eintritt der Pubertät (s. Promiskuität). Dort, wo eine soziale Schichtung sich geltend machte, wurde diese Promiskuität der unteren Schichten in Zustände gewandelt, die von den Europäern gewöhnlich als „Prostitution" bezeichnet werden, wie z. B. auf den Karolinen-Inseln. Dabei handelt es sich gewöhnlich um nur vorübergehende Beziehungen. Wendet man den Ausdruck „Konkubinat" auf solche Beziehungen an, so bekommt er wieder einen anderen Sinn. Näheres darüber unter Prostitution. Thurnwald

Konservierung von Altertumsfunden (Tf. 14—21).

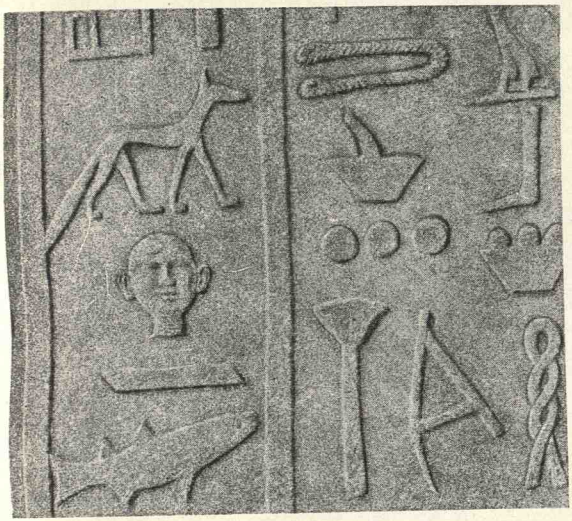
§ 1. Einleitung. — § 2. Altertumsfunde aus Stein und steinartigen Stoffen. — § 3—8. Altertumsfunde aus Metall und Metallegierungen: § 3. Eisen. § 4. Kupfer und Bronze. § 5. Silber. § 6. Blei. § 7. Zinn. § 8. Gold. — § 9. Konservierung durch Aufbewahrung im abgeschlossenen Raum. — § 10. Organische Stoffe.

§ 1. Nur unter ganz besonders günstigen Umständen sind die dem Schoße des Erdbodens entnommenen Altertumsfunde uns genau in dem Zustande erhalten, den sie zur Zeit ihres Gebrauches besaßen. Der größte Teil der Altsachen wird wenigstens einer Reinigung bedürfen, die, mehr oder weniger tiefgreifend, dann oft zugleich die Erhaltung des Gegenstandes zur Folge haben wird. Zeigen sich später trotz der

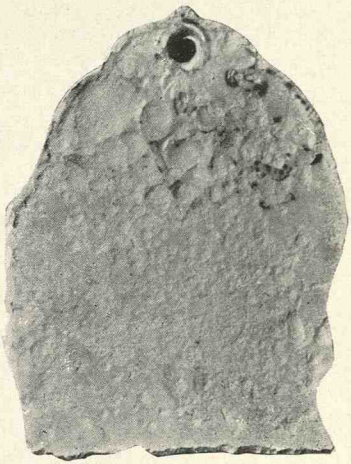
Reinigung, manch liebes Mal auch gerade infolge eines falschen Reinigungsverfahrens, Zerfallserscheinungen, so wird man besondere Konservierungs-Methoden zum Schutze der gefährdeten Sachen anwenden. Seit längerer Zeit sind zu diesem Zweck eine Reihe von Tränkungen mit verschiedenen Lösungen üblich, die nach Verdunsten des Lösungsmittels den Gegenstand härten und den Einwirkungen der Luft und ihrer Feuchtigkeit weniger zugänglich machen. Da aber der Zerfall meistens nicht allein durch diese äußeren Einflüsse, sondern auch durch Stoffe bedingt ist, die in der Altsache enthalten sind, bedeutet die Tränkung eigentlich nur eine Fesselung des Verbrechers an sein Opfer, und weil mit der Zeit leicht eine Lockerung der Bande eintreten kann, wird die Veränderung und der Zerfall des Gegenstandes oft nur hinausgeschoben und nicht dauernd verhindert. Erst als man durch chemische Analysen feststellte, worin die Zerfallsursachen bestanden, und als man dann versuchte, sie zu entfernen, wurde der Weg einer sachgemäßen Konservierung beschritten. Heute besitzen eine Reihe von Sammlungen zweckentsprechende Einrichtungen, die in den Dienst dieser Aufgabe gestellt werden, so das Münchener Nationalmuseum, die Berliner Staatlichen Museen und vor allem das Kopenhagener Nationalmuseum; auch in manchen kleineren Sammlungen wird jetzt kein geringer Wert auf die Anwendung guter Konservierungsverfahren gelegt.

Zumeist sind die z. T. schon während des Lagerns im Erdboden, z. T. erst bei kürzerer oder längerer Aufbewahrung in den Sammlungen auftretenden Veränderungen und Zerfallserscheinungen durch den Gehalt des Bodens an wasserlöslichen Salzen bedingt, und zwar wirken diese bei Gegenständen aus Stein und steinartigen Stoffen hauptsächlich auf mechanischem Wege, während bei Metallen die Zersetzung durchgehends durch chemische Vorgänge bewirkt wird; bei Altertumsfunden aus organischen Stoffen sind die Veränderungen meistens durch Oxydationsvorgänge, wie Vermoderung, veranlaßt. Demgemäß lassen sich auch die Konservierungsverfahren in drei große Gruppen teilen. Eindringlich ist aber vor der schematischen Anwendung der Verfahren zu warnen; in vielen Fällen kann nur der mit solchen Arbeiten vertraute Konservator entscheiden, was im einzelnen Falle zweckdienlich ist.

I. Altertumsfunde aus Stein und steinartigen Stoffen. § 2. Daß ein Salzgehalt Steinen schädlich sein kann, ist nach E. v. Lippmann (Chemiker-Zeitung 48 [1924] S. 1) schon Herodot aufgefallen, der dieses in Ägypten, dessen Boden Chlornatrium, Kochsalz, enthält, beobachtete. In dem dortigen gleichmäßigen Klima treten jedoch die zerstörenden Wirkungen nicht in dem Maße auf wie in dem unsrigen mit seiner wechselnden Temperatur und mit seinem schwankenden Feuchtigkeitsgehalt. Als Beispiel solcher Zersetzungserscheinungen seien die Kalksteinblöcke der ägyptischen Grabkammer des Meten (Berl. Museen) angeführt (Tf. 14a, b). Bei ihrer Einlieferung in Berlin war die Oberfläche aller Blöcke mit so gut erhaltenen Hieroglyphenskulpturen bedeckt, wie sie die erste Abbildung aufweist. Im Laufe der Jahre begann der Zerfall, erst leise, dann stärker, und schließlich war bei den dem Boden zunächststehenden Blöcken fast die ganze ursprüngliche Oberfläche abgesplittert. Ganz ähnlich verhalten sich Gegenstände aus gebranntem Ton, insbesondere solche mit Glasur; dagegen ist bei den unglasierten Altsachen mehr ein Abpulvern der Oberfläche zu bemerken. Während die kleine griech. Vase erst den Beginn der Absplitterungen zeigt (Tf. 14d), sei als Zeuge, daß derartige Zerstörungen tatsächlich durch den Gehalt an Salz veranlaßt sind, die Rückwand eines modernen glasierten Gefäßes angeführt, wie es zur Aufbewahrung von Kochsalz in der Küche benutzt wird (Tf. 14c). In die zweifellos vorhanden gewesenen feinen Haarrisse der Glasur ist etwas Kochsalzlösung hineingedrungen. Die großen Schwankungen im Feuchtigkeitsgehalt des Küchenraumes bewirken, daß Kochsalz in den Rissen bei stetem Wechsel auskristallisiert und sich wieder auflöst, wieder auskristallisiert usw. Bei der Kristallisation aber wird ein gewisser Druck auf die Wände der Risse ausgeübt, und dabei kann es zu solchen Absplitterungen kommen, wie wir sie ganz allg. bei



a



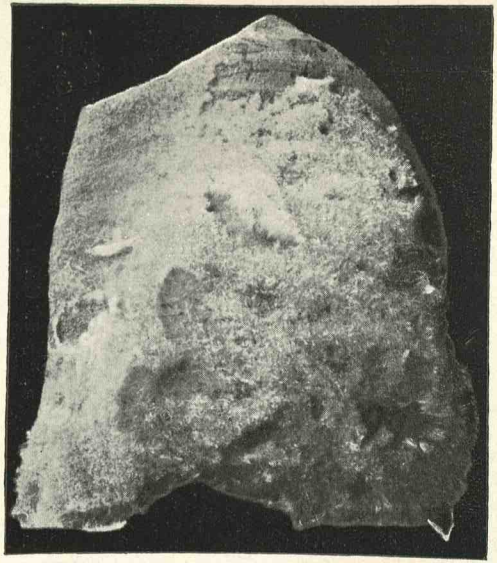
c

b

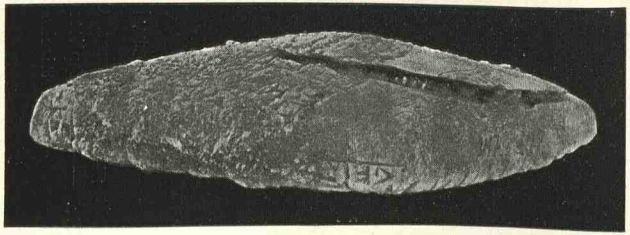
d

Konservierung von Altertumsfunden

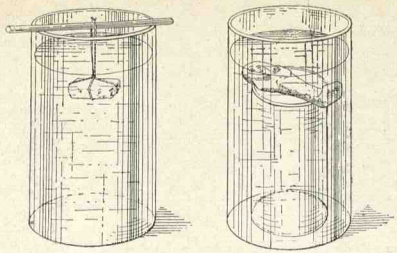
a. Kalkstein mit gut erhaltener Oberfläche, 1/6 n. Gr. — b. Kalkstein mit zerstörter Oberfläche, 1/6 n. Gr. — c. Abgesplitterte Oberfläche eines modernen Fayencegefäßes, 1/3 n. Gr. — d. Attische Vase mit Absplitterungen, 1/2 n. Gr.



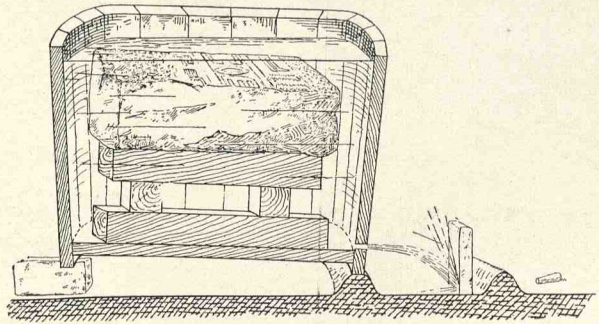
a



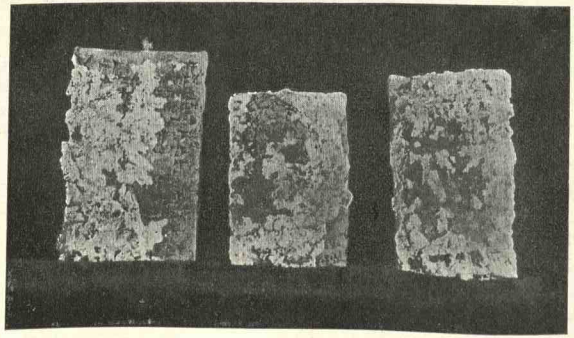
b



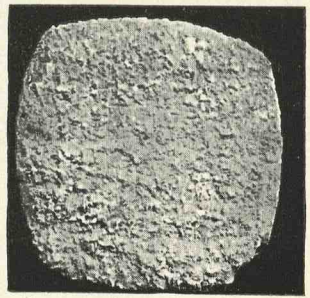
c



d



e



f

g

Konservierung von Altertumsfunden

a. Ägyptischer Scherben mit schwefelsauren Salzen. $^2/_3$ n. Gr. — b. Durch Gipskristalle verursachter Spalt bei einer Tontafel. $^1/_3$ n. Gr. — c. Auslaugen kleiner salzhaltiger Gegenstände. — d. Auslaugen größerer Blöcke. — e. Tontafeln mit Gipskristallen. $^1/_2$ n. Gr. — f. Tontafel vor der Behandlung. $^1/_2$ n. Gr. — g. Tontafel nach der Behandlung. $^1/_2$ n. Gr.

Gegenständen aus Stein und steinartigen Stoffen beobachten.

Da in den Bodenwässern außer Chlornatrium noch verschiedene andere wasserlösliche Salze vorkommen, sind diese auch in und auf Altsachen, die dem Erdboden entstammen, anzutreffen (Tf. 15a); so findet man häufig schwefelsaures Natrium in Gestalt feiner Nadeln auf Tonsachen, und schwefelsaurer Kalk (Gips) ist besonders häufig auf den Keilschrifttafeln Babyloniens anzutreffen, die dadurch mehr oder weniger unlesbar werden (Tf. 15e, f). Weil sich Gips in Wasser nur in geringem Grade löst, sind mit Gips bedeckte oder von ihm durchzogene Altertumsfunde während der Aufbewahrung in unseren Sammlungen nicht gefährdet, aber bei seinem Auskristallisieren während der Lagerung der Gegenstände in der Erde hat er oft Absplitterungen und Rißbildungen veranlaßt (Tf. 15b).

Soweit nun die in den Altertumsfunden enthaltenen Salze leicht in Wasser löslich sind, kann ihre Entfernung auf dem einfachen Wege des Auslaugens mit Wasser geschehen.

Vor dem Einbringen in das Wasser muß man sich stets erst davon überzeugen, daß der Stein auch die Behandlung mit Wasser verträgt, da manche tonhaltige Kalksteine im Wasser völlig erweichen, und ähnlich verhalten sich Altsachen aus gebranntem Ton, wenn sie im Altertum nur bei geringer Temperatur gebrannt worden sind. Man benetze daher immer erst den Gegenstand mit einem größeren Wassertropfen und prüfe nach dem Einziehen des Wassers die nasse Stelle mit einer Nadel, ob sie hart geblieben ist. Kleinere Fundstücke hängt man mittels eines Bindfadens und eines quer über dem Auslaugegefäß liegenden Glasstabes möglichst dicht unter der Wasseroberfläche auf oder legt sie auf einen Glasring (Tf. 15c). Größere und schwerere Sachen, z. B. die oben erwähnten Kalksteinblöcke der Meten-Kammer, werden in Bottichen oder Zementbehältern ausgelaugt, in denen sie ebenfalls möglichst nahe der Wasseroberfläche auf kreuzweis übereinandergelegten Balkenstücken ruhen (Tf. 15d). Bei kleinen Gegenständen wird man destilliertes Wasser, bei großen Leitungs- oder Brunnen- oder auch Regenwasser für das Auslaugen verwenden. Ausgeschlossen ist natürlich die Verwendung salzhaltiger Wasser wie Meerwasser. Man erneuert das Wasser zuerst häufiger, später in größeren Zwischenräumen und untersucht dann eine dem Gefäße entnommene kleine Menge durch Zusatz von 1—2 Tropfen einer Lösung von salpetersaurem Silber (Höllenstein): entsteht dabei ein weißer, käsiger Niederschlag oder doch eine starke, weiße Trübung, so muß das Auslaugen noch so lange fortgesetzt werden, bis auf Zusatz der Höllensteinlösung nur noch eine leichte Trübung entsteht; das zum Auslaugen verwendete Wasser hat man natürlich vor dem Gebrauch ebenso untersucht, um die dabei eintretende Trübung in Rechnung zu setzen.

Sind Altsachen durch wasserlösliche schwefelsaure Salze gefährdet, muß das Auslaugewasser mit einer Chlorbaryumlösung auf die Abnahme der schwefelsauren Salze untersucht werden. (Näheres über das Auslaugen Rathgen *Kons.*[2] I 30.)

Bei Altertumsfunden mit Farbüberzügen, farbigen Zeichnungen oder Farbenresten ist besondere Vorsicht zu beobachten. Oft kann man bei Kalksteinen und auch bei Tonsachen eine Festigung der Farben durch eine dem Auslaugen vorhergehende Behandlung mit einer Fluat-Lösung erreichen (ebd. S. 72). Durch Fluatierung nach dem Auslaugen kann die Oberfläche des Kalksteins gehärtet werden, was ferner durch Harzlösungen (ebd. S. 59) oder durch Überzüge von Zapon und Cellon (ebd. S. 63) geschehen kann. In den seltenen Fällen, in denen Kalksteine und gewisse künstliche Massen nicht mit Wasser ausgelaugt werden können, bleibt schließlich nichts anderes übrig, als sie nur mit Harzlösung oder mit einer Leinölfirnis-Benzinmischung zu tränken.

Die Entfernung von den häufig vorkommenden sinterartigen Auflagerungen von kohlensaurem oder schwefelsaurem Kalk (Gips) kann bei Kalkstein nur durch vorsichtiges Abklopfen mit einem kleinen Hammer oder durch Absprengen mit einer dünnen Stahlklinge (ebd. S. 80) geschehen. Bei Granit und anderen kieselsäurehaltigen Steinen und auch bei genügend hart gebrannten Tonsachen lassen sie sich durch eine sehr stark verdünnte Salzsäure ab-

lösen, doch ist nachher gut mit Wasser auszulaugen, bis das Waschwasser mit Silberlösung nicht mehr den weißen Niederschlag gibt.

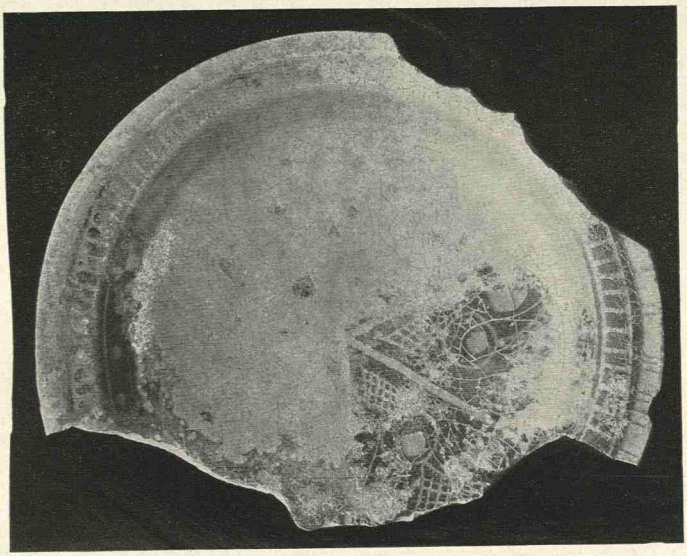
Da die meisten Tonsachen wegen eines gewissen Kalkgehaltes die Behandlung mit verdünnter Salzsäure nicht vertragen, ohne zu erweichen, ist es zweckmäßig, Auflagerungen aus Kalk und Gips durch Brennen der vorher durchaus gut getrockneten Gegenstände im elektrisch oder mit Gas geheizten Muffelofen bei etwa 600° (Segerkegel 021; ebd. S. 93) aufzulockern. Sie lassen sich nach dem Abkühlen entweder leicht abheben oder mit weicher Bürste entfernen, und der Ton ist dann fast immer so hart geworden, daß er nunmehr das durch etwaigen Salzgehalt notwendige Auslaugen mit Wasser, ja selbst oft die Behandlung mit Salzsäure verträgt, wenn er ausnahmsweise einmal Auflagerungen besitzt, die durch das Brennen allein nicht gelockert werden (Tf. 15 g).

Gläser und Glasuren, die durch die Einwirkung der Bodenwässer durch Ausscheidung von Kieselsäure so trübe geworden sind, daß die Farben des Glases nicht mehr sichtbar sind, können entweder auf mechanischem Wege durch Abreiben mit ganz feinem Bimssteinpulver oder chemisch durch vorsichtige Behandlung mit verdünnter Flußsäure von der weißlichen Kieselsäure befreit werden (Tf. 16 a).

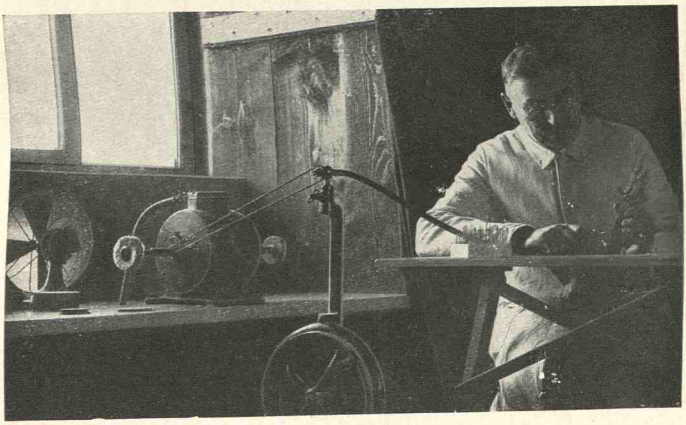
II. Altertumsfunde aus Metall und Metallegierungen. § 3. 1. Eisen. Während sich an der Luft liegendes Eisen meistens nur mit einer gleichmäßigen Rostschicht bedeckt, die erst nach langer Dauer beträchtliche Dicke erreicht, werden im Erdboden eingebettete Eisensachen unregelmäßiger und stärker angegriffen. Ihr Aussehen ist sehr wechselnd, da es eine Reihe von Sauerstoff-Wasserstoffverbindungen des Eisens gibt, die verschieden, hellbraun bis dunkelbraun bis schwarz, gefärbt sind, und von denen oft mehrere auf demselben Gegenstand vorkommen können. Eine besondere Art ist der sog. Edelrost, der durch seine schwarze Farbe und durch seine Härte ausgezeichnet ist. Er besteht nur aus Eisen und Sauerstoff, Eisenoxyduloxyd, und ist seiner Zusammensetzung nach dasselbe wie Eisenhammerschlag. Er ist wohl ausnahmslos durch die Einwirkung des Feuers (Leichenverbrennung) entstanden. Ganz mit ihm bedeckte Eisensachen halten sich meistens ohne jede Behandlung. Auch andere Eisenfunde, sofern sie mit Rost bedeckt sind, der nur aus sauerstoffwasserstoffhaltigen Verbindungen besteht, sind bei der Aufbewahrung in Sammlungen kaum weiterer Veränderung unterworfen, besonders, wenn sie nach dem Abwaschen und Trocknen noch mit Zapon oder Cellon überzogen worden sind.

Ganz anders, wenn das Eisen in der Erde mit salzhaltigem Wasser in Berührung gekommen ist. Eisen geht mit Chlor zwei Verbindungen ein, eine chlorreiche und eine chlorarme. Aus der zuerst entstehenden chlorarmen wird ein Teil des Eisens durch den Luftsauerstoff oxydiert, so daß sich nun eine Verbindung des Eisens mit mehr Chlor bildet. Auf diese wirkt aber das darunterliegende metallische Eisen ein, es bildet sich wieder die chlorarme Verbindung. Die stete Wiederholung dieser Vorgänge kann bis zum völligen Verschwinden des metallischen Eisens führen. Diese Veränderungen machen sich in der Sammlung zuerst dadurch bemerkbar, daß sich die Eisenfunde mit kleinen braunen Bläschen bedecken, die sich bei Berührung als Tropfen erweisen, die von einer dünnen Oxydhaut überzogen sind. Wird nicht eingegriffen, so wachsen die Tropfen, und es können Gebilde entstehen, wie sie das röm. Eisenschloß (Mus. Regensburg) zeigt (Tf. 17 a).

Nachdem man erkannt hatte, daß die Chlorverbindungen die Ursache der Zersetzung waren, glaubte man die Erhaltung solcher Eisensachen durch Auslaugen oder Auskochen mit Wasser zu erreichen. Rosenberg, dem wir eingehende Versuche über das Verhalten des Eisens im Erdboden und in den Sammlungen verdanken, hat gezeigt (Ros. *Antiq.* S. 9), daß es praktisch unmöglich ist, auf diesem Wege das Chlor restlos aus dem Eisen zu entfernen. Durch die Einführung der „Feuchtkammer" in die Konservierungspraxis hat er den Konservator in den Stand gesetzt, zu entscheiden, welcher Eisenbefund der Behandlung bedarf. Die Feuchtkammer (Tf. 19 a) ist ein Glasgefäß mit aufgeschliffenem Glas-



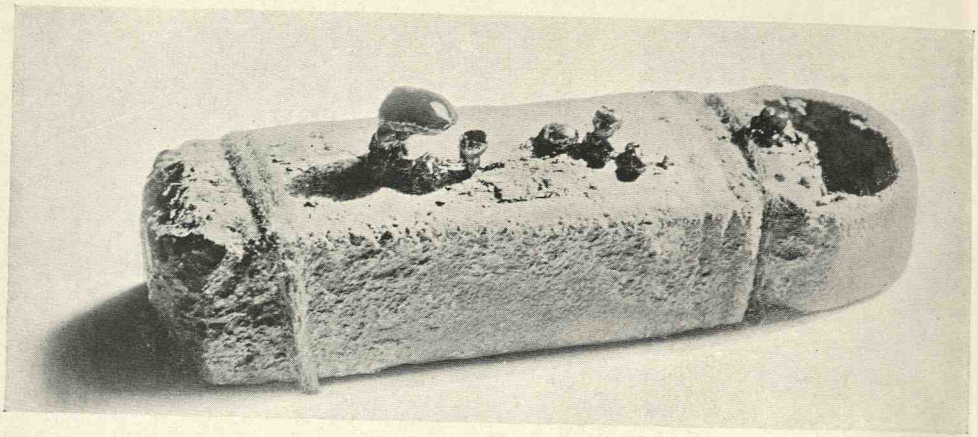
a



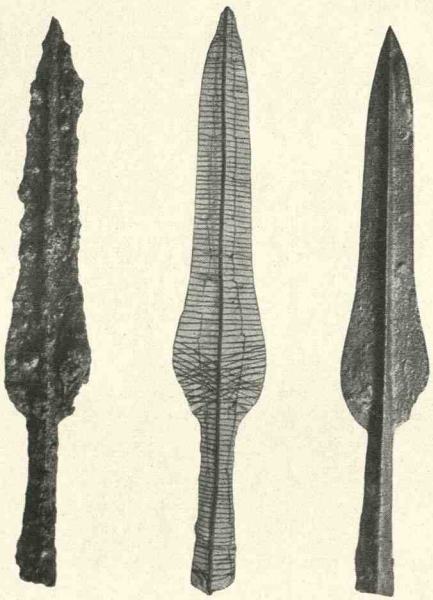
b

Konservierung von Altertumsfunden

a. Islamische Fayence zu einem Drittel mit Flußsäure behandelt. $^2/_3$ n. Gr. — b. Motor mit Bohrvorrichtung, Schleifrad und Rundbürste.



a



b

c

Konservierung von Altertumsfunden

a. Römisches Eisenschloß mit Ausblühungen. $^2/_3$ n. Gr. — b. Lanzenspitze vor, während und nach der Behandlung, nach Rosenberg. $^1/_4$ n. Gr. — c. Pfeilspitze nach Blell behandelt. $^2/_3$ n. Gr.

deckel; es genügt jedoch, eine aufgelegte Glasplatte als Abschluß zu benutzen. In dieser auf dem Boden mit etwas Wasser bedeckten oder eine Schale mit Wasser enthaltenden Kammer wird der Gegenstand einige Tage belassen. Zeigen sich dann, meistens innerhalb 24 Stunden, auf der Rostschicht kleine Tropfen oder füllen sich die Risse und Schründe des Rostes mit grünlichen, schwarzen oder bräunlichen Tropfen, die an Zahl und Größe zunehmen, so bedarf die Eisensache der Konservierung. Tropfenbildungen zeigen sich allerdings auch bei blankem Eisen und bei Eisensachen, die nicht behandelt zu werden brauchen, z. B. bei solchen, die aus Moorfunden stammen; sie unterscheiden sich aber von den eben erwähnten dadurch, daß sie sich nicht vergrößern.

Während man sich bei Eisensachen mit gutartigem Rost mit einer mechanischen Reinigung, mit dem Auskochen in destilliertem oder weichem Wasser und dem Erhitzen in flüssigem Paraffin (s. u.) oder mit einem Überzug von Zapon oder Cellon nach vorhergehendem Trocknen begnügen kann, bedürfen die in der Feuchtkammer als gefährdete Gegenstände erkannten Eisenfunde einer eingehenden Behandlung.

A. Verfahren mit Erhaltung des Rostes nach G. A. Rosenberg. Der chemischen Behandlung muß die Reinigung, d. h. die Entfernung der den Gegenstand entstellenden Rostmassen, auf mechanischem Wege vorhergehen, ein Verfahren, das natürlich auch sonst angewendet werden kann. Hierzu benutzt man am besten Schneidräder, Fräser, Schleifsteine aus Sandstein oder Karborund und Bohrer, die durch einen kleinen Motor in Bewegung gesetzt werden (Tf. 16b). Zerbrechliche Eisensachen werden vorher durch Tränkung etwa mit Leinölfirnis oder Zapon zusammengehalten. Wie weit die Entfernung überflüssigen Rostes geschehen soll, ist von Fall zu Fall zu entscheiden und wird von der Meinung des Fundbesitzers abhängen müssen. Darauf werden die Gegenstände mit eisernem Blumendraht und mit Asbestpapier umwickelt, wie aus der Abb. Tf. 17b (nach Ros. *Antiq.* S. 42) zu ersehen, wobei die Zwischenräume nicht größer als 3—4 mm sein dürfen. Hier und da werden die Drahtwindungen miteinander verknüpft, und schließlich legt man einen stärkeren Eisendraht dem Gegenstand seiner Länge nach an. Nach dem Trocknen bei 100° C erhitzt man die Eisensache mindestens $^1/_4$ Stunde auf Rotglut und legt sie dann mittels Zange in noch rotglühendem Zustande in chlorfreie Kalilauge von 1,241 spez. Gewicht. Hierin wird sie je nach ihrer Dicke 2—6 Stunden gekocht und darauf in kochendes destilliertes Wasser gebracht, in dem sie 12 Stunden erhitzt wird. Nunmehr kommt sie in ein neues Bad, das auf 150 l Wasser 50 ccm Pottaschelösung von 1,383 spez. Gew. enthält. Nach 24stündigem Kochen nochmals 1 Stunde in kochendem destillierten Wasser ausgelaugt, wird der noch heiße Gegenstand in geschmolzenes Paraffin gebracht, das solange auf etwa 125° C erhitzt wird, als noch Dampfblasen vom Gegenstand aufsteigen. Dann läßt man das Paraffin bis auf 85° C abkühlen, entnimmt die Eisensache und legt sie zum Abtropfen auf Fließpapier. Nach dem Erkalten beseitigt man die Umhüllung von Eisendraht und Asbestpapier und entfernt überflüssiges Paraffin mechanisch und durch Übergehen mit der Flamme eines Bunsenbrenners. Zur Befestigung von Bruchstücken bedient Rosenberg sich eines Kittes, bestehend aus: 90 g Kolophonium, 180 g Karnaubawachs, 300 g Guttapercha, 120 g Ammoniakgummi, 120 g Schellack und 30 g venetianischem Terpentin. Die in 1 qcm geschnittenen Guttaperchablätter werden allmählich dem geschmolzenen Kolophonium zugesetzt, und erst nach ihrer Auflösung gibt man die anderen Stoffe in der angegebenen Reihenfolge zu, das Ammoniakgummi in feingepulvertem Zustande.

B. Verfahren, Eisenfunde durch gänzliche Beseitigung des Rostes zu erhalten. Hierfür können selbstverständlich nur solche Eisenfunde in Betracht kommen, die durch Rostbildung verhältnismäßig wenig Metall verloren haben, Gegenstände, die nach der Entfernung des Rostes noch ein ihrem ursprünglichen Zustande fast gleiches Aussehen besitzen müssen.

a. Verfahren nach Th. Blell. Man erhitzt den Gegenstand bis zur Rotglut und schreckt durch Eintauchen in kaltes Wasser

ab. Durch Hineinlegen in verdünnte Schwefelsäure (1 T. Schwefelsäure auf 9 T. Wasser, man gieße die Säure in dünnem Strahl ins Wasser, nie umgekehrt!) wird ein wenig metallisches Eisen unter Wasserstoffentwicklung gelöst. Dabei hebt der Wasserstoff den größten Teil des Rostes ab. Soweit das nicht geschieht, muß auf mechanischem Wege mit Bohrern, Schabern, durch Abscheuern mit Sand oder durch Drahtbürsten nachgeholfen werden. Schließlich wird nach wiederholtem Abwaschen mit weichem Wasser gut abgetrocknet und darauf der Gegenstand, wie oben beschrieben, in geschmolzenem Paraffin erhitzt. Blell verwendete statt dessen ungesalzenes Schweinefett, das er in dicker Schicht auf die Eisensache tat, die er dann in ein Wärmespind brachte. Nachher wurde überflüssiges Fett durch warmes Löschpapier entfernt und endlich ein Wachsüberzug durch eine Wachsbenzinlösung gegeben (Sitzungsber. Prussia 38 [1881—82] S. 10). Die abgebildete kleine Pfeilspitze ist nach Blell behandelt (Tf. 17c); sie ist insofern von Interesse, weil der sie umschließende Kupferring, der vorher durch Rostwucherung nicht sichtbar war, durch das um das Maß seiner Breite erfolgte Herunterrutschen auf der Pfeilspitze andeutet, wieviel das Eisen an Masse durch den Rost und zu einem sehr kleinen Teil auch durch die Einwirkung der Schwefelsäure verloren hat.

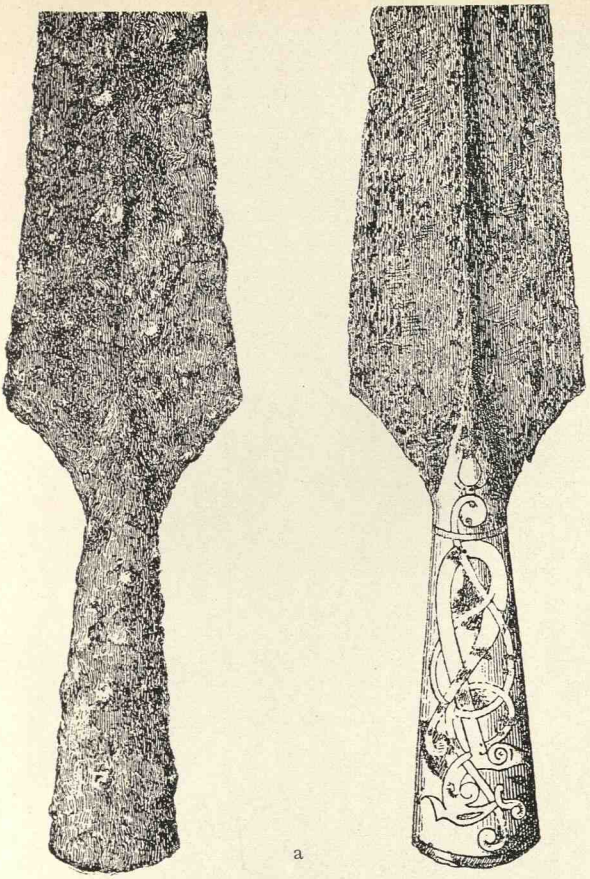
b. Verfahren nach W. M. Schmid. Nach dem Erhitzen bis zur Rotglut wird nicht abgeschreckt, sondern der Rost durch Sandstrahlgebläse beseitigt. Ein Schwert mittlerer Größe soll dadurch in 1½—2 Min. rostfrei werden. Wenn aber nicht aller Rost entfernt wird, legt man die Eisensache in eine halbprozentige Schwefelsäure und neutralisiert nach dem Abwaschen Säurereste durch Einlegen in Kalkmilch. Nach nochmaligem Abwaschen findet Paraffinierung statt (Museumskde. 9 [1913] S. 144). Wird bei diesem Verfahren wie auch bei dem Blellschen eine wenn auch nur geringe Menge von metallischem Eisen aufgelöst, so ist eine solche bei dem folgenden ausgeschlossen.

c. Verfahren nach A. Krefting. Nachdem mittelst Feile an einigen Stellen der Altsache metallisches Eisen bloßgelegt ist, umwickelt man den Gegenstand mit ½—1 cm breiten Streifen Zinkblech von 0,2 mm Stärke und legt ihn dann in eine fünfprozentige Natronlauge (Tf. 18b). Sofort nach dem Einlegen entsteht zwischen Zink und Eisen ein galvanischer Strom, der das Wasser der Natronlauge zersetzt, indem am Zink Sauerstoff auftritt, der sich mit ihm verbindet, und am Eisen Wasserstoff, ohne daß dieses Metall angegriffen wird. Der Wasserstoff löst den Rost mechanisch ab. Erforderlichenfalls wird die Rostentfernung durch Bearbeitung mit Schabern, Drahtbürsten usw. unterstützt. Schließlich wird gut ausgewaschen und zuletzt wieder in geschmolzenem Paraffin erhitzt (Aarsberetn. norske 1892 S. 51 und Finska F. Tidskr. 17 [1897] S. 333 H. Appelgreen, letzteres in deutscher Sprache).

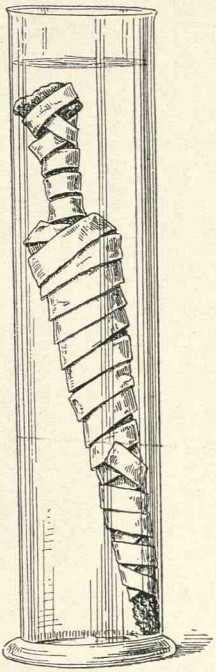
d. Verfahren nach O. A. Rhousopoulos. Die Eisensachen werden mit Zinkstaub bestäubt, dann mit Zinkstreifen umwickelt und in eine zehnprozentige Natronlauge gelegt. Nach der Reduktion gibt man die mit Wasser wiederholt ausgewaschenen Gegenstände erst in Alkohol, läßt sie dann in der Wärme trocknen und überzieht sie zum Schluß mit Zapon.

Gegenüber dem Rosenbergschen Verfahren haben die drei letztgenannten den Vorzug, ohne mechanische Bearbeitung Einlagen oder Schriftzeichen zum Vorschein zu bringen, die bei jenem unter Umständen übersehen werden. So sind bei der im Rhein gefundenen Speerspitze (Berlin, Zeughaus) die Messingeinlagen herausgekommen (Tf. 18a). Die beiden Abb. sind der Appelgreenschen Veröffentlichung entnommen. Manchem Sammlungsbesitzer mag das metallische Aussehen des Eisens unerwünscht sein, aber auch bei dem Rosenbergschen Verfahren erhalten die Eisensachen oft ein Aussehen, das nicht ganz angenehm ist, indem sie z. T. eine rote Farbe haben. In dem einen wie in dem anderen Fall kann man das Aussehen durch gelindes Berußen des Gegenstandes ändern.

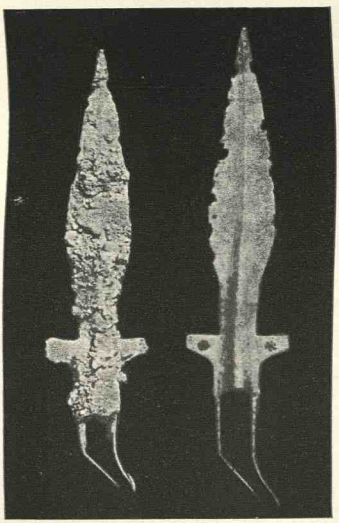
Tauschierte Eisensachen werden nach Rosenberg (Rathgen *Kons.*² II 66) ebenso behandelt, wie er es für gewöhnliche Eisenfunde angibt, nur soll man bei der



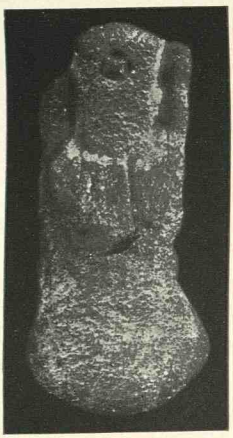
a



b



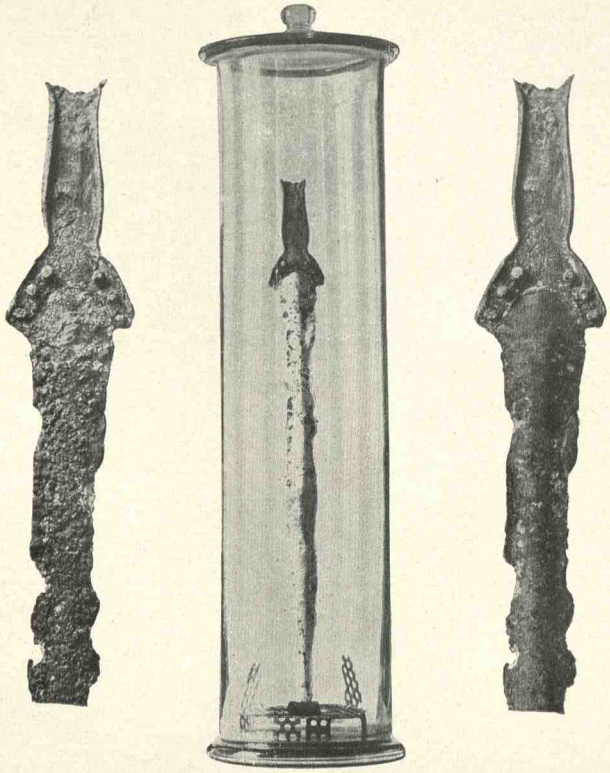
c



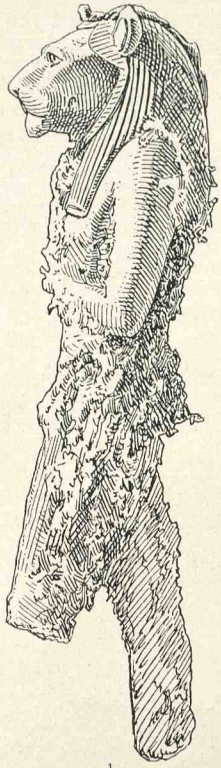
d

Konservierung von Altertumsgegenständen

a. Speerspitze vor und nach der Behandlung, nach Krefting. $^{2}/_{3}$ n. Gr. — b. Mit Zinkblechstreifen umwickelte Lanzenspitze (Kreftingsches Verfahren). — c. Speerspitze vor und nach der Behandlung, nach Krefting. $^{1}/_{8}$ n. Gr. — d. Bronze im obersten Teil von den starken Auflagerungen befreit. $^{1}/_{1}$ n. Gr.



a



b

Konservierung von Altertumsfunden

a Bronzeschwert vor, während und nach der Behandlung, nach Rosenberg. 1/3 und 1/6 n. Gr. — b. Wilde Patina auf einer ägyptischen Bronze. 2/3 n. Gr.

Umwicklung mit Eisendraht unbedingt darauf achten, daß sich stets Asbestpapier zwischen Einlage und Eisendraht befindet. E. Krause (ZfEthn. Verh. 34 [1902] S. 434) wendet eine Art Reduktionsverfahren an, bei dem aber das Eisen nicht reduziert wird. Darnach legt man den Gegenstand mit der tauschierten Seite nach unten 24 Stunden in ein Gemisch von 10 T. Essigsäure, 10 T. Chlornatrium, 70 T. Wasser und 10 T. Aluminiumpulver. Etwa nicht gelöste Auflagerungen von schwarzem Eisenoxyduloxyd, sog. Edelrost, müssen mechanisch entfernt werden. Nach gutem Auslaugen und nach dem Trocknen wird ein Zaponüberzug gegeben.

In dem Vorstehenden sind nur die wichtigsten neueren Verfahren der Eisenkonservierung mitgeteilt. Insbesondere ist die alte, früher allgemein und heute noch hier und dort übliche Methode des Auslaugens und des Erhitzens der getrockneten Altsachen aus Eisen in einem Gemenge von Leinölfirnis und Petroleum, weil veraltet, nicht mehr besprochen. Näheres darüber, auch über einige andere Verfahren, sowie Ausführlicheres über die oben mitgeteilten s. Rathgen *Kons.*[2] II.

§ 4. 2. Kupfer und Bronze. Wechselnder im Aussehen als die rostbedeckten Eisensachen sind die Altertumsfunde aus Bronze und Kupfer. Außer der geschätzten grünen bis blauen Edelpatina, die aus Verbindungen der Metalle mit Kohlensäure und den Elementen des Wassers: Wasserstoff und Sauerstoff in verschiedenen Verhältnissen besteht und den Gegenstand mit einer glänzenden, dünnen, alle Feinheiten der Form und der Verzierung wiedergebenden Schicht überzieht, bekommen Bronze und in geringerem Grade auch Kupfer während des Lagerns im Erdboden oft Überzüge, die die Altsachen mehr oder weniger entstellen. Der kleine Bronzegegenstand (Tf. 18 d), dessen ursprüngliche Gestalt im oberen Teil auf mechanischem Wege bloßgelegt ist, zeigt, welchen Umfang die Auflagerungen erreichen können, ohne daß viel von der früheren Form verlorengegangen ist. Bronzen, die wie diese von rein oxydischen und karbonathaltigen Auflagerungen bedeckt sind, bedürfen keiner besonderen Behandlung, es sei denn, daß diese durch ihre Dicke die Form entstellen, oder daß vielleicht eine Patina in kristallinischer Form Schriftzeichen unleserlich macht, oder daß oxydierte Eisenfragmente den Gegenständen angekittet sind. Sowie aber während des Lagerns im Erdboden salzhaltige Bodenwässer die Altsachen umspült haben, sind Zersetzungen eingetreten, die unter Umständen alles Metall in Verbindungen übergeführt haben. Dabei kann selbst die ursprüngliche Gestalt des Gegenstandes erhalten geblieben sein. Auch hier ist kaum eine Behandlung nötig. Bei vielen Bronzen jedoch, bei denen außerdem noch mehr oder weniger Metall vorhanden ist, zeigen sich während der Aufbewahrung, oft bald nach der Einlieferung, oft erst nach Jahren, Zersetzungen, die schließlich zu völligem Zerfall führen können. Meistens tritt diese Erscheinung in Gestalt einzelner hellgrüner Flecken auf, die sich allmählich vermehren, an Umfang zunehmen, sich über die ganze Fläche der Bronze verbreiten und ein hellgrünes Pulver zu Boden fallen lassen oder auch lose sitzende kristallinische Bildungen veranlassen. Man hat diesen Vorgang der Tätigkeit von Bakterien zuschreiben wollen, da man solche in der Patina entdeckte, was aber bei der allgemeinen Verbreitung solcher Lebewesen nicht überraschen kann (Tf. 19 b). Nach eingehenden Untersuchungen vieler Forscher, vor allem durch die Berthelots (Compt. rend. 118 [1894] S. 764) und Rosenbergs (*Antiq.* S. 73 f.), besteht jedoch kein Zweifel, daß fast ausnahmslos die Chlorverbindungen die Ursache dieser wilden Patina sind, die auch wohl als Bronzekrebs und z. T. auch als *rogna* bezeichnet wird (Rathgen *Kons.*[2] II 25). Ohne hier weiter auf die einzelnen chemischen Umsetzungen einzugehen, sei nur bemerkt, daß sich die Chlorverbindungen durch den Einfluß der Feuchtigkeit mit noch vorhandenem Metall umsetzen, bis endlich alles Metall verschwindet.

Bei Bronzen mit gut erhaltenem Metall, deren Oberfläche aber durch oxydische Auflagerungen, die erdige und sandige Teile einschließen und dadurch vielleicht Zeichnungen und Inschriften verdecken, läßt sich oft durch vorsichtiges Hämmern mit einem kleinen Hammer die Oxydschicht absprengen. Nach Springer erreicht man das Abplatzen solcher Schichten durch Überziehen mit einer dicken, warmen Leim-

lösung; bei dem Erkalten zieht sich der Leim zusammen und sprengt dadurch die Oxyde ab. Die Entfernung durch Ausglühen zu bewirken, ist nicht ratsam, ebenso auch nicht die Abätzung mit Säuren, besonders nicht mit Salzsäure.

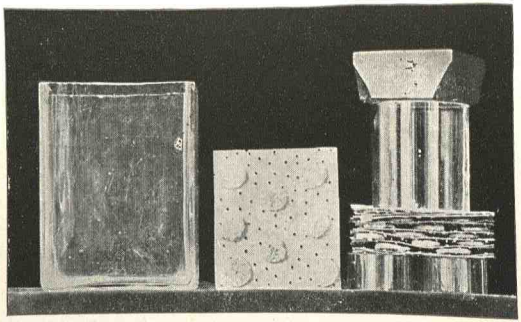
Von älteren Konservierungsverfahren sei nur der Tränkung mit geschmolzenem Paraffin gedacht, die auch heute noch vorgenommen wird und dann angebracht ist, wenn aus dem einen oder dem anderen Grunde eine der folgenden Methoden nicht anwendbar ist.

Auch bei Altsachen aus Kupfer und Bronze ist die Feuchtkammer (s. oben § 3) ein wertvolles Mittel, um zu erkennen, ob eine gründliche Behandlung notwendig ist, wenn man nicht schon von vornherein durch das Auftreten wilder Patina zum Einschreiten genötigt ist. Bilden sich in der Feuchtkammer helle Tropfen, die einen bräunlichen Farbton annehmen können, und die sich nach einiger Zeit mit einer dünnen, glänzenden, schwarzen Hülle umgeben, oder bekommen sie eine faltige mattgraue oder manchmal auch eine glänzendgrüne Haut, so muß eine Konservierung vorgenommen werden.

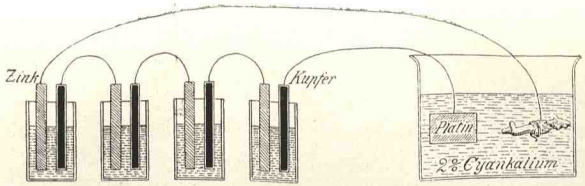
a. Verfahren nach G. A. Rosenberg. Durch dieses Verfahren werden die schädlichen Chlorverbindungen reduziert, aber die die Bronze bedeckende grüne bis blaue Karbonatpatina wird nicht angegriffen, die Bronzen behalten also größtenteils ihre grüne Farbe. Kleinere Gegenstände wie Fibeln legt man in ein Gefäß, in dem sie ganz von angefeuchteten Zinnadeln umgeben sind. Die Nädelchen in Größe von 3—4 mm gewinnt man mittels rotierender Fräser aus einem Zinnblock. Nach etwa 24 Stunden ist die Einwirkung des Zinns beendet, besonders, wenn man inzwischen den Gegenstand einmal umgebettet hat. Nach dem Abspülen kann man die Zinnnadeln wiederholt verwenden. Die Bronzen werden mehrmals mit Wasser abgewaschen, dann getrocknet und schließlich mit Zapon überzogen.

Für größere Gegenstände ist die Behandlung mit Aluminiumblättern geeigneter. Nach einer vorbereitenden mechanischen Behandlung, bei der man besonders beulenartige Wucherungen beseitigt hat, überzieht man die Bronze mit einer mit Glyzerin versetzten Gelatineschicht von Agar-Agar oder Fischleim. Man kann statt dessen auch eine mit Glyzerin vermischte gewöhnliche Leimlösung oder noch einfacher einen dicken Stärkekleister benutzen. Diese Schicht wird dicht mit Aluminiumblättern belegt. Der so vorgerichtete Gegenstand kommt in die Feuchtkammer. An den Stellen, wo sich die schädlichen Chlorverbindungen befinden, werden die Aluminiumblätter bald durchlocht und mit einer wasserhellen Lösung von Chloraluminium bedeckt. An diese Stellen werden nach dem Abspülen frische Aluminiumblätter gebracht. Nach wenigen Tagen ist die Einwirkung beendet, das Aluminium wird nicht mehr durchfressen. In warmem Wasser werden dann Aluminiumblätter und die darunterbefindliche Schicht mittels Bürsten entfernt. Nachdem das Aluminiumchlorid, das sich noch an und in der Bronze befindet, durch mehrfache Behandlung mit reinem Wasser ausgelaugt ist, wird der Gegenstand im Trockenschrank getrocknet und dann mit einem Zaponüberzug versehen. In den drei Abb. Tf. 19a ist ein von Rosenberg behandeltes Bronzeschwert wiedergegeben, und zwar im ursprünglichen Zustande, während der Umsetzung mit Aluminium in der Feuchtkammer und nach beendigter Konservierung (nach Rosenberg *Antiq.* S. 88). Während es im großen und ganzen seine grüne Patina behalten hat, ist an den durch das Aluminium reduzierten Stellen metallisches Kupfer entstanden, dessen rote Farbe bei der Aufbewahrung allmählich in einen dunkelbraunen Farbton übergeht. Der Schwertgriff bedurfte keiner Behandlung, da er nur Karbonatpatina trug; er ist daher gar nicht mit Aluminium bedeckt worden.

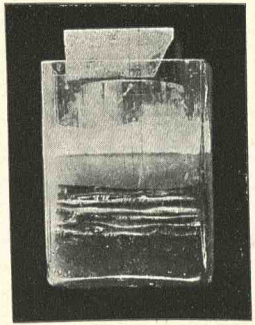
Zeigen sich einmal bei einer so behandelten Bronze aufs neue kleine Ausblühungen, sind also im Innern befindliche schädliche Salze noch nicht reduziert, so genügt es, solche Stellen mit nassen Zinnspänen zu bedecken und den Gegenstand so in die Feuchtkammer zu bringen; nachher ist dann auszuwaschen und nach dem Trocknen zu zaponieren.



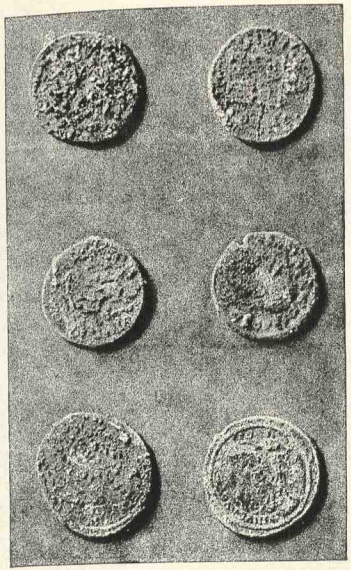
a



b



c

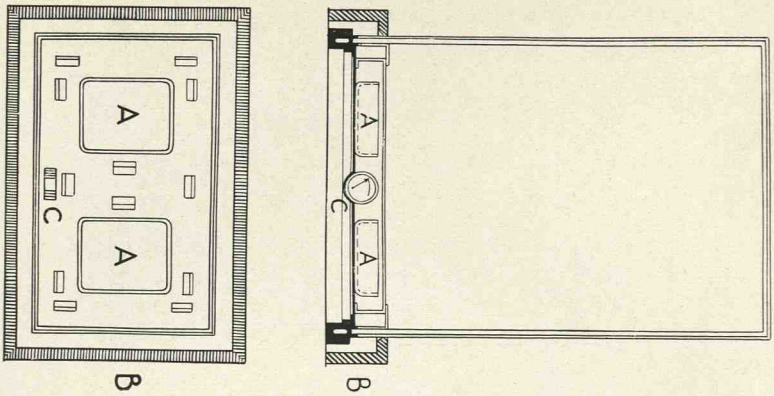


d

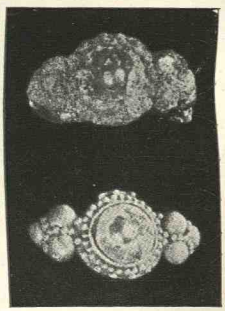
e

Konservierung von Altertumsfunden

a. Anordnung für die Behandlung von Kupfermünzen. — b. Schematische Darstellung der Bronzebehandlung, nach Finkener. — c. Kupfermünzen im Reduktionsbade. — d. Römische Münzen vor der Behandlung, e. nach der Behandlung. $^1/_1$ n. Gr.



a



b

c

d

Konservierung von Altertumsfunden

a. Luftdichter Ausstellungskasten. Aufriß und Grundriß. — b. Silberring vor und nach der Behandlung. — c. Luftdichter Kasten des Hildesheimer Pelizäusmuseums. $^1/_{10}$ n. Gr. — d. Ägyptische Holzfigur zur Hälfte mit dem Flammenpinsel von überflüssigem Paraffin befreit.

b. Verfahren nach R. Finkener. Dieses ist ebenso wie die beiden darauffolgenden nur bei solchen Bronzen oder Kupfersachen möglich, deren Metall noch in der Hauptsache erhalten ist.

Die Gegenstände werden, mit einem Platindraht umwickelt oder in ein Netz aus feinem Platindraht gehüllt, als Kathode in eine zweiprozentige Zyankaliumlösung gehängt. (Es bedarf wohl kaum des Hinweises, daß Zyankalium ein starkes Gift ist. Man fasse also mit Zyankaliumlösung benetzte Gegenstände nur mit Zangen oder Pinzetten an.) Ihm gegenüber hängt ein Platinblech, möglichst von entsprechender Größe, und nun sendet man einen elektrischen Strom hindurch, den man entweder durch Elemente, z. B. durch vier Meidinger Elemente, oder durch Drosselung einer elektrischen Gleichstromleitung auf etwa 2 Volt und 0,2—0,3 Ampère erzeugt (Tf. 20b). An der Bronze entsteht dann durch Zersetzung des Wassers Wasserstoff, der alle Verbindungen, die auf und in der Bronze vorhanden, zu Metall reduziert. Das hierbei freiwerdende Chlor setzt sich mit dem Zyankalium zu Chlorkalium und Zyanwasserstoff (Blausäure) um, die im Bade gelöst bleiben. Handelt es sich um Bronzen mit starkem Gußkern und dünner Metallschicht, was bei vorgeschichtlichen Bronzen wohl kaum, bei ägypt. Bronzen dagegen nicht ganz selten vorkommt, muß man in der ersten Zeit dauernd mit Hilfe einer Nadel beobachten, ob nicht eine Erweichung der dünnen Metallschicht eintritt; dann ist die Reduktion sofort zu unterbrechen, gut auszulaugen, zu trocknen und mit geschmolzenem Paraffin zu tränken. — Wird bei der Reduktion das Bad sehr verschmutzt, muß es ein oder mehreremal erneuert werden. Die Beendigung der Reduktion gibt sich dadurch zu erkennen, daß Wasserstoffbläschen an der ganzen Oberfläche der Bronze auftreten. Die Bronze wird herausgenommen, abgespült und gründlich durch mehrfach erneuertes warmes Wasser ausgelaugt. Schwierigkeiten macht das bei dickeren Bronzen, besonders aber bei solchen mit Gußkern. Da muß das Auslaugen z. T. dadurch geschehen, daß man dabei den elektrischen Strom dauernd hindurchgehen läßt, indem das mehrere Male zu erneuernde Auslaugewasser zuerst durch Zusatz von ein wenig reiner Natronlauge, später durch Zusatz von Ammoniak leitend gemacht wird. Zeigt sich schließlich nach dem Ansäuern einer Probe des Bades mit Salpetersäure auf Zusatz von Silberlösung (s. o. § 2) keine Trübung mehr, so entnimmt man den Gegenstand dem Auslaugebade und legt ihn sofort in heißes Wasser. Dann wird er entweder abgetrocknet und in den Trockenschrank gebracht oder, wenn er kleineren Umfangs ist, erst noch 1 bis 2 Tage in Alkohol gelegt. Das Aussehen der reduzierten Bronzen ist besonders bei starkem Bleigehalt meistens kein gutes, so daß man durch Abbürsten mit Bürsten aus feinstem Stahldraht, manchmal noch besser unter Abspülen mit Benzin, nachhelfen muß. Taucht man nachher die Bronze in Zapon, läßt abtropfen und trocknet bei 35° C im Trockenschrank, wird ein recht gutes bräunliches bis schwärzliches Aussehen erzielt (Rathgen *Kons.*² II 85). Von einer Tränkung mit Paraffin ist bei reduzierten Bronzen durchaus abzuraten.

c. Verfahren nach A. Krefting. Es ist genau dasselbe wie bei der Eisenreduktion. Umwicklung mit Zinkstreifen und Hineinlegen in eine fünfprozentige Natronlauge. Umwicklung und Lauge sind ein bis mehreremal zu erneuern. Auch hier ist dem Auslaugen besondere Aufmerksamkeit zu widmen, nötigenfalls geschieht es genau so wie unter b) angegeben. Besonders vorteilhaft ist die Reduktion in dieser Art bei Kupfermünzen. Viele Tausende solcher sind im Laboratorium der Berliner Museen in der Art behandelt worden, daß sie auf Zinkblech gelegt wurden, das mit Hilfe einer Ahle durchlocht worden war. Die Münzen wurden auf die Seite des Zinkblechs gelegt, auf der sich die scharfen Lochränder befinden. Darüber kam ein zweites Zinkblech mit den Lochrändern nun nach unten. Etwa acht solcher Doppellagen (Tf. 20a und c) wurden übereinandergelegt und das Ganze dann beschwert, um innige Berührung der Münzen mit dem Zink zu erzielen. Die nach Beendigung der etwa 24stündigen Reduktion mehrmals gut mit heißem Wasser abgewaschenen Münzen (Tf. 20e) wurden nach dem Trocknen

nur mit einer Zahnbürste mit harten Borsten gebürstet, ein Überzug mit Zapon wurde nicht vorgenommen.

d. Verfahren nach O. A. Rhousopoulos. Diese Methode ähnelt der Kreftingschen, nur wird hier statt der Natronlauge zuerst eine zehn-, dann eine fünfprozentige Salzsäure verwendet. Es wird, sicher mit Recht, empfohlen, solcher Reduktion noch eine weitere mit Zink und verdünnter Schwefelsäure folgen zu lassen. Nach der Reduktion legt man die Bronze nach dem Abwaschen mit Wasser auf 24 Stunden in Wasser, dem 1 % Pottaschelösung zugesetzt ist, dann ebensolange erst in gewöhnliches, darauf in destilliertes Wasser und schließlich ebensolange in Alkohol. Nach dem Trocknen übergeht man den noch warmen Gegenstand mit einer Bürste, die über reines Wachs gestrichen wurde (Museumskde. 7 [1911] S. 104).

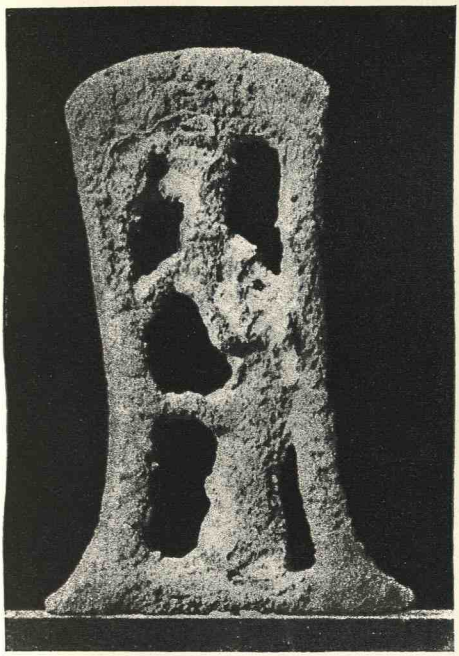
Sicher ist es ein Nachteil, daß bei den drei letzten Reduktionsverfahren die Bronzen völlig die grüne Patina verlieren. Dem gegenüber ist aber der Vorteil, daß durch sie Einlagen, Zeichnungen und Schriftzeichen klar herausgeholt werden, nicht gering einzuschätzen. Das mögen die Abbildungen des Bronze-Zierbeils (Berlin, Ägypt. Abteil.) und der kupfernen Dolchscheide (Berlin, Antiquar.) bezeugen (Tf. 21 A).

Über einige andere Verfahren und Ausführlicheres über die vorstehend geschilderten s. Rathgen *Kons.*² II 72.

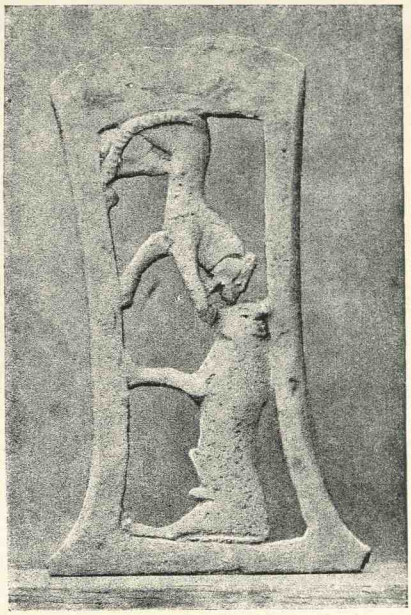
§ 5. 3. Silber. Silberfunde sind durch die Einwirkung chlorhaltiger Bodenwässer meistens mit einer mehr oder weniger dicken, gewöhnlich etwas höckerigen Schicht aus grauem bis schwärzlichem Chlorsilber bedeckt. Ist das Silber sehr stark mit Kupfer legiert, können auch ähnliche Wucherungen wie bei Bronzen auftreten, die ein Eingreifen erfordern, das sonst nicht nötig ist, da zwischen Chlorsilber und dem noch metallischen Silber während der Aufbewahrung keine Umsetzungen mehr stattfinden. Da aber das Chlorsilber die ursprünglichen Formen, Verzierungen und Schrift (bei Münzen) verdeckt, schreitet man fast immer zu seiner Entfernung, und zwar auf dem Wege der Reduktion. Ein solches Verfahren ist schon seit langer Zeit in Münzsammlungen üblich, indem man einige kleine eiserne Nägel auf die betr. Münze legte und sie mit Zitronensaft stark beträufelte. Statt des Eisens können auch andere Metalle wie Zink und Aluminium und statt der im Zitronensaft wirksamen Zitronensäure auch andere Säuren wie Weinsäure, verdünnte Schwefelsäure u. a. benutzt werden. So empfiehlt E. Krause (ZfEthn. Verh. 34 [1902] S. 440) Einlegen des Silbers in ein Gemisch von 10 T. Aluminiumpulver, 10 T. vierzigprozentige Essigsäure, 10 T. Chlorammonium und 70 T. Wasser. Im Britischen Museum (Bull. scient. 5 S. 7) erreicht man einfach durch Erwärmen der Silbersachen in 5—25prozentiger Ameisensäure eine Reduktion. In dem einen wie in dem anderen Fall wird nachher mehrmals mit destilliertem Wasser nachgewaschen und nach dem Trocknen wohl noch ein Zaponüberzug gegeben, um das Anlaufen des blanken Silbers zu verhindern oder es doch hinauszuschieben. — Münzen mit gut erhaltenem, festen Metall kann man auch sehr rasch durch Zyankalium von Chlorüberzügen befreien. Nachdem man die Hand durch Handschuh und durch ein umgewickeltes Tuch geschützt hat, ergreift man die Münze mit einer Tiegelzange oder längeren Pinzette und senkt sie auf einige Sekunden in das in einem kleinen Porzellantiegel geschmolzene Zyankalium. Dann wird die Münze sofort in Wasser geworfen, gut ausgewaschen, getrocknet und zaponiert. Die Reduktion muß mit Vorsicht in einem gut ziehenden Abzugsschrank ausgeführt werden, am besten so, daß sich zwischen Tiegel und dem Gesicht des Arbeitenden eine Glasscheibe befindet. — S. a. Tf. 21 b.

§ 6. 4. Blei. Bleisachen sind gewöhnlich mit einer weißlichen bis bräunlichen Schicht von kohlensaurem Blei bedeckt, deren Entfernung wünschenswert ist, um die darunterliegenden Zeichnungen klarer hervortreten zu lassen. Hin und wieder zeigen einmal Bleisachen auch weitergehende Zersetzungserscheinungen, so daß eingegriffen werden muß.

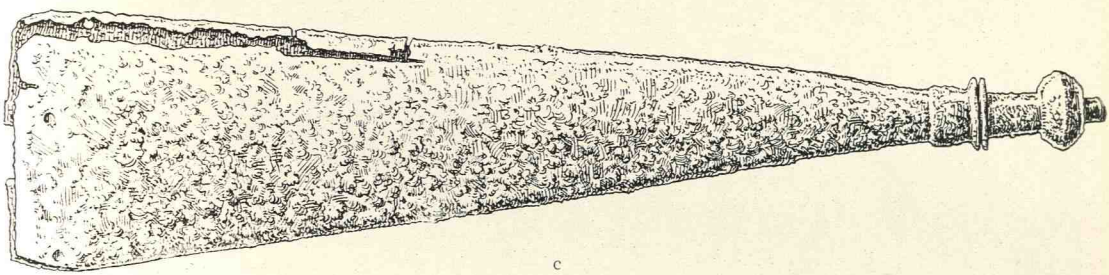
Nach vielen Versuchen hat sich im Laboratorium der Berliner Museen das folgende Reduktionsverfahren bewährt:



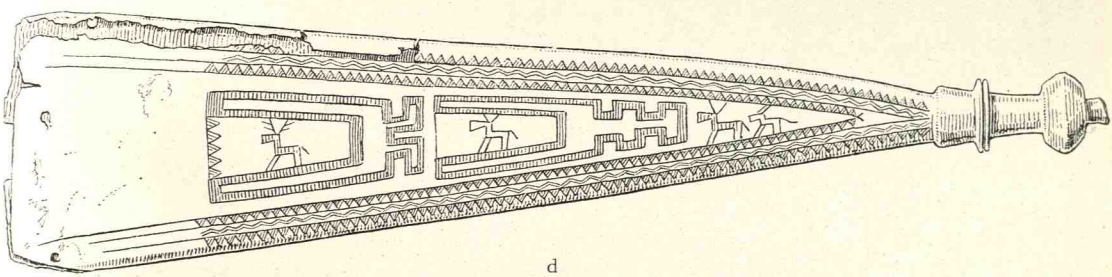
a



b



c



d

Konservierung von Altertumsfunden

a—b. Ägyptische Axt vor und nach der Behandlung. $^2/_3$ n. Gr. — c—d. Kupferne Dolchscheide vor und nach der Behandlung. $^1/_2$ n. Gr.

Der Gegenstand wird in einem Gefäß mit Zinkgranalien und mit einer ganz verdünnten Salpetersäure, 1 T. Säure auf 50 T. Wasser, bedeckt. Ist nach kürzerer oder längerer Zeit die Reduktion beendet, wird die Altsache erst gut abgespült, kommt dann auf kurze Zeit in Wasser, dem eine Spur Natronlauge zugesetzt ist. Nach mehrmaliger Behandlung mit destilliertem Wasser legt man sie einige Zeit in Alkohol, trocknet dann im Trockenschrank bei 90—100° C und übergeht schließlich den noch warmen Gegenstand mit einer Bürste, mit der man vorher über Wachs gefahren ist; zuletzt reibt man mit einem Lederlappen ab.

§ 7. 5. Zinn. Altsachen aus Zinn werden selten gefunden, z. T. wohl, weil sie ihres gänzlich oxydierten Zustandes wegen, in dem sie eine weißlichgraue Masse bilden, übersehen werden. Die Konservierung besteht in Tränkung mit einer Harzlösung oder besser mit Zapon.

§ 8. 6. Gold. Goldfunde bedürfen nur in seltenen Fällen einer Reinigung durch Einlegen in eine warme, verdünnte Salzsäure, um etwaige Überzüge von rötlichem Eisenoxyd zu entfernen. Nach gutem Abwaschen und Trocknen ist eine weitere Behandlung überflüssig.

§ 9. Konservierung durch Aufbewahrung im abgeschlossenen Raum. Vom Zerfall bedrohte Altsachen aus Eisen und Bronze, aber auch aus Stein und steinartigen Stoffen, die aus irgendeinem Grunde nicht einer Behandlung unterworfen werden sollen, die ihr Aussehen verändern könnte, lassen sich dennoch dauernd in ihrem derzeitigen Zustand erhalten, wenn sie in einem luftdicht schließenden Gefäß aufbewahrt werden, in dem sich ein chemisches Trockenmittel befindet. Dieses entzieht der abgeschlossenen Luft jede Feuchtigkeit, und damit sind alle Umsetzungen ausgeschlossen. In einfachster Art geschieht das, indem der betr. Gegenstand in ein Glasgefäß kommt, dessen aufgeschliffener, mit ein wenig Vaseline eingefetteter Deckel fest aufgedrückt wird; unten auf den Boden des Gefäßes stellt man vorher eine kleine Glasschale mit Ätznatronstücken. Da aber diese Aufbewahrungsart in Museen wenig beliebt ist, sind Glasschränke angegeben, die das Trockenmittel dem Auge des Beschauers entziehen. Tf. 21 a (vgl. a. Tf. 21 c) zeigt einen solchen Schrank, bei dem der luftdichte Abschluß dadurch erzielt wird, daß der untere, mit Einschnitten versehene Rand des Glassturzes in eine Rinne mit Mineralöl taucht. Einschnitte des unteren Metallrandes gestatten eine Zirkulation des Öls, falls durch Temperaturschwankungen der Luftdruck im Innern des Kastens größer oder kleiner als außerhalb ist. Über den mit Ätznatron beschickten Glasschalen (A) befindet sich ein mit Löchern versehener und mit Tuch bespannter Tragboden. Ein Hygrometer (C) dient zur Beobachtung, ob die Wirksamkeit des Ätznatrons erschöpft ist. Es ist ebenso wie die Ätznatronbehälter durch das Tuch und durch den unten um den Glaskasten laufenden, leicht emporzuhebenden Deckel verdeckt. (Näheres Rathgen *Kons.*[2] I 139.)

III. Organische Stoffe. § 10. 1. Knochen, Geweih, Elfenbein, Horn. Gut erhaltene Gegenstände dieser Art werden nur durch Wasser gereinigt und nach dem Trocknen zaponiert. Ist die organische Substanz ganz oder teilweise verschwunden, sind die Sachen dadurch mehr kreidiger Natur, tränkt man mit Dammarharzlösung, etwa 25 g in 100 g Xylol gelöst, oder mit Paraffin. Am besten ist es, man beträufelt solche Funde gleich nach der Ausgrabung mit Paraffin, dessen Überfluß sich später leicht durch Erwärmen entfernen läßt. Rosenberg übergießt feuchte Knochen gleich bei der Ausgrabung mit Glyzerin, reinigt sie nachher mit lauwarmem Wasser und erwärmt sie dann 1—2 Stunden in einer Lösung von 100 g Gelatine und 200 g Glyzerin in 1000 g Wasser auf 50° C. Zur Verhinderung etwaiger Schimmelbildung wird 1% Salizylsäure oder etwas Formalin zugesetzt.

2. Leder. Um hartes und brüchiges Leder wieder geschmeidig zu machen, wird Fischtran oder Lanolin, dieses in erwärmtem Zustande, verwendet.

3. Tauwerk, Bast, Gewebe. Die gewöhnlichen Tränkungsmittel sind Glyzerin oder geschmolzenes Paraffin. Aus Pfahlbauten stammende Gewebe werden nach v. Jenner ebenso aufbewahrt, wie er es für Holz angegeben hat (s. unten). Andere trocknen nur und bewahren Gewebe-

stücke zwischen Glasplatten auf, deren Ränder mit Papier umklebt werden.

Ein Angriff durch Insekten, z. B. von Wolle durch Mottenlarven, ist wohl kaum zu befürchten, da solche vorgeschichtlichen Funde meistens durch die Durchtränkung mit Humusstoffen mehr oder weniger geschützt sind, anderenfalls sind die Larven durch Schwefelkohlenstoffdämpfe abzutöten (Rathgen *Kons.*² II 142).

4. Felle, Haare. Mottenbefallene Gegenstände werden mit Schwefelkohlenstoffdämpfen behandelt. — Gustafson (*Osebergfundet* I 379) schützt Felle durch Einreiben mit „Chronometeröl", also durch Mineralöl. — Nach Bille Gram wird die natürliche Farbe von Haaren, die durch Moorstoffe dunkelbraun gefärbt sind, wieder hervorgerufen, indem man das Haar mehrere Male abwechselnd mit sehr verdünnten Lösungen von Lauge und Säure bei 50° C behandelt (Aarb. 6 [1891] S. 112).

5. Bernstein. Nach Klebs hält sich Bernstein am besten in destilliertem Wasser, dem etwas Glyzerin und Alkohol zugesetzt ist. Größere Stücke werden mit glyzerinhaltiger Gelatine überzogen, was auch Rosenberg angibt, der noch etwas Formalin hinzufügt. Anderweitig wird Tränkung mit Mohnöl oder die Aufbewahrung in Wasser mit $1^1/_2$% Formalinzusatz empfohlen.

6. Holz. Da Holzfunde fast immer naß oder feucht sind und ein Austrocknen wegen Einschrumpfens verhindert werden muß, werden sie sofort nach ihrer Aufdeckung entweder in Wasser mit Formalinzusatz oder in feuchten Sand oder feuchtes Moos getan und auf diese Weise transportiert. Ebenso gut kann man auch mit Glyzerin tränken oder das Holz durch Beträuflung mit Paraffin vorläufig vor dem Austrocknen schützen. Die dauernde Aufbewahrung geschieht entweder nach verschiedener Behandlung im trockenen Zustand oder in Flüssigkeiten. Doch kommen für die letztere Art naturgemäß nur kleine Gegenstände in Betracht.

Nasse Aufbewahrung. Das einfachste und billigste Verfahren ist die Aufbewahrung in Wasser, dem 1—2% Formalin zugesetzt wird. Man erneuert das Wasser, falls es durch moorige Stoffe gefärbt werden sollte. Nach v. Jenner bewahrt man Holz in Alkohol von 0,96 spez. Gewicht auf. Dunkelfärbung des Alkohols kann durch Kochen mit Tierkohle und folgendes Filtrieren beseitigt werden (ZfEthn. 21 [1889] S. 242).

Trockene Aufbewahrung. Von den zahlreichen Verfahren dieser Art seien hier die folgenden angeführt, andere sind zu ersehen aus Rathgen *Kons.*² II 135.

a. Verfahren von Prejawa. Hiernach werden Bohlenwegstücke und ähnliche, durch Bearbeitung nicht ausgezeichnete Hölzer allmählich ausgetrocknet, indem sie in einem kühlen Kellerraum täglich ein- bis zweimal mit Wasser überbraust werden. Dadurch wird das Austrocknen verlangsamt, und es geschieht gleichmäßig durch die ganze Holzmasse hindurch.

b. Verfahren von Gustafson. Gegenstände aus weicheren Hölzern werden je nach ihrer Beschaffenheit 12—30 Stunden in Alaunlösungen bei 80—90° C erwärmt. Die Lösung muß um so mehr Alaun enthalten, je weicher das Holz ist. Nach dem Herausnehmen aus dem Alaunbade wird erst mit Wasser gründlich abgespült, um das Auskristallisieren des Alauns auf der Oberfläche zu verhindern. Dann trocknet man in einem warmen Raum bis zur Gewichtskonstanz. Es folgt eine Tränkung mit Leinöl, dem etwas Terpentin zugesetzt wird, und zwar geschicht die Durchtränkung von einer Seite aus, damit die im Innern des Holzes vorhandene Luft entweichen kann. Größere Stücke müssen zur gründlichen Durchtränkung mit Löchern versehen werden. Schließlich wird mit Mattlack überzogen. — Harte Holzarten, wie Eiche, werden entweder mit Kreosot (Teeröl) oder mit einem Gemenge von Leinöl und Karbolineum getränkt (*Osebergfundet* I 380). Karbolineumtränkung hat schon C. Truhelka empfohlen (Truh. S. 10).

c. Verfahren nach Rosenberg. Harte Holzarten werden nach Bedarf mit Glyzerin bestrichen und so trocknen gelassen. Kernholz von weicheren Holzarten erwärmt man auf dem Dampfbade bei 92—94° C je nach ihrer Größe 2—20 Stunden in einer Mischung von 4 T. Alaun, 1 T. Glyzerin und 1 T. Wasser. Dabei ist zu beachten, daß die Flüssigkeitsmenge im Verhältnis zur Masse des Holzes nicht zu groß ist, und daß sie stets ein spez. Gewicht von 1,35—1,38

zeigt. Schwimmt das Holz auf der Mischung, muß es durch durchlochte Bleiplatten niedergedrückt werden. Nach der Herausnahme und dem Trocknen wird noch mit Schellacklösung oder Leinöl überzogen. Kernholzstücke mit Mark, Span und Rinde tränkt man durch und durch mit Glyzerin, behandelt sie darauf mit einer geringen Menge der Alaun-Glyzerinlösung und bestreicht zuletzt nochmals mit Glyzerin.

d. Paraffinverfahren. Die gleich bei der Ausgrabung mit Paraffin übergossenen Holzsachen können oft nicht durch einfaches Einlegen in geschmolzenes Paraffin weiter behandelt werden, sondern die Entfernung des überflüssigen Paraffins geschieht durch Übergehen mit der Flamme eines Bunsenbrenners, die selbstverständlich nicht zu lange auf eine Stelle gerichtet sein darf, und Aufsaugen des geschmolzenen Paraffins mittels alter, weicher, trockener Leinen- oder Baumwollappen. Diese können nach dem Ausschmelzen des Paraffins in kochendem Wasser wieder verwendet werden. Bei Holzgegenständen mit feinen Verzierungen kann man überflüssiges Paraffin mit dem Flammenpinsel (Rathgen *Kons.*[2] I 66) d. h. mit einer kleinen, nur 1 cm langen Gasflamme von 1 mm Dm. beseitigen. In dieser Weise ist z. B. das Paraffin von der Oberfläche einer ägypt. Holzfigur entfernt worden. Die Abbildung Tf. 21 d zeigt die Figur, nachdem sie etwa zur Hälfte bearbeitet worden ist. — Derartig paraffinierte Holzsachen, die noch mehr oder weniger Feuchtigkeit im Innern enthalten können, dürfen nur in frostfreien Räumen aufbewahrt werden, anderenfalls können sie durch Frost auseinandergesprengt werden (Rathgen *Kons.*[2] II 136). Rathgen

Konservierungsverfahren. Das hauptsächlichste Konservierungsverfahren in der Frühzeit war das Dörren von pflanzlicher und besonders tierischer Nahrung, z. B. der Fische. Aber auch das Einpökeln war am Nil wie am Euphrat wohlbekannt. Für das Land der Leicheneinsalzung, als Ablösung des Dörrverfahrens in der Frühzeit im heißen Sande, ist ein besonderer Nachweis kaum vonnöten (s. Mumie). Für Babylonien-Assyrien sei auf den Bericht eines Schlächters an den Wahrsagepriester verwiesen, daß er ein Ferkel mit acht Füßen und zwei Schwänzen, das eine Sau geworfen, eingesalzen habe, damit der Priester es besichtigen könne. Auch Konservierung in Honig ist überliefert (s. Hygiene; vgl. a. Honig A § 2).

B. Meissner *Assyriologische Studien* 4. Abschn. XXII; ders. *Siames. Zwillinge* MVAG 12 (1907) S. 155f. Sudhoff

Kopais-See (Tf. 22). Talbecken von etwa 350 qkm in Boiotien (s. d.), durch Kalkgebirge vom Meere getrennt und nur durch Katawothren (s. d.) ungenügend entwässert. In myk. Zeit ist der See wohl von den Fürsten von Orchomenos (s. d.) durch großartige Deich- und Kanalbauten trocken gelegt und durch ein System von Sperrforts in den umliegenden Bergen und auf der Felseninsel Gla (Arne; s. d.) geschützt worden: die gewaltigste Anlage myk. Zeit, die dann verfiel, so daß das Kopais-Becken 2000 Jahre unbewohnbar blieb, bis es im 19. Jh. entwässert wurde.

E. Curtius *Die Deichbauten der Minyer* (Abh. Preuß. Akad. 55 [1887] S. 1181); Bull. corr. hell. 16 (1892) S. 121ff., 17 (1893) S. 322ff. Cambanis; Ztschr. d. Ges. f. Erdk. 29 S. 1ff. Philippson; *RE* XI (1922) S. 1346ff. Geiger. G. Karo

Köpergewebe. A. Europa s. Textiltechnik A § 13.

B. Ägypten. S. a. Weberei B. Der Nachweis von geköpertem Gewebe ist bisher, soweit mir bekannt ist, noch nicht geführt worden. Die Musterung in einigen Geweben der Grafschen Sammlung ist durch bestimmte Veränderung des Leinenschlages hergestellt.

A. Braulik *Altägyptische Gewebe* 1900. Roeder

Kopfbinde. Die Kopfbinde war in Babylonien ein Kleidungsstück der Männer und Frauen (s. Kleidung E). Vornehme Beamte der späteren Zeit trugen sie, ebenso der König, der sie um die Krone schlang. Bei weiblichen Trägerinnen galt sie als Zeichen der Frauenschaft. B. Meissner

Kopfjagd. Die K. ist eine Sitte von fest umschriebener Verbreitung, die in ihrer Wurzel mit der mystischen Wertung des Kopfes als Sitz besonderer Kräfte in Zusammenhang steht (s. Gelübde A, Idol A 1; vgl. a. Grab A § 3). Vielfach ist in Kopfjägergemeinden z. B. das Berühren des Kopfes eines Angehörigen der adligen

Schicht verboten. Die erbeuteten Schädel werden in verschiedener Form zwecks persönlicher Auszeichnung oder zugunsten der Sippe oder der Siedlung zur Schau gestellt: namentlich in den malaiischen Gegenden hat sich ein derartiger Bewertungsfanatismus ausgebildet, daß fast kein bedeutungsvolleres Ereignis des Lebens vorübergeht, ohne daß nicht ein Schädel erbeutet werden muß. Achtung und Auszeichnung sind da stellenweise so an den Besitz von Schädeln geknüpft, daß man von einer Thesaurierung von Schädeln, ja von „Schädelgeld" nicht ganz mit Unrecht gesprochen hat. Thurnwald

Kopfschmerz. Auch dies Leiden wird vielfach als Quäldämon betrachtet, der den Kopf packt, preßt usw. oder darin seinen Sitz aufschlägt. Kopfschmerzdämon und Fieberdämon sind oft ein und derselbe. In den babyl.-assyr. Keilschrifttexten bilden Verordnungen gegen K. eine besondere Serie, die im American Journal of Semitic Languages and Literature 24 (1907) veröffentlicht ist. Eine besondere, fieberhaft-infektiöse Krankheit typhöser oder zerebrospinalmeningitischer Art wird von den Assyriologen als „Kopfkrankheit" ausgesondert. Die Beschwörungstherapie gegen dieselbe ist in R. C. Thompson *Devils and Evil Spirits* II (1904) S. 45—97 mitgeteilt (vgl. a. A. Ungnad *Die Religion der Babylonier und Assyrer* 1921 S. 275). — Im Pap. Ebers wird Spalte 64f. ein Kopfleiden zu behandeln gelehrt, und zwar werden fast ausschließlich Einreibungen in beträchtlicher Anzahl dagegen empfohlen. Sudhoff

Kopfstütze (Ägypten). Das für die geschichtl. Äg. so bezeichnende Gerät der hölzernen, gabelartigen Stütze, die man zum Schlafen unter den Kopf schiebt (Erman-Ranke *Äg.* S. 213), fehlt in den vorgesch. Gräbern noch ganz. Auch in den Privatgräbern wie in den Königsgräbern der 1. und 2. Dyn. hat sich bisher keine Spur gefunden, auch da nicht, wo die Leiche auf einem Bett (s. d. B) beigesetzt wurde. Vom AR an ist dann die K. ein regelmäßiger Bestandteil der Bestattung. Zu den ältesten bekannten Exemplaren gehören die Petrie *Tarkhan* I Tf. 25, 207 und 27, 208 sowie II Tf. 9, 26 abgebildeten Kopfstützen ganz roher Form, die aber wohl schon der Zeit der 3. Dyn. angehöre (genaue Herkunftsangabe fehlt). Rank

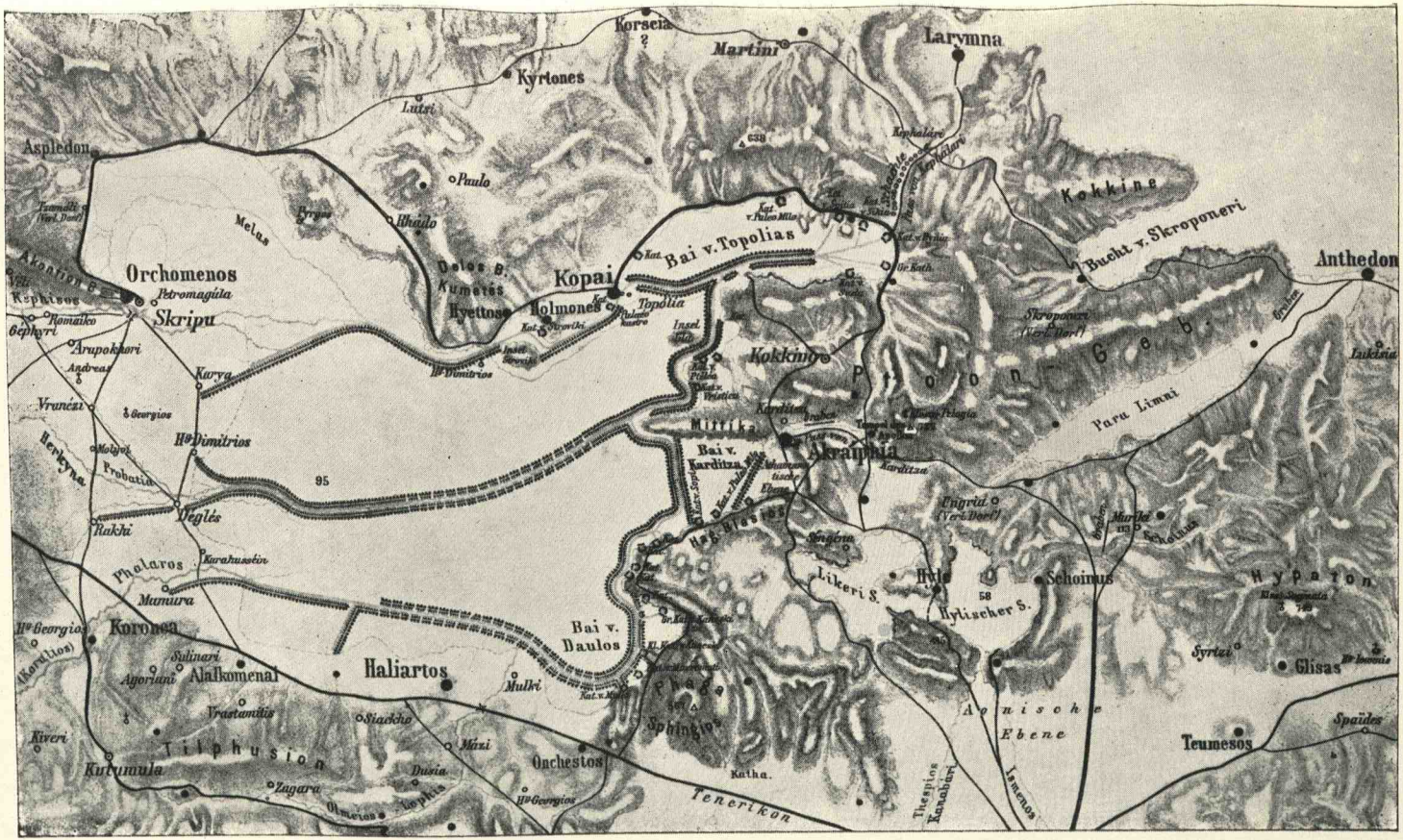
Köppenow s. Depotfund A § 1 un Band II Tf. 186, 187 a.

Koptos (Tf. 23). § 1. Stadt auf dem Ost ufer des 5. Gaues von Oberägypten, äg. *kbtjw* gesprochen *Kebtojew*, später *Kebto*, griech Κόπτος, arab. *Kuft*. Das Wappen de Gaues bilden zwei Falken. Schutzgott is der ithyphallische Gott Min, eine Verkörpe rung der Zeugung und der Ernte, griech Pan. Der ihm zugewiesene Fetisch stell ein eingekerbtes Holzstück oder einen Blu menstrauß dar; der Gott Min hauste i einem Steinkegel unter zwei Zypressen K. ist in vorgesch. Zeit eine bedeutende Stadt gewesen; in ihren Tempel stifteten Könige der Frühzeit Statuen des Min von altertümlichem Charakter (Tf. 23). Daraus, daß König Menes (Dyn. 1) in Negade (s. d.) auf dem Westufer gegenüber Koptos begraben ist, wofür man sonst keinen Zusammenhang hat, ist man zu der Annahme gekommen, Menes habe in K. oder wenigstens in seiner Nähe residiert.

§ 2. Von der alten Stadt ist nicht viel erhalten, da die heutigen Wohnhäuser auf ihrem Boden angelegt sind. Im Tempel wurden aus früher Zeit Statuen des Min und andere Denkmäler gefunden; der Bau ist im MR wiederhergestellt und später neu aufgeführt worden. Die Friedhöfe von K. haben nur unbedeutende Denkmäler ergeben, soweit sie überhaupt aufgefunden oder freigelegt sind.

Petrie *Koptos* 1896.

§ 3. Die Bedeutung von K. beruht auf dem Handel. Hier trafen die Karawanenstraßen aus der Wüste auf den Nil. Die Waren aus dem Sudan und der arab. Wüste und von den Küsten des Roten Meeres her strömten in K. zusammen und wurden hier nach Ä. umgeladen. Die Karawanen zogen von K. entweder nach O durch das Wadi Hammamat an die Küste des Roten Meeres, wo nahe dem heutigen Kossêr auch im Altertum ein Hafen gelegen hat; von hier führte der Seeweg nach N zur Sinai-Halbinsel (s. d.), nach S zum Weihrauchlande Punt (s. d.). Oder die Karawanen nahmen von K. den Weg nach SO durch die Wüste nach dem Hafen Berenike am Roten Meer etwa auf der Höhe des



Kopaïs-See

Die Deichbauten der Minyer. Nach Curtius.

ersten Nil-Kataraktes (Rec. de Trav. 13 [1890] S. 75—96 Golenischeff; Bull. Inst. Franç. Le Caire 7 [1910] S. 15—33 Couyat; ZfEthn. 1892 S. 61 Schneider). Später verschob sich der Ausgangspunkt der Karawanen von K. weiter s. nach Kus und nach Kene. In der Wüste traf die Straße den Tempel von Redesije, neuerdings Wadi Miyah (El Knaïs) genannt (Bull. Inst. Franç. Le Caire 17 [1920] S. 1—38 mit Tf. 1—20 Gauthier). Roeder

Koralle. A. Europa. Allgemein. Als Bezugsgebiet stand dem Altertum die Westküste Italiens und die Südküste Frankreichs zur Verfügung. Die rote, lackartig glänzende Koralle verliert durch langes Liegen oder Hitzewirkung beim Leichenbrand ihre Farbe und Härte und verwandelt sich in eine zerreibliche, kreideartige Masse. Als Material für Schmuck und Zierbesatz kommt sie erst in der späten HZ auf und wird in Süddeutschland und der Schweiz in dieser Epoche gern benutzt. In Nordfrankreich, besonders in der Champagne, verschiebt sich ihre stärkste Verwendung auf die frühe LTZ. Vereinzelt dringen korallenbesetzte Fibeln bis nach Norddeutschland vor. Von der Mittel-Latènezeit an wird die K. durch das Blutemail (s. Email A) allmählich verdrängt. Obgleich die Funde in der Spätlatènezeit aufhören, scheint sie doch noch einige Zeit in Gebrauch geblieben zu sein, denn noch Plinius (Nat. Hist. XXXII 11) berichtet, daß die Gallier ihre Schilder (Band III Tf. 16), Schwerter und Helme damit verzierten. Der Besatz, den man besonders auf Fibeln, aber auch auf Ringen und Dolchgriffen antrifft, wurde in Nuten eingelassen oder auf Stifte aufgesteckt. Außerdem wurden in der Längsachse durchbohrte Korallenstücke zu Halsketten u. dgl. zusammengesetzt oder als Anhänger getragen.

Rev. celt. 20 (1899) S. 13, 117 S. Reinach; Déchelette *Manuel* II 875ff., 1330ff.; ZfEthn. Verh. 20 (1888) S. 140ff. Olshausen; *AuhV* 5 S. 147 Reinecke. Alfred Götze

B. Italien. § 1. Heutzutage schätzen die Italiener, besonders die Bewohner Süditaliens, die K. als sicherste Abwehrmittel gegen den bösen Blick und das Besprechen, tragen sie, wenn möglich phalloid gebildet, an der Uhrkette in Gestalt eines Zweiges, oder es hängt bei Frauen ein solcher am Halsband, oder sie bilden in Gestalt kleiner oder größerer Perlen die Halskette selbst. Hier haben wir natürlich fortgesetzte antike Tradition. Wenn Fiorenzo di Lorenzo oder Antonello da Messina und andere Maler der Frührenaissance dem Christuskindchen einen Korallenzweig am Halsband aufhängen, so tritt darin der vom Christentum völlig unberührte Glaube uns naiv entgegen.

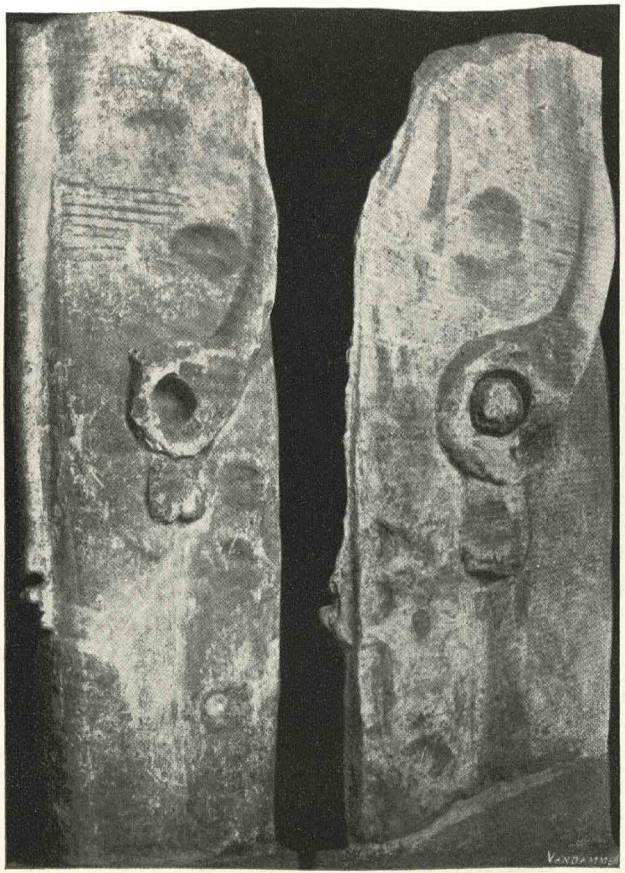
Die Verbreitung des Glaubens in der Kaiserzeit bezeugen zahlreiche Funde in Gräbern und bei Schriftstellern (zusammengestellt bei O. Jahn *Über den Aberglauben des bösen Blicks bei den Alten* 1855 S. 43ff. und Blümner *Technol.* II [1879] S. 378f.; hinzuzufügen ist die Notiz bei Plin. XXXVII 164, wonach die K. auch Gorgonia genannt werde und gegen Blitze und Wirbelstürme oder Wasserhosen [Typhon] schütze: also wohl eine Schifferbezeichnung, die der K. die gleiche Wirkung wie dem Gorgoneion gegen unheimliche Gewalten zuschreibt). Daß schon die Alten sich fragten, woher solcher Glaube an die übelabwehrende Kraft der K. komme, beweist die Herleitung desselben aus Indien. Bevor von Indien her diese Kraft in Italien bekannt geworden wäre, sagt Plinius (XXXII 23), hätte man K. im Überfluß gehabt, so daß die Gallier ihre Waffen reichlich damit geschmückt hätten. Jetzt aber, d. h. zu seiner Zeit, seien sie sehr gesucht worden, zumal sie auch für alle möglichen medizinischen Zwecke pulverisiert oder zu Asche verbrannt dem Körper zugeführt würden.

§ 2. Nun scheint in der Tat ihre Verwendung als übelabwehrender Schmuck, demgemäß auch wohl der medizinische Verbrauch in der Mittelmeerwelt nicht sehr hoch hinaufzugehen. Für Italien läßt sich folgendes feststellen. Müßte tatsächlich der durchbohrte Anhänger aus roter K., den Padre Amerano in der Grotta Pollera, unweit Finale marina, Riv. di ponente, fand, jetzt vermutlich im Museum zu Turin, in frühligur. Zeit fallen, so wäre er wohl eines der ältesten Anzeichen für Ausnutzung der Korallenbänke an den Hyerischen Inseln (Plin. XXXII 21), aber es wird mir zweifelhaft, ob ich (*Ital. Gräberk.* I 12) mit Recht diesen Fund für so alte Verwendung der K.

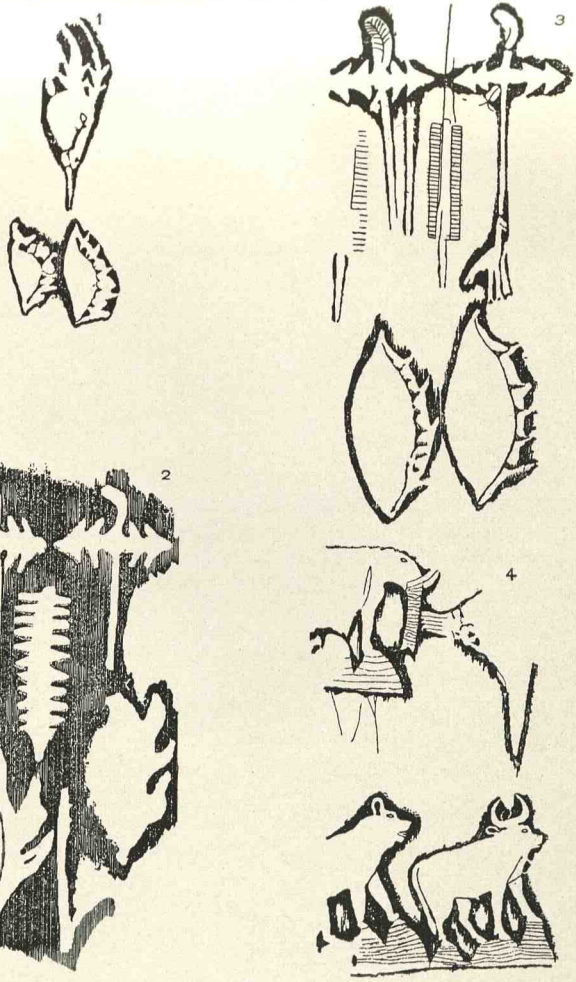
herangezogen habe, da Amerano zugibt (Issel *Liguria preistorica* 1908 S. 314, 1), daß er in der Tiefe der Grotte nicht nur zwei Kupferdolche (Bull. Paletn. Ital. 27 [1901] S. 84 Abb. 124), sondern auch ein Bronzezierstück und zwei Stücke bearbeiteten Eisens gefunden habe.

§ 3. Vor dem 5. Jh. sind K. als Schmuck kaum festzustellen. Ein Fund dreier blaßroter Korallenzweige innerhalb einer von Orsi gewiß richtig als *Stips sacra* eines Heiligtums erklärten einheitlichen Masse von Fundstücken, die zugleich mit der Zerstörung der Stadtmauer von Megara Hyblaea (s. Sizilien B II) unter die Erde kamen, ist durch die Vernichtung Megaras durch Gelon vor das J. 482 datiert und damit der bis jetzt älteste Fund. Wie vereinzelt er noch ist, ergibt sich aus dem Fehlen der K. in den von Orsi mit so großer Sorgsamkeit ausgegrabenen alten Grabfeldern von Megara selbst, Syrakus, Kamarina und Gela; in Motya nur in einem Grabe der Frühnekropole auf der Insel selbst ein kleines Stück („a small charm"; Whitaker *Motya* 1921 S. 347), und das, obwohl die K. bei Sizilien Heimatsprodukt waren (Plin. XXXII 21). Einige Korallenzweige, die als punische Amulette im Museum von Cagliari liegen (Taramelli *Guida del Museo di C.* 1915 S. 69), und ein von Nissardi gesehenes Amulett aus dem Innern (Pais *La Sardegna prima del dominio Romano* 1881 S. 50; Perrot-Chipiez III 861) sind nicht näher bestimmbar. Auch Nora, die einzige wissenschaftlich ausgegrabene punische Gräbergruppe Sardiniens (Mon. Lincei 14 [1904] Patroni), ergab keine K. Auch unter der Fülle kleiner Schmuckstücke, meist aus Tharros, welche die einstige Sammlung Chessa, jetzt in Sassari (Crespi *Catal. Chessa* 1868), vereinigte, sind keine K. Erst in Gräbern oskischer Zeit sind in Kyme (s. d.) ganz vereinzelte Korallenstücke gefunden, so ein Zweig in einem Grabe mit einem Uncial-Ass (Notizie 1880 S. 90; und aus derselben Kategorie von Gräbern Notizie 1879 S. 342). — Etwas häufig scheint Korallenschmuck nach dem Innern zu zu werden. In Allifae fand sich schon in den Erdgräbern einmal ein Korallenzweig in Hornform, und in den Tuffgräbern kamen mehrfach Fibeln mit angehängten Korallenstücken vor (Ann. Ist. 1884 S. 253, 223, 224 Dressel; über die Gräberarten und ihre Folge, Erdgräber etwa 5. Jh., Tuffgräber 4.—3. Jh.: v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 609ff.). Aus Veji liegt eine Korallenperle aus einem „Villanova-Grab", wie es heißt, im Museo preistorico in Rom, bis jetzt völlig vereinzelt (Bull. Paletn. Ital. 23 [1897] S. 18 Pigorini). Dieser Spärlichkeit im S steht der N, bis nach Umbrien hin, mit ungleich stärkerer Anwendung gegenüber, gewiß nicht zufällig, da n. der Alpen in Süddeutschland und der Schweiz reichliche Verwendung der K. plötzlich, in den Gräbern der letzten Hallstattstufe, auftritt, sowohl als selbständige Anhänger, als Stäbchen und Perlen im Halsschmuck wie als Einlage in Waffen, Fibeln, Ringen (*AuhV* 5 [1905] S. 147 Reinecke), während sie sich in Nordfrankreich erst in der LTZ 1 zu zeigen beginnt.

In Este erscheinen sie schon als Halskettenperlen in der ausgehenden II. Per. (s. Este), so z. B. im reichen Grabe Benvenuti, zuerst an einem Halsband, vom Finder selbst richtig erkannt (L. Benvenuti *La Situla Benvenuti nel Museo di Este* 1886 Tf. 2, 11; Montelius *Civ. prim.* Tf. 54, 10); nach diesem Vorgang stellte Barnabei (Notizie 1896 S. 357) auch aus anderen Gräbern besonders der III. Per. K. fest, was den Anstoß zu weiteren Beobachtungen und Mitteilungen namentlich Campis und Pigorinis (vgl. a. Mon. Lincei 10 [1900] S. 52 Ghirardini und Bull. Paletn. Ital. 22 [1896] S. 305 Pigorini) gab, wodurch die Frage aus der Kuriositätssphäre (Bull. Ist. 1876 S. 92ff. Guardabassi) in das Wissenschaftsgebiet übergeführt wurde. Von Este aus mag sich die Verwendung nach Bologna ausgedehnt haben, wo sich in etrusk. Gräbern 5 unbearbeitete Stücke gefunden haben, von denen jedoch eines vielleicht in Bronze gefaßt war (Bull. Paletn. Ital. 22 S. 305). Später auch als Knöpfe in Fibeln gall. Gräber eingelassen (ebd.). Dieser Unterschied ist möglicherweise sehr wesentlich. Denn heutzutage haben nur solche Korallenteile übelabwehrende Kraft, die nicht künstlich hergerichtet sind, an welche kein Eisen gekommen ist (Bellucci *Il feticismo primitivo d'Italia* 1907 S. 25; ders. *Gli amuleti* 1908 S. 29). Diese wenigstens im heutigen Umbrien



a



b

Koptos

a. Vordyn. Statuen des Zeugungsgottes Min aus seinem Tempel in Koptos. — b. Reliefbilder von Tieren, Muscheln, Blättern und Min-Symbol an den Statuen in a. Nach Capart, Débuts de l'art.

und Toscana feststehende, auch wohl in anderen Teilen des Landes geltende Regel macht zu Schmucksachen verarbeitete oder in andere Schmuckstücke, wie Ringe oder Fibeln, oder in Waffen eingelassene Perlen oder Körner als Amulette untauglich. Also ist in Bologna der Unterschied zwischen Etruskern und Galliern der, daß erstere an die übelabwehrende Kraft glauben — falls nämlich der heutige Glaube die Fortsetzung des alten ist, was durchaus wahrscheinlich —, letztere die K. nur als zierende Substanz schätzen. Da nun, soweit mir bekannt, mit Ausnahme eines Korallenzweiges aus einem vorgall. Grab von Brembate Sotto bei Bergamo (Notizie 1890 S. 62; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 145) und unbearbeiteter Stücke in vorgall. Golasecca-Gräbern (Notizie 1897 S. 248 Ricci), im alpinen Hinterland von Este, so in Südtirol (Bull. Paletn. Ital. 23 [1897] S. 15ff. und Archiv. Trent. 13 [1896] Tf. Abb. 4, 4a Campi), in Golasecca II (Notizie 1897 S. 245 Abb. 2) sowie im übrigen Seengebiet und den Alpentälern (Riv. arch. di Como 53—55 [1907] S. 48ff. Magni, viele aus Giubiasco und anderen FO des Liviner Tales in Zürich), sich nur verarbeitete Korallenstücke, meist eingelassen in Waffen oder Fibeln, auch wohl als Nadelköpfe, finden, ganz wie es Plinius (XXXII 23) als gall. Eigentümlichkeit beschreibt, wird zu fragen sein, ob die Kelten überhaupt an die übelabwehrende Kraft der K. geglaubt haben. Plinius spricht ihnen diesen Glauben mit den Worten *prius quam hoc notesceret*, nämlich die durch die Inder erst der Mittelmeerwelt übermittelte besondere abwehrende oder heilende Kraft der K., ziemlich deutlich ab. Und nicht zufällig mag es sein, daß gerade auf kelt. Gebiet sich z. Z. des Überganges von der LTZ 1 zur LTZ 2 der Ersatz der durch den aufgekommenen Glauben schwer erhältlich gewordenen K. durch das Blut-Email vollzogen hat (Arch. Trentino 18 [1903] S. 137ff. Campi); denn die Materie als solche hatte für die Kelten keine Bedeutung. So mag es kommen, daß noch heute der Glaube an die übernatürliche Kraft der K. in Oberitalien den wenigsten Boden zu haben scheint, obwohl wir aus vorröm. Zeiten aus keiner Gegend Italiens so viel K. als schmückende Bestandteile verarbeitet haben. — S. a. Amulett; vgl. Apotropaion.

Déchelette *Manuel* II 2 (1913) S. 875ff.; *RE* XI 2 S. 373ff.; Bellucci *Il Feticismo primitivo* 1907 S. 22ff., Abb. 6, S. 46, Abb. 27, S. 48, Abb. 29; ders. *Gli amuleti* 1908 S. 29ff.

v. Duhn

Korb. A. Europa. § 1. Korbgeflechte spielen bei Völkerschaften primitiver Stufen eine sehr wesentliche Rolle. Wahrscheinlich sind sie älter als die Keramik, und diese hat sich z. T. aus ihnen heraus entwickelt (Grosse *Anfänge der Kunst* S. 137ff.; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 37; Schuchhardt *Alteuropa* 1919 S. 44ff. und ders. ausführlicher Präh. Z. 1 [1909] S. 37ff.). Infolge der leichten Vergänglichkeit des Materials ist uns von K. und Korbgeflechten aus dem vorgesch. Mittel- und Nordeuropa verhältnismäßig sehr wenig erhalten. In Wetzikon fand man in einer Zwischeneiszeitschicht mehrere Stäbe von *Abies excelsa*, welche scheinbar zu einer Art Korbgeflecht vereinigt waren. Wir würden in diesem Funde das älteste erhaltene Korbgeflecht vor uns haben, wenn hinreichend festgestellt wäre, daß hier tatsächlich künstliche Arbeit vorläge und nicht doch irgendwie ein Naturspiel in Frage käme (Forrer *Reall.* S. 900). Aus der Jungsteinzeit sind uns mehrfach Bruchstücke von K. und Korbgeflechten erhalten. So fand man in Wangen (s. d.) Bruchstücke verkohlter K. aus geschälten Weidenruten, welche mit Stroh oder gespaltenen Ruten umflochten waren (Keller 2. *Pfahlbautenbericht* Tf. 1), u. a. m. S. a. Cueva de los Murciélagos und Band II Tf. 169, 170.

§ 2. Neben den K. aus Korbgeflecht kommen auch lederne K. vor. In dem Hallstätter Salzbergwerk wurden Tragkörbe aus Kalbfell gefunden, die ursprünglich zum Heraustragen des Salzes aus dem Salzbergwerk dienten. Ähnliche Taschen aus Leder fanden sich auch in dem jungbronzezeitl. bzw. hallstattzeitl. Salzbergwerk vom Dürrnberg bei Hallein (Band I Tf. 126b). Diese letzteren Taschen sind jedoch wohl als Provianttaschen zu deuten (Jahrb. AK. 1913 S. 49 Kyrle; ders. *Urgeschichte von Salzburg* 1918 Anhang I 59). S. a. Korbflechterei. Hugo Mötefindt

B. Ägypten s. Korbflechterei B.

C. Palästina-Syrien s. Hausgerät C § 5.

D. Vorderasien. K. wurden im Zweistromlande aus dem überall üppig wuchernden Rohr hergestellt (Abb. s. Botta-Flandin *Ninive* II 28, III 162; Layard *Monuments* I [1853] S. 5, II [1853] S. 35). B. Meissner

Korbflechterei. A. Europa. Über die Entstehung s. Textiltechnik A § 2. Als Werkstoff eignen sich Ruten und gespaltene Zweige biegsamer Holzarten, besonders der Weide und Haselnuß, ferner Kiefernwurzeln, Schilf, Rohr, Binsen und Bast. Das Arbeitsgerät hat Pfeiffer durch Vergleiche der heutigen Technik mit alten Fundstücken zu ermitteln versucht: 1. Der Biegstock dient zum Biegen der dickeren Ruten. Es ist ein Stab mit einem Loch, durch welches die Rute gesteckt und langsam gebogen wird. Pfeiffer erkennt solche in durchlochten Geweihstücken und besonders in einem Teile der sog. Kommandostäbe (s. d.) des Magdalénien, deren Loch konisch abgenutzt ist. 2. Mit dem Abstechmesser werden die Ruten und etwaige beim Flechten hervortretende Enden abgestochen (*tranchets* aus Feuerstein). 3. Mit dem Klemmer wird die Rinde an den frischen Ruten gequetscht, um sie leicht abschälen zu können. Parallelfunde aus dem Altertum werden nicht angeführt. 4. Der Spalter zerlegt die geschälte Rute in mehrere Riemen, wozu sich Hohlschaber aus Feuerstein eignen. 5. Der Reißer entfernt den Holzkern vom Riemen; es ist eine hobelartig wirkende, im Abstand von einer Unterlage befestigte Klinge, unter welcher der Riemen durchgezogen wird. 6. Durch den Schmaler, zwei im Abstand voneinander befestigte Klingen, erhält der Riemen die gleichmäßige Breite; hierzu können auch tief ausgebuchtete Hohlschaber aus Feuerstein gedient haben. 7. Mit dem Dehner werden die Riemenenden in die Maschen des Flechtwerkes versenkt und mit seinem Rücken die neu eingezogenen Ruten festgeklopft; es sind solide Pfriemen aus Knochen oder Hirschgeweih, wohl auch solche, die bisher als Dolche angesprochen worden sind.

Überreste von Korbgeflechten sind selten: Bruchstücke von Körben oder Matten von Wangen (s. d.), deren gleichsam die Kette bildende Stäbe aus geschälten Weidenruten mit Strohhalmen oder gespaltenen Weidenruten durchflochten sind; Überreste von 4 Körben aus der bronzezeitl. Terramare von Castione dei Marchesi (s. d.); Abdrucke im Lehmbewurf geflochtener Hauswände fehlen in fast keiner vorgesch. Siedlung. Auf dem Schloßberge bei Burg im Spreewald, wo sich größere Bewurfstücke erhalten haben, war das Geflecht nach Art leinwandbindigen Gewebes hergestellt, dessen stärkere „Ketten"stäbe weit voneinander stehen, während die Ruten des „Durchschusses" teils dicht aneinander, teils in Abständen bis zu 4,5 cm liegen.

L. Pfeiffer *Die steinzeitl. Technik* 1912 S. 249ff.; ders. *Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen* 1920 S. 265ff.; ZfEthn. 42 (1910) S. 369ff. L. Pfeiffer; Forrer *Reall.* S. 421; F. Keller *Pfahlbauten* 2. Bericht (1858) S. 146, Tf. 1, 24 und 25; 5. Bericht (1863) S. 134 Tf. 3, 11; Präh. Z. 4 (1912) S. 291f. Abb. 7 Götze.

Alfred Götze

B. Ägypten. Das Flechten von Matten, Körben und Taschen in mannigfachen Formen hat innerhalb des Handwerks der vorgesch. Äg. gewiß eine große Rolle gespielt. Das zeigt schon der Umstand, daß die Bemalung der ältesten Tongefäße in den Hockergräbern vielfach die Formen eines Korbgeflechtes nachahmt (s. Vase C); aber auch Körbe selbst haben sich in vorgesch. Gräbern Oberägyptens und Nubiens mehrfach erhalten. Große Körbe finden sich gelegentlich als Kindersärge verwendet (Junker *Turah* S. 12f. u. Abb. 10), kleinere werden z. B. mit Gemüse oder Früchten gefüllt gewesen sein (vgl. die Tonmodelle von Lauchbündeln in einem Korbe: Ayrton-Loat *Mahâsna* S. 19, H. 85 u. S. 29); ganz kleine, mit Deckeln versehene enthielten bisweilen Malachitstückchen zur Bereitung der Schminke (Maciver-Mace *Amrah* S. 42 u. Tf. 11, 2; Junker *Kubanieh-Süd* S. 90f. u. Abb. 54). Über das Material dieser Körbe finden sich keine genaueren Angaben. Die feineren werden aus Binsen, die gröberen aus Palmbast geflochten gewesen sein. Bemerkungen über die Technik des Flechtens bei Junker *Turah* S. 12f.

Geflochtene Matten aus Schilfstengeln oder -fasern werden häufig als Schutz über

die Hockerleichen gebreitet oder um sie gewickelt (s. vor allem Junker *Turah* S. 11f. u. Abb. 9; ders. *Kubanieh-Süd* S. 37ff. u. Abb. 7), andere als Gefäß-Untersätze verwendet (vgl. z. B. Petrie *Tarkhan* I 12; ders. *Ch. C.* II 6 Gr. 2051).

Eine Fülle von Körben verschiedener Formen sowie von Matten in mannigfachem Gebrauch zeigen die Reliefs und Malereien des AR und MR, vgl. die Indices bei Klebs *Reliefs AR* und *MR*.

Ayrton-Loat *Mahâsna* S. 10 H. 90 und Tf. 19; Petrie *Tarkhan* I 10. 11, 137 und Gr. 61, Tf. 10; Wiedemann *Äg.* S. 185. Ranke

Körchow (bei Wittenburg, Mecklenburg-Schwerin). Wichtiges Urnenfeld vom Ende der LTZ bis in die Mitte des 2. Jh. reichend, in einer an Grabfeldern dieser Per. sehr reichen Gegend; ausgegraben seit 1891 (Funde in Schwerin). Die Urnen, darunter eine Anzahl Bronzeurnen, z. T. in Reihen, z. T. in dichten Gruppen, nur ausnahmsweise in Steinpackung. Einen älteren Teil des Feldes mit Latène-Urnen, -Waffen und -Fibeln auszuscheiden, ist nicht möglich, ein allmählicher Übergang sicher. Das frühröm. Feld enthält fast ausschließlich männliches Inventar, wie auch sonst eine Scheidung von Männer- und Frauengrabfeldern in jener Zeit beobachtet ist (Rieste, Nienbüttel, Bahrendorf: Männergräber; Darzau: Frauengräber; vgl. a. Nachr. Nieders. Vorg. 1921 S. 2 G. Schwantes). Das Feld ist den Langobarden zuzuschreiben.

Jahrb. d. Ver. f. mecklbg. Gesch. 85 (1921) S. 1 R. Beltz. R. Beltz

Koriander s. Dill.

Korinth. Unter der und rings um die griech. Stadt haben schon seit sehr früher Zeit Ansiedlungen bestanden. Am Hügel, der den archaischen Apollontempel trägt, hat Miß Walker 1920 s. vom Tempel in den tiefsten Schichten Reste neol. Hütten und eine der 1. und 2. thessal.-neol. Per. verwandte Keramik gefunden (s. Ägäische Kultur § 12). Sw. und n. vom Tempel kam über Scherben der 2. und 3. thessal. Per. Frühhelladisches zum Vorschein. Überall gab es Obsidian-Messer und Steinäxte, auch ein kykladisches Marmorgefäß war darunter. Diese sorgfältigen Schichtengrabungen sind für die Entwicklungsgeschichte um so wichtiger, da sie durch weitere amerik. Forschungen auf dem Hügel von Koraku, bei K., ergänzt werden. Blegen hat hier die Schichten vom Früh- bis Späthelladischen genau untersucht und vor allem auch sehr schöne Exemplare der von ihm und Wace nach dem alten Namen von K. ephyräisch genannten Keramik (s. Ägäische Kultur § 12, auch Mykenische Kultur, Vase B 1) gefunden. In diesem Zusammenhang gewinnen die schon vor Jahrzehnten in und um K. gemachten vormyk. und myk. Funde, vor allem ein merkwürdiges vormyk. Schachtgrab mit zwei Seitenkammern, und die myk. Mauerstücke von Akrokorinth, erneute Bedeutung. Eine ganze Reihe vormyk. und myk. Ansiedlungen und Nekropolen scheint die alte Hauptstadt umgeben zu haben. — S. a. Band V Tf. 73 e.

Amer. Journ. Arch. 1897 S. 313ff. (Schachtgrab), 1904 S. 440, 1906 S. 19; Arch. Anz. 1915 S. 213f., 1916 S. 164; BSA 22 S. 175ff. Wace-Blegen; C. W. Blegen *Korakou* Boston-New York 1921; JHS 41 (1921) S. 260 Wace. G. Karo

Körösbánya (Siebenbürgen). An der weißen Körös, am Westabhange des Siebenbürgischen Erzgebirges gelegen. Hier wurden 1881 drei eigentümliche plattenförmige Menhir-Statuen unbestimmbaren, aber sicher vorröm. Alters von ca. 1 m H. gefunden, die in der Mitte leicht eingezogen sind, aber keine Andeutung der unteren Extremitäten aufweisen. Der Kopf fehlt bei allen drei Stücken. Auf diesen Plattenbildern sind in ca. 1 cm H. Reliefs dargestellt: der bandförmige Gürtel, in dem bei einer Figur, ähnlich wie bei manchen südfrz. Statues-menhirs (Band IV Tf. 14 b), auf der Schmalseite ein Beil steckt; je ein Paar über die Brust gelegte Hände und zwischen ihnen bei dem einen Stück ganz wie auf der Menhir-Statue von Saint-Sernin (Band IV Tf. 14 b 1) ein gabelförmiger Gegenstand, dessen beide Äste nach den Schultern verlaufen. Auf der Rückseite führt ein langer, bandförmiger Streifen senkrecht bis etwas oberhalb des Gürtels hinab. Téglás glaubt in diesen Statuen Denkmäler einheimischer Bergleute und in dem breiten Rückenbande den noch heute üblichen Lendenschurz erblicken zu dürfen, der durch den gabelförmigen Streifen auf der Brust festgehalten werden soll. Doch weist die mangelnde Trennung der Beine auf lange Kleider und somit auf weibliche

Tracht hin, und der breite Rückenstreifen, der in ganz ähnlicher Weise bei einer troischen Tonstatuette der „zweiten Stadt" wiederkehrt (Schliemann *Ilios* Nr. 193f.), soll zweifellos wie bei dieser das herabfallende Haar andeuten. Sie stellen daher jedenfalls wie die ihnen so auffallend ähnelnden frz. Statuen eine weibliche Gottheit, und zwar eine Todesgottheit, dar, doch muß bei dem Fehlen verbindender Zwischenglieder die Frage unentschieden bleiben, ob hier ein genetischer Zusammenhang zwischen beiden Gebieten besteht, zumal die Zeitstellung der Stücke von K. nicht hinreichend gesichert ist.

MAGW 15 (1885) S. (34) Abb. 4—6 G. Téglás; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 619f. G. Wilke

Körperbemalung s. Tätowierung.

Körperschmuck s. Schmuck.

Körperteile in der Hieroglyphenschrift. S. a. Schrift D. — Wie in kleinen Ganzfigürchen nicht nur Tätigkeiten des Mannes, sondern auch Schwäche und Krankheit, Erbrechen, Stuhlentleeren, bei Frauen Menstruation, Schwangerschaft, Geburt, Säugen als Schriftzeichen und Determinativa Verwendung finden, so auch zahlreiche Körperteile wie Kopf, Gesicht, Haarlocke, Augenbrauen, Auge in verschiedener Form und Vollständigkeit, Mund (was auch für andere Körperöffnungen gilt), Zähne, Arm und Arme, Hand, Finger, Nagel, Muskelbauch, Penis, Hoden, Vulva, Knochen, Rückgrat, Nase, Ohr, Kehle, Herz, Atemhauch, Kothaufen, meist recht charakteristisch dargestellt. Beim Herzen sind die Abgangsstelle der großen Gefäße und die Vorhöfe (Herzohren) als Sonderteile sorgfältig hervorgehoben.

Brugsch *Verzeichniß der Hieroglyphen mit Lautwerth* 1872; Spiegelberg *Die Schrift und d. Sprache des alten Ägypter* 1907; Erman *Die Hieroglyphen* 1912. Sudhoff

Korsen. A. Archäologie s. Italien B. B. Sprache.

K. (*Corsi* Κύρνιοι), Bewohner der Insel *Corsica*, griech. Κύρνος, die auch auf den äußersten N der Nachbarinsel *Sardinia* hinübergreifen und dort (*Gallura*) noch heute einen anderen Dialekt sprechen als die Sarden im Innern der Insel (*Logudoro*), was auf verschiedene völkische Substrate gedeutet wird. Wie sich die ältesten Korsen zu den ältesten Sarden (s. d.) verhalten, wird nicht klar. Etrusker, Karthager, Griechen (Phokäer) haben sich schon vor den Römern um die Insel bemüht. Epichorische Inschriften fehlen, Anklänge an iber. Ortsnamen sind vorhanden.

H. Nissen *Ital. Landesk.* I 362—66, 550—52; Lübker-Geffcken-Ziebarth *Reallexikon*[2] S. 259; Poli *La Corse dans l'antiquité* 1907; Espéran dieu *Inscriptions antiques de la Corse* 1893. — Über Sprache und Herkunft: Seneca Dial. XII 7, 9 *transierunt et Hispani quodes similitudine ritus adparet: eadem enim tegmenta capitum idemque genus calciamenti quod Cantabris est, et verba quaedam, nam totus sermo conversatione Graecorum Ligurumque a patrio descivit*; dazu Philipon *Les Ibères* 1909 S. 118ff. und Kretschmer in KZ 38 (1905) S. 120—21. — Korsisch-iberische Ortsnamen stellt Nissen I 551 zusammen (Παρρακήνιοι: *Tarraconenses*, Πάλαντα: *Palantia*, Οὐρκίνιον: *Urci*, Τουτήλας βωνός: *Tutela*, Ρότανος: *Rhodanus*). — Das merkwürdige Verhältnis von *Corsica*: Κύρνος erklärt W. Schulze *Eig.* S. 574 durch ein etrusk. **kursne* (belegt *cursni*) 'Die korsische Insel'. † G. Herbig

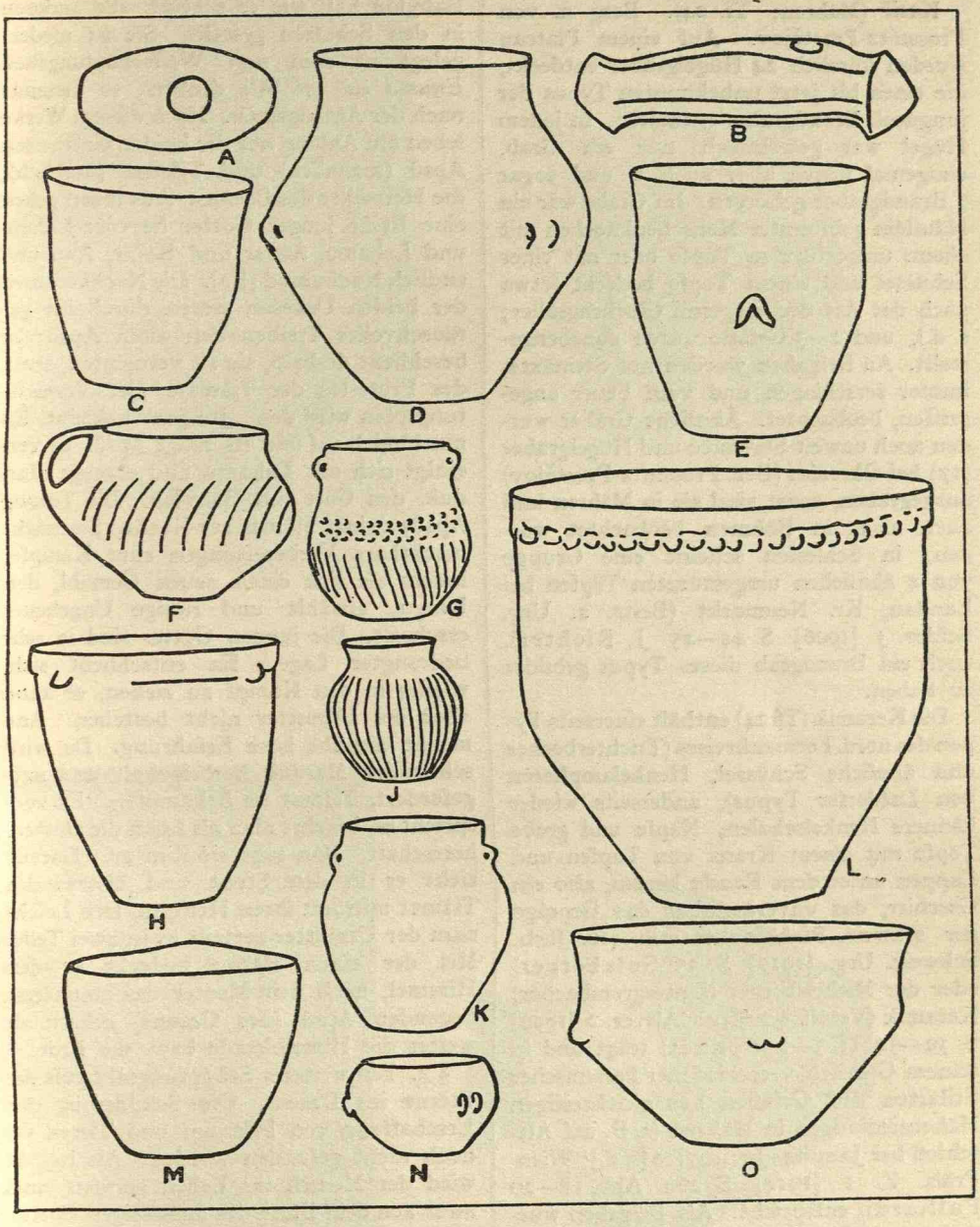
Korsika. A. Paläolithikum. Die im Verlaufe des Quartärs ziemlich vereiste Insel K. dürfte bereits seit dem Ende des Tertiärs nicht mehr in Zusammenhang mit dem benachbarten Festlande gestanden haben. Darauf deutet ihre merkwürdige diluv. Fauna, in welcher die allg. eingebürgerten Quartärtypen (*Elephas*, *Rhinoceros*, *Hippopotamus*, sodann alpine Formen) fehlen, und welche sich nach C. J. Forsyth Major anscheinend ausnahmslos aus wenig veränderten Pliozänrelikten zusammensetzte.

Im Tierkataloge heben sich hervor *Prolagus corsicanus*, ein manchmal irrig mit *Lagomys* verwechselter Nager, der sich bis in die vorröm. EZ erhielt, *Rhagamys orthodon*, *Ovis musimon*, *Cervus Gazioti* und *Ursus corsicanus*. Die letztere, im Gebisse unverkennbare Tertiär-Reminiszenzen aufweisende kleine Bärenart wurde erst im ausgehenden Mittelalter endgültig ausgerottet.

In Anbetracht dieser frühen Isolierung von K. sind ebenda paläol. Siedlungsspuren wenig wahrscheinlich; auch meine eigenen Untersuchungen an Ort und Stelle (1912) ergaben kein positives Resultat.

R. Lucerna *Die Eiszeit auf Korsika* Abhandlgn. der k. k. Geographischen Gesellsch. in Wien 9 (1910); C. J. Forsyth Major *Observations sur la faune des mammifères quaternaires de la Corse et de la Sardaigne* IX. Congr. internat. de Zoologie. Monaco 1913 S. 594.

H. Obermaier



Kosíř

Schematische Skizze von Keramik und Steingeräten aus den Hügelgräbern von Kosíř (Mähren). Nach A. Gottwald.

B. Jüngere Perioden s. Italien B.

Kosíř (Mähren; Tf. 24). Berg n. von Prossnitz-Prostějov. Auf einem Plateau wurden kürzlich 24 Hügelgräber entdeckt, die einen bis jetzt unbekannten Typus der jungneol. Brandgräber enthalten. In jedem Hügel war gewöhnlich nur ein Grab, einigemal waren aber auch 2 und sogar 7 Brandgräber geborgen. Im Grabe war ein Häuflein gebrannter Menschenknochen mit einem umgestürzten Topfe oder mit einer Schüssel und einem Topfe bedeckt (etwa nach der Art der ostgerm. Glockengräber; s. d.), und 2—3 Gefäße waren danebengestellt. An Beigaben wurden nur Steinäxte, immer zerschlagen und vom Feuer angegriffen, beobachtet. Ähnliche Gräber wurden noch unweit Slatěnice und Hügelgräber (17) bei Ohrozim (Bez. Prossnitz-Prostějov) ausgegraben, sonst sind sie in Mähren und auch nicht in Böhmen beobachtet worden; in Schlesien scheint eine Gruppe von 4 ähnlichen umgestürzten Töpfen bei Landau, Kr. Neumarkt (Beitr. z. Urg. Schles. 3 [1906] S. 44—45 J. Richter), auch ein Brandgrab dieses Typus gebildet zu haben.

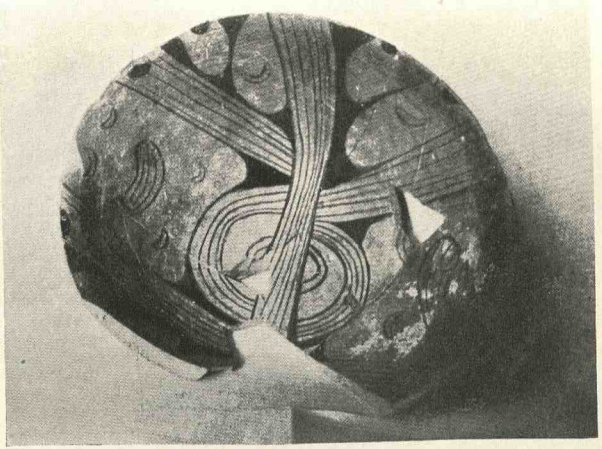
Die Keramik (Tf. 24) enthält einerseits Typen des nord. Formenkreises (Trichterbecher und ähnliche Schüssel, Henkelamphoren von Latdorfer Typus), anderseits wieder kleinere Henkelschalen, Näpfe und grobe Töpfe mit einem Kranz von Tupfen und Lappen unter dem Rande herum, also ein Geschirr, das unverkennbar das Gepräge der schweiz. Pfahlbaukeramik (10. Jhrb. Schweiz. Urg. [1917] S. 35 Sulzberger) oder der Michelsberger (Untergrombacher) Keramik (Veröff. Karlsruh. Altver. 2 [1899] S. 39—54 Tf. 5—6 Bonnet) trägt und in seinem Gemisch verschiedener keramischer Stilarten den Gefäßen aus gleichzeitigen Höhensiedlungen in Mähren (z. B. auf Altschloß bei Jaispitz-Jevišovice [s. d.]; Wien. Präh. Z. 1 [1914] S. 269 Abb. 18—20 Palliardi) entspricht. Als Beigaben wurden nur Steinkeulen und geschweifte Hammeräxte (Pfahlbautentypus) vorgefunden (Tf. 24 A und B).

A. Gottwald *Pravěka sídliště na Prostějovsku* Prostějov 1924. I. L. Červinka

Kosmologie. § 1. Über die Entstehung der Welt existieren in Babylonien verschiedene Traditionen. Die Überlieferung von Babylon hat, wie es scheint, alle anderen in den Schatten gestellt. Sie ist niedergelegt in dem sog. Weltschöpfungslied *Enuma eliš* = 'Als droben', so benannt nach der Anfangszeile. Nach diesem Werke leben am Anfang nur die beiden Gottheiten Apsû (männlich) und Tiâmat (weiblich), die Herrscher des Ozeans. Aus ihnen gehen eine Reihe junger Götter hervor: Lahmu und Laḫamu, Anšar und Kišar, Anu und endlich Nudimmud (Êa). Die Nachkommen der beiden Urwesen stören durch ihr geräuschvolles Treiben den alten Apsû; er beschließt deshalb, sie zu vernichten, trotz des Protestes der Tiâmat. Der Vernichtungsplan wird den „Jungen" bekannt, Êa macht sich auf und erschlägt Apsû. Er vereinigt sich mit Laḫamu und erzeugt Marduk, den Gott von Babylon. Die Tötung Apsûs zwingt Tiâmat zur Rache. Sie macht furchtbare Vorbereitungen zum Kampfe, indem sie sich einen neuen Gemahl, den Kingu, erwählt und riesige Ungeheuer erschafft. Die jungen Götter sind in sehr bedrängter Lage. Êa entschließt sich, wieder in den Kampf zu ziehen, er kann aber die Urmutter nicht bestehen. Anu macht dieselbe böse Erfahrung. Da wird schließlich Marduk herbeigeholt und aufgefordert, Tiâmat zu bekämpfen. Er verspricht es, begehrt aber als Lohn die Götterherrschaft. Man sagt sie ihm zu. Darauf zieht er in den Streit und überwindet Tiâmat mitsamt ihren Helfern. Den Leichnam der Urmutter zerteilt er in zwei Teile. Mit der einen Hälfte bedeckt er den Himmel, nach dem Muster des zu unterst liegenden Apsû (des Ozeans) schafft er weiter die Himmelserde bzw. die Erde.

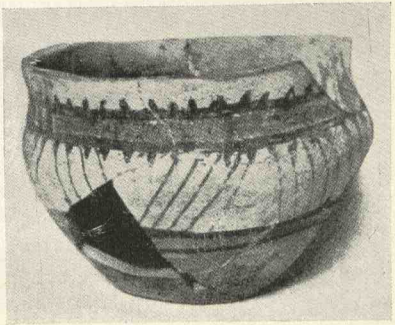
§ 2. Ein weiterer Schöpfungsakt ruft die Sterne ins Dasein. Die Schilderung der Erschaffung von Pflanzen und Tieren ist noch nicht gefunden worden. Als letztes wird der Mensch ins Leben gerufen, und zwar aus dem Blute des aufsässigen Gottes Kingu. Schließlich wird noch Babylon und der Tempelturm Êsagila erbaut. Der *Enuma-eliš*-Mythos stammt etwa aus der Zeit um 2000 v. C. Der zugrunde liegende Stoff ist jedoch bedeutend älter. Ursprünglich hatte die Rolle Marduks höchstwahrscheinlich Enlil inne, erst nach der Unter-

a



c

b



d

Koszyłowce

a. Töpferofen. — b. Bauchfries durch vertikal laufende weiße Streifen in rote Felder aufgeteilt, in deren Mitte ein Spiralauge durch zwei weiße, braun umränderte, gebogene Streifen gebildet wird. — c. Hellbraun gemalte Innenseite mit feiner Ornamentik von Bündeln aus braunen und schwarzen Linien und Bogenstreifen. An der Außenseite breiter Fries von schräg gestellten Strichen. — d. Am Hals braunes ausgezacktes Band. In der Mitte weißer Fries mit schräg gestellten rotbraunen Strichbündeln. — Nach K. Hadaczek.

werfung Babyloniens durch die Stadt Babylon übernahm Marduk die Stelle dieses Gottes. Älter als unser Epos dürfte die sumer. Schöpfungserzählung aus Nippur sein. Hier wird die Erschaffung der Menschen, Tiere und Pflanzen den Göttern Anu, Enki (Êa), Enlil und Ninḫarsag (s. Išt ar) zugeschrieben. Ein sumer.-akkad. Text aus Assur berichtet, daß der Mensch nach Erschaffung von Himmel, Erde und Wasserläufen aus dem Blut eines Gottes geschaffen sei. Ein von mythischen Bestandteilen ziemlich freier Text läßt aus dem Urelement Wasser zuerst den Sitz Êas, Eridu (s. d.; wohl der E-apsû; s.o.), entstanden sein, dann folgt die Schöpfung der Menschen, Tiere und Pflanzen, schließlich die der Erde. Hier und da finden sich in der assyr. Literatur auch sonst noch kurze Angaben über die Schöpfung. In fast allen tritt die Dreiteilung der Welt in Ozean, Himmel und Erde hervor. Die Erde wird überwölbt vom Himmel, der Ozean fließt unter der Erde und um sie herum. Der „irdischen" Welt entspricht eine „himmlische" mit den gleichen Teilen.

§ 3. Die Verbindung beider Welten wurde vielleicht so gedacht, daß die irdische in der himmlischen hängt. Die himmlische Erde ist der Tierkreis, der von den Babyloniern als *šupuk šamê* = Himmelsdamm bezeichnet wurde. Der Himmel der oberen Welt ist der Wohnsitz Anus, der eigentliche Olymp. Den Punkten der beiden Sonnenwenden und der beiden Tag- und Nachtgleichen gemäß unterscheidet man 4 Weltecken (*kippat irbitti*) und sinngemäß 4 Weltquadranten (*kibrât irbitti*) und 4 Winde. Was man sich unter den 7 *tubuqâtê* vorzustellen hat, ist noch immer nicht sicher. Die Gestalt der Welt vergleicht der Babylonier einem (zweigipfligen) Berge oder einem Korbe. Das Symbol dafür ist der Tempelturm (s. d.; *ziqquratu*), der die Form eines siebenstufigen Berges hat. Die Namen berühmter Ziqquratu deuten diesen Gedanken an (z. B. *êḫarsaggal kurkurra* = 'großes Berghaus der Länder'). Wie Himmelsozean und irdischer Ozean zueinander sich verhalten, ist noch nicht ganz klar.

P. Jensen *Die Kosmologie der Babylonier* 1890; A. Zimmern in *KAT*³ S. 614ff.; daselbst weitere Literatur; A. Jeremias *Handbuch der altorientalischen Geisteskultur* 1913 S. 20ff.; E. Ebeling *Das babylonische Weltschöpfungslied* 1921; Meissner *Babylonien und Assyrien* II (1925) S. 102ff. Ebeling

Kossäer s. Kaššu.

Kostelik-Höhle s. Böhmen-Mähren A II § 2.

Kösten s. Mittel- und Süddeutschland A § 4.

Kostromskaja Mogila (Südrußland). Skyth. Kurgan der jüngeren Kuban-Gruppe aus dem Ende des 4. Jh. v. C. Wichtig durch seine von der gewöhnlichen skyth. Bauart abweichende Grabanlage. In die alte Erdoberfläche sind 4 mächtige Holzpfosten eingetrieben, die Eckpfeiler eines quadratischen Holzbaues von 3,20 m Seitenlänge. Auf der Außenseite, die Köpfe nach außen gewendet, meist paarweise gelegt, waren 22 Pferde mitbestattet. In dem Hause, etwa 7 Fuß über der ursprünglichen Oberfläche, fanden sich die Beigaben: 4 eiserne Lanzenspitzen, bronzene Pfeilspitzen, Lederköcher, ein kleiner eiserner Rundschild mit einem goldenen Hirsch darauf, ähnlich dem im Kul Oba (s. d.), ein Schuppenpanzer, ein zerbrochener Schleifstein und Tongefäßscherben. Unter dem Schacht, in der Tiefe, lag eine in die Erde eingeschnittene Kammer, in der der skyth. Große ohne weitere Beigaben ruhte. Über ihm, zwischen dem Eingang der Grabkammer unten und dem Fußboden des Hauses oben, lagen 13 Skelette von Sklaven, die wie die Pferde an seinem Grabe geschlachtet waren. Die Anlage kann als ein Versuch, Grabräuber irrezuführen, gedeutet werden. Sie mag aber auch eine Wohnhausbestattung widerspiegeln, vielleicht unter dem Einfluß benachbarter kaukas. Stämme, von denen diese Sitte literarisch bezeugt wird, entstanden. Die Grabkammer mit hölzernen Pfosten und Dach ist ein interessanter Beleg für den Holzbau im östlichsten Skythien.

CR Péterb. 1897 S. 11ff. M. Ebert

Koszyłowce (Polen; Tf. 25—27). § 1. Diese im Kr. Zaleszczyki (Ostgalizien) gelegene Ortschaft ist durch die hier im Jahre 1878 entdeckte, aber erst seit 1906 wissenschaftlich erforschte Ansiedlung mit steinkupferzeitlicher bemalter Keramik bekannt geworden. Nachdem in den J. 1906 und 1907

Prof. R. Kaindl aus Czernowitz und Konservator Wł. Przybysławski aus Lemberg Probegrabungen unternommen hatten, erfolgte in den J. 1908—1913 eine systematische Untersuchung des wichtigen Fundplatzes durch den Lemberger Universitätsprofessor Karol Hadaczek.

§ 2. Dieser entdeckte hier auf der Flur „Obóz" außer mehreren 1,5—3 m im Geviert messenden Gruben, die vielleicht als Kellergruben zu deuten sind, die Überreste von 18 aus Lehm gebauten kuppelförmigen Öfen, die augenscheinlich als Töpferöfen gedient haben (Tf. 25a). In den Öfen und in ihrer nächsten Umgebung wurde eine Unmasse von bemalter Keramik neben Gefäßen mit eingeritzten Verzierungen gefunden, ferner zahlreiche Menschen- und Tierfiguren aus Ton, tönerne Webegewichte und Spinnwirtel, Geräte und Waffen aus Feuerstein und anderen Steinarten, Knochen- und Horngeräte sowie vereinzelte Kupfer- und Silberfunde.

§ 3. Die bei weitem zahlreichste Fundgruppe bilden die Tongefäße, die größtenteils der bemalten Keramik angehören. Als Grundfarben wurden in K. Rot, Schwarz und Weiß verwendet, durch deren Mischung man verschiedene Abstufungen erzielte. Die meisten Gefäße sind mehrfarbig bemalt und haben entweder dunkle Verzierungen auf weißem bzw. hellrotem Untergrund oder umgekehrt weiße Ornamente auf dunkel bemaltem Grunde (Tf. 25b—d, 26a). Neben polychromen kommen seltener auch monochrome Gefäße vor, bei denen die Ornamente auf dem natürlichen hellorangefarbenen Untergrund aufgetragen sind. Neben geometrischen, gerad- und krummlinigen Mustern treten vereinzelt auch Tierbilder und eine Menschenfigur auf. An einigen Gefäßen sind auch Tierkopfreliefs als Schmuck angebracht.

§ 4. Die häufigsten Gefäßformen sind ungehenkelte, birnenförmige Töpfe mit engem, kurzen, ausladenden Halse (Tf. 25b), bauchige Amphoren, bei denen die Henkel entweder vertikal gerichtet und dann unterhalb des Halsansatzes befestigt oder auch horizontal und in diesem Falle gewöhnlich am Bauch in der Gegend der größten Weite angesetzt sind, ferner henkellose doppelkonische Becher mit im Oberteil etwas nach innen eingedrückter Wandung (Tf. 26a), ähnliche Henkeltassen, konische Schüsseln (Tf. 25c), ähnliche Schüsseln mit kurzem, in der Mitte etwas eingezogenen Hals (Tf. 25d), hutförmige Deckel sowie die bekannten Doppelgefäße (sog. Operngucker). Einzigartig ist ein stierförmiges Gefäß mit gedoppeltem Hals und Kopf und einer Öffnung im Rücken (Tf. 26b).

§ 5. Neben bemalter Keramik ist in K. auch eine Anzahl von Gefäßen mit eingeritzten Verzierungen zutage getreten. Z. T. handelt es sich um grobe, schlecht gebrannte Ware mit Punkt- und Strichverzierung (Tf. 27a), z. T. aber um gutgebrannte Gefäße aus feingeschlemmtem Ton, die in mehreren Linien nebeneinander verlaufende krummlinige Verzierungen aufweisen. Ein zeitlicher Unterschied zwischen diesen beiden Gefäßgruppen und der bemalten Keramik ließ sich in K. nicht feststellen.

§ 6. Sehr zahlreich sind tönerne Menschen- und Tierfiguren vertreten, die gewöhnlich als Idole angesprochen werden. Unter den menschlichen Figuren sind die weiblichen durchaus vorherrschend, einige von ihnen sind sitzend dargestellt (Tf. 27d). Alle Figuren sind stark stilisiert, doch sind bei einigen von ihnen einzelne Teile oft sehr naturalistisch dargestellt (Muskulatur, Geschlechtsmerkmale, Schmuck und Kleidung). So ist z. B. bei einigen Figuren die Fußbekleidung durch Bemalung hervorgehoben und bei einem unvollständig erhaltenen Unterteil einer Figur ein deutlicher Schuh plastisch dargestellt (Tf. 27c).

§ 7. Von den Steingeräten sind Feuersteinmesser am häufigsten vertreten. Daneben kommen seltener Schaber, Bohrer und Sägen aus eben diesem Material vor. Von größeren Steinartefakten erscheinen Äxte aus Feuerstein und weicheren Steinarten ziemlich zahlreich; ferner zwei Äxte mit Schaftloch und ein Keulenkopf. Aus Horn und Knochen wurden Äxte, Meißel, Pfriemen, Falzbeine und Anhänger in Form von stilisierten Stierköpfen und Menschenfiguren (Tf. 27b) verfertigt. Von Kupfergeräten sind zwei Pfriemen und eine Perle zutage getreten, außerdem ist ein Bruchstück eines Silberarmbandes zu erwähnen.

Die Mehrzahl der Funde aus K. befindet sich z. Z. im Archäol. Kabinett der Universi-

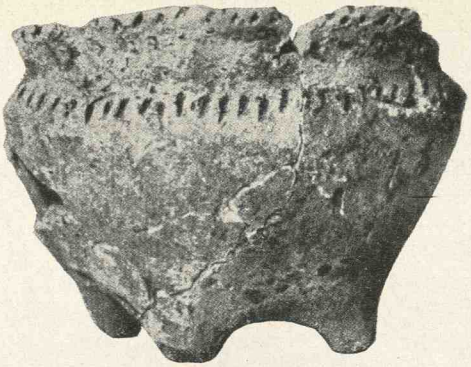
R. P. R. BIBLIOTECA CENTRALĂ A UNIVERSITĂȚII

a

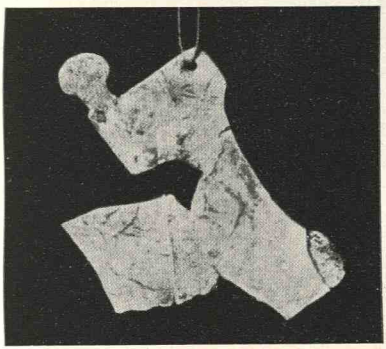
b

Koszyłowce

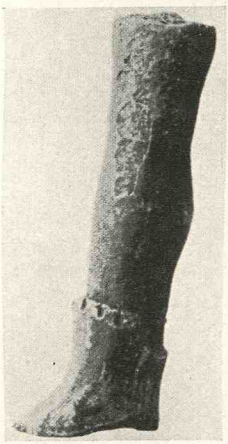
a. Becher. Weißer, von roten und schwarzen Linien begrenzter Fries mit Bündeln von roten Streifen verziert. — b. Tierförmiges Tongefäß, mit braunroten Linien bemalt. Nach K. Hadaczek.



a



b



c

d

Koszyłowce

a. Vierfüßige monochrome Schale. — b. Brettidol aus Knochen. — c. Fuß einer Tonfigur mit Schuhwerk. — d. Sitzende weibliche Tonfigur. — Nach K. Hadaczek.

tät Lemberg. Die interessanten und wichtigen Funde sind durch die schöne Veröffentlichung Hadaczeks der Forscherwelt zugänglich gemacht.

C. Hadaczek *La colonie industrielle de Koszyłowce de l'époque énéolithique. Album des fouilles* Léopol 1914 mit 33 Tf.; Janusz *Zabytki przedhistoryczne Galicyi Wschodniej* Lemberg 1918 S. 264ff. (dort ist die sonstige Literatur dieses FO verzeichnet); L. Kozłowski *Młodsza epoka kamienna w Polsce (neolit)* Lemberg 1924 S. 147 f.
J. Kostrzewski

Kottenheim (Kr. Mayen, Rheinland). Vier annähernd rechteckige Pfostenhäuser der Michelsberger Kultur wurden 1916 durch Lehner im sog. „Rabengrund" ausgegraben. Es sind kleine Häuser von 2,3—3,5 m Seitenlänge, von denen eines wie die Häuser von Gering (s. d.) viereckig in den Boden vertieft war, während ein anderes den von dort und vom Katzenberg bei Mayen bekannten Mittelpfeiler aufweist. S. a. Haus A 1 § 6.

BJ 125 (1919) Beil. S. 2f., 7 Abb. 1 (Keramik); 127 (1922) S. 109f. mit Abb. 2 d—g (Hauspläne) Lehner. W. Bremer

Kovácshalom (Ungarn). Der 4 km s. von Szeghalom gelegene K. ist ein elliptischer künstlicher Wohnhügel von 5 m H. und 12700 qm Oberfläche, der früher im alten Bett der Körös eine Insel bildete und aus mehreren Kulturschichten besteht. Von Geräten fanden sich neben besonders zahlreichen Hirschhornhacken, darunter einer verzierten, Steinäxte verschiedener Form und Größe, am häufigsten trapezförmige Stielloch-Äxte z. T. von sehr bedeutenden Dimensionen, Messer, Schaber, Pfeilspitzen u. dgl. Besonders bemerkenswert waren „drei trapezförmige Meißel von halbkreisförmigem Querschnitte aus Kreide", die aber an der Luft rasch zu Staub zerfielen, und in denen Bella einen Fall von Cacholong-Bildung (vgl. D échelette *Manuel* I 22) erblickt. Die keramischen Reste stammen meist von grobtonigen, starkwandigen Gebrauchsgefäßen, doch fanden sich auch dünnwandige aus feingeschlämmtem Ton. Verzierungen sind spärlich. Als seltenes Vorkommnis ist eine mit Fingereindrücken verzierte Fußschale von 35 cm Dm hervorzuheben, von deren 19 cm h., nach unten sich verbreiternden Hohlfuße sich 4 fingerartig gebeugte, 9 cm l. Stäbe als Stütze der Schüssel erheben. Von sonstigen Tongeräten fanden sich noch zahlreiche plattstielige Tonlöffel, Tonperlen, Spinnwirtel, Feuerhunde, Netzsenker u. dgl., außerdem auch noch eine Menge verschiedener Tiergestalten von primitiver Arbeit. Die ausschließlich vorkommende Bestattungsform bildet die der liegenden Hocker mit hoch aufgezogenen Beinen. Ein Skelett war auf den Bauch gelegt, doch waren auch hier die Beine auf den Leib hinaufgezogen. Als Beigaben fanden sich in den Frauengräbern Gefäße, Spinnwirtel, Tonperlen und Nadeln und Pfriemen aus Bein, in den Männergräbern Steinäxte und Äxte mit Stielloch, Speere aus Hirschgeweih, Steinmeißel und zu Füßen ein Mahlstein und eine kleine Schale, in einem Falle die oben beschriebene Fußschale.

Einer weit jüngeren Zeit gehören mehrere an der Westseite des Hügels aufgedeckte Skelettgräber an, die Beigaben des frühen Mittelalters, einmal auch eine Pferdebestattung enthielten.

Arch. Ertesitö 33 S. 37ff., 123ff. G. Szeghalmy. L. Bella
G. Wilke

Κοτονάντιοι s. Räter.

Kragenflasche s. Böhmen-Mähren B § 11; Frankreich B § 54f.; Holland A § 2; Mittel- und Süddeutschland B § 3; Nordischer Kreis A § 5b 5α, γ; Polen B § 7.

Kragevig (Ksp. K., Seeland, Dänemark). FO eines interessanten Rentierhorngerätes der vorröm. EZ. S. Jättene(d), Nordischer Kreis C 1 § 4c 6.

G. Sarauw in Montelius-Festschr. 1913 und in Mindeskrift for Japetus Steenstrup. Kopenhagen 1913. Hanna Rydh

Kraghede (Kr. Børglum, Jütland). Gräberfeld und Wohnplatz der vorröm. und röm. Zeit. S. Nordischer Kreis C 1 § 5.
Hanna Rydh

Kraniologie. Lehre von den verschiedenen Formen des Schädels bzw. des Kopfes. Diese Formen werden festgestellt mit Hilfe der Kranioskopie (s. d.) = betrachtender Schädelbeschreibung und der Kraniometrie (s. d.) = Schädelmessung. Reche

Kraniometrie (Tf. 28 A, 28 B). § 1. Bei der Beschreibung von Form und Eigenschaften von Kopf und Schädel ist der subjektiven Auffassung ein zu großer Spielraum ge-

lassen: ob eine Strecke als „groß", „mittel" oder „klein" zu bezeichnen ist, bleibt dem Belieben des Einzelnen überlassen, und auch die Worte „groß", „mittel" usw. sind relative Begriffe. Beschränken sich also verschiedene Beobachter auf die Schädelbeschreibung (s. Kranioskopie), so sind die Resultate nicht miteinander exakt vergleichbar. Man ersetzt also nach Möglichkeit die Beschreibung durch genaues Messen, d. h. die relativen Begriffe durch exakte Zahlen. Nehmen nun alle Beobachter die gleichen Maße, und nehmen sie sie nach der gleichen Methode, so sind die Ergebnisse jederzeit miteinander vergleichbar.

§ 2. Die wichtigsten Maße an der Hirnkapsel sind: größte Schädellänge (von *Glabella* = vorderster Punkt der Hirnkapsel in der Mittelebene — bis zum am weitesten hinten gelegenen Punkte in der gleichen Ebene), größte Schädelbreite (dort, wo sie sich findet, aber in der Ebene senkrecht zur Mittelebene, der sog. Mediansagittal-Ebene), Basion-Bregma-Höhe (*Basion* = vorderster Punkt des großen Hinterhauptsloches in der Mediansagittalen; *Bregma* = Treffpunkt der Pfeilnaht auf die Kranznaht), kleinste Stirnbreite (oberhalb der Augenregion), Gesichtshöhe (Nasion bis Kinnpunkt; *Nasion* = Punkt, wo die Nasenbein-Stirnnaht von der Mediansagittalen geschnitten wird; Kinnpunkt: der am weitesten vorn-unten in der Med.-Sag. gelegene Punkt), Obergesichtshöhe (Nasion bis Alveolarpunkt; Alv.-P. = Punkt, in dem der Alveolarrand des Oberkiefers von der Med.-Sagittalen geschnitten wird), Jochbogenbreite (Entfernung der am weitesten ausladenden Punkte der Jochbögen voneinander), Höhe der Nase (Nasion bis Subspinalpunkt), Breite der Nase (der *apertura piriformis*), Kalottenhöhe (im Medianschnitt vom höchsten Punkt der Kalotte auf die Nasion-Inion-Linie gefällte Senkrechte; *Inion* ist der Punkt, in dem die Mediansagittale die Vereinigung der *Lineae nuchae sup.* — *Prot. occip. ext.* — schneidet), die Längen der Sehnen und Bögen zwischen den Punkten Nasion, Bregma, Lambda, Inion, Opisthion; der Sagittal-, Quer- und Horizontal-Umfang der Schädelkapsel, der Rauminhalt (Kapazität) und das Gewicht des Schädels.

§ 3. Aus den wichtigsten Maßen berechnet man Indices = Verhältniszahlen, indem man meist die kleinere der beiden Zahlen mit 100 multipliziert und durch die größere dividiert. Die wichtigsten Indices sind:

Längen-Breiten-Index der Hirnkapsel:

$$\left(\frac{\text{größte Breite} \times 100}{\text{größte Schädellänge}}\right)$$

Längen-Höhen-Index:

$$\left(\frac{\text{Basion-Bregma} \times 100}{\text{größte Schädellänge}}\right)$$

Breiten-Höhen-Index:

$$\left(\frac{\text{Basion-Bregma} \times 100}{\text{größte Schädelbreite}}\right)$$

Transversaler Frontoparietal-Index:

$$\left(\frac{\text{kleinste Stirnbreite} \times 100}{\text{größte Schädelbreite}}\right)$$

Gesichts-Index:

$$\left(\frac{\text{Gesichtshöhe} \times 100}{\text{Jochbogenbreite}}\right)$$

Obergesichts-Index:

$$\left(\frac{\text{Obergesichtshöhe} \times 100}{\text{Jochbogenbreite}}\right)$$

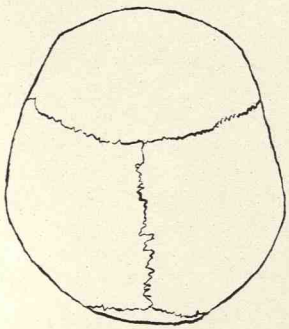
Nasen-Index:

$$\left(\frac{\text{Nasenbreite} \times 100}{\text{Nasenhöhe}}\right)$$

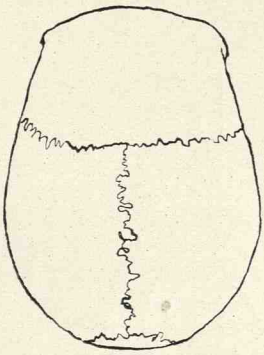
Kalottenhöhen-Index:

$$\left(\frac{\text{Kalottenhöhe} \times 100}{\text{Nasion-Inion-Linie}}\right)$$

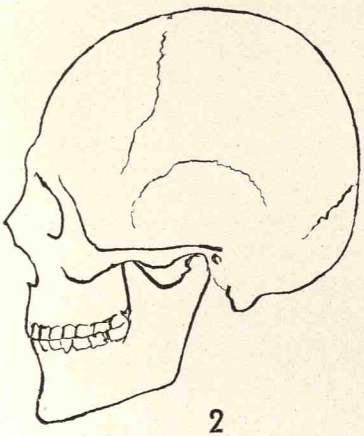
§ 4. Die Reihe der innerhalb jedes Index vorkommenden Zahlen teilt man nach der Größe meist in drei Gruppen ein: große, mittl. und kleine Werte; jede Gruppe hat einen besonderen Namen. So bezeichnet man beim Längen-Breiten-Index die kleinen Werte (beim Kopf: x—75,9; beim Schädel: x—74,9) als dolichokephal (bzw. beim Schädel als dolichokran), die mittleren (Kopf: 76—80,9; Schädel: 75—79,9) als mesokephal (mesokran) und die großen (Kopf: 81—y; Schädel: 80—y) als brachykephal (brachykran); dolichokephal ist also ein verhältnismäßig lang und schmal gebauter Kopf (Tf. 28A 4 und 5), brachykephal ein kurzer und breiter (Tf. 28A 1 und 2). — Bei dem Ge-



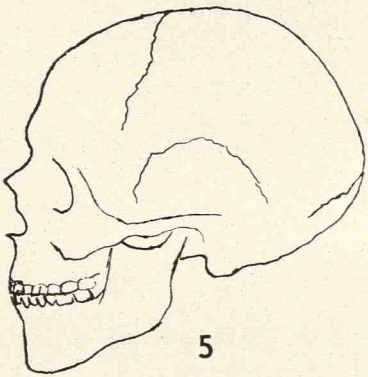
1



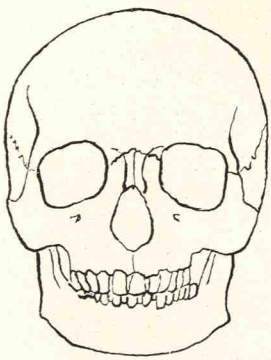
4



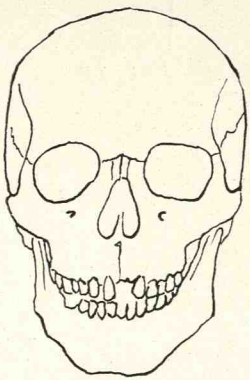
2



5



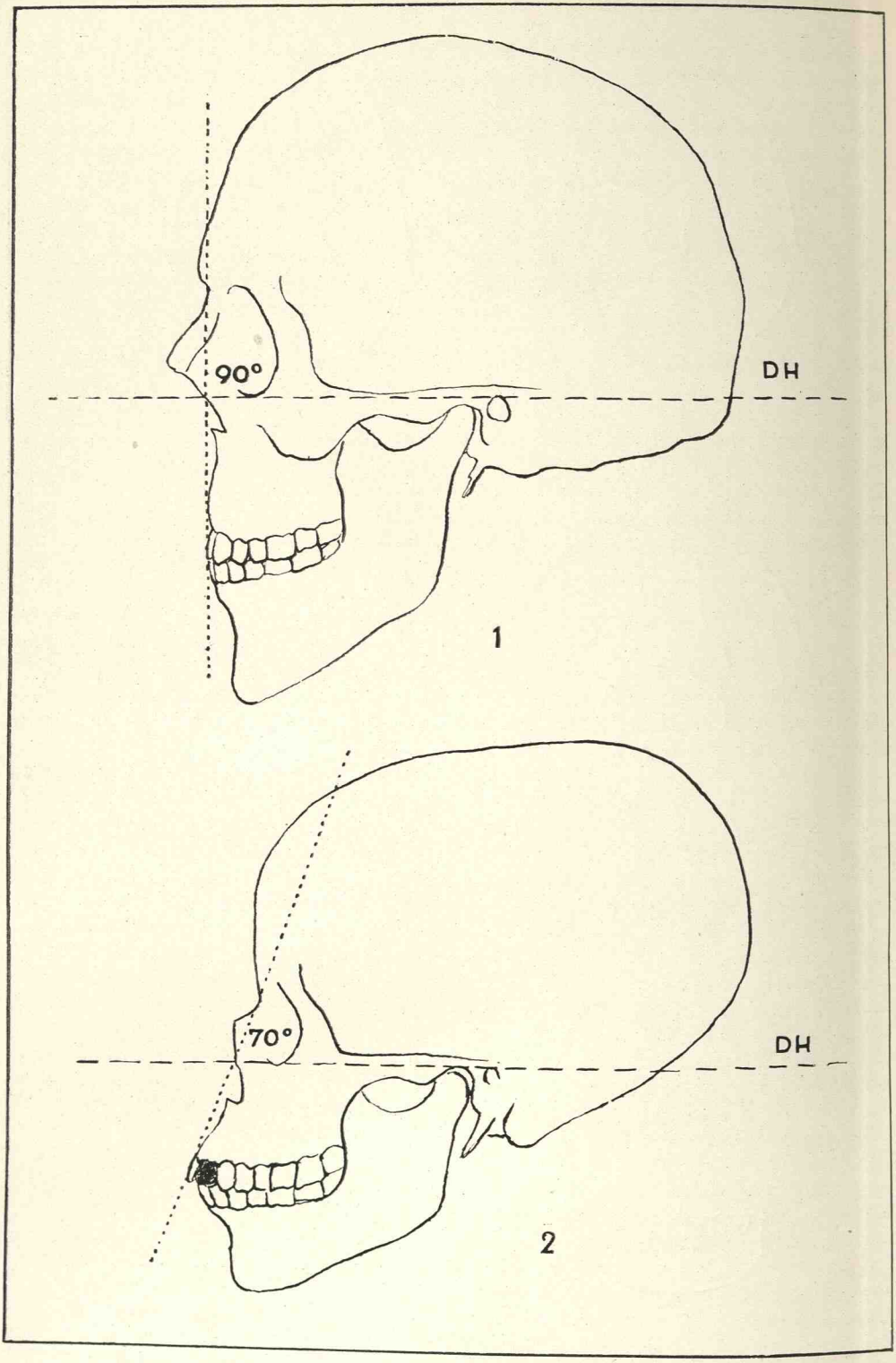
3



6

Kraniometrie

1, 2. Kurzkopf. — 3. Breitgesicht. — 4, 5. Langkopf. — 6. Schmalgesicht.



Kraniometrie

Gesichtswinkel: 1. Schweizer mit einem Winkel von 90°. — 2. Kamerunneger mit einem Winkel

sichts-Index sind die Bezeichnungen: *euryprosop* = breitgesichtig (Tf. 28 A 3) die Zahlen x—84,9, *mesoprosop:* 85—89,9, *leptoprosop* = schmal- (hoch-) gesichtig (Tf. 28 A 6): 90—y.

§ 5. Da den Indices gewisse Mängel anhaften, hat J. Szombathy vorgeschlagen, statt dessen alle linearen Maße auf den Rauminhalt des Schädels zu beziehen, ein Verfahren, das gute Ergebnisse zu zeitigen scheint, und dessen allg. Einführung daher zu empfehlen wäre; Szombathy bezeichnet die so gewonnenen Zahlen als „relative Schädelmaße".

§ 6. Wichtig ist weiterhin die Messung gewisser Winkel, von denen hier aber nur die allerwichtigsten erwähnt werden sollen. Der Ganzprofilwinkel gibt Auskunft über den Grad der Prognathie (s. d.) oder Orthognathie (s. d.), d. h. über den Grad des schnauzenförmigen Vorspringens der Mundpartie; es ist der Winkel, den eine Nasion und Alveolarpunkt verbindende Gerade mit der deutschen (Frankfurter) Horizontale (Ebene durch die Mittelpunkte der Oberränder der äußeren Gehöröffnungen und den tiefsten Punkt einer Augenhöhle) bildet; ist der Winkel klein, x—69°9, so ist der Kiefer prognath (Tf. 28 B 2), ist er mittelgroß, 70°—72° 9, so ist er mesognath, ist er groß, 73°—y, so ist der Kiefer orthognath (Tf. 28 B 1).

Der von G. Schwalbe vorgeschlagene Bregma-Winkel wird gebildet von den Linien Glabella-Bregma und Glabella-Inion (s. o.) und gibt Auskunft über die Neigung des Stirnbeines; ist er groß, so steht das Stirnbein steil, ist er klein, so liegt es schräg, ist „fliehend".

Auch am Unterkiefer und an den Zähnen werden zahlreiche Maße genommen.

R. Martin *Lehrbuch der Anthropologie* 1914; MAGW 48 (1918) J. Szombathy (mit Tabellen im Ergänzungsheft). Reche

Kranioskopie. Betrachtende Beschreibung des Schädels. Viele Dinge an Kopf und Schädel lassen sich einfacher ohne umständliche Messungen beschreiben, und andere sind metrisch überhaupt nicht zu fassen und müssen daher beschrieben werden. Durch K. werden also hauptsächlich festzustellen sein: Erhaltungszustand, Farbe, Alter und Geschlecht, allg. Form von Hirnkapsel und Gesicht, Form und Verlauf der Schädelnähte, Nahtunregelmäßigkeiten, Schaltknochen, Beschaffenheit der Zähne usw. S. a. Kraniometrie. Reche

Krankheitsdämon. § 1. K. verdanken ihre Entstehung dem Erklärungsbedürfnis des primitiven Menschen für das unbemerkte Ergriffenwerden von schlimmen Krankheiten, das mit dem wirklichen Erlebnis des Alptraumes in ursächlichen Gedankenzusammenhang gebracht wird, der den Menschen quält und drückt, und von dem ihm beim schweißgebadeten Erwachen eine unangenehme Erinnerung zurückbleibt. Etwa über Nacht am Körper eingetretene Veränderungen, wie kleine Hautflecke und Bläschen, rheumatische Steifigkeiten usw., gelten als Beweise für die Tatsächlichkeit einer im Schlafe erlittenen Alpschädigung, eines Dämonenangriffs. Auch der moderne Kulturmensch „fühlt sich angegriffen" noch heute, wenn er auch nicht im entferntesten mehr an so etwas wie einen übeln K. „glaubt". Er hat heute andere „Glaubens"-Artikel.

§ 2. Die Vorstellung von K. trifft man in allen frühen Kulturen der Menschheit als gleichsam zwangsläufig sich einstellende übernatürliche Krankheitsätiologie, sowohl bei den Indogermanen wie bei den Semiten und auch außerhalb dieser Völkerkreise über die ganze Erde. Sie sind charakteristisch für die Vorstellungswelt der animistischen Periode (s. Dämon D). Im „himmlischen" Reiche ist dieser Krankheitsdämonismus heute noch die herrschende Grundanschauung, die bei jeder Epidemie dort wieder in krassester Weise durchbricht und sich Geltung verschafft. Nirgends ist das System so vielseitig ausgebildet worden wie in Sumerien-Babylonien, wenn sich auch nicht alle als K. bezeichneten und speziell festgelegten unheilvollen personifizierten Gewalten so eng dauernd werden fassen lassen, wie man dies wohl getan hat: Aschakku (Dämon der Fieber), Ti'u (Dämon der Kopfleiden), Utukku (Dämon der Halsleiden), Alû (der Brustleiden), Labaschu (der Fallsucht), Namtaru (der Pest), Labartu (der Kinderabzehrung und Frauenplagen), Etimmu (der Geistesstörungen) usw. Und doch kann dies Heer böser Geisterschädlinge als

Stichprobe dienen für eine fast ubiquitäre Vorstellungswelt, die die Völker allerwärts unendliche Zeiträume lang beherrscht hat und vielfach noch beherrscht. Auch bei den germ. Völkern ist die Schar solcher dämonischer Krankheitsschädlinge in hunderterlei Gestalten geradezu unübersehbar.

Gegen den K. ist mit Notwendigkeit die Beschwörung das Gegebene, die den Dämon vertreibt oder vernichtet. S. Beschwörung B, Dämon D, Mischwesen, Zauber E.

Höfler *Krankheits-Dämonen* ArchivfRW. 2 (1899) S. 86 ff. Sudhoff

Krapina S. a. Grab A § 1, Jugoslavien A. — (Skelettreste) In den J. 1899—1905 wurden von K. Gorjanovič-Kramberger in einer Grotte am Ufer des Krapinica-Baches bei K. in Kroatien zertrümmerte Reste von mindestens 10 Individuen verschiedensten Alters gefunden, und zwar zusammen mit Knochen von Höhlenbär, *Rhinoceros Merckii* und Wisent. Erhalten sind Unterkiefer und Teile von solchen, Bruchstücke von Schädelkapseln, einzelne Zähne und Trümmer der Gliedmaßen. Der Entdecker glaubt, daß mindestens ein Teil der Schädel ziemlich kurz und breit gewesen sei. Da die Schädelbruchstücke aber nicht genau aneinander passen, sind die Maße nicht mit Sicherheit anzugeben. Gorjanovič glaubte das Vorhandensein zweier Rassen in K. feststellen zu können, eine Anschauung, der G. Schwalbe energisch widerspricht. Nach Ansicht der meisten Autoren gehören die Reste von K. ausnahmslos zur Neandertalrasse (*Homo primigenius*; s. d.); sie zeigen die gleiche Bildung des Stirnbeines mit starken Oberaugenwülsten, die gleiche Form des Hinterhauptes, die geringe Entwicklung der Warzenfortsätze usw. Was das geol. Alter anlangt, so wird der Fund meist in die warme dritte Zwischeneiszeit gesetzt.

K. Gorjanovič-Kramberger *Der paläolith. Mensch aus d. Diluvium v. Krapina in Kroatien* MAGW 31 (1901) S. 164; ebd. 32 (1902) S. 189 ders.; ders. *Der diluviale Mensch von Krapina* 1906; G. Schwalbe *Die Abstammung des Menschen* in Schwalbe und E. Fischer *Anthropologie* 1923 S. 238. Reche

Krapp. Während die rote Mineralfarbe des Ockers auch für die Bemalung des Körpers und von allerlei Gerät in Frage kommt, hat der K. wohl immer nur für die Färbung von Geweben Verwendung gefunden. Diese geht wahrscheinlich so weit hinauf, wie es überhaupt Gewebe gibt; liebt doch gerade der Primitive, alles zu bemalen, was er verwendet. So wird K., der vom Mittelmeer bis nach Persien hin wild verbreitet ist, schon in ältester Zeit benutzt sein. Ist doch das innere Leinengewand des alten Königs im Maikop-Kurgan (Kuban-Gebiet) bereits rot gefärbt (Ebert *Südrußland* 1921 S. 49). Ed. Hahn

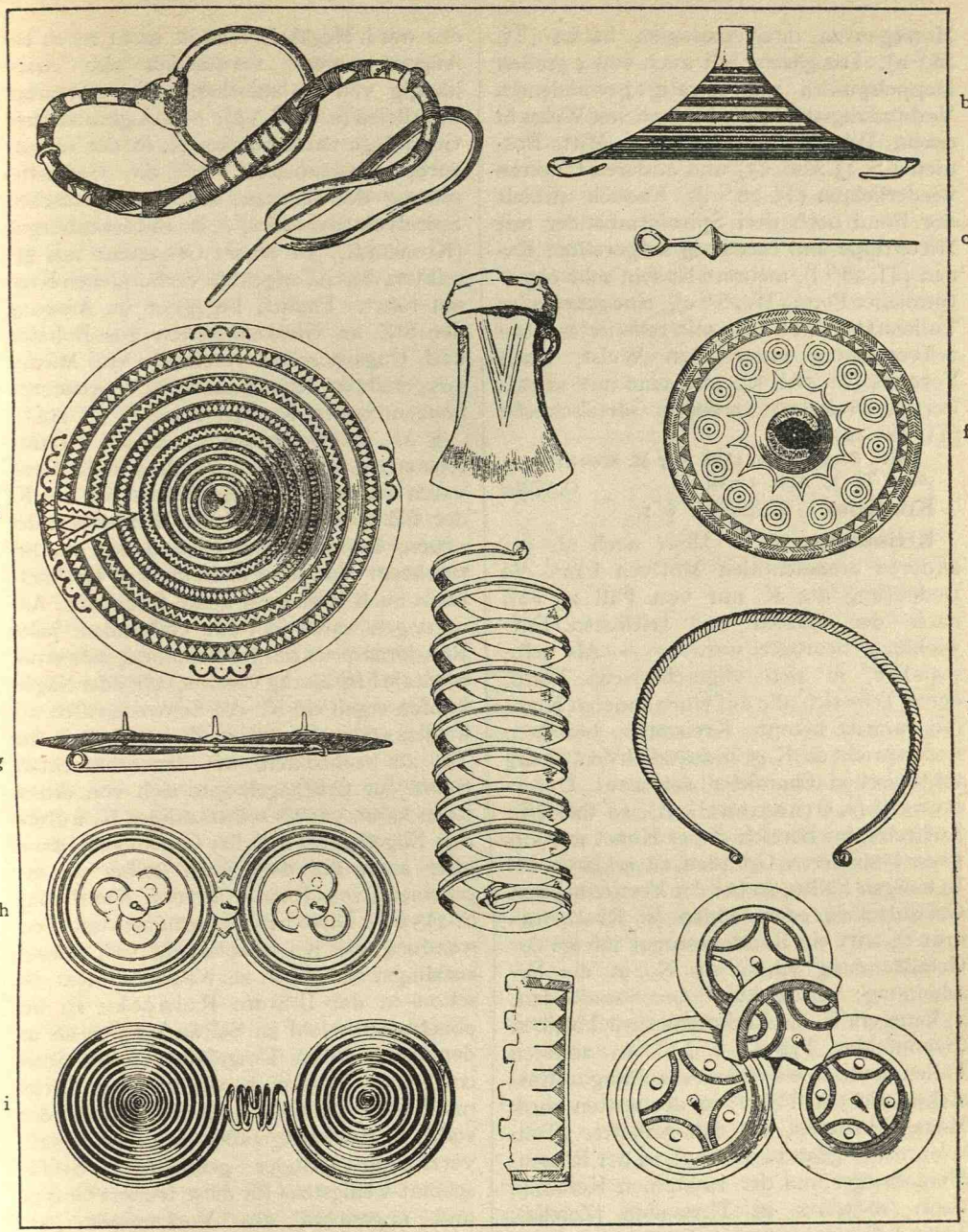
Krasnojarsk s. Sibirien A.

Krasnokutsk (Südrußland). Skyth. Grabhügel der Dn'epr-Gruppe. Ausgezeichnet durch Mitbestattung von Pferden mit zahlreichem Pferdeschmuck und Geschirr und Niederlegung des Katafalkwagens. Nach Anlage und Inhalt dem Kurgan von Alexandropol (s. d.) nahestehend. Er stammt aus den ersten Jahrzehnten des 3. Jh. v. C.

CR Pétersb. 11 S. 44 ff.; Kondakov *Antiq. Russie mérid.* S. 254 ff. M. Ebert

Kratzer s. Prächelléen und die verschiedenen jungpaläolithischen Kulturen, besonders das Aurignacien.

Krehin-Gradac (bei Mostar, Herzegowina; Tf. 28 C). Großer bronzezeitl. Höhlendepotfund mit typischen Geräten der Per. IV (= Reineckes Hallstattstufe A), die sich durch ihre sorgfältige Arbeit recht erheblich von der vielfach sehr flüchtigen Gußware der Hügelgräber Bosniens (s. Glasinac § 4) unterscheiden. Die schönsten Stücke sind drei große, flachkonische Zierscheiben mit reicher Ornamentierung, die sich aus gravierten Kreisbändern und schraffierten Dreiecken mit ausgesparten Zickzackbändern zusammensetzt (Tf. 28 C b, d), und für die sich in Bosnien Parallelen, namentlich in Tešanj (s. d.), gefunden haben. Gleich beachtenswert ist eine Fibel, deren gestreckter Drahtbügel mit einer gravierten Doppelscheibe bedeckt ist (Tf. 28 C g, h); die Hauptverzierung bildet ein in Bosnien auch sonst noch mehrfach wiederkehrender mehrliniger Dreipaß, der vielleicht auf myk. Vorbilder zurückgeht. Von sonstigen Geräten sind noch 10 kleinere Buckel- und Zierscheiben mit schraffierten, kreuzförmig geordneten, halbkreisförmigen Bändern zu erwähnen, die gleichfalls auf dem Glasinac und an anderen Punkten Bosniens und der



Krehin-Gradac

a. Nadel (verbogen) mit beweglichem Ring. Ozero auf der Insel Cherso (Istrien), ca. $^1/_3$ n. Gr. — b, d. (Ansicht von oben und von der Seite.) Tutulus ca. $^2/_9$. — c. Nadel, ca. $^1/_3$ n. Gr. — e. Tüllenaxt, ca. $^1/_3$ n. Gr. — f. Knaufplatte eines Dolches. Rothengrub, Nieder-Österreich, ca. $^2/_3$ n. Gr. — g, h. (Ansicht von der Seite und oben.) Fibel, ca. $^1/_4$ n. Gr. — i. Doppelspirale, ca. $^2/_9$ n. Gr. — k. Tordierter Halsring, ca. $^1/_4$ n. Gr. — l. Spiralarmring mit eingerollten Enden, ca. $^1/_4$ n. Gr. — m. Verziertes Gürtelblech, ca. $^1/_3$ n. Gr. — n. Zierscheiben, ca. $^1/_4$ n. Gr.

b—e, g—n von Krehin-Gradac. Nach M. Much.

Herzegowina ihre Analogien haben (Tf. 28 C n). Das gleiche gilt auch von 4 großen Doppelspiralen mit spiralig gewundenem Verbindungsstück, die in ähnlicher Weise in einem Tumulus von Dabrača (Mitt. Bosnien 4 S. 23 Abb. 47) und anderen Punkten wiederkehren (Tf. 28 C i). Endlich enthielt der Fund noch drei Spiralarmbänder mit Mittelrippe und ösenartig aufgerollten Enden (Tf. 28 C l), mehrere Nadeln sehr eigentümlicher Form (Tf. 28 C c), eine gehenkelte Tüllenaxt (Tf. 28 C e) mit reliefierter Dreieckverzierung unter dem Wulst, einen Torques (Tf. 28 C k) und eine mit schraffierten Dreiecken verzierte Gürtelschließe (Tf. 28 C m).

Mitt. Zentr. Kom. 1888 S. 7 M. Much; ders. *Atlas* Tf. 37 Abb. 1—12. G. Wilke

Kreiderien s. Capsien § 1.

Kreismuster. § 1. Mehr noch als bei anderen ornamentalen Motiven kann die Bedeutung des K. nur von Fall zu Fall nach der lokalen und zeitlichen Entwicklung beurteilt werden. — Als selbständige, in sich abgeschlossene Form, deren Teile sich alle auf einen inneren Kern, die zumeist betonte Kreismitte, beziehen, widerspricht das K. grundsätzlich dem streng tektonischen Charakter der neol. Ornamentik (s. Ornamentik A), so daß sein Auftreten im Bereich dieser Kunst nur aus ganz besonderen Gründen zu erklären ist. In einigen Fällen, so bei der Verzierung von Gefäßdeckeln oder -böden (s. Radornament), tritt ein Randornament infolge der Gefäßrundung schon als K. in die Erscheinung; verschwindet der Standboden, so kann ein K. als Rudiment zurückbleiben (Schönfelder Typus; s. d.). In anderen Fällen kommt ein solches zufälliges Entstehen nicht in Frage: in der späten nord. Megalithkeramik, auf den Anhalter „Tontrommeln" (Band I Tf. 132), in der Rössen-Heidelberger und der ostalpinen Keramik, dann südwärts in Thessalien (Zerelia), Troja I, Cypern treten im Spätneol. isolierte konzentrische K. zumeist mit Strahlenkranz auf, die, wenigstens im N, ganz abseits der ornamentalen Kunstentwicklung stehen und wohl durchwegs symbolische Bedeutung besitzen (Sonnenzeichen; s. a. Symbol). Treten diese Zeichen in Verbindung mit den Griffwulsten oder Henkeln, so entsteht in der nord. Megalithkeramik nicht selten ein Augenornament, vermutlich also unabhängig von trojanischen oder westeurop. Parallelen (s. Idol A 2). — Auf ganz anderer Grundlage entstand das K. in der südosteurop. Vasenmalerei, wo die Geometrisierung des südruss., halb vegetabilischen Spiralvolutenbandes, z. B. in Siebenbürgen (Kronstadt), zu einem Ornament aus gereihten, durch Tangenten verbundenen Kreisen führt. Endlich begegnet im Ausgang der StZ an Glockenbechern aus Böhmen und Ungarn schon vereinzelt ein Muster aus gereihten, rein ornamental verwendeten konzentrischen Kreisen (Band IV Tf. 152 f).

§ 2. Im Gegensatz zu diesen Zufallsformen, symbolischen Zeichen oder Derivaten aus einer fremden Kunst, ist das K. der BZ vermutlich als die Mutterform der neuen, krummlinigen Ornamentik zu betrachten. Von einer einheitlichen Herkunft kann auch jetzt wohl keine Rede sein. Anregungen waren in Fülle vorhanden: jedes Randornament runder Scheiben, jede ornamentale Einfassung von Buckeln oder Nägelköpfen ergab ein K. An Schwertgriffen der beiden ersten Montelius-Perioden ist in der Tat zu beobachten, wie der ornamentale Saum der Griffnägelköpfe sich von diesen lösen kann, um als selbständiges K. neben den Nägelköpfen auf den Griffbügeln, dann aber auch auf dem Griff selber zu erscheinen (Scheltema *Altnord. Kunst* 1923 S. 115 ff.). Diese bewußt ornamentale Verwendung des K., unabhängig von seinem zufälligen Entstehen als Randornament, ist schon in der B-Stufe Reinecke zu beobachten; sowohl an Schwertgriffen als an den geschnitzten Tongefäßen dieser Stufe erscheinen Reihen konzentrischer Kreise mit Punkt. Die Erklärung dieses K. auf den südd. Kerbschnittgefäßen aus der Metallverzierung fremder getriebener Gefäße scheint wenigstens für diese frühere Gruppe und angesichts des Vorkommens auf Glockenbechern bedenklich und unnötig.

§ 3. Während die genannten Beispiele die Priorität des K. vor der erst in der II. Per. Mont. erscheinenden Spirale bezeugen, ist das Verhältnis zwischen den beiden Formen für den N noch ungenügend untersucht. Doch sind Anzeichen vorhanden, daß auch hier das K. als die

frühere Form zu betrachten ist: zu der II. Stufe seiner neuen Einteilung rechnet S. Müller eine Hirschhornaxt von durchaus steinzeitl. Form aber mit einem reichen konzentrischen Kreisornament versehen; auf einem Schwert der gleichen Stufe erscheinen konzentrische Kreise in dem von den Griffflügeln umrahmten runden Ausschnitt der Klinge, eine Verzierung, die in der reiferen II. Per. Mont. nicht mehr möglich wäre; die ältesten Gürtelhaken sind durch ein K. mit tangierenden Linien (falsche Spirale) geschmückt, erst später erscheint die gleiche Form mit echtem Spiralmuster (Müller *Bronzealderens Kunst* S. 6 Abb. 22, S. 1 Abb. 15b; Mém. Antiq. du Nord 1905—1913 Abb. 25 ders.). Die stilgeschichtliche Bedeutung des K. in der nord. Kunstentwicklung wird auch deswegen so leicht verkannt, weil es in den späteren Entwicklungsstufen, sei es auch mit veränderter Bedeutung, immer wieder begegnet. In der III. Per. Mont. löst sich das Spiralmuster der II. Per. wieder in einzelne Kreise auf, aber auch in der jüngeren nord. BZ, als die Entwicklung der krummlinigen Form längst über den Kreis und die Spirale hinausgeschritten war, behauptet sich das K. an untergeordneten Stellen neben dem Wellenbandmuster oder als unersetzliches Sonnensymbol (z. B. an den goldenen Votivschiffchen von Nors; s. d. und Nordischer Kreis B § 14c). Die auffallende Bevorzugung des K. an den Goldgefäßen der spätbronzezeitl. Depotfunde (z. B. Boeslunde, Eberswalde; s. d.; Band II Tf. 15, Band III Tf. 4 und 5) ist schon aus der vermutlich an altital. oder Hallstätter Vorlagen anknüpfenden Treibtechnik zu erklären; handelt es sich um Kultgefäße, so ist zu gleicher Zeit die Bedeutung dieser K. als Sonnensymbol in Betracht zu ziehen. S. a. Treibmuster.

§ 4. In Mittel- und Westeuropa ist die Bedeutung des K. seit der späteren reinen BZ schwankend. Schon bei den goldenen „Hüten" von Schifferstadt und Avanton, den Goldschätzen von Villeneuve-St. Vistre, Rongères (Band IV Tf. 57) usw. kann das getriebene K. sowohl rein dekorativ als symbolisch gemeint sein. Die Hallstattkunst, die jede erreichbare Form in ihr ornamentales System einreihte, hat auch vom K. ausgiebig Gebrauch gemacht. In langen Reihen oder auch als flächenfüllendes Muster in Bronzen und Tongefäßen eingestempelt, zusammen mit getriebenen Buckeln und z. T. wohl als Nachahmung solcher erscheint das K. als reine Zierform. Tritt es dagegen in Reihen abwechselnd mit Vogelfigürchen, Pferdchen, Männchen auf, so ist der sinnbildliche Charakter als Sonnenzeichen wieder nicht zu bezweifeln. — In der Latènekunst tritt das K. stark zurück. Die Form an und für sich war ihr zu arm, das K. konnte nur durch eine mechanische Wiederholung wirken, die dem reiferen Latènestil durchaus widersprach. S. a. Hallstattstil, Latènestil. F. A. v. Scheltema

Krems (a. d. Donau) s. Österreich A.

Kreta A. Paläolithikum. K. lieferte wohl diluv. Fauna, aber bislang noch keine paläol. Belege. H. Obermaier

B. Jüngere Perioden (Tf. 29—74).

§ 1. Lage, Geographie. — § 2. Arch. Erforschung. — § 3. Neolithikum. — § 4—5. Frühmin. Zeit. — § 6—11. Mittelmin. Zeit. — § 12—16. Spätmin. Per. I. — § 17—19. Spätmin. Per. II und III. — § 20. Min. Religion. — § 21. Spätmin. Per. III, Bevölkerungsproblem.

§ 1. K. ist die südlichste und bei weitem größte der griech. Inseln (mit den sie umlagernden Inselchen gegen 8600 qkm, Korsika 8700 qkm); sie bildet als mächtiger Querriegel den Abschluß des Ägäischen Archipels gegen das insellose ägyptische Meer und mit Kythera im W, Karpathos und Rhodos im O eine Brücke von Europa nach Kleinasien. Als stehengebliebener Rest einer gewaltigen Bergkette ist K. sehr gebirgig (Tf. 29, 30): im rauhen, unzugänglichen W die Weißen Berge (Ἀσπροβούνια) und die von Sphakia (bis 2375 m), die Ida-Gruppe in der Mitte der Insel (2498 m), das Lasithi-Gebirge ö. davon (2155 m), während der O niedriger ist (Aphentis Kavusi 1472 m). Eine geschlängelte Wasserscheide durchzieht die Insel von W nach O; sie ist auf nicht sehr zahlreichen Pässen zu überschreiten (der einzige niedrige im O auf dem ganz engen Isthmos von Hierapetra) und entsendet nur kurze Flüsse und Bäche, die im Sommer fast alle wasserleer sind, zur Küste. An ihren Mündungen meist kleine Strandebenen; größere vor allem im W bei Kydonia-

Kreta

Die Ostseite der Insel. Nach *RE* XI 1810.

Tafel 29

Kreta

Die Westseite der Insel. Nach *RE* XI 1807.

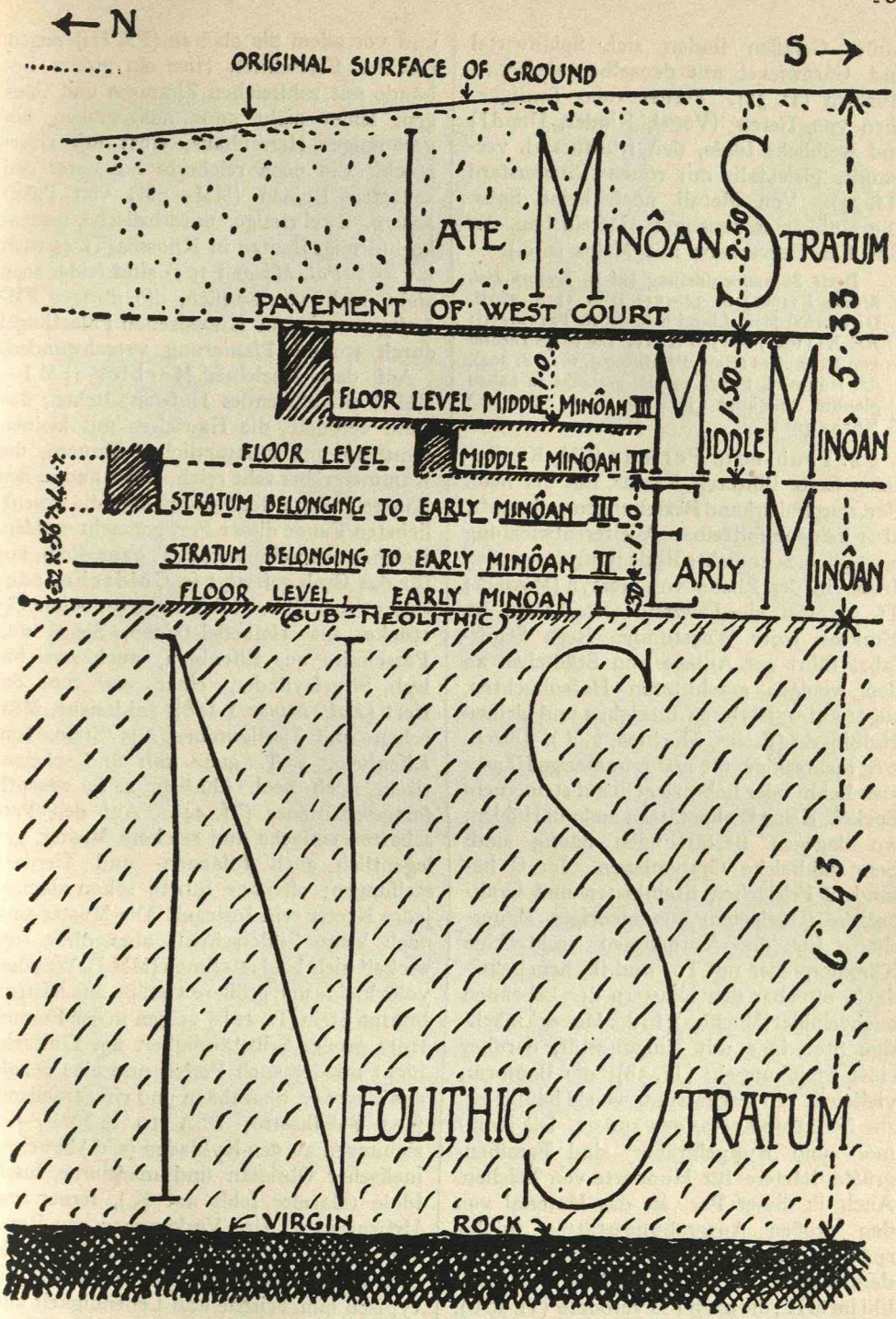
Chania und s. vom Ida (Messarà [s. d.] mit den Flüssen Elektras und Lethaios). Im Gebirge mehrfach Hochflächen und auch Talkessel (durch Katawothren [s. d.] entwässerte Bergseen). Die Küste ist im S fast ganz hafenlos, im N auch arm an geschützten Buchten. Darum ist jede geeignete Landesstelle gerade in präh. Zeit ausgenutzt worden. Die Insel besitzt geringe Vorkommen von Metallen (Kupfer, vielleicht auch Silber). Der schöne, weiße Gipsstein („Alabaster"; s. d. A) wurde im 2. Jht. v. C. viel verwendet, aber nur sehr wenig exportiert.

§ 2. Die arch. Erforschung setzt nach 1880 ein mit den Bemühungen des um die heimischen Altertümer hochverdienten J. Hazzidakis, den Reisen und Ausgrabungen von E. Fabricius und F. Halbherr. Es folgen ausgedehntere Forschungen italien., amerik., engl., frz. Archäologen. 1900 beginnen die epochemachenden Ausgrabungen von A. Evans in Knossos, unmittelbar darauf die engl. und amerik. im O der Insel, die italien. in der Messarà (Phaistos, Hagia Triada); etwas später die von J. Hazzidakis und St. Xanthudides in der Messarà (Tf. 37) und im Gebiete zwischen dieser und Knossos, seit dem Kriege in kleinerem Maßstabe auch der Franzosen.

Nach Aristoteles (Pol. II 7) war K. von Natur zur Vorherrschaft über die Griechen bestimmt; daher habe auch Minos das Meer beherrscht, die Inseln teils erobert, teils besiedelt. Evans hat demnach die stark maritime Kupfer- und Bronzekultur auf K. minoisch genannt, und dieser neutrale Name hat sich rasch eingebürgert, ebenso die Einteilung in eine neol. (vor 3500 v. C.) und drei min. Per., F(rüh)-, M(ittel)-, S(pät)-M(inoisch) mit je drei Unterabteilungen (3500—1200 v. C.), die auch wir beibehalten.

Zusammenfassend, mit Literaturangaben *RE* XI (1922) S. 1718ff. Bürchner, Karo. Die älteren Reisewerke geben für die Prähistorie fast nichts aus. Burrows *Discoveries in Crete*[2] 1908; Winter *Kunstgesch. in Bild.*[2] I 3; Springer-Michaelis-Wolters *Kunst d. Alt.*[12] 1924 S. 104ff.; Praschniker *Kret.Kunst* 1921; Maraghiannis *Antiqu. crét.* I—III; H. Bossert *Altkreta*[2] 1923; D. Fimmen *Die kret.-myk. Kultur*[2] 1924; R. Dussaud *Les Civilis. préhell. de la mer Égée*[2] 1914; C. Glotz *La civilis. ég enne* 1923; Karten von Kiepert, Downes (Herakleon District 1907), Chalikiopulos (*Die Halbinsel Sitia* 1903).

§ 3. Neol. Periode. Noch wenig erforscht, weil über den größten bisher bekannten neol. Wohnstätten die Paläste von Knossos und Phaistos liegen. In Knossos (s. d.) ist die neol. Schicht bis zu 8 m, alle späteren zusammen weniger als 5 1/2 m stark (Tf. 31). Bei der leichten Zerstörbarkeit der vergänglichen neol. Hütten kann man daraus keine relative Datierung (bis zu 8000 Jahren nach Evans, 1300 Jahre nach Vollgraff) erschließen. Steinerne Fundamente fehlen in dieser Schicht, gestampfte Lehmböden, leider ohne Anhaltspunkt für ihren Umriß, sind mehrfach gefunden. Die Hütten bestanden offenbar aus Zweigen, Schilf und Lehm. Ganz vereinzelt bisher ein rechteckiges Hausfundament aus kleinen Steinen mit eingebauter Schutzwand und Vorraum unmittelbar vor einer Wohnhöhle in Magasa (s. d.), s. von Palaikastro; ein unregelmäßig rechteckiges Haus unter dem Palast von Phaistos ist nach Pernier (Annuario Scuola Italiana I [1914] S. 357) etwas jünger, „sub-neol.". Mehrfach sind neol. Feuerstellen und zahlreiche Wohnreste in den auf K. sehr häufigen Höhlen nachgewiesen, z. B. Miamú sö. von Phaistos, Skaläs bei Praisos, beide in min. Zeit zu Bestattungen benutzt, während neol. Gräber bisher völlig fehlen. Aus den Wohnstätten stammen Steingeräte, einseitig geschärfte, plumpe Beile, Mühlsteine, Keulenköpfe (Tf. 36), Obsidianspitzen aus Melos (wo merkwürdigerweise noch keine entsprechend alte Schicht gefunden worden ist), ferner Knochennadeln, etwas Muschelschmuck und Keramik (s. Vase B 1). Diese entwickelt sich von ganz grober, einfarbiger, brauner und schwärzlicher Ware (Tf. 32) zu feiner, polierter, dünnwandiger, mit einfachen, eingestochenen und eingeritzten, meist mit weißer Kreide, selten rot inkrustierten Linearmustern; bisweilen auch eigenartig gewellte Riefelung (letztere fehlt auf Tf. 33). Die helltonige Keramik mit Mustern in „Urfirnis" scheint erst frühmin. zu sein. Ganz erhalten sind nur kleine Gefäße, Näpfchen und schlanke Kännchen merkwürdiger Form (Tf. 32). Kleine und größere Bandhenkel und senkrechte Bügelhenkel sind häufig (Tf. 33, 6. 11).



Kreta

Profil eines Schnittes durch den Westhof von Knossos. Nach A. J. Evans BSA 10 S. 19.

Außer Gefäßen finden sich Spinnwirtel und Garnwickel mit denselben einfachen Mustern (Tf. 35). Ferner rohe Tonfigürchen von Tieren (Vögel, Rinder, Hund?) und weibliche Idole, den frühthessal. verwandt, gleichfalls mit rohen Ritzmustern (Tf. 34). Von Metall noch keine Spur. Die Mühlsteine bezeugen Getreidebau, der Obsidian Seeverkehr mit Melos (s. d.).

Beste Zusammenfassung bei A. Evans *Pal. Minos* I (1921) S. 32—55; BSA 11 S. 260ff. Dawkins; Mon. Lincei 9 S. 300ff. Taramelli; *RE* XI (1922) S. 1746 Karo. Die irrige Theorie von Franchet (Rev. d'Anthropol. 1914 S. 294), der früh-neol. Funde auf K. gemacht zu haben glaubte, berichtigt (JHS 38 [1918] S. 203ff.) Bosanquet.

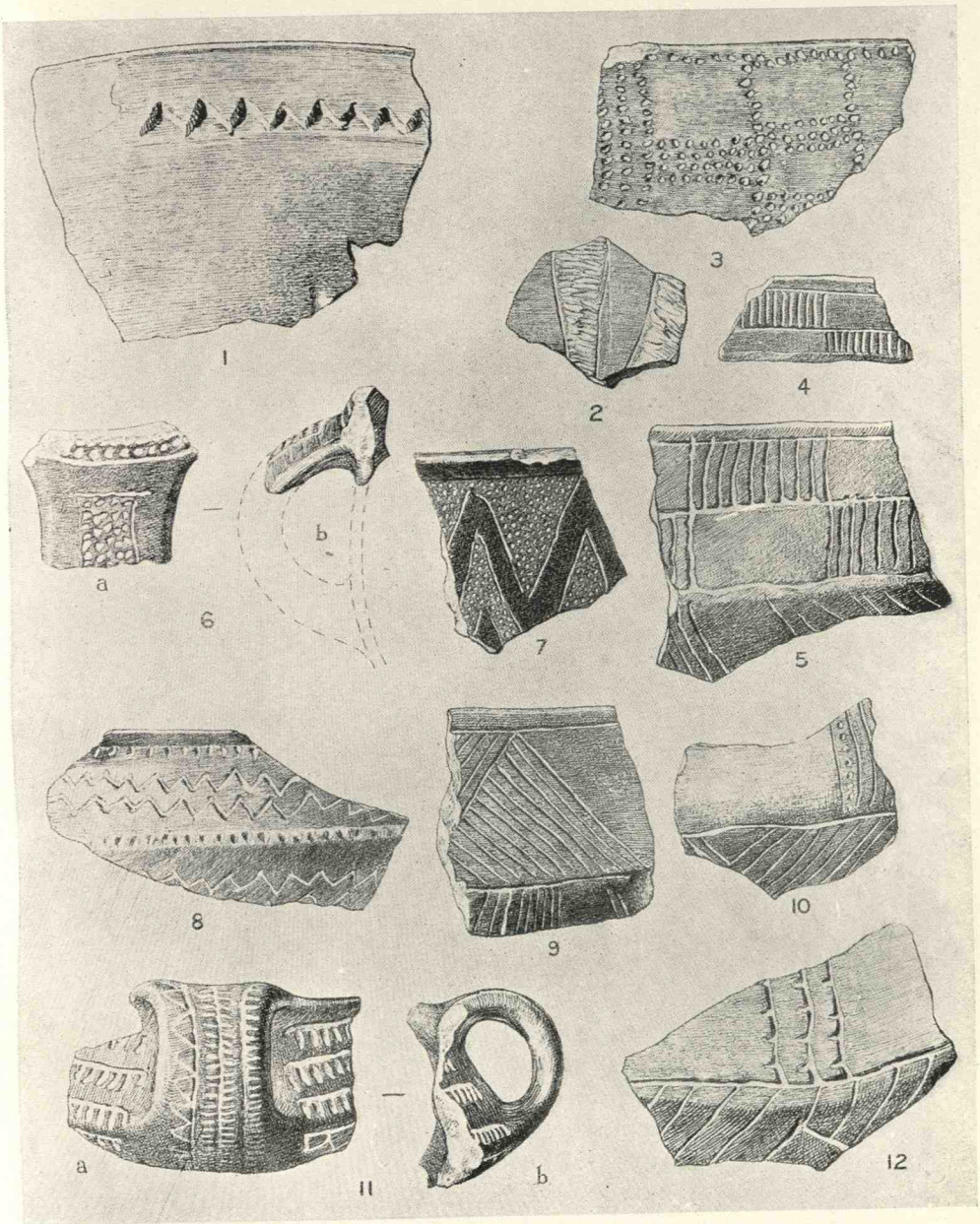
§ 4. Früh-min. Periode (FM, Kupferzeit). Erste Blütezeit Kretas, mit der neol. Per. durch allerhand Beziehungen verknüpft, aber keine unmittelbare Weiterentwicklung erweislich. Sehr dichte Besiedlung der großen Insel, in der Ebene von Gortyn (Messarà; Tf. 37) fast ein Dutzend Ortschaften im Umkreis einer Wegstunde. Rege Schifffahrt führt zur Anlage von Städtchen an den wenigen geschützten Hafenbuchten, sogar auf wasserlosen Inselchen und kleinen Halbinseln (Pseira, Mochlos; s. d.). Durchweg rechteckige, oft mehrzimmerige Häuser aus Lehm oder Lehmziegeln auf steinernem Sockel. Keine Wohnstätten mehr in Höhlen, wo dagegen Bestattungen häufig sind. Sehr zahlreiche Grabanlagen. Im O besonders Felslöcher, Steinkisten und Grabbezirke (Ossilegien) aus niedrigen Mäuerchen, für die Vornehmen rechteckige Kammergräber mit Tür und flachem Lehmdach, offenbar den Häusern der Lebenden nachgebildet (Mochlos); in der Messarà mächtige Steinringe mit Eingangstür, darüber einst Steinkuppeln (Tf. 38); die Bauform, vielleicht von Nordafrika, wo sie häufig ist, zur Südküste Kretas gewandert. Die Kammer- und Kuppelgräber sind Familiengrüfte, letztere für Hunderte von Leichen. Auch in dieser Per. ist das Material von den großen Ausgrabungsstätten infolge späterer Überbauung sehr spärlich. Besonders wichtig ist die Ansiedlung von Vasiliki im ö. K., die nach FM verödete (Tf. 39 b). Die unterste Schicht (FM I nach der schematischen, aber bequemen Einteilung von Evans) noch ohne Steinbauten, die II. und vor allem die oberste (FM III) zeigen raschen Fortschritt. Hier ein großes Gebäude mit zahlreichen Zimmern und Gängen, leider nicht ganz ausgegraben, ein geräumiges Herrenhaus, einst mit Oberstock. Ein noch reicheres lag unter den späteren Ruinen (MM—SM) von Palaikastro. Zwei riesige, unterirdische, bienenkorbförmige Bauten in Knossos (Tf. 45 nach Evans *Pal. Minos* I 104) sind leider noch nicht recht verständlich, die übrigen FM-Anlagen auf dem Knossischen Palasthügel durch spätere Planierung verschwunden.

Auf dem Inselchen Mochlos (FM I—MM I) ein blühendes Hafenstädtchen, das dann verödete, die Häuschen mit kleinen Zimmern und kümmerlichen Mauern, die Kammergräber sehr reich. Hier und in den Kuppelgräbern der Messarà sind die wesentlichsten Funde dieser Per. gemacht worden. Reicher Goldschmuck, z. T. ganz dünn, nur für das Grab gefertigt (s. Goldschmiedekunst A 2; Band IV Tf. 166 d), Schmuckstücke aus Halbedelsteinen, Siegel und Petschafte aus Elfenbein, auch zwei babyl. Siegelzylinder, einer um 2000 datiert (*Pal. Minos* I 198), zahlreiche Menschen- und Tierfigürchen aus Stein, Ton, Elfenbein, z. T. ganz roh und schematisch, noch neol. ähnlich, z. T. wesentl. fortgeschrittener (Tf. 44). Auf den Petschaften einfache und reichere Muster, gelegentlich auch Pflanzen- und Tierdarstellungen; offenbar führte schon damals jeder Kreter sein Insiegel. Die Muster sind noch keine Bilderschrift, aber diese entwickelt sich bald aus ihnen (MM I). Wundervolle kleine und größere Gefäße aus hartem, bunten Stein (Tf. 42 b) zeigen in den Formen trotz großer Selbständigkeit äg. Einflüsse, nicht minder auch Perlen und eine Schale aus Fayence, Skarabäen und ein Straußenei (aus Palaikastro; BSA 10 S. 202). Beziehungen zu den Kykladen (s. d.) beweisen melischer Obsidian und marmorne Inselidole (Marmor fehlt auf K.), ferner sog. Urfirnisware. Das Vorkommen von Bernstein leugnet Evans wohl mit Recht. In den Tierdarstellungen tritt schon oft die typisch min. Frische und Lebendigkeit auf.

Die älteste nachweisbar kretische Kultstätte (s. Religion B) ist die Höhle von Arkalochóri. Etwas jünger wohl eine

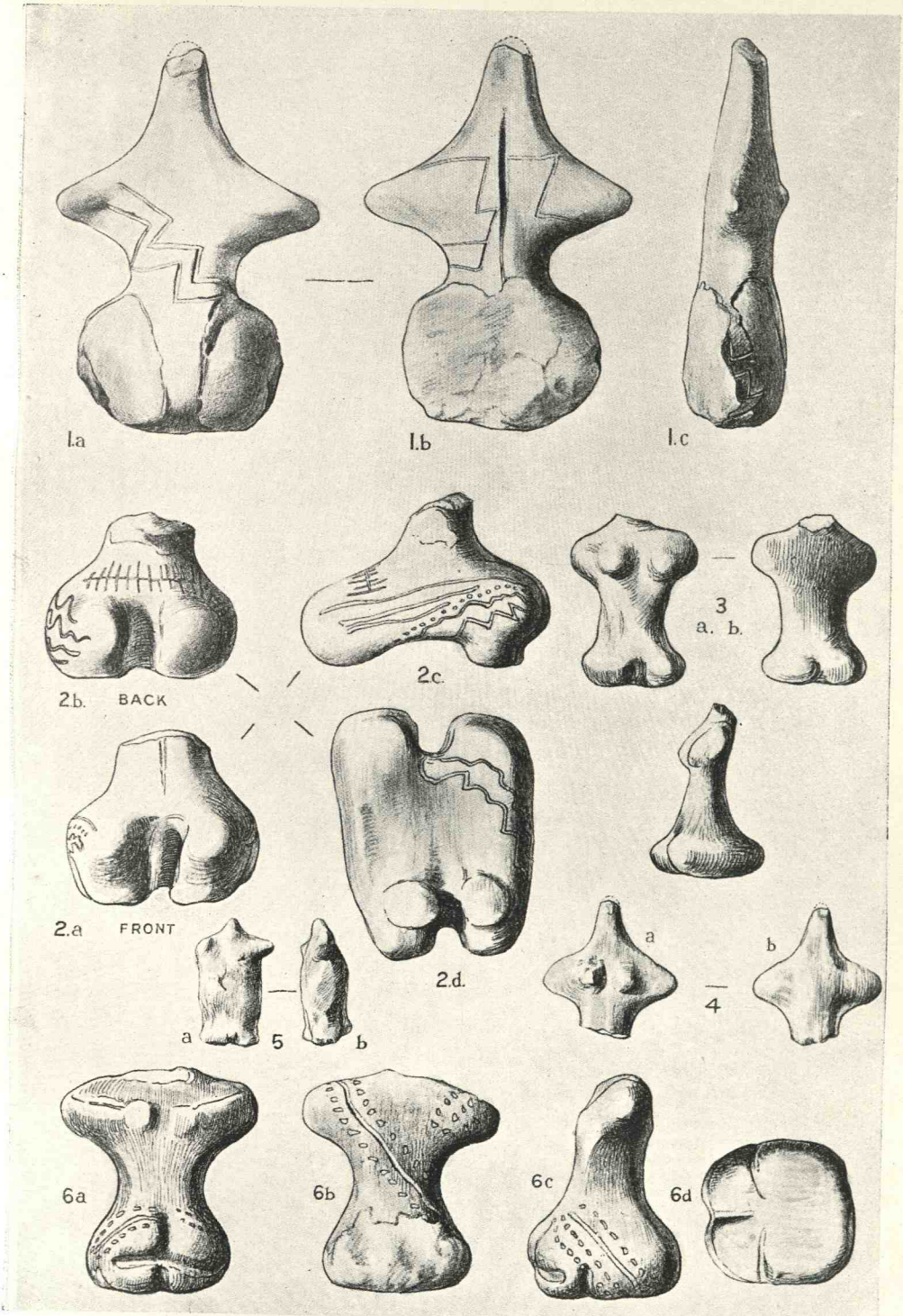
Kreta

Neolithische Keramik. Knossos. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 39.



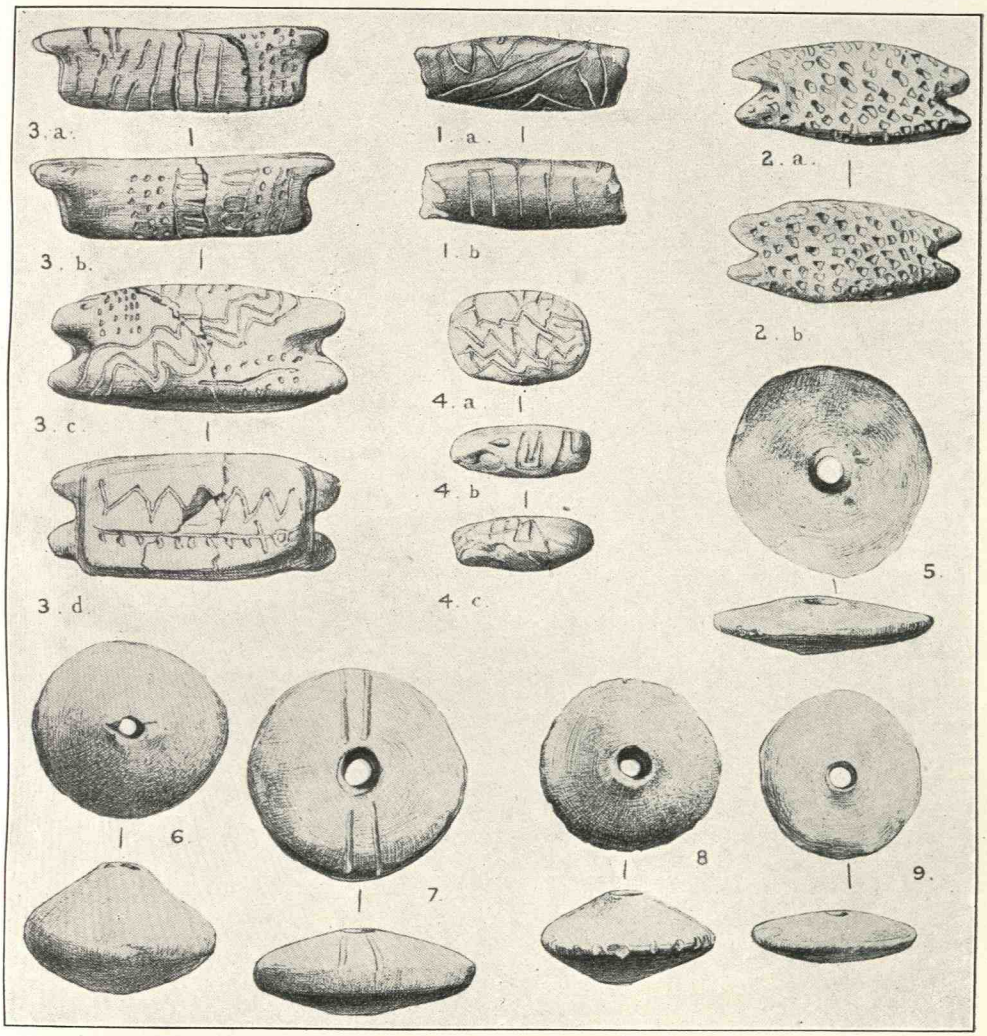
Kreta

Scherben mittelneolithischer Keramik mit eingeritzter und punktierter Dekoration. Knossos. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 41.



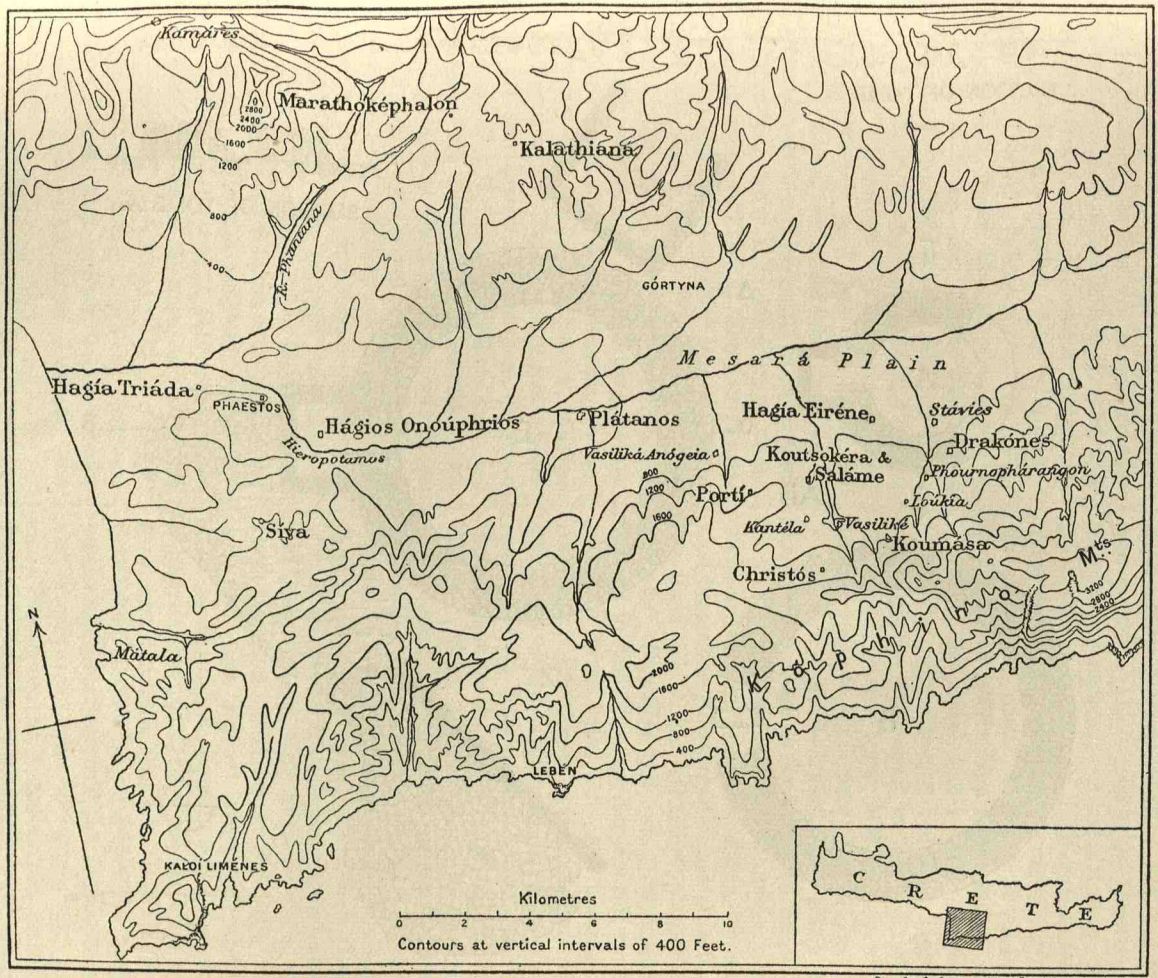
Kreta

Neolithische Tonidole. Knossos. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 46.



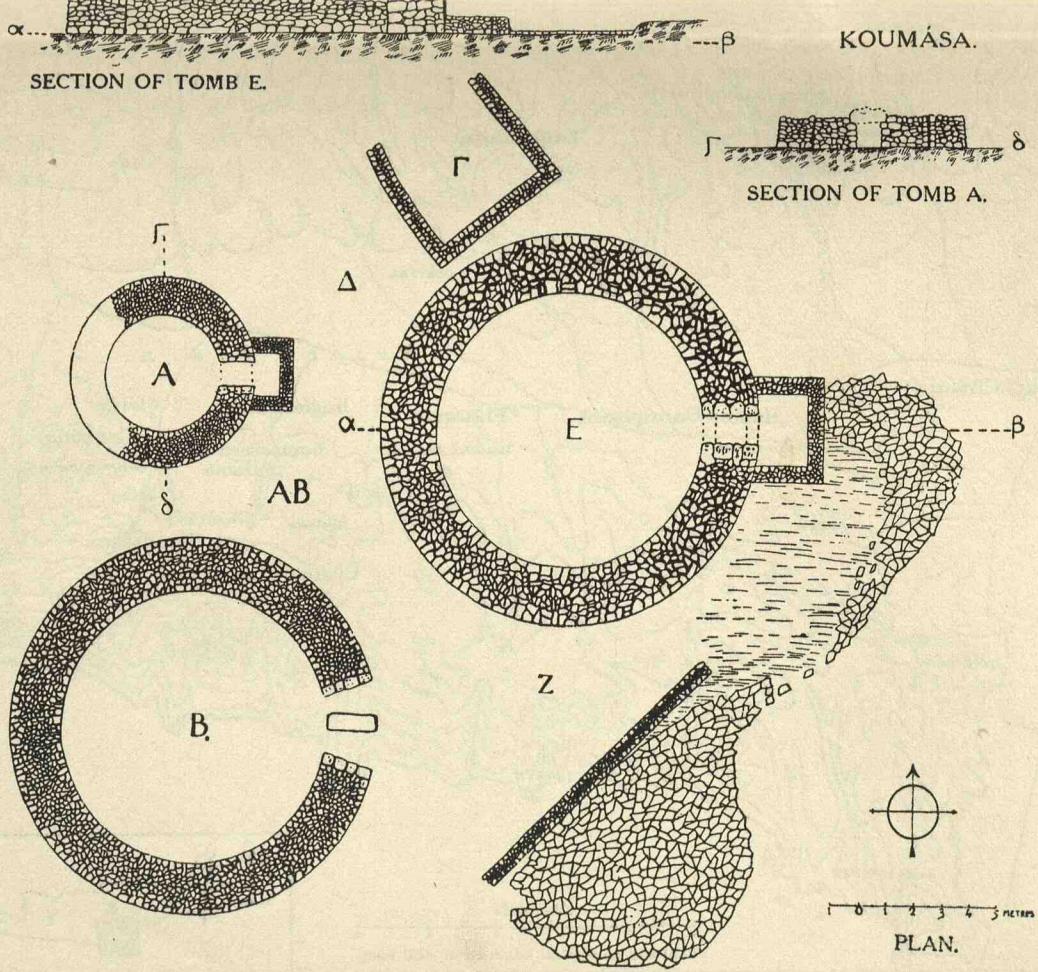
Kreta

Tönerne Spulen und Wirtel. ca. $^1/_3$ n. Gr. Mittleres Neolithikum. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 43.



Kreta

Karte der Messarà-Ebene. Nach Xanthudides *Vaulted Tombs of Mesarà*. Titelbild.



Kreta

Grabanlagen von Kumása. Nach Xanthudides *Vaulted Tombs of Mesarà* Tf. 61.

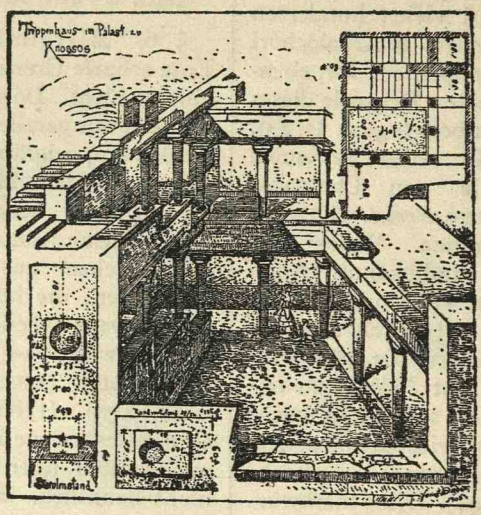
Tafel 38

Opfergrube bei Gúrnes unweit Knossos mit entwickelteren Tonfigürchen schon in min. Tracht (s. u.) und vielen hunderten roher unbemalter Kännchen. In Arkalochóri kommen auch Kupferdoppelbeile vor, ebenso auf Mochlos, die ältesten Beispiele dieses wichtigen min. Kultsymbols (vgl. a. Tf. 43). Kupfer wurde auf K. selbst gewonnen und bearbeitet (Höhle von Chrysokamino bei Gurnià; Mosso *Preist.* II 219ff., 227). Noch keine Bronze. Woher das viele Gold kam, ist unbekannt. Auch Silber und Blei werden verwendet.

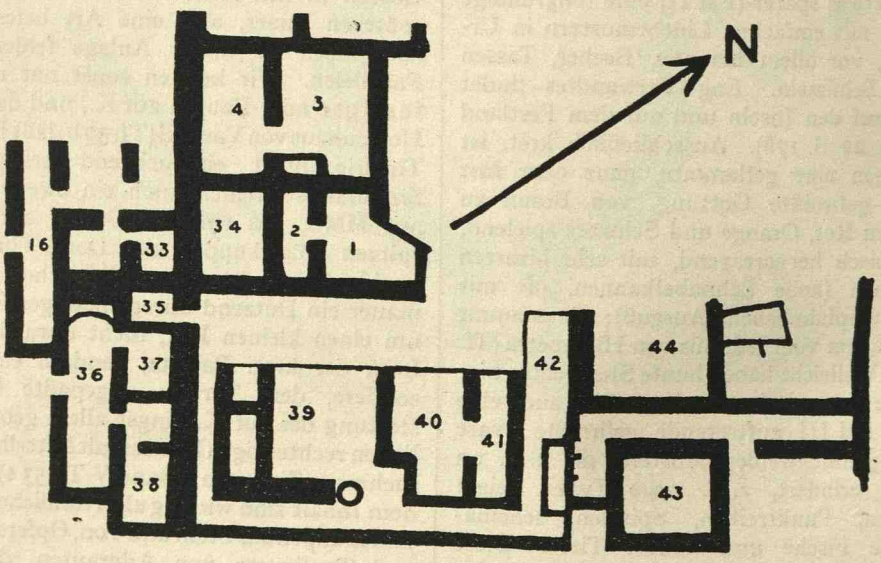
§ 5. Die Keramik entwickelt sich aus einfacher, einfarbiger Ware, die noch Verwandtschaft mit neol. hat (FM I), zu reicheren Formen, vor allem schlanken, hochfüßigen Bechern mit eingeritzten und polierten Mustern, die z. T. Holzmaserung nachzuahmen scheinen (Tf. 41). Diese merkwürdige Ware erscheint vor allem in einer Grabhöhle nö. von Knossos (Niru Chani) und in der Höhle von Arkalochóri. Neben diese tritt etwas später (FM II) eine tongrundige Ware mit einfachen Linearmustern in Urfirnis, vor allem Kannen, Becher, Tassen und Schüsseln. Eng Verwandtes findet sich auf den Inseln und auf dem Festland (BSA 22 S. 176). Ausschließlich kret. ist dagegen eine geflammte, ganz oder fast ganz gefirnißte Gattung, von Braun zu sattem Rot, Orange und Schwarz spielend, technisch hervorragend, mit sehr bizarren Formen (hohe Schnabelkannen, oft mit vogelkopfähnlichem Ausguß); sie stammt vor allem vom Isthmus von Hierapetra (Tf. 40). Vielleicht haben bunte Steingefäße hier eingewirkt. Rein min. ist endlich auch eine seit FM III auftretende gefirnißte Ware mit gelblichweißen Mustern, die z. T. an neol. erinnert, z. T. neue Typen zeigt: Bogen, Punktreihen, Spiralen, schematische Fische und andere Tiere. Diese Gattung geht ohne klare Grenzen ins MM über.

A. Evans *Pal. Minos* I 56—126; R. Seager *Exploration on the Island of Mochlos* 1912; Anthr. Publ. Univ. Penns. 3 (1910) S. 1 Seager; Boyd-Hawes *Gournia* S. 49 ff. Tf. 12 (Vasiliki). — Gräber der Messarà: A. Evans *Cretan Pictographs* 1895 S. 112ff.; Memorie Istituto Lombardo 1905 S. 248 ff. Halbherr; S. Xanthudides *The Vaulted Tombs of Mesarà* 1925; Δελτίον 1 (1915) S. 59, 3 (1918) S. 46 Hazzidakis; BSA 19 S. 35ff. (Arkalochóri) ders.; Mosso *Preistoria* II 102 ff., 291f. (angebl. Bernstein, dagegen Evans bei Xanthudides S. XII).

§ 6. Mittelmin. Zeit (ältere BZ). Eine scharfe Grenze zwischen FM und MM gibt es nicht. Doch greifen die Grabtypen von FM nur gerade noch auf MM über. Die großen Kuppelgräber (s. d. B) enthalten nur ganz vereinzelte MM-Reste, meist sind an die offenbar schon gefüllten Stammesgrüfte kleine rechteckige Kämmerchen mit Fundstücken aus MM I—II angebaut. Diese Per., die höchste Blütezeit Kretas, teilt Evans wiederum in drei Phasen: MM I etwa 2100—1900; MM II = 12. Dyn. in Ägypten (1900—1788); MM III = 13. —16. Dyn. (1788—1580). In MM I ist eine Palastanlage in Knossos und Phaistos nachweisbar, aber in den Einzelheiten noch nicht kenntlich. Evans nimmt in Knossos eine befestigte Außenmauer und innerhalb derselben um einen Mittelhof planmäßig verteilte Einzelbauten an, dazwischen Gassen in den Achsen der Korridore des späteren Baues, also eine Art befestigter Akropolis. Zu dieser Anlage fehlen alle Parallelen. Wir kennen sonst nur unbefestigte min. Bauten auf K., und das FM-Herrenhaus von Vasiliki (Tf. 39 b) läßt Evans' Theorie nicht einleuchtend erscheinen. Singulär ist freilich auch ein zweiter Bau aus MM I, das einsame Gehöft auf einer spitzen Hügelkuppe beim Dorfe Chamaizi (s. d.): innerhalb einer elliptischen Ringmauer ein Dutzend unregelmäßiger Räume um einen kleinen Hof, nicht etwa die Urform der kret. Paläste, sondern eine besondere, dem Terrain angepaßte Umgestaltung des auf K. längst allein gebräuchlichen rechteckigen Hauses mit Mittelhof und mehreren Zimmern (Band V Tf. 53 e). Von dem Inhalt sind wichtig altertümliche Vasen und Lampen aus Stein und Ton, Opferschalen und Tonfiguren von Adoranten, die auf einen häuslichen Kult deuten. In dieselbe Frühzeit gehören vermutlich zwei kleine ländliche Heiligtümer auf hohen Berggipfeln: Petsofà an der Ostküste und der Juktas-Berg, s. von Knossos, auf dem man später das Grab des Zeus zeigte. Es sind bescheidene, von unregelmäßigen Steinmauern begrenzte Terrassen (auf dem Juktas auch eine kleine Höhle), zunächst ohne be-



a



b

Kreta

a. Treppenhaus im Palaste von Knossos (vgl. Tf. 46). Nach Winter *Kunstg. i. Bild* I 3 Tf. 80, 5. —
b. Plan des Herrenhauses von Vasiliki (FM II). Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 70.

Kreta

Geflammte Ware von Vasiliki und Palaikastro. FM III. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 77.

Kreta

FM-Gefäße. Knossos. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 58.

sondere Bauten im Innern; als Weihegaben eine Menge bemalter Tonfigürchen von Männern und Frauen in typisch min. Kleidung (s. d. B): die Männer mit Schurz und Dolch und hohen weißen Stiefeln (wie sie noch heute in K. üblich sind), die Frauen in glockenförmigem, an den Hüften eng gegürtetem Rock und anliegender, vorn offener Jacke, auf dem Kopf große Hüte, wohl aus Stroh zu denken. Die Hautfarbe der Männer braunrot, die der Frauen weiß, wie auf den späteren Fresken. Besonders wichtig eine Menge Nachbildungen menschlicher Gliedmaßen, offenbar Weihegaben an eine Heilgottheit (Tf. 52a); ferner auch kleine Tierchen, Miniaturväschen, -kränze, -bälle und anderes. Altäre (s. d. B) sind in diesen Heiligtümern noch nicht nachweisbar.

Knossos: Evans *Pal. Minos* I 126 ff.; Jahrb. f. Kunstgesch. 2 (1923) Heft 1 Praschniker. — Chamaizi: Noack *Ovalhaus und Palast in Kreta* 1908 S. 53 ff., dagegen richtig BSA 14 S. 414 ff. Mackenzie und *RE* VII 2525 Fiechter; Evans a. a. O. S. 147. — Petsofà: BSA 9 S. 356 ff. Myres; 12 S. 233 ff. Mackenzie; Karo *Religion des äg. Kreises* 1925 Abb. 24 f. — Juktas: Mon. Lincei 9 S. 350 (vgl. 6 S. 176 ff.); Evans a. a. O. S. 151 ff.

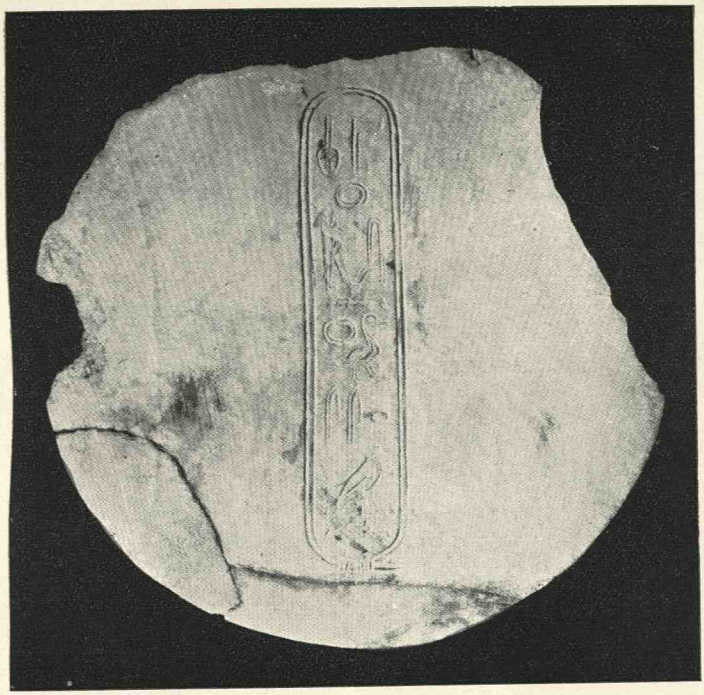
§ 7. MM II zeigt in Knossos und Phaistos schon große Palastanlagen (s. Palast B), deren Grundzüge bis in die Spätzeit erhalten bleiben. Keine befestigte Außenmauer, im W ein offener Hof, an den die Fassade des Palastes stößt (Tf. 46). Der Haupteingang liegt im s. Teil dieser Fassade; in Phaistos noch ein paar kleine Pforten weiter n. (Tf. 48). Die weitläufige Anlage von Knossos ist nach Evans aus älteren Einzelgebäuden verschmolzen, die alten Gassen seien zu bedeckten Gängen geworden. In der Mitte ein großer, rechteckiger Hof, von dem nach N und S Gänge zu den Toren führen. Neben dem Südtor ein rechtwinklig geknickter Gang zum w. Tore. W. vom Mittelhof eine Reihe von schmalen Kellerräumen an einem langen Gang (Tf. 47) und zahlreiche kleine Gelasse, z. T. wohl sakraler Verwendung. Darüber einst ein jetzt verlorener Oberstock. Ö. vom Mittelhof ist der Abhang des Hügels ausgeschachtet, die alte Anlage aber fast ganz durch spätere zerstört. In Phaistos liegt der Palast auf einem höheren Berge, die Grundzüge des Planes sind die gleichen, doch scheint bei diesem kleineren Bau ein Stockwerk in den meisten Teilen genügt zu haben. An der w. Fassade einige winzige Kämmerchen (Tf. 49) mit sakralen Gefäßen aus Stein und Ton, darunter ein Opfertisch aus schwarzem Ton mit eingestempelten Stieren und Spiralen (Tf. 51): also eine Kultanlage, aber so winzig, daß nur ein bis zwei Personen darin Raum hatten. Enge Pforten führten auf den Westhof; an dessen n. Seite steht eine breite Schautreppe mit hoher Rückwand, zu der gepflasterte Steige über den Hof führen. Hier konnte das Publikum heiligen Handlungen und Aufzügen zuschauen. Verworfene Weihgeschenke wurden in einer großen, gemauerten Grube im Westhofe geborgen (ebenso in den Palästen von Knossos und Tylissos). In der Nordwestecke des großen Mittelhofes von Phaistos stand seit MM I—II ein schlichter Altar aus zwei mächtigen Blöcken, darauf Tontafeln mit aufgesetzten Väschen für Weihegüsse. In Knossos ist die Anlage älterer Hauskapellen nicht mehr bestimmbar. Die wichtigste lag w. vom Mittelhof. Wie in den Magazinräumen waren hier im Boden Gruben ausgeschachtet und mit Steinplatten ausgelegt (s. Kaselles; Tf. 47). Diese Steinkisten vertreten Schränke, für die in den winzigen Zimmern und schmalen Gängen kein Raum war (über ihren Inhalt s. u.).

§ 8. Die Außenmauern der Paläste (s. d. B) bestehen aus einem Sockel von Kalkstein oder dem schönen kret. Alabaster (s. d. A), darüber Bruchsteinmauerwerk mit Lehm; dasselbe, seltener Lehmziegel, wurde für die Innenmauern verwendet; an den Toren und in vornehmen Räumen Steinpfeiler und Holzsäulen auf runden, steinernen Basen. Die Innentüren haben Schwellen und Gewände meist aus Alabaster. Für den Fußboden wird der alte Lehmestrich immer mehr durch Plattenpflaster ersetzt. Der Stuckverputz der Wände ist zunächst einfarbig, ganz zu Ende von MM II erscheinen einfache Streifenmuster und vielleicht schon die ältesten figürlichen Fresken. Auffallend ist die Vorliebe für durchgehende Fluchtlinien; sonst wird keine monumentale Wirkung oder Symmetrie erstrebt, sondern der Reiz malerisch und verschiedenartig gruppierter kleiner Räume bevorzugt. Die sehr einfache Einrichtung bestand aus Bänken, hölzernen Truhen, Schemeln,

Sesseln, Tischen (eine Vorstellung der Truhen geben tönerne Särge der gleichen Form [s. Larnax], von den übrigen Möbeln tönerne Miniaturnachbildungen aus den Heiligtümern). Zahlreich sind Steingefäße, denen aus FM nicht ebenbürtig; statt der harten, bunten Steinsorten wird immer ausschließlicher weicher schwarzer, grüner oder grauer Steatit verwendet. Offenbar hatten seit Erfindung der Bronze Gefäße aus dem neuen Metall die steinernen als kostbarstes Geschirr verdrängt. Leider ist fast nichts davon erhalten, da bisher nur ärmliche MM-Gräber aufgedeckt wurden.

§ 9. Die MM-Keramik (s. Vase B 1) entwickelt sich folgerichtig aus der letzten Phase des FM zu reicherer Polychromie und größerer Feinheit, im Anfang (MM I) noch meist ohne Töpferscheibe. Vasen mit Firnismustern auf Tongrund treten zurück gegenüber den auf Firnisgrund bunt verzierten (weiß, glanzloses Rot, karminrot, orange, ferner eine eigenartig aufgespritzte Reliefverzierung, die sog. Barbotine-Technik, die fast nur in MM I blüht). Bisweilen erscheinen beide Techniken auf demselben Gefäß, vielfach Nachahmungen von Stein- und Metallvasen. Zu den FM-Formen (Schnabelkannen, Becher, Tassen) kommen neue, z. B. hochfüßige „Fruchtschalen" (s. Fruchtständer; Tf. 53) und Gußgefäße mit zwei wagrechten Henkeln (Tf. 54). Zu Anfang wirken FM-, ja sogar neol. Muster nach, die bald bereichert und belebt werden, dann häufiger vegetabilische, teils unbeholfen realistisch, teils stark stilisiert, vereinzelt auch Tier- und Menschendarstellungen. In MM II ist die Technik dieser bunten, nach dem ersten FO Kamaresware genannten Keramik vollendet, die Töpferscheibe allg. im Gebrauch. Die feine, dünne „Eierschalenware" wetteifert mit den besten protokorinth. und att. Vasen (Tf. 54, 55, 56 b, c, e). Die anfänglich zu grelle Polychromie wird ohne Minderung der prächtig bunten Wirkung gemildert. Doch ist der Stil auch in der höchsten Blütezeit nicht ganz einheitlich. Er verbindet die alte lineare Streifendekoration mit den Mustern getriebener und tauschierter Metallgefäße und größeren, frei über die Fläche verteilten stilisierten Pflanzenmustern (wohl von Stoffen oder Wandgemälden abgeleitet). Vereinzelte freiere Bilder von Pflanzen und Meergetier aus dem Ende von MM II hängen wohl von der Glyptik (s. u.) ab. Die Vielfältigkeit der Einflüsse bedingt große Ungleichheit, so daß diese Keramik im ganzen trotz mancher kleiner Meisterwerke an dem Mangel an einheitlichem Stilwillen und Disziplin leidet. Auch das Verhältnis des Ornaments zur Form wechselt stark. Besonders schöne MM II-Keramik in der Kulthöhle von Kamáres hoch oben am Südhang des Jda-Gebirges. (Die Anfänge des Kultes reichen hier bis an den Beginn von MM. Neben feinem Geschirr eine Menge grober Bauernware, während Tonfiguren, Gemmen, Stein- und Metallgeräte völlig fehlen. Von Altären oder ähnlichen Bauten keine Spur. Die Höhle ist ein einfaches ländliches Heiligtum.) — Die großen, in den Magazinen der Paläste aufgestellten Pithoi für Korn, Öl, Wein, eine der Hauptquellen des Reichtums für die min. Fürsten, sind z. T. übermannshoch, die älteren von plumper, bauchiger Form, mit Knöpfen, Henkeln, Strickmustern in Relief sowie mit Firnisklecksen verziert. Riesige Exemplare (MM II—III) in Phaistos und Knossos. Daneben treten vielleicht schon MM II in Kamares-Technik bemalte Pithoi, vor allem in Phaistos.

Metallgerät ist aus MM nur sehr spärlich erhalten (ein silberner zweihenkliger Becher und tönerne Nachbildungen aus Gurnià). Die Bronzen umfassen spitze und blattförmige Dolche, Doppelbeile, Messer. Sehr wichtig ist die Entwicklung der Gemmen und Siegel (Tf. 44). Neben konventionelle Bilder treten schon früh belebtere Darstellungen (Mann und Frau, Bogenschütze auf der Jagd nach einem Steinbock u. a.), ferner seit MM I eine richtige Bilderschrift (s. Kretische Schrift), die dann in MM II sich rasch zu großer Schönheit und Sicherheit entwickelt. Häufig sind balkenförmige, 3—4 seitige Petschafte und runde Siegelsteine mit knopfförmigem Griff, ferner Nachbildungen äg. Skarabäen (Tf. 58). Vom Kultgerät dieser Zeit (MM II—III) gibt ein Fund kleiner, tönerner Nachbildungen aus Knossos Kunde: Altäre mit doppeltgehörnten Aufsätzen, Umfriedungen heiliger Bäume mit Gittern, eine Kultfassade (drei Säulen mit Deckplatten und Balken-

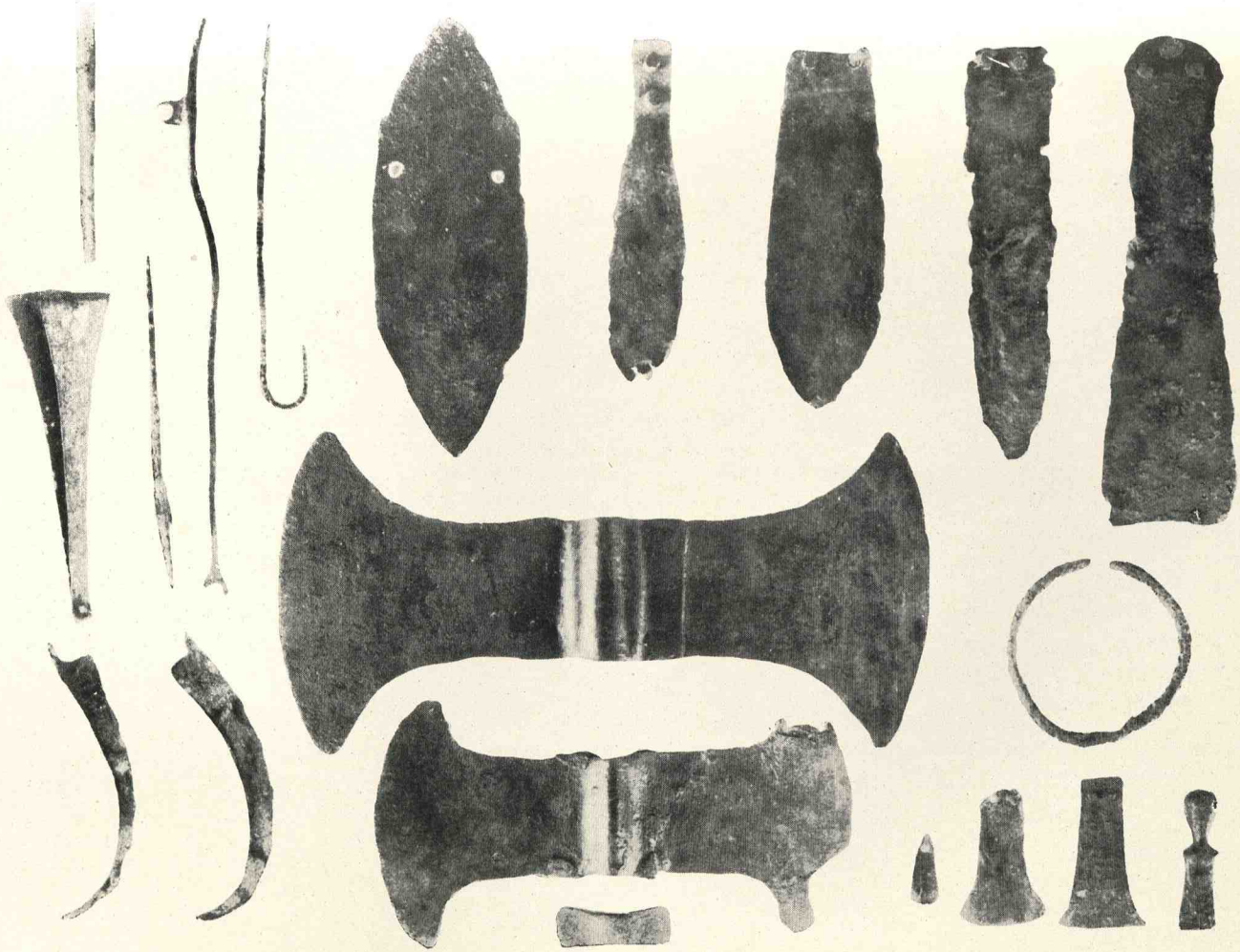


a

b

Kreta

a. Alabasterdeckel mit Namen und Titel des Hyksoskönigs Chian.
b. Steingefäße aus Mochlos. FM II. Nach Fimmen S. 172, 169.



Kreta

Kupfergeräte von Plátanos. ca. $^1/_2$ n. Gr. FM III. Nach Xanthudides *Vaulted Tombs of Mesarà* Tf. 56.

Kreta

Siegel ($^1/_1$ n. Gr.), Steinfigürchen ($^3/_4$ n. Gr.) und Goldanhänger ($^3/_2$ n. Gr.) von Kumása. Nach Xanthudides *Vaulted Tombs of Mesarà* Tf. 4.

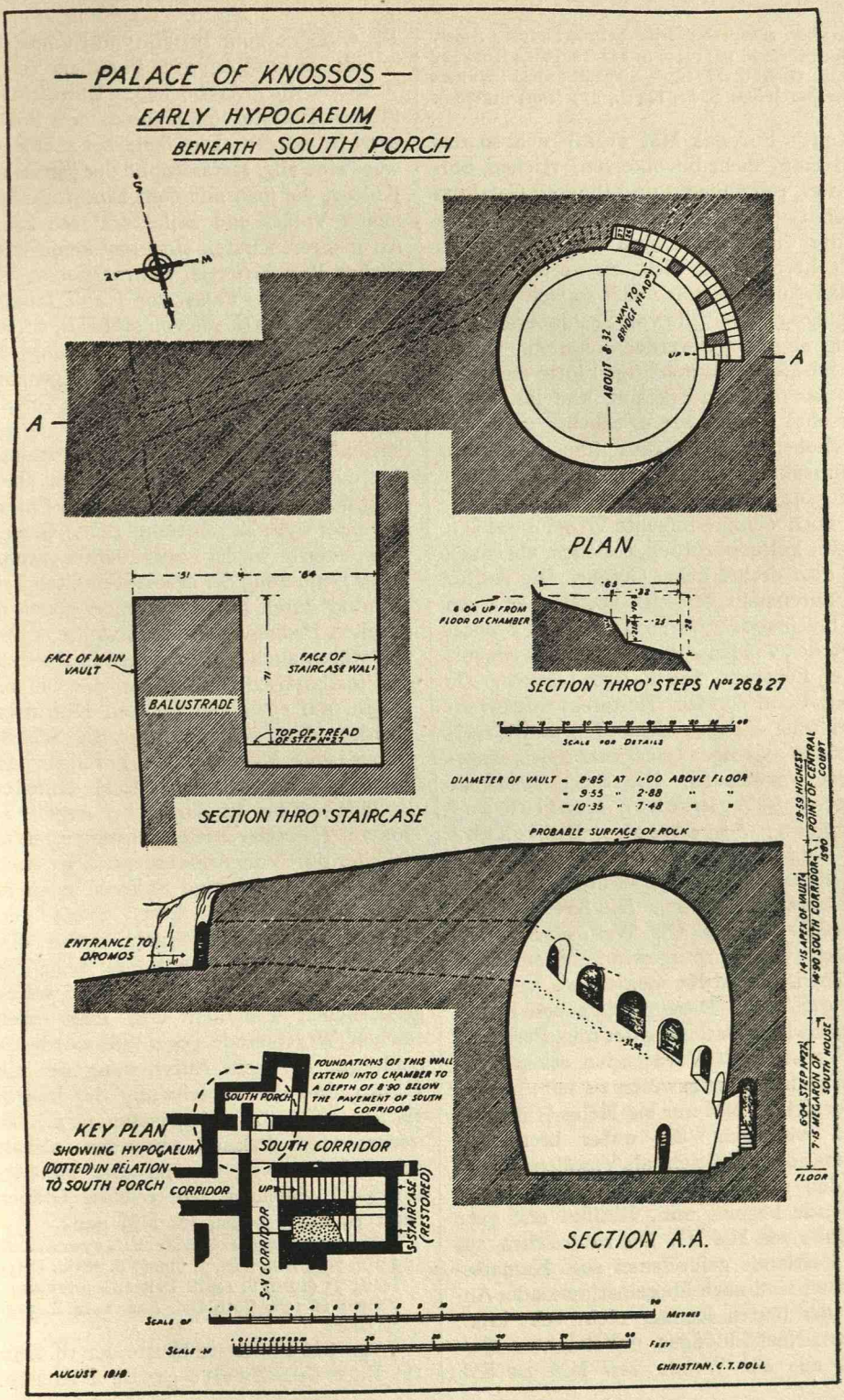
enden, auf denen Vögelchen sitzen; s. u.), ein Tragsessel, auf dem einst eine Figur saß, Opfertische, Tritonmuscheln (Tf. 57).

Paläste (s. d. B): Knossos: Evans a. a. O. S. 203 ff.; BSA 8 S. 23 ff., 117 ff.; 9 S. 17 ff., 112 ff.; 10 S. 6 ff. — Phaistos: Ann. Scuola Ital. Atene 1 (1914) S. 361 ff.; Ausonia 3 (1908) S. 255 ff.; Boll. d'Arte 4 (1910) S. 167 ff. — Kulträume: Phaistos: Mon. Lincei 12 S. 33 ff., 57 ff. Tf. 8, 29, 31; 14 S. 341 ff., 405 ff., 477 ff. Tf. 30; Boll. d'Arte 4 (1910) S. 165 ff.; Arch. Anz. 1908 S. 120; 1909 S. 91, 96; 1911 S. 155. — Höhle von Kamares: BSA 19 S. 1 ff. Tf. 1—12. — Wandmalerei (s. Malerei B): G. Rodenwaldt *Tiryns* II (1912) S. 192; Evans *Pal. Minos* I 251. — Keramik (s. Vase B 1): Evans a. a. O. S. 164 ff., 231 ff.; JHS 26 (1906) S. 244 ff. Tf. 8; E. Reisinger *Kret. Vasenmalerei* 1912 S. 4 ff.; JHS 21 (1901) S. 84 ff. Tf. 6/7; Mon. Lincei 6 Tf. 9/10, 14 Tf. 42; BSA 8 S. 295, 9 S. 301 ff. Tf. 2, 19 Tf. 4 ff.; Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 282 K. Müller. — Gemmen und Bilderschrift (s. Kretische Schrift): A. Evans *Scripta Minoa* I (1909), auch BSA 8 S. 107; JHS 14 (1894) S. 270; 17 (1897) S. 327; Xanthudides *Vaulted Tombs* Tf. 4, 8, 14 f. — Pithoi: Evans *Pal. Minos* I 231 ff.; Mon. Lincei 14 S. 415, 451 ff. Tf. 34. — Metallgerät: Evans a. a. O. S. 191 ff. — Kultgerät: BSA 8 S. 24 ff.; Maraghiannis *Ant. crét.* III Tf. 21.

§ 10. MM III entwickelt sich ohne jeden Bruch aus der vorhergehenden Phase. In manchem tritt ein Niedergang ein, vor allem in der Keramik. Die feinste Eierschalenware verschwindet, gröbere und schwerere Vasen in großem Format sind häufig. Die Formen werden schlanker (Tf. 56 d). Die Buntheit läßt nach, man beschränkt sich auf Rot und Weiß, gegen Ende von MM III herrscht Weiß fast allein. Immer größere Teile werden tongrundig belassen, die Muster weniger reich, alte geom. Motive, Blüten und Ranken bilden den Hauptbestand; gegen Ende von MM III treten die schon früher vereinzelt vorkommenden „naturalistischen" Pflanzen in den Vordergrund: Gräser, Lilien (Tf. 56 d), Wicken und ähnliches. Vorbilder dazu boten Wandgemälde, Metall- und Fayence-Arbeiten. Genau dieselben Pflanzen finden sich in SM I in Firnismalerei auf Tongrund, wiederum ohne jeden Bruch. Auch in dem groben Gebrauchsgeschirr tritt eine ähnliche Entwicklung ein: die kleinen, steilwandigen Pithoi tragen bisweilen weiße Lilienbüschel. Sie dienen auch häufig, über Kinderleichen gestülpt, als Särge. Daneben kommen richtige Tonsärge vor. Bis auf ein paar importierte melische Kannen fehlt fremde Keramik ganz.

Auch das Fayence-Geschirr ist einheimisch, obwohl die Technik schon in FM-Zeit aus Ägypten gekommen ist. Die als Weihegaben besonders beliebten Fayence-Arbeiten ahmen kostbare metallene Väschen und Goldschmuck nach, bilden Einlagen für Truhen und prunkvolle Spielbretter und wurden häufig zu förmlichen Reliefbildern zusammengestellt. Auch als Spielzeug mögen sie bisweilen gedient haben. Wundervolle Fayence-Reliefs von Meergetier (Band III Tf. 35), säugenden Kühen und Ziegen sowie Statuetten von schlangenhaltenden Göttinnen (Band III Tf. 36, 37) und Votivgewänder stammen aus den beiden großen Steinkisten des Knossischen Palästheiligtums („Temple Repositories"). Ein Gegenstück ist die herrliche Statuette einer schlangenhaltenden Göttin aus Elfenbein und Gold in Boston (Band III Tf. 13), angeblich aus Knossos. Wir lernen aus diesen Figuren die reiche kret. Hoftracht kennen, aus einer Reihe von Fayence-Plättchen die Fassaden der Privathäuser dieser Zeit (Band V Tf. 60). Die überaus zahlreichen und vielseitigen Siegelabdrücke umfassen neben wundervollen Tier- und Pflanzenbildern (Tf. 58) auch die Porträtköpfe eines Fürsten und eines jugendlichen Prinzen von unkret., aber auch durchaus unsemitischem Typus, der vorläufig nicht genau bestimmt werden kann. Gegen Ende von MM III wird auch die alte Bilderschrift (s. Kretische Schrift) durch eine noch etwas primitive lineare abgelöst. Den berühmten tönernen Diskus aus Phaistos (s. Phaistos diskus) mit den eingestempelten Schriftbildern halte ich für unkret., vielleicht kleinasiatisch.

Keramik: JHS 26 (1906) S. 256 ff.; Mon. Lincei 14 Tf. 35; BSA 10 S. 7; 11 S. 288; A. Evans *Pal. Minos* I 591 ff. — Kleine Pithoi: BSA 10 S. 9. — Als Kindersärge: BSA 8 S. 88; Δελτίον 1918 Tf. 6; Anthr. Publ. Penns. 3 (1912) S. 43 ff. — Tonsärge: Evans a. a. O. I 126, 150, 586; Ath. Mitt. 38 (1913) S. 43. — Mel. Kannen: BSA 9 S. 50. — Fayencen: Seager *Mochlos* S. 54 ff.; BSA 9 S. 31 ff., 63 ff. (vgl. 72 ff.). — Spielbretter: BSA 7 S. 77 ff.; Evans a. a. O. I 472 ff. — Hausfassaden: Evans a. a. O. I 301 ff.; Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 268 K. Müller. — Tierreliefs, Schlangengöttinnen: BSA 9 S. 71 ff., 369; Maraghiannis *Antiq. crét.* III Tf. 16—23. — Die Fayencen auch bei Bossert *Alt-Kreta* Abb. 81 ff.,



Kreta

Plan und Schnitte eines FM-Gewölbes unter dem südlichen Portal des Palastes von Knossos. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 105.

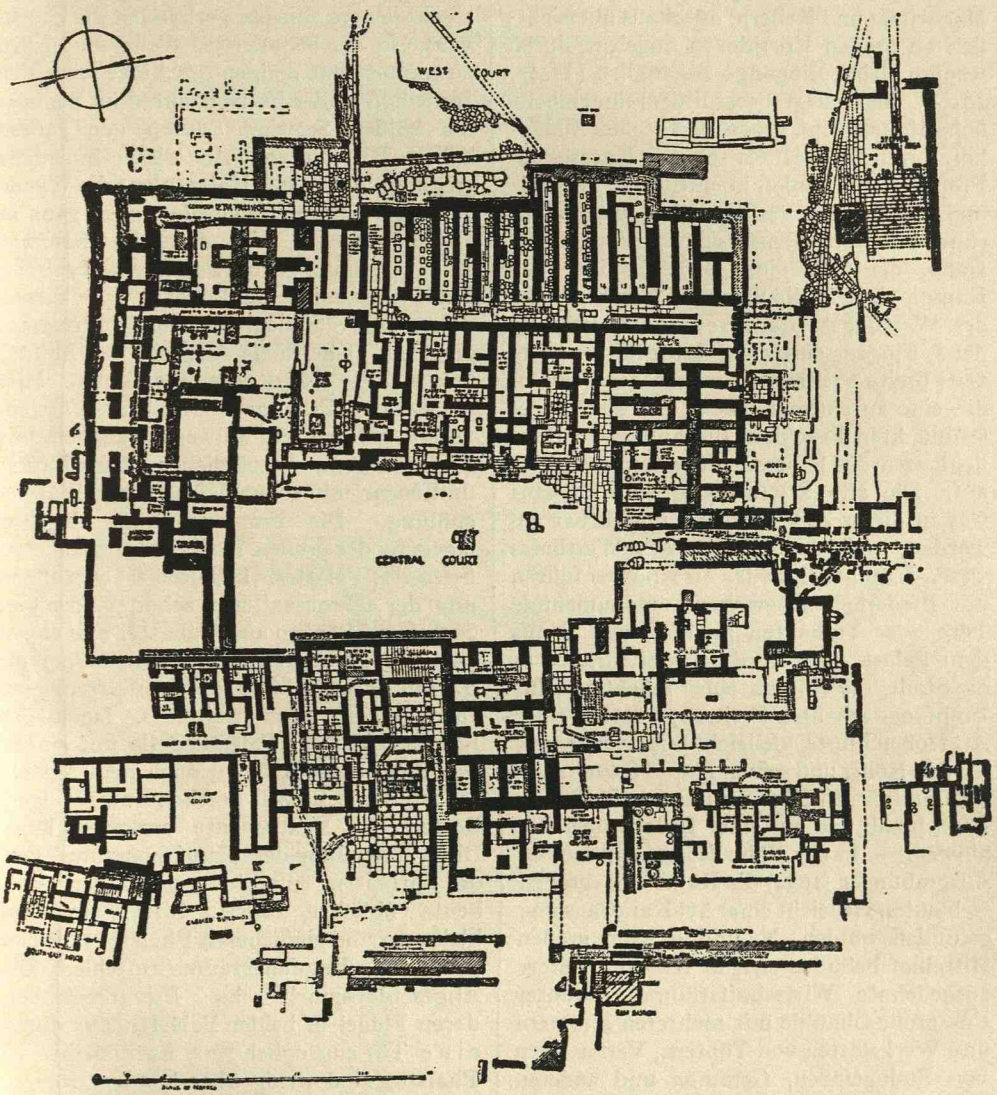
103ff., 182. — Elfenbeinstatuette: Amer. Journ. Arch. 19 (1915) S. 237 Tf. 10ff.; Bossert a. a. O. Abb. 117ff. — Siegelabdrücke: Evans *Scripta Minoa* S. 22, 144ff., 272 (Porträtköpfe).

§ 11. Für das MM ergibt sich so das Bild eines dicht bevölkerten, reichen, blühenden, von äußeren und inneren Gefahren freien Landes. Es fehlt jede Befestigung. Städte und Paläste sind mit Vorliebe an schlecht oder gar nicht zu verteidigenden Stellen angelegt, nur meist so weit von der Küste, daß Überfälle von Seeräubern rechtzeitig abgewehrt werden konnten. Offenbar schützte eine mächtige Flotte die Insel, wie das moderne England, und im Innern herrschte Friede, wie es scheint unter der Oberhoheit von Knossos (die sagenhafte Thalassokratie des Minos): eine im Altertum ganz einzigartige politische Situation. Der noch wenig erforschte W der Insel (Tf. 30) war kulturell zurückgeblieben, aber auch von dort drohte keine Gefahr. Die Kultur war durchaus städtisch. Die Häuser lagen eng beieinander, waren nach den Fayence-Plättchen von Knossos 2—3 Stock hoch, mit vielen Fenstern. Die Paläste bargen große Schätze und Vorräte, Tontafeln mit Inventaren und anderes. Urkunden und Siegelabdrücke bezeugen eine vorzüglich ausgebildete Verwaltung. Die Beziehungen zu Ägypten (s. Ägäischer Einfluß auf Ägypten, Ägyptische Beziehungen zur ägäischen Kultur) waren sehr rege, wie die Funde in beiden Ländern lehren (Tf. 59, 60). Die Kreter brachten nach Ägypten Öl, Wein und Purpur (Spuren von Purpurgewinnung auf dem Inselchen Leukai-Kuphonisi sö. von K.; BSA 9 S. 276). Diese ägyptischen Funde geben die feste Datierung der min. Perioden. Der Verkehr mit Vorderasien scheint dagegen recht gering gewesen zu sein, nach N läßt er sich im MM nur bis Melos (s. d.) und Thera verfolgen, die unter kret. Einfluß standen, vielleicht als Vasallenstaaten. Auf den übrigen Inseln und dem griech. Festlande beginnt min. Einfluß erst ganz am Ende von MM III. Die zahlreichen, auf dem Festlande gefundenen sog. Kamaresscherben sind nach übereinstimmender Ansicht der besten Kenner nicht echt kret., sondern Nachbildungen unbekannter Herkunft aus der Wende von MM zu SM. K. war bis zum 16. Jh. von Europa abgewandt, nur mit Ägypten in nahem Verkehr.

Mitten in ihrer höchsten Blüte sind die älteren Paläste von Knossos und Phaistos zerstört worden. Dies bedeutet aber keineswegs eine allg. Katastrophe der ganzen min. Kultur, die man mit dem Eindringen eines neuen Volkes und Stiles erklären könnte. An mehreren Orten sind gar keine kriegerischen Verwüstungen wahrnehmbar. Neue Bauten, wie der Palast von Hagia Triada (s. d.) bei Phaistos (Ende von MM III), erklären sich ohne jeden solchen Umschwung. Der etwas irreführend naturalistisch genannte Stil von MM III bis SM I ist keine von auswärts gebrachte fremde Kunstübung, sondern allmählich auf K. selbst erwachsen. Evans erklärt den gleichzeitigen Untergang der Paläste von Knossos und Phaistos aus einer dyn. Revolution. Beide Gebäude sind sofort wieder aufgerichtet worden unter Benutzung der erhaltenen alten Teile, offenbar durch Leute, die unter genau den gleichen Bedingungen leben wollten. Möglich wären auch vorübergehende Raubzüge der festländischen Fürsten, die bis zum 16. Jh. auf einer viel tieferen Kulturstufe standen, dann plötzlich, wie die Schachtgräber von Mykenai (s. d.) zeigen, eine Fülle von Kostbarkeiten aus K. erhielten; das läßt sich bei der Armut der Argolis aus bloßem Handelsverkehr schwer erklären, viel eher durch die Annahme, daß sie reiche Beute und kunstfertige Sklaven nach der Zerstörung einzelner kret. Städte und Paläste nach Hause gebracht hätten, ohne sich auf der Insel dauernd zu behaupten (s. Mykenische Kultur). Aus solchen gefährlichen Einfällen und dem erfolgreichen Widerstande gegen sie würde sich auch gut der neue Aufschwung der min. Kultur und der Umschwung des künstlerischen Stiles begreifen lassen (s. u.). Die verbrannten Paläste erstanden alsbald, schöner als zuvor, wurden aber wohl erst im SM I vollendet. An reichen Gräbern fehlt es leider bisher im MM ganz.

Zur Zerstörung der Paläste: E. Meyer *G. d. A.*[2] I 2 S. 799; Ath. Mitt. 31 (1906) S. 285ff. Dörpfeld; 35 (1910) S. 149ff. Prinz; Rodenwaldt *Tiryns* II 198; Gött. Gel. Anz. 1914 S. 523ff. Nilsson.

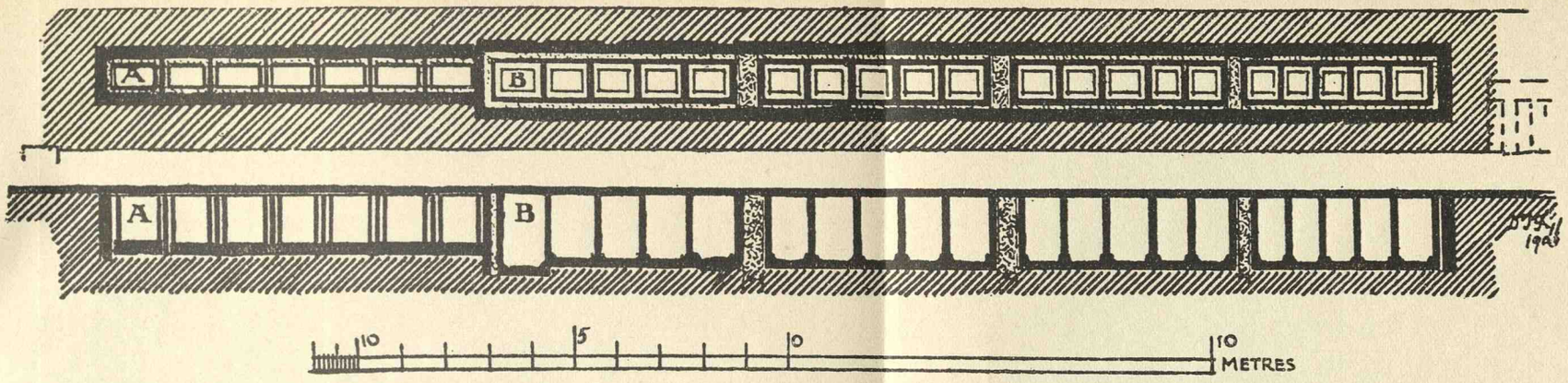
§ 12. SM I (= erste Hälfte der 18. Dyn., 16. Jh. v. C.). Zweite große Blütezeit



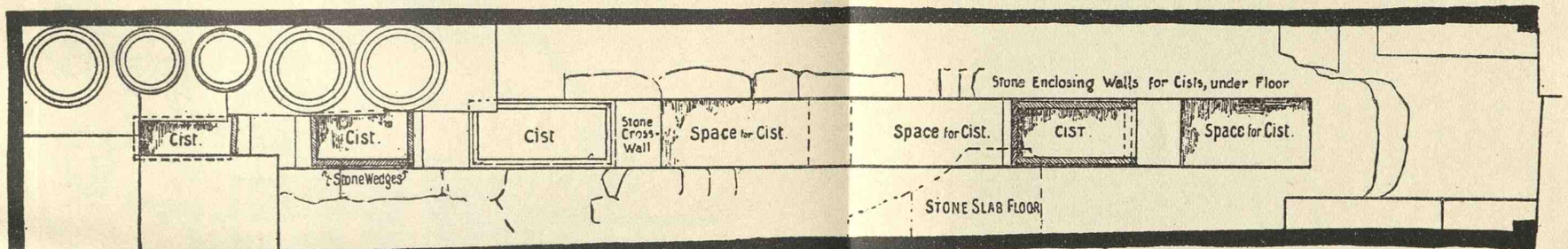
Kreta

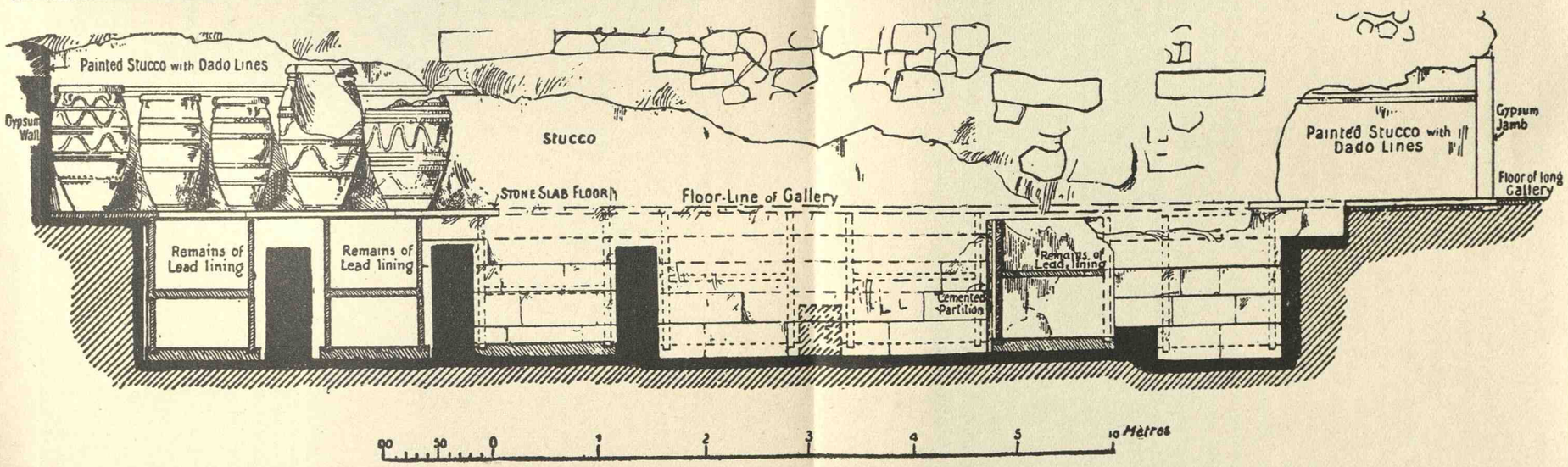
Plan des Palastes von Knossos. Nach A. J. Evans.

von K. Die Paläste sind nun in voller Pracht vollendet. In Knossos (Tf. 46) wie in Phaistos (Tf. 48) ist der große Mittelhof das Herz der ganzen Anlage; im W von ihm liegen Repräsentationsräume und große Komplexe von Magazinen und Kellern, durchaus übersichtlich an großen Korridoren angelegt, durch wenige kleine Eingänge zugänglich (Tf. 47, 49 c. d). Im W zeigt dieser Flügel eine einheitliche Mauerflucht gegen den großen Außenhof. Im S dieses Hofes führt in Knossos ein Propylon mit Säulen in einen breiten, zweimal rechtwinklig umbiegenden, mit den berühmten Prozessionsfresken geschmückten Gang, der über eine große Treppe oder Rampe einst in die Säle des Obergeschosses des Westflügels mündete. In Phaistos ist der s. Eingang einfacher, dafür führen im N zwei breite Freitreppen im rechten Winkel, die eine zu einem reichen, mit Säulen geschmückten Propylon, die andere zu Baulichkeiten der höheren Hügelterrassen hinauf. Die alte Schautreppe von Phaistos war in dieser Zeit fast ganz unsichtbar geworden, weil das Niveau des Westhofes wesentl. aufgehöht war. In Knossos führen mit Pfeilerhallen versehene, monumentale Tore oder Torbauten nach N und S aus dem Palast, vom Nordtor zwei Straßen in die Stadt, die eine an einer mächtigen, für Empfänge erbauten Freitreppe vorbei, einer Art Hohen Pforte, vielleicht mit einem Kiosk für den König und seinen Hof (Tf. 49 c). Aus dem Südtor geht eine Straße zum Kairatos-Bach hinab und auf einer Brücke über ihn hinweg. — In der Nähe ist bei den letzten Ausgrabungen (1924) die Ruine eines großen Gebäudes, vielleicht einer Art Karawanserei, gefunden worden. N. und ö. vom großen Mittelhof befinden sich in Knossos weitere ausgedehnte Wirtschaftsräume, darunter eine große Ölmühle mit mehreren Zimmern und Werkstätten von Töpfern, Verfertigern von Steingefäßen, Gemmen und anderen Handwerkern, die hier wie im Palast eines ind. Fürsten arbeiteten. Phaistos (Tf. 48) ist ein wesentlich kleinerer, wenn auch architektonisch fast noch eleganterer Bau, durch seine Lage auf einer hohen Kuppe geringerer Ausdehnung fähig als Knossos. N. vom Mittelhof liegen hier auf zwei Terrassen die Privatgemächer, ö. und s. nur Hallen und wenige Räume. In Knossos dagegen ist ö. vom Mittelhof in dem tief ausgeschachteten Abhang ein vierstöckiger Flügel aufgeführt worden, der mit zwei Stockwerken den Hof überragte (Tf. 39 a, 61, 62). Eine prachtvolle steinerne Treppe mit hölzernen Säulen und zwei kleinere Stiegen verbanden die Stockwerke in der bequemsten Weise und ließen zusammen mit einigen geschickt verteilten Innenhöfen oder Luftschächten im Sommer die kühlen Seewinde durch den ganzen hohen Bau fluten. An diese Innenhöfe grenzten Hallen mit Holzsäulen; die Wände der anstoßenden Pfeilersäle waren ganz in Türen aufgelöst, die man im Sommer öffnen konnte, eine besonders typische Einzelheit min. Baukunst. Vor diesen Sälen lagen Säulenhallen und Terrassen, die nach O herrliche Aussicht ins Flußtal und auf die Hügel gegenüber boten. Hier waren die Privatgemächer der Fürsten, abseits gelegen und schwer zugänglich, mit Badezimmern, vorzüglicher Kanalisation und sogar mit einem Klosett mit Wasserspülung. Die Empfangsräume dagegen lagen w. des großen Hofes auf der anderen Seite des Palastes. Erhalten ist von ihnen nur der Thronsaal mit schön geformtem Sessel und Bänken aus Alabaster und einem vertieften, säulengetragenen Baderaum. S. vom Thronsaal führte eine Freitreppe ins Obergeschoß, noch weiter s. lagen die Kämmerchen der Palastkapelle mit einem fassadenartigen Kultbau nach dem Mittelhof zu, der sich nach Fresken und geringen Resten der Fundamente ergänzen läßt. Diese Trennung der Empfangsräume von den privaten entspricht ganz der noch heute üblichen orient. Sitte. In dem kleineren und einfacheren Phaistos scheinen prunkvolle Empfangsräume zu fehlen. Die Abgeschlossenheit der Privatgemächer, deren Flügel in beiden Palästen nur durch e i n e Tür zugänglich war, ist dieselbe. In Phaistos sind wenig über hundert Räume nachweisbar, in Knossos mehr als das Doppelte. Es fehlen auch in Phaistos und ebenso in den bescheideneren Palästen von Hagia Triada und Tylissos Werkstätten, Ölmühlen, Arsenale und Archive, die Magazine sind weit weniger zahlreich, ebenso die wertvollen Einzelfunde und die Fresken. Knossos ist offenbar die Residenz, jene anderen Bauten schöne Fürstenschlösser.

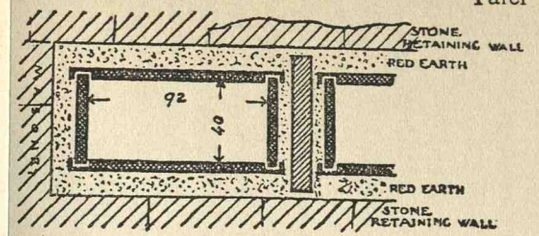


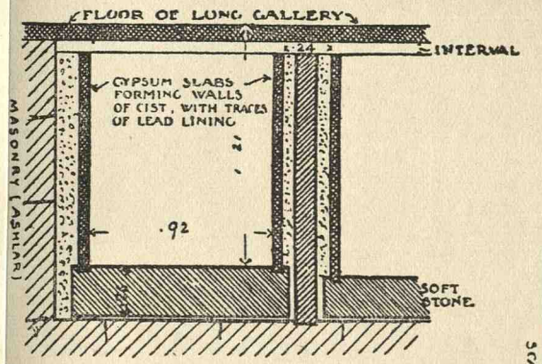
A.B. CISTS OR 'KASELLES' IN LONG GALLERY — PLAN & LONGITUDINAL SECTION



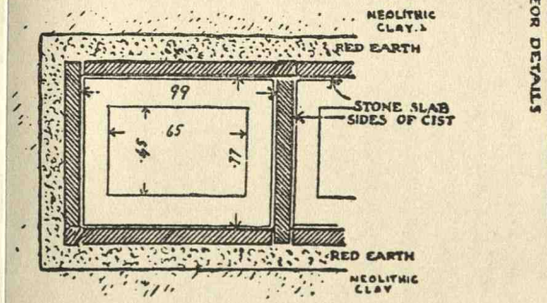


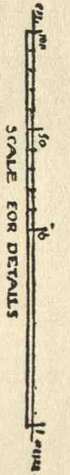
E.F PLAN & SECTION OF EIGHTH MAGAZINE SHOWING CISTS OR 'KASELLES'

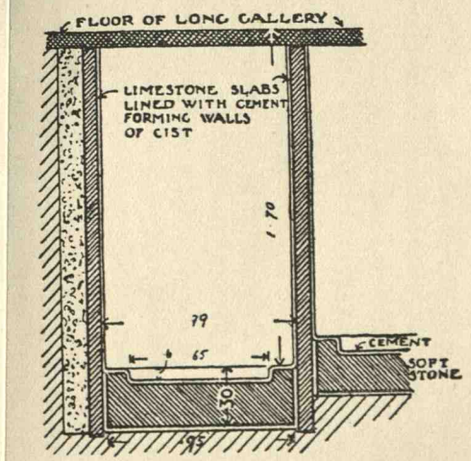




C LONG GALLERY — PLAN & SECTION OF CIST 'A'



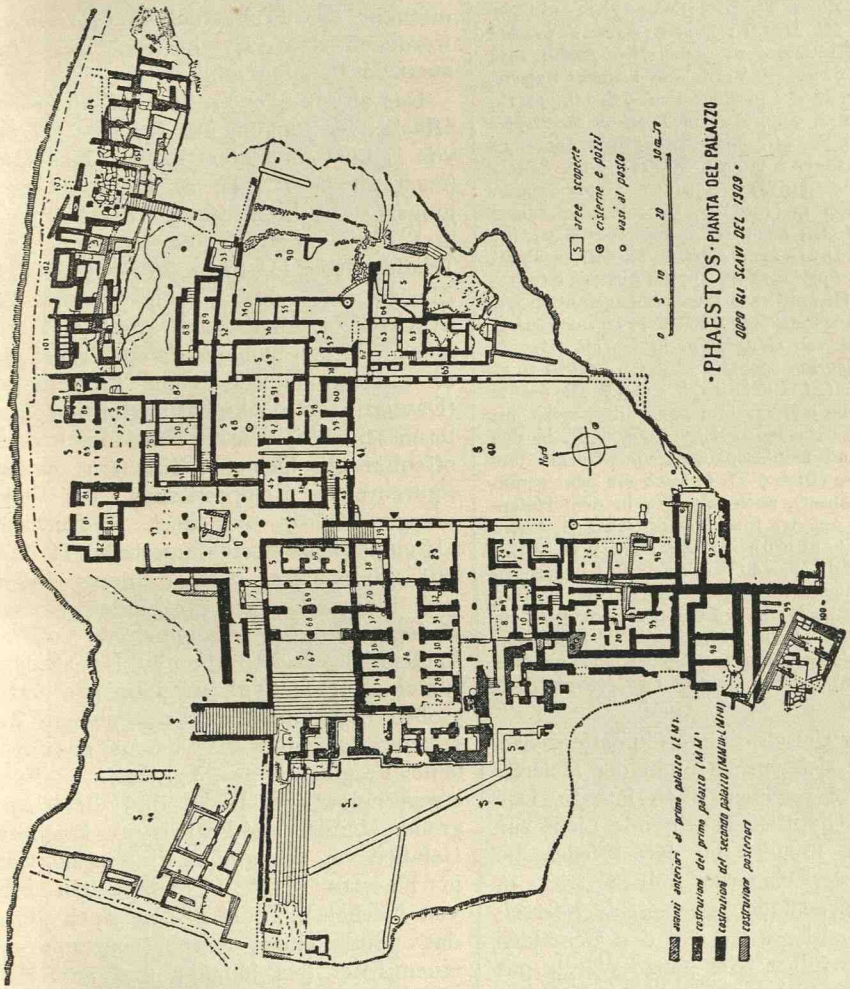




D LONG GALLERY — PLAN & SECTION OF CIST 'B'

Kreta

Palast von Knossos. Nach A. J. Evans *Palace Minos* I Abb. 325.



Kreta

Plan des Palastes von Phaistos. Nach Pernier, Annuario Scuola Ital. Atene I.

Die Bauweise bleibt vor und nach der Zerstörung der älteren Paläste durchaus die gleiche. Die Theorie einer „achäischen" Einwanderung gegen Ende von MM III darf als endgültig widerlegt gelten.

Über den Palast von Knossos Vorberichte von Evans BSA 6—10. Gute Ansichten Noack *Bauk. d. Altert.* Tf. 3—9; Maraghiannis *Antiqu. crét.* III Tf. 1ff.; Durm *Bauk. d. Griech.*[3] Tf. 3. — Kultfassaden: Journ. Brit. Archit. 1911 S. 289 Evans. — Vornehme kleinere Paläste, im Umkreise des großen: BSA 9 S. 3ff., 121ff., 130ff.; 11 S. 2ff.; Evans *Tomb of the Double Axes* 1915 S. 59ff. — Phaistos: Mon. Lincei 12 S. 5; Ausonia 1 (1906) S. 112; Ann. Scuola Ital. Atene 1 (1914) S. 359ff. — Hagia Triada: Mon. Lincei 13 (1903) S. 5ff.; Rendic. Lincei 1905 S. 365ff.; Mem. Ist. Lomb. 1905 S. 237ff.; Maraghiannis *Antiq. crét.* 1 Tf. 6ff. — Tylissos: Ἐφ. ἀρχ. 1912 S. 197ff.; Ausonia 8 (1913) S. 76ff. Hazzidakis (zusammengefaßt in frz. Übersetzung Paris 1921). Kleinere Herrenhäuser, wohl Sitze von Gaugrafen, in Gurnià (Boyd-Hawes *Gournia* 1908), Palaikastro (BSA 10 S. 216), Malia (BCH 46 [1923] S. 532ff.). Die Städte sind winklig und zusammengedrängt, meist mit kleinen, bescheidenen Häuschen, z. B. in den Hafen- und Handelsplätzen von Gurnià und Palaikastro (BSA 9 Tf. 6, auch ein paar geräumigere Häuser), noch winziger in dem Hafenstädtchen auf der Insel Pseira (Seager *Pseira* Tf. 1; Maraghiannis *Antiq. crét.* II Tf. 15ff.). Größere frei liegende Häuser z. B. in Knossos, wo die Stadt noch nicht ausgegraben ist, und in Zakro an der Ostküste. Das Bergstädtchen Platy sö. von Knossos ist wie nach einem Palastplan angelegt, drei Häuserblocks umgeben einen quadratischen Platz, eine ganz singuläre Anlage (BSA 20 S. 1ff.).

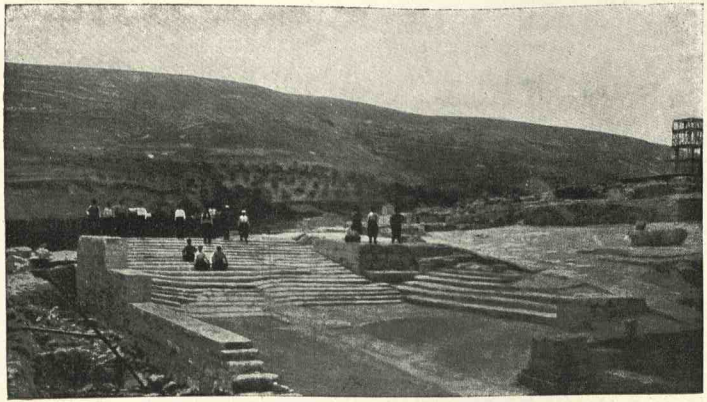
§ 13. Der Umschwung des künstlerischen Stiles zeigt sich vor allem in der Malerei. Die seit FM gewissermaßen latente, fast nur in der Glyptik erscheinende Liebe zur Natur, die Freude an der Wiedergabe momentaner Erinnerungsbilder tritt in einer übersprudelnden, aber oft auch fesselosen und haltlosen Art auf den Gemälden zutage. Sie füllen teils ganze Wände mit lebensgroßen Figuren, teils schmale Friese oder kleine Kabinettbilder, sehr zahlreich in Knossos, während H. Triada und Tylissos nur wenige, allerdings vortreffliche Fresken besaßen, Phaistos und die übrigen Herrenhäuser so gut wie gar keine. Neben den Fresken gab es auch große figürliche Stuckreliefs von hervorragender Schönheit. Sie finden sich fast nur in Knossos (Prinz mit der Federkrone [Band V Tf. 3] und großes Stierspiel-Relief, einst in zwei Hallen im N und NO des großen Mittelhofes, die auch prächtige Stuckdecken mit Spiralnetzen in Relief besaßen; Tf. 65 b), dazu noch mehrere Fragmente, außerdem merkwürdigerweise ein solches Relief (reich geschmückte Damen) in einem der winzigen Häuschen des Hafenstädtchens Pseira, offenbar das Prunkstück eines reich gewordenen Reeders; ein wichtiges Fragment in Palaikastro.

Das älteste aller Fresken ist ein krokospflückender Jüngling aus Knossos (Tf. 64), von ganz singulärer blauer Hautfarbe (nach Evans MM II, m. E. wohl etwas jünger). Die Blumenpracht des Frühlings in K. geben herrliche Fresken aus Hagia Triada wieder (Tf. 67; wohl noch MM III). Ebenso alt dürften die prachtvollen Stuckreliefs von Knossos und Pseira sein. Neben solchen monumentalen Werken gibt es mittelgroße Bilder mit Einzelfiguren (Damen [Tf. 68 b], Akrobatinnen, Stierspiele), ferner schmale Friese mit Miniaturgemälden, offenbar aus kleineren Zimmern: es sind figurenreiche Kompositionen, die Volksmenge flüchtig und doch eindrucksvoll als einheitliche Masse dargestellt (Tf. 66 a), mit skizzenhafter Innenzeichnung und in den blauen Grund aufragenden Armen: Kultszenen vor versammeltem Volk an Säulenhallen und Altarbauten (Palastheiligtümer s. o.; Tf. 65 a), Frauenreigen unter großen Ölbäumen mit zahlreichen Zuschauern (alles dies aus Knossos; dazu sehr feine Fragmente aus Tylissos). — Noch etwas jünger (SM I—II) sind die lebensgroßen Männer und Frauen mit kostbaren Gefäßen von dem großen Eingangskorridor in Knossos (Tf. 68 a), ferner ein Fries von Fischen u. ä. (Tf. 68 d). Noch jünger das Bild einer Akrobatengruppe mit einem Stier (ein Jüngling und zwei Mädchen), eine Tänzerin, die Greifen des Thronsaals von Knossos. Mit SM II bricht diese ganze Kunst in Knossos ab, nur in dem Neubau von Hagia Triada und auf dem Steinsarg gleicher Herkunft (s. u.) finden wir noch eine geringe Nachblüte in SM III.

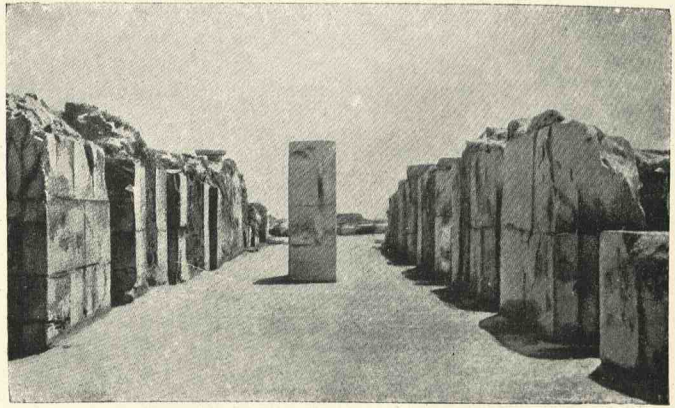
Technik der Fresken: Heaton *Tiryns* II 211ff. — Dekorative Gliederung der stets niedrigen Wände: Rodenwaldt *Tiryns* II 69ff. und *Fries des Megarons von Mykenai* 1921 S. 55ff., 44. — Gesamtbehandlungen, die unter dem

a

c



b



d

Kreta

Ansichten aus den Palästen von Knossos (b, c) und Phaistos. Nach Winter *Kunstg. i. Bild.* I 3 S. 76.

a

b

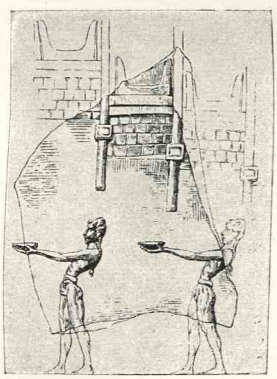
Kreta

a. Kumása. — b. Gurnià. — Nach D. Fimmen.

Kreta

Tönerne Opferplatte. MM I. Phaistos. L. ca. 55 cm. Nach H. Th. Bossert Abb. 177.

a



b

c

Kreta

a. Tonfiguren und andere Votivgegenstände aus Ton von Petsofà. MM I. ca. $^{2}/_{7}$ n. Gr. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 152. — b—c. Bruchstücke von Steatitvasen aus Knossos. SM I. Nach Winter *Kunstg. i. Bild.* I 3 S. 91.

Kreta

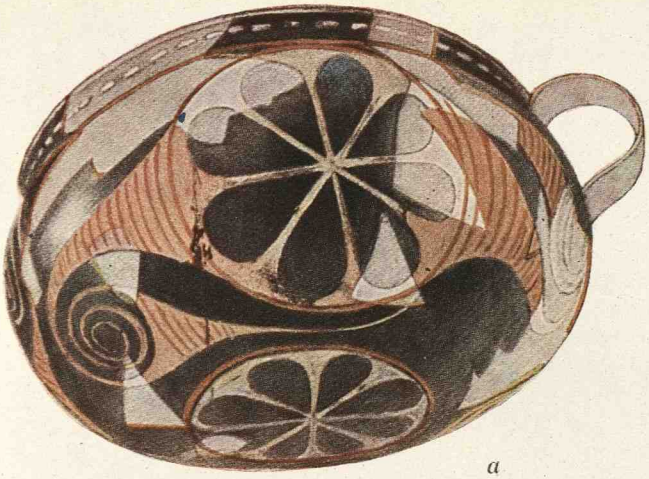
Kamaresvase (Fruchtständer, MM I). Palaikastro. H. ca. 24 cm.
Nach H. Th. Bossert Abb. 144.

a

b

Kreta

Kamaresvasen. MM II. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I Tf. 3.



a

b

d

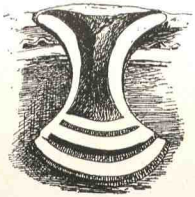
c

Kreta

Kamaresvasen. MM II. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I Tf. 2.

a

b



c

d

e

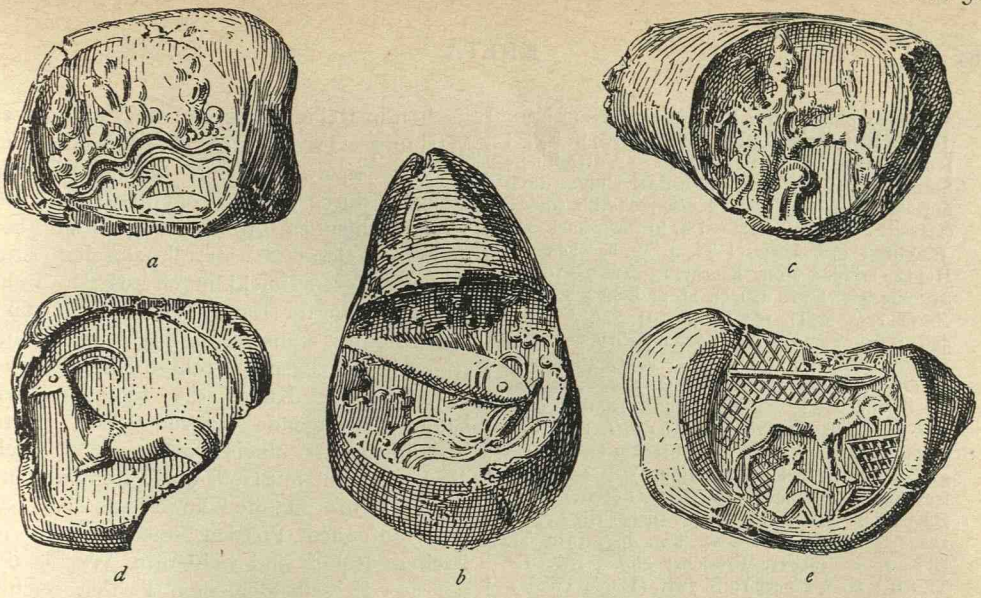
f

Kreta

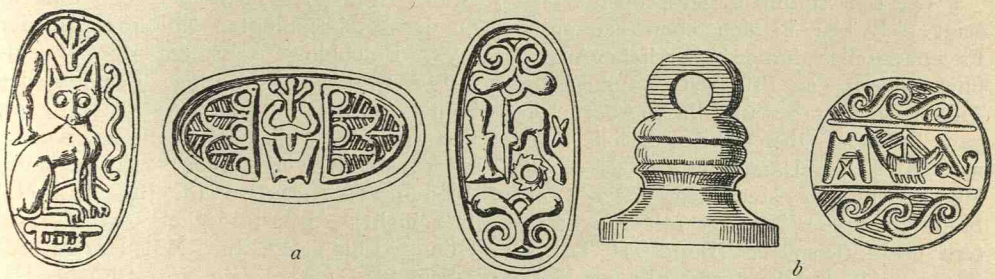
Tongefäße: a. Frühminoisch. — b, c, e. Mittelminoisch II. — d. Mittelminoisch III. — f. Spätminoisch I (Palaststil).

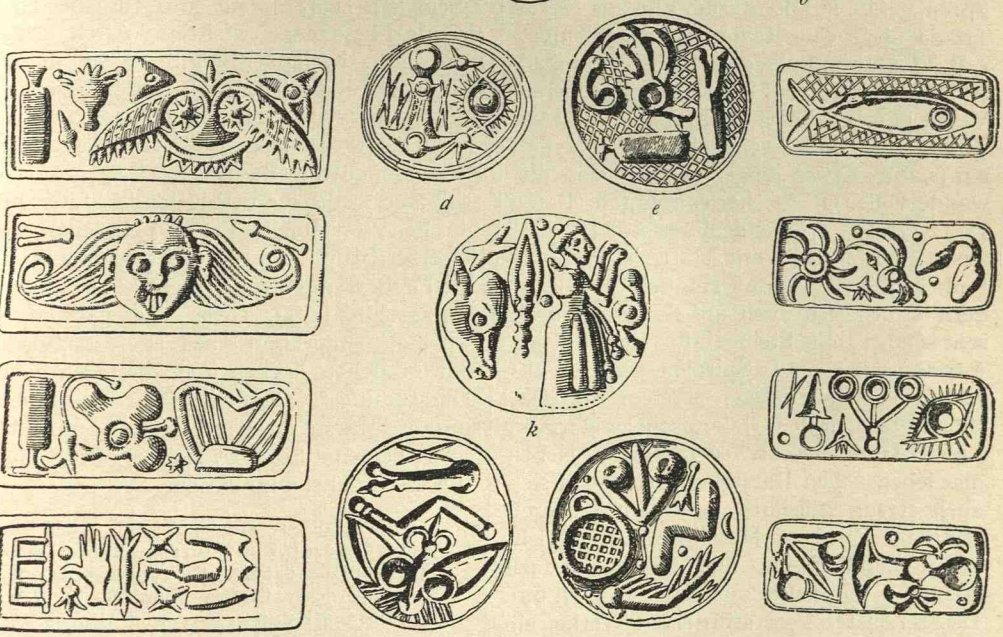
Kreta

Terrakotta-Modelle von Kultgegenständen. Knossos. Nach A. J. Evans.



1





2

Kreta

1. Gemmenabdrücke auf Ton aus dem „Hieroglyphic Deposit" in Knossos. MM II—III. — 2. Siegel aus Halbedelsteinen. MM II. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 273, 277.

Mangel an publiziertem Material noch sehr leiden: Journ. Inst. Brit. Archit. 1902 S. 107ff. Fyfe; Rodenwaldt *Tiryns* II 191ff. — Vortreffliche Sammlung von Copien im Berliner Universitätsmuseum, danach Bossert *Altkreta*[2] Abb. 50—80 (fast alles Wesentliche). — Der krokuspflückende Jüngling: *Pal. Minos* I Tf. 4. — Fresken von Hagia Triada: Mon. Lincei 13 Tf. 7—10. — Stuckreliefs: Fyfe a. a. O. Tf. 1; BSA 7 S. 14ff.; *Antiq. crét.* II Tf. 18; III Tf. 9; *Pal. Minos* I 526; Seager *Pseira* Tf. 5; Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 269ff. K. Müller; Ath. Mitt. 48 (1923) S. 119ff. Pfuhl; Arch. Anz. 1924 S. 268ff. Rodenwaldt. — Mittelgroße Bilder: BSA 7 S. 57; 10 S. 41; *Pal. Minos* I 529ff. Tf. 6, bes. S. 545ff. (kleine Stücke eines Freskos fast lebensgroßer Damen in blauen Kleidern). — Miniaturfresken: *Pal. Minos* I 527; JHS 21 (1901) Tf. 5; BSA 10 S. 39ff. Tf. 2; Journ. Inst. Brit. Archit. 1911 S. 289. — Tylissos: Ἐφ. ἀρχ. 1912 Tf. 18—20. — Jüngere Fresken: *Antiq. crét.* III Tf. 8ff.; Mon. Lincei 19 S. 70ff. (Hagia Triada).

§ 14. Der Einfluß dieser großen Kunst zeigt sich klar in den eben erwähnten Fayence-Reliefs, ferner in herrlichen Augenblicksbildern von Pflanzen, Bäumen und Tieren auf Gemmen und ihren Abdrücken, ganz besonders aber auf den Reliefgefäßen mit figürlichen Darstellungen, sei es von Meergetier oder Menschen (Becher mit Soldaten, großer Trichter mit Ringkämpfern und Stierspielen [Band III Tf. 34], Sprenggefäß mit Erntezug, alle aus Hagia Triada, dazu eine Reihe von Fragmenten, z. B. Tf. 52 b, c). Reliefgefäße aus Edelmetall fehlen bisher ganz auf K.; dafür zwei silberne Vasen mit figürlichem Schmuck (Band IV Tf. 171) aus den Schachtgräbern von Mykenai (s. d.). Etwas jünger (SM II) sind die wundervollen Goldbecher von Vaphio (Band IV Tf. 172, 173); einfache Silber- und Bronzevasen edelster Form mit Blattfriesen, Efeuranken, Lilienketten an Henkeln und Rändern finden sich auch auf K. selbst, dsgl. sehr schöne große Steingefäße mit ähnlichen Randmustern und Spiralen, z. T. aus seltenen, importierten Steinsorten (Obsidian von Melos, lakonischer Marmor, Liparit von den Äolischen Inseln). — Neben den lebensvollen Darstellungen finden sich auch streng stilisierte, sowohl auf Siegelabdrücken wie an Metallarbeiten (Dolchknäufe und Rhyta aus Mykenai, dazu steinerne Parallelen aus Knossos; Tf. 69). Das schönste dieser stilisierten Werke, ein gewaltiger Gewichtsstein von Knossos aus rotem Porphyr mit zwei großen Tintenfischen in Relief, von strengster dekorativer Wirkung (Tf. 70), dient zugleich dem praktischen Zweck, das Normalgewicht des Palastes durch das Geflecht der Fangarme vor fälschenden Abarbeitungen zu bewahren. Geradezu Metallmalereien sind die eingelegten Dolchklingen aus den myk. Schachtgräbern (Band IV Tf. 168, 169), sicher min. Kunst. In das sehr ungünstige, langgezogen dreieckige Bildfeld sind mit höchster Kunst die figurenreichen Bildchen (jagende Löwen, Löwenjagd, Nillandschaft) hineinkomponiert. Auch die kostbaren, mit Gold und Elfenbein verzierten Griffe und die Klingen aus Mykenai mit laufenden Pferden und Greifen in flachem Relief sind wohl min. Werke, die wir aus K. selbst bei dem Fehlen reicher Gräber nur noch nicht belegen können. Zu der äg. beeinflußten Nillandschaft der myk. Dolchklinge tritt die min. beeinflußte Darstellung des äg. Dolches des Königs Kamosis (Band IV Tf. 177 d, e), wie denn auch ein paar kleine äg. Kunstwerke auf K. vorkommen: Statuette des Jebneb (Tf. 59; etwa 18. Jh., aus MM II-Schicht), Alabasterdeckel des Hyksos-Königs Chian (17. Jh., MM III- bis SM I-Schicht; Tf. 42 a); sie sind für die Datierung besonders wichtig. Auch köstliche min. Kleinplastik gibt es in dieser Zeit, kleine und gelegentlich größere Bronzefiguren, bisweilen mit goldenem Schmuck, wundervolle Elfenbeinstatuetten, wie die Schlangengöttin (Band III Tf. 13) in Boston (s. o.) oder die verblüffend kühnen Figürchen von Jünglingen und Mädchen, die zu einer Gruppe von Akrobaten beim Stierspiel gehörten (der Stier wohl aus bemaltem Holz; vgl. Tf. 71). Diese, sowie die merkwürdige Tongruppe eines sich schaukelnden Mädchens, gehen über die eigentlichen Darstellungsmöglichkeiten der Plastik weit hinaus, wären in Griechenland undenkbar und zeigen die Virtuosität, aber auch die Schwäche min. Kunst.

Reliefgefäße, zusammenfassend: Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 242ff. K. Müller; Mon. Lincei 13 (1903) Tf. 1—3; Bossert *Altkreta*[2] 1923 Abb. 87—98. — Normalgewicht: Corolla Numism. in Hon. of Head S. 342 Evans; Bossert Abb. 98. — Zu den myk. Fundstücken s. Mykenische Kultur. — Metallgefäße: Evans *Prehist. Tombs* S. 545; BSA 9 S. 122ff.; *Gournia* Tf. C; Ἐφ. ἀρχ. 1912

Kreta

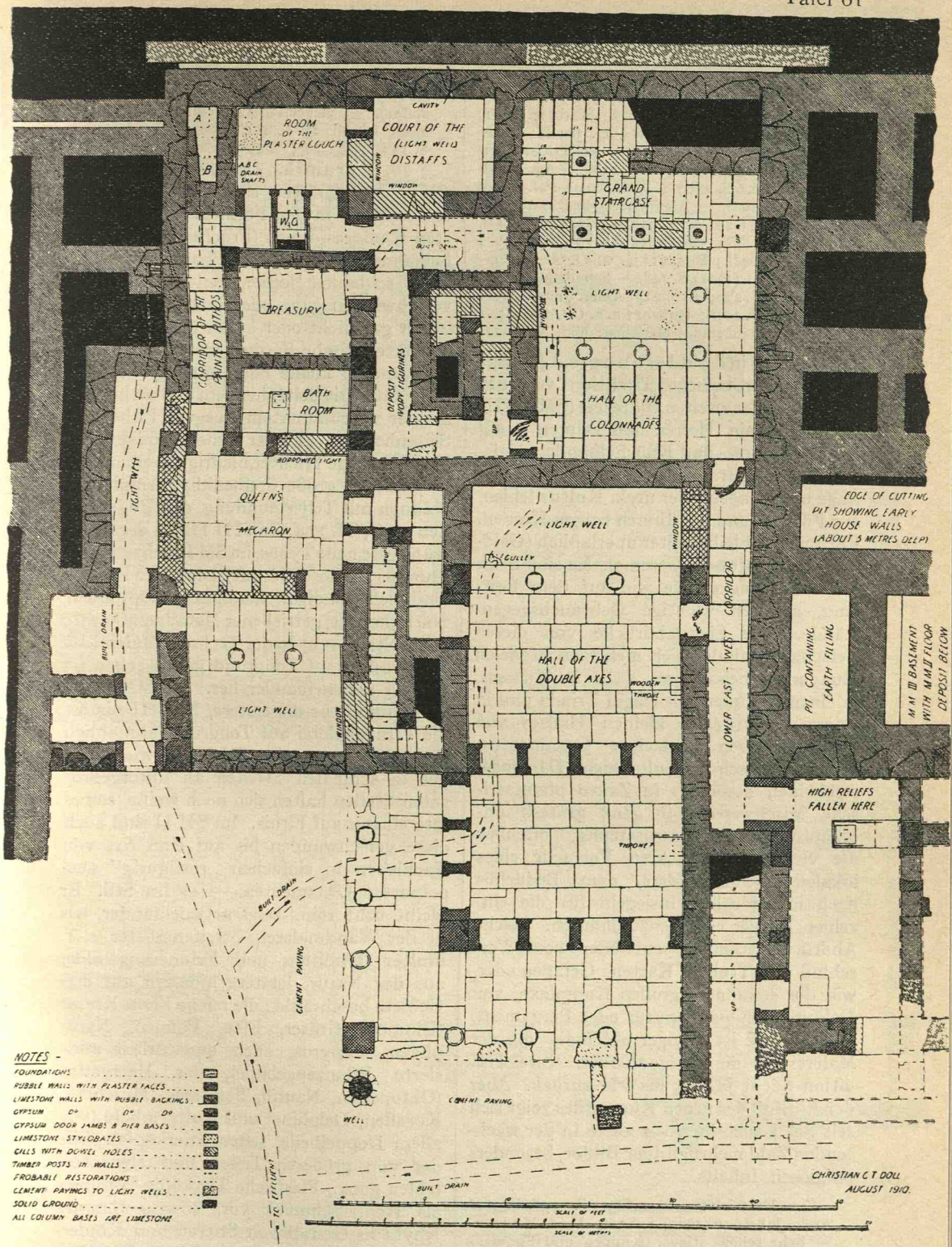
Dioritstatuette des ägyptischen Königs Jebneb. Gefunden in einer MM II b-Schicht des Mittelhofes von Knossos. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 288.

a

b

Kreta

Kamaresvasen: a. Abydos, Ägypten. — b. Anibe, Nubien. Nach D. Fimmen S. 157, 160.



Kreta

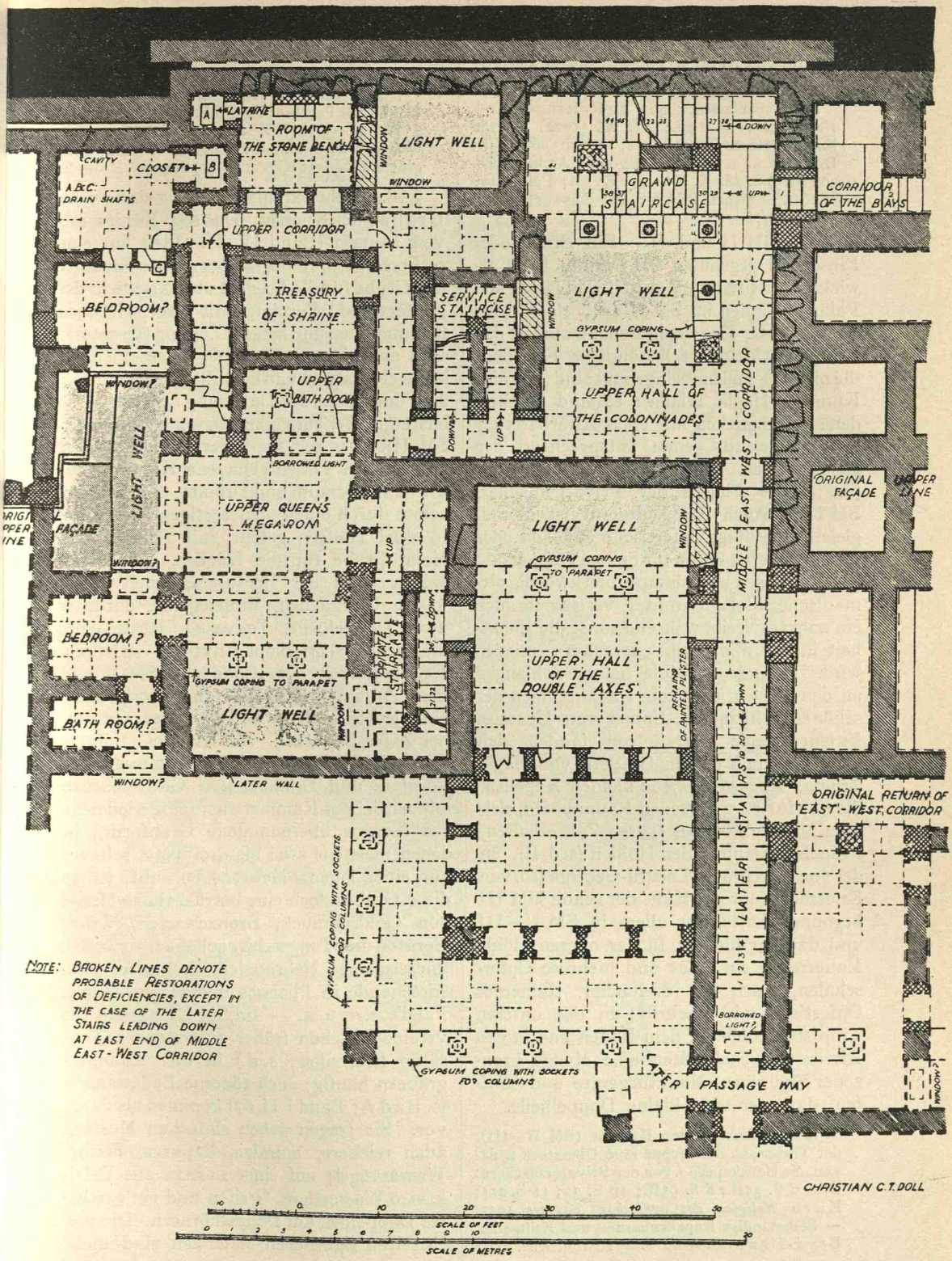
Palast von Knossos. Die Privatgemächer. Plan des Erdgeschosses. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 328/9.

S. 221 Hazzidakis. — Steingefäße: Journ. Inst. Brit. Archit. 1911 S. 295; *Antiq. crét.* III Tf. 29—32; BSA 7 S. 91. — Rhyta: Arch. Jahrb. 26 (1911) S. 249ff. Karo; *Antiq. crét.* I Tf. 39; III Tf. 26—28; Mon. Lincei 14 S. 556. — Trichter aus Obsidian: Ἐφ. ἀρχ. 1912 S. 219. — Äg. Fundstücke: BSA 6 S. 26; 7 S. 63; Evans *Pal. Minos* I 286ff., 419ff. — Kleinplastik in Bronze: *Antiq. crét.* I Tf. 26; Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 65ff. v. Hoorn; Ἐφ. ἀρχ. 1912 Tf. 17; Δελτίον 2 (1916) S. 164ff.; Bossert a. a. O. Abb. 129—142; JHS 41 (1921) S. 248. — Elfenbein: BSA 8 S. 72ff.; 9 S. 279; 10 S. 215; Amer. Journ. Arch. 19 (1915) Tf. 10ff.; Bossert a. a. O. Abb. 117—124. — Schaukelndes Mädchen: ebd. Abb. 112.

§ 15. Auch in der Kleidung (s. d. B) zeigt sich ununterbrochene Tradition von FM bis SM. In der zweiten Blütezeit (SM I—II) tragen die min. Herren und Damen wenig Schmuck: Arm- und Knöchelbänder, Halsketten, kostbare Metallgürtel. Die Ohrringe und Diademe der myk. Kultur fehlen, nur Fürsten und Fürstinnen tragen Kronen. Ein Insiegel bleibt weiter unerläßlich (Goldring, Petschaft oder Gemme). Es sind nicht bloße Schmuckstücke wie auf dem Festland, sondern wichtige Gebrauchsgegenstände. Die Siegelabdrücke von diesen Petschaften finden sich mehrfach in vielen Hunderten beisammen, z. B. in Knossos, in einem Zimmer von Hagia Triada und in einem Raum eines kleinen Hauses von Zakro. Neben einfachen Ornamenten, Tieren, Menschen, Kultszenen, Dämonen, erscheinen besonders in Zakro phantastische Mischwesen, oft ganz grotesk unorganischer Zusammensetzung, offenbar die vielfach mißglückten Versuche eines lokalen Steinschneiders, dem Bedürfnis nach individuellen Insiegeln für die einzelnen Bürger entgegenzukommen. Solche Abdrücke stammen entweder vom Verschluß von Truhen, Kästen, Gefäßen oder, wie die erwähnten großen Komplexe, von Dokumenten aus Papyrus oder Pergament. Die Glyptik ist weniger abhängig von der Malerei als die übrige Kunst. Ihre Tradition reicht ja weit ins FM zurück. Aber der Einfluß des neuen Kunststiles zeigt sich seit SM I auch hier, vor allem in der wachsenden Zahl mehrfiguriger Bilder, besonders religiösen Inhalts.

Zur Entwicklung der Glyptik grundlegend Arch. Jahrb. 40 (1925) S. 85ff. Val. Müller. — Sehr schöne Ringe, Gemmen und Siegelabdrücke: JHS 21 (1901) S. 108, 170, 176ff.; Evans *Scripta Minoa* S. 22; Bossert a. a. O Abb. 315—326 (Jüngeres und Älteres durcheinander). — Siegelabdrücke von Hagia Triada: Mon. Lincei 13 S. 29ff., von Zakro: BSA 7 S. 133; JHS 22 (1902) S. 76ff. Tf. 6—10.

§ 16. Keramik. Zwischen MM III und SM I ist hier ein Einschnitt und Umschwung: a) in den Formen. Die beliebtesten Kamaresformen (Fruchtschale, Schnabelkanne, zweihenkliges bauchiges Gußgefäß, schlanker Becher, steilwandige Tasse) verschwinden ganz oder fast ganz. Neue, bisher gar nicht oder kaum bekannte, sehr charakteristische Formen treten dafür auf: steilwandige kleine oder mittelgroße Vorratsgefäße mit Seitenhenkeln und mehr oder minder verkümmertem Ausguß, Pithoi mit Seitenhenkeln, ei- oder birnenförmige sowie geradwandige Trichter, niedrige, dreihenklige „Pyxiden", große dreihenklige Amphoren, Kannen mit Tellermündung, sog. Bügelkannen (s. d.; Tf. 77 a; Band II Tf. 86; der merkwürdigste neue Typus, im SM I noch selten, in plumper, fußloser Gestalt). Die neuen Formen sind selbständiger keramisch empfunden, Nachahmung getriebener Metallgefäße wird sehr selten. — b) In der Technik. Malerei auf Firnis- und auf Tongrund gehen schon im FM III nebeneinander her. Im MM überwiegt durchaus die erstere, MM III nimmt die Firnismalerei auf Tongrund allmählich breiteren Raum ein, SM I überwiegt sie, nur in schmalen Streifen an untergeordneten Stellen halten sich noch weiße, selten rote Muster auf Firnis. Im SM II sind auch diese verschwunden bis auf eine Art von Nachleben in einfachen „rotfigurig" ausgesparten Ornamenten. — c) Im Stil. Er bleibt echt min., zeigt nebeneinander, wie in der Wandmalerei, Streifenmuster z. T. uralter Tradition und Erinnerungsbilder aus der Natur, letztere indessen auf drei Gebiete beschränkt: die reiche Flora Kretas (Blumen, Gräser, Efeu, Palmen, Nymphäen, Papyrus, auch unnatürlich stilisierte Pflanzengebilde), das Meergetier (Oktopoden, Nautili, Seesterne, Muscheln, Korallen, Delphine) und Kultsymbole (vor allem Doppelbeile, selten Stierköpfe). Bilder von größeren Tieren und Menschen fehlen ganz. Plastische Tierköpfe kommen als Henkelschmuck vor, ebenso tönerne Rhyta in Gestalt von Stieren und Köpfen von Stieren, Hunden u. a. Die großen Vor-



Kreta

Palast von Knossos. Die Privatgemächer. Plan des ersten Stockwerkes. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 328/9.

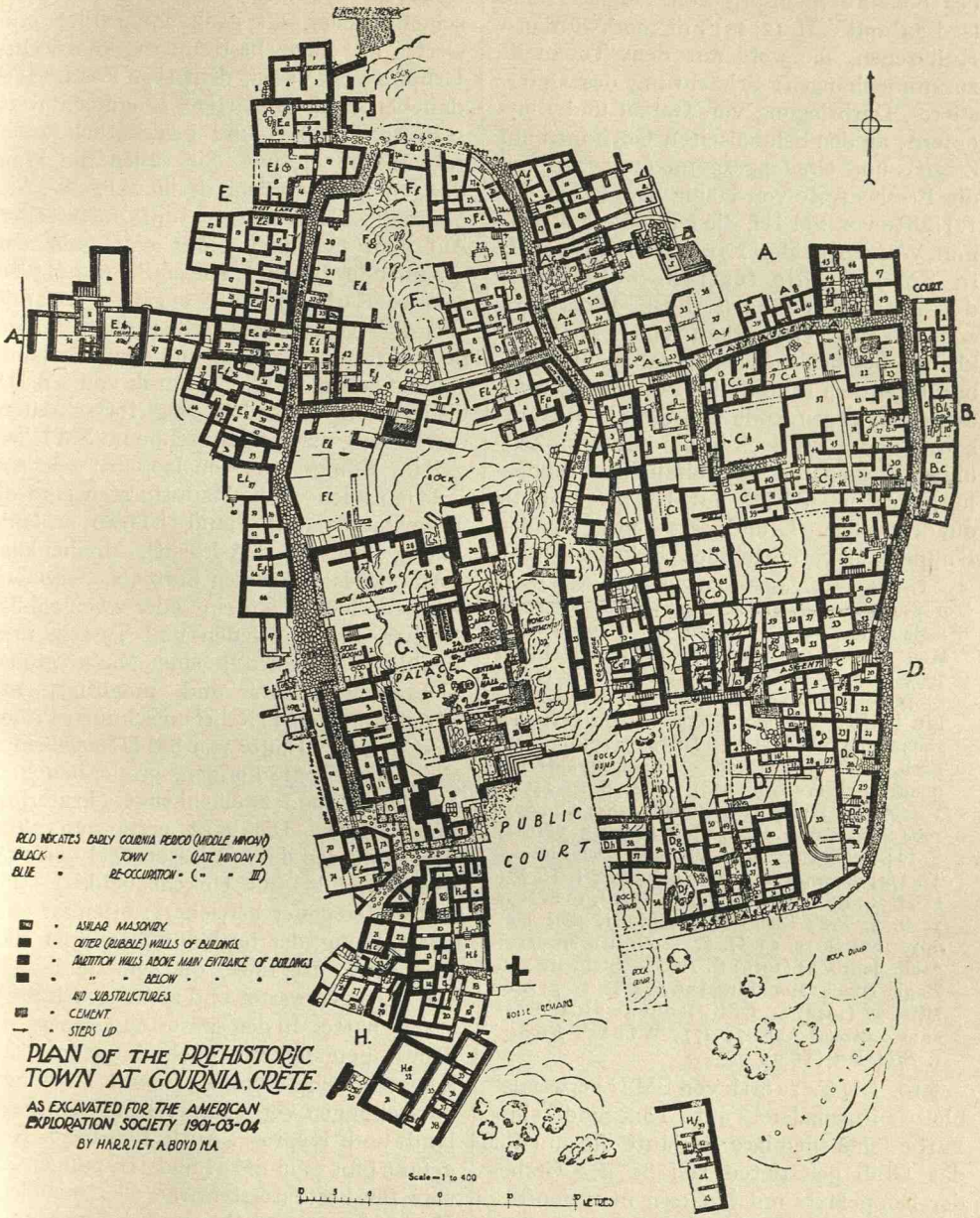
ratsgefäße (Pithoi) werden in dieser Periode geradwandiger, mit Strickmustern in Relief.

Zusammenfassend: gut E. Reisinger *Kret. Vasenmalerei* S. 15ff.; *RE* XI (1922) S. 1782 Karo; JHS 22 (1902) Tf. 12; 23 (1903) S. 191ff.; Bossert a. a. O. Abb. 164—68; Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 282 K. Müller; Evans *Pal. Minos* I 606ff. — Pithoi: BSA 6 S. 22; Bossert a. a. O. Abb. 175/76.

§ 17. SM II und III. Ein Bruch oder Einschnitt gegenüber SM I fehlt. Die Entwicklung schreitet organisch weiter. In den Palästen finden im SM II noch einige Umbauten statt. Das einzig Bedeutsame ist das Auftreten kleiner, selbständiger Kapellen, die nicht in ein Haus eingebaut sind (Gurnia, Kumasa, Hagia Triada): es sind bescheidene Kämmerchen mit einer Altarbank an der Rückwand, genau entsprechend der gleichzeitigen Hauskapelle von Knossos (im S des Flügels der Privatgemächer, SM III). Auch das Kultgerät ist überall gleich, dreifüßige Opfertische aus Ton oder Stuck, tönerne Basen für heilige Doppeläxte (s. d. A), Vasen und plumpe, merkwürdig altmodische Idole, darunter vereinzelt auch ein nacktes Weib, während sonst die Nacktheit in der min. Kunst sorgsam gemieden wird. Einige der Idole haben Schlangen an den Armen, entartete Nachkommen der schönen Schlangengöttinnen von Knossos. Entsprechende Terrakotten fanden sich auch in Prinià und in Gräbern von Hagia Triada. Ebenso wie jene kleinen Kapellen, die nur für 1—2 Personen Raum boten, sich vom MM I ab bis zur späten Zeit erhalten, so auch der Kult in den Höhlen (s. d. B). In der von Psychrò im Lasithi-Gebirge (sö. von Knossos) blüht der Kult, der schon MM III begonnen hatte, vor allem in SM II—III und darüber hinaus: In der oberen Höhle Mauerreste, ein Altar und mehrere Opferschalen, auch ein dreifacher, steinerner Opfertisch mit Inschrift; in der unteren Tropfsteinhöhle auf dem Boden und in den Ritzen der Stalaktiten eine Menge bronzener Figürchen, Miniaturgeräte und -Waffen, darunter viele kleine Doppelbeile.

Jüngste Anlagen von Knossos (SM II—III): der Thronsaal, die Treppe zum Oberstock s. davon, die Hauskapelle s. von den Privatgemächern: BSA 6 S. 35ff.; 8 S. 93ff.; 10 S. 32; 11 S. 211; Karo *Religion des ägäischen Kreises* 1925. — Selbständige Kapellenbauten und Kultgerät: Boyd-Hawes *Gournia* S. 47; Arch. Anz. 1907 S. 108; 1913 S. 119ff.; *Antiq. crét.* I Tf. 26; III Tf. 50; Xanthudides *Vaulted Tombs* Tf. 33; Ath. Mitt. 26 (1901) S. 247ff. Wide. — Höhle von Psychrò: BSA 6 S. 94ff.; *Antiq. crét.* I Tf. 28—30; JHS 21 (1901) S. 114. Die frühere Identifikation mit der diktäischen Zeusgrotte widerlegt Klio 11 (1911) S. 433ff. Beloch.

§ 18. Architektonisch wichtig sind reiche Gräber bei Knossos. Das sog. Königsgrab von Isopata (Band IV Tf. 214b) hat eine rechteckige, spitzbogig überwölbte Kammer mit Grube für die Leichen und Nische in der Hinterwand, Vorplatz mit zwei seitlichen Kämmerchen und langem Zugang (Dromos); alles aus kleinen Blöcken gut geschichtet, leider eingestürzt und beraubt. Doch genügen die Fundstücke zur Datierung (z. T. äg. Alabastergefäße, Tonvasen, ein wenig Schmuck, SM II). Das sog. Grab der Doppeläxte ist eine in den Felsen gehauene Kammer mit kleinem Vorraum und Dromos, die Kammer selbst durch einen pfeilerartigen Vorsprung in zwei Hälften geteilt, mit Bänken und einer Grube für die Leichen. Auch hier waren trotz der Beraubung noch einige kleine Goldsachen, Bronzegerät, darunter zwei Doppelbeile, Tonvasen, Reste eines steinernen Stierkopf-Rhytons erhalten. Etwas jünger, dem Ende von SM II und dem Anfang von SM III angehörig, sind eine Reihe anderer benachbarter Gräber, bei Zafer Papura n. von Knossos, teils in den weichen Fels getriebene Kammern mit Vorplatz und Dromos, teils Grabschachte mit seitlichem Kämmerchen (eine vielleicht aus Kypros übernommene Grabform), in denen meistens zwei bis drei Tote, seltener nur einer lagen. Meistens beraubt, haben diese Gräber doch eine beträchtliche Menge von Goldschmuck, Bronzewaffen, Vasen, Geräten und Tongeschirr geliefert. — Zu den knossischen Nekropolen kommen entsprechende in Phaistos und Hagia Triada, Palaikastro u. a. — Im SM III werden die vereinzelt schon früher auftretenden Tonsärge (Larnakes; s. d.) in den Kammergräbern häufig; auch tönerne Badewannen (s. Bad A; Band I Tf. 67) kommen als Särge vor. Sie tragen neben einfachen Mustern auch reichere, Spiralen, Papyrus, Fische, Wasservögel; auf einer Larnax aus Palaikastro Wassertiere, Greifen und ein gestieltes Doppelbeil auf Doppelhörnern. Die vereinzelten figürlichen Malereien sind meist


RED INDICATES EARLY GOURNIA PERIOD (MIDDLE MINOAN)
BLACK " " TOWN " (LATE MINOAN I)
BLUE " " RE-OCCUPATION " (" " III)
ASHLAR MASONRY.
OUTER (RUBBLE) WALLS OF BUILDINGS.
PARTITION WALLS ABOVE MAIN ENTRANCE OF BUILDINGS
" " BELOW " " "
AND SUBSTRUCTURES.
CEMENT.
STEPS UP.
PLAN OF THE PREHISTORIC TOWN AT GOURNIA, CRETE.
AS EXCAVATED FOR THE AMERICAN EXPLORATION SOCIETY 1901-03-04
BY HARRIET A. BOYD M.A.
PUBLIC COURT
ROCK BOUND
ROCK CONT.
ROCK CONTS.
ROCK CONTD.
ROCK BOUND
ROCK CONTS.
ROCK CONTD.
ROCK BOUND
ROCK CONTS.
ROCK CONTD.
ROCK BOUND

spät und schlecht, inhaltlich hervorragend der bemalte Steinsarg von Hagia Triada (s. d.; Band V Tf. 12, 13) mit merkwürdigen Kultszenen, die wohl mit dem Totenkult zusammenhängen: Schächtung des Opferstieres, Darbringung von Gaben und Blutopfern; an den Schmalseiten Göttinnen auf Ziegen- und Greifengespann (zum Stil vgl. die Freskenreste von Hagia Triada aus der 1. Hälfte von SM III, die letzten erhaltenen min. Wandgemälde). Niemals findet sich in SM I—II die festländische Form des Kuppelgrabes (s. d. B). Diese tritt erst im späteren Verlauf von SM III in kleinen, bescheidenen Exemplaren auf, offenbar unter dem Einfluß des Festlandes, wird dann aber gegen Ende von SM III überaus häufig und greift noch in die nachmin. Zeit über. Neben der gewöhnlichen runden Form erscheint eine auf K. beschränkte quadratischen Grundrisses mit runder Kuppel auf vermittelnden Eckzwickeln.

Gräber: A. Evans *Preh. Tombs Knossos* 1906; ders. *Tomb of the Double Axes* 1915 (= Archaeologia 59 und 65). — Phaistos und Hagia Triada: Mon. Lincei 14 S. 501ff., 710ff., Rendic. Lincei 1902 S. 319. — Tylissos: Ath. Mitt. 38 (1913) S. 45. — Im O von K. zahlreiche Nekropolen: Lit. in *RE* XI 1786 Karo. — Im W bisher ganz wenig bekannt: Ath. Mitt. 35 (1910) S. 150; Arch. Anz. 1915 S. 198. — Kuppelgräber mit quadratischem Grundriß: BSA 8 S. 245ff., 254; Amer. Journ. Arch. 1901 S. 284; Ἐφ. ἀρχ. 1904 S. 23; Anthr. Publ. Univ. Penns. 3, 3 (1914) S. 124. — Tonsärge und Wannen: Mon. Lincei 1 Tf. 1/2; *Gournia* Tf. 10; *Antiq. crét.* I Tf. 27; II Tf. 30; BSA 8 S. 247, 301 Tf. 18/19; 10 S. 229; 12 S. 3; *Preh. Tombs* S. 419ff., 481, 489; Ἐφ. ἀρχ. 1904 S. 39, 53 Tf. 2. — Zu den Mustern: Arch. Jahrb. 34 (1919) S. 104. — Steinsarg von Hagia Triada: Mon. Lincei 19 S. 5 Tf. 1—3; Ath. Mitt. 37 (1912) S. 138ff. Rodenwaldt; Bossert *Altkreta*[2] Abb. 71—77; Winter *Kunstg. i. Bild.* I 3 (Tf. 2).

§ 19. Die Keramik von SM II verwendet bloß Firnismalerei auf Tongrund ohne Farbe (eine singuläre Variante die nur für das Grab gefertigten Gefäße des Grabes der Doppeläxte mit Mustern in stumpfem, leicht löslichen Blau, Rot und Schwarz; Tf. 73). Schlankere, straffer durchgebildete Formen; Hals, Schulter, Fuß werden mehr betont, die Dekoration organischer auf dem Gefäß verteilt, mit wachsender Betonung der getragenen Teile und Unterordnung des Fußes und Halses. Die Streifenmuster werden ärmlicher, meist ganze oder halbe Blattzweige, einfache Wellenlinien und Spiralen, die Pflanzen- und Tierbilder immer schematischer, oft ganz unnatürlich stilisiert; in einer bestimmten knossischen Gruppe von Vasen, dem sog. Palaststil, daneben auch großartige, monumental gestaltete Pflanzen und gelegentlich architektonische Motive. Sie füllen die Wandungen der großen dreihenkligen „Amphoren"; Bügelkannen sind noch selten. Auf dem Festlande blüht eine ganz entsprechende „myk." Keramik (s. Mykenische Kultur), aufs engste verwandt, aber doch gegenüber K. selbständig. Importierte kret. Stücke sind auf dem Festlande äußerst selten. — Die Keramik von SM III, bisher wenig behandelt, zeigt fortschreitenden Verfall, der übrigens schon im SM II (sogar im Königsgrabe von Isopata) gelegentlich merklich wird. Hauptformen sind die Bügelkannen (s. d.; Band II Tf. 86; schlank, kuglig oder flachgedrückt), dreihenklige „Amphoren" kleineren Formats, Schnabelkannen, hochfüßige ein- oder zweihenklige Becher, flache Schalen und Tassen, dreihenklige „Pyxiden"; eine Masse groben Gebrauchsgeschirrs und mächtige, mit Streifenmustern in Relief umschnürte Pithoi. Erst in der 2. Hälfte von SM III erscheinen einige neue späte Formen, große, bauchige Amphoren und zweihenkelige, kraterförmige Näpfe. Die ganz erstarrten alten Muster werden durch Wasservögel (Tf. 74), Fische und bis zur Unkenntlichkeit stilisiertes Meergetier bereichert: offenbar eine Rückbildung der festländischen oder rhodisch-myk. Keramik, die selbständig das kret. Erbe verwertet und zu hoher Blüte gebracht hatte. In den spätesten Gräbern aus dem Übergang zur nachmin.-geom. Zeit kommen auch rohe Tier- und Menschendarstellungen vor, entsprechend dem Festland und Kypros. Auch figürliche Tongefäße gibt es in SM II und III, billigen Ersatz für kostbare steinerne oder metallene Vasen (besonders Stiere und Stierköpfe).

Die Steingefäße zeigen in SM II und zu Anfang von SM III noch eine Nachblüte: es sind vor allem Opferschalen, die anmutigsten in Form eines Lotoskelches, Becher, Schalen, Lampen, daneben Alabastervasen aus Ägypten. Dem entsprechen die Metallgefäße, die neben

alte Formen neue stellen: hochfüßige Becher, Schöpfkellen, Tassen und Näpfe mit steilen Knopfhenkeln, dreifüßige Kochtöpfe. Ganz vereinzelt ein Dreifußkessel mit Ringhenkeln. — Die Waffen entsprechen durchaus den gleichzeitigen festländischen (für MM und SM I fehlt in K. bisher das Material fast ganz): Lanzen, Dolche, Schwerter mit langen Klingen und gehörntem oder gerundetem Heft, ganz spät dann blattförmige Hiebschwerter. Gegen Ende von SM III auch ein paar Eisenwaffen. Schutzwaffen kennen wir nur aus Abbildungen: Helme und Schilde „böotischer" Form. Die min. Herren liebten Krieg und Jagd nicht. — Das Toilettengerät umfaßt bronzene Rasiermesser (für die glattrasierten Kreter unentbehrlich), bronzene Spiegel mit geschnitzten Elfenbeingriffen, Kästchen aus Elfenbein oder Holz mit Einlagen (Tf. 66 b). Der Schmuck aus Gold oder Glaspasten, vor allem Halsketten aus Blüten oder Meertieren, entspricht durchaus dem gleichzeitigen festländischen, ohne sich mit ihm messen zu können, ebenso die Goldringe und Gemmen. Nord. Einfluß zeigt auch das Auftreten der bisher auf K. nicht üblichen Bernsteinperlen. In der 2. Hälfte von SM III erscheinen wie auf dem Festlande die ersten bronzenen Bogenfibeln (s. Fibel C; Band III Tf. 115 a, b).

Keramik: SM II: Evans *Preh. Tombs*, bes. S. 120ff., 156ff.; ders. *Tomb of the Double Axes*, bes. S. 46ff. (die bunten Grabvasen S. 25ff. Tf. 4); JHS 23 (1903) S. 191ff.; Ath. Mitt. 34 (1909) S. 302ff. K. Müller. — SM III: Evans *Preh. Tombs* S. 510ff.; JHS 23 (1903) S. 194ff. Mackenzie; BSA 9 S. 137ff., 153, 315ff.; Mon. Lincei 14 S. 559ff., 637ff., 711; *Gournia* Tf. 10. — Ganz späte Vasengruppen: Mon. Lincei 14 S. 657 Tf. 37/38; *Gournia* Tf. 10, 1—12; BSA 9 S. 318ff.; 10 S. 224; *Preh. Tombs* S. 486ff.; Amer. Journ. Arch. 5 (1901) S. 125ff. Tf. 3/4; Ἐφ. ἀρχ. 1904 Tf. 3. — Figürliche Tongefäße: *Gournia* Tf. 11, 20; Mon. Lincei 14 S. 657; *Antiq. crét.* I Tf. 15; Amer. Journ. Arch. 5 (1901) Tf. 5. — Steingefäße: *Antiq. crét.* I Tf. 37; II Tf. 42; III Tf. 33; Evans *Preh. Tombs* S. 146ff.; *Gournia* Tf. 5. — Metallgefäße: *Preh. Tombs* S. 117ff., 155; Mon. Lincei 14 S. 541ff.; *Gournia* Tf. 4; Ath. Mitt. 45 (1920) S. 129 Karo. — Waffen und Geräte: *Preh. Tombs* S. 105ff. (Bilder von Schutzwaffen: *Preh. Tombs* S. 99; *Tomb of the Double Axes* S. 27; BSA 7 S. 19; *RE* XI 1790 Karo); Mon. Lincei 14 S. 535ff., 549ff.; *Antiq. crét.* II Tf. 35; BSA 11 S. 285; Ἐφ. ἀρχ. 1912 S. 224. — Schmuck: *Preh. Tombs* S. 129ff., 151ff.; Mon. Lincei 14 S. 595—640 Tf. 39. — Gemmen: ebd. S. 519ff., 592ff. Tf. 40; vgl. 13 S. 29ff. Tf. 5/6; eigenartig 14 S. 731ff. = *Antiq. crét.* I Tf. 18. — Bernstein: Rendic. Lincei 1907 S. 299; *Tomb of the Double Axes* S. 42ff.

§ 20. Min. Religion (s. d. B). Im FM kennen wir heilige Höhlen (s. d. B) und als Kultsymbole die Doppelaxt (s. d. A; Labrys; Tf. 43), das bis zum Ende von SM das häufigste und vornehmste seiner Art bleibt und unzählige Male wiederkehrt; häufig erscheinen Doppelbeile gestielt und aufgepflanzt auf einer steinernen, getreppten Basis (Band V Tf. 12) oder auf den ebenfalls als Kultsymbol und Altarbekrönung sehr häufigen Doppelhörnern (s. Horn of Consecration) oder endlich auf einem Stierkopf; bisweilen sind sie mit einer Bandschleife verziert (Tf. 73; vgl. a. Band II Tf. 210). Außer zahlreichen Abbildungen sind mehrere Originalexemplare aus Bronze gefunden, die größten und schönsten in Hagia Triada und Psychrò. Seit MM II–III erscheinen auch andere Kultsymbole: Kreuz, Hakenkreuz, Rad, Schleife. Götterdarstellungen sind seit MM III nachweisbar; unter ihnen überwiegen ganz bedeutend die weiblichen, und ebenso spielen Frauen im Kult als Priesterinnen (bisweilen mit eigenartigem Fellrock), Adorantinnen und Tänzerinnen eine überragende Rolle (Tf. 72 b, c, f). Ein ähnliches Überwiegen weiblicher Gottheiten bieten uns Kleinasien und Syrien mit ihren verschiedenen Wesensformen der großen Göttermutter, die wir auch auf K., begleitet von ihren Löwen, finden (Tf. 72 a). Andere Göttinnen tragen eine Blume oder eine Taube auf dem Haupt. Daneben erscheint eine gewappnete Göttin mit großem Schild (Tf. 72 m), gelegentlich ein Doppelbeil schwingend. Jagdfrohe Göttinnen mit Bogen und Pfeil oder Jagdspeer sind eher selten. Mehrfach wurden schon die schlangenhaltenden weiblichen Figürchen erwähnt. Vereinzelt kommt eine Göttin auf einem Meerungeheuer vor (Tf. 72 g). Wie diese verschiedenen Gottheiten sich zueinander verhalten und voneinander zu trennen sind, läßt sich nicht ermitteln, ebensowenig ihr Verhältnis zu den selten dargestellten männlichen Göttern. Wir wissen nicht einmal, ob in den heiligen Höhlen und Kapellen auch männliche Gottheiten (Tf. 72 c, h) verehrt worden sind. Die Höhle von Psychrò hat nicht mehr als die diktäische zu gelten, darf also auch nicht einfach für

einen min. Vorfahren des späteren beilschwingenden Zeus von K. und Labraunda in Anspruch genommen werden; sie könnte auch einer Göttin heilig gewesen sein. In Knossos, dem „Haus der Labrys", wie es Evans nach den dort besonders häufigen Doppelbeilen nennt, ist bisher nur der Kult weiblicher Gottheiten, vor allem der Schlangengöttin und der Göttin mit den Löwen, nachweisbar. — Niemals sind eigentliche Kultbilder vorhanden. Man wird die elfenbeinernen und tönernen Figürchen als Weihegaben zu fassen haben. In den winzigen Kapellen war ja auch eigentlich gar kein richtiger Kult möglich. Sowohl blutige Opfer (Stierschächtung auf dem Sarge von Hagia Triada), wie vor allem unblutige (Opfertische und Schalen, häufig nur für wenige Tropfen oder Körner ausreichend) lassen sich nachweisen. Prozessionen, Kulttänze, Reigen erscheinen auf Fresken, Gemmen, Steingefäßen. Alles spielt sich im Freien ab. Auch die beliebten Stierspiele stehen wohl mit dem Kult in Zusammenhang. Außer einfachen, würfelförmigen Altären, die meist von Doppelhörnern bekrönt sind, finden wir Opfertische und dreifache, säulengeschmückte Kultfassaden und Umfriedungen heiliger Bäume, aber nie etwas Tempelähnliches. Wenn auch manches Min. in die spätere griech. Religion übergegangen sein muß (Göttermutter — Rhea — Kybele, gewappnete Göttin—Athena), ist jene ihrem Wesen nach doch entschieden ungriech. Dies gilt auch für die min. Dämonenwelt, von der wir erst seit MM III Darstellungen kennen (Tf. 72 i, l, o). Neben gewöhnlichen Tieren, vor allem Löwen, erscheinen auch Greifen (s. d.) und Sphingen ganz unägyptischer Stilisierung als Diener der Gottheiten und Wächter heiliger Gebäude (Greifen des knoss. Thronsaales, Löwentor von Mykenai). Vor allem charakteristisch aber ist eine Unzahl von Mischwesen mit Tierköpfen und oft tierischen Gliedern, die aufrecht gehen wie Menschen. Sie erscheinen nie als hohe Gottheiten, sondern stets in deren Dienste, wie Menschen adorierend, spendend, gabenbringend, Tiere bändigend. Oft sehen sie verkleideten Menschen mit übergestülpten Tierfellen sehr ähnlich. Der Übergang von diesen zu wirklichen Dämonen ist aber schwer nachzuweisen. Auch sie haben gelegentlich in nachmin. Zeit fortgelebt, vor allem der Minotaur (s. d.). — Sehr bezeichnend und ungriech. ist im Kult wie in der ganzen min. Kultur die Scheu vor der Nacktheit, das vollkommene Fehlen alles Erotischen oder gar Obszönen. Götter- und Kult**darstellungen** sind auf K. und dem Festlande im wesentl. gleichartig, dagegen fehlen Kult**stätten** bisher auf dem Festlande, mit Ausnahme des Altars im Hofe von Tiryns und der gewiß heiligen Herde im Megaron von Tiryns und Mykenai, sowie der Kuppelgräber (s. d. B).

Zusammenfassend Karo *Rel. d. äg. Kreises* 1925; Winter *Kunstg. i. Bild.* I 3 S. 92 ff. — Doppelbeile: BSA 8 S. 102 ff. Tf. 18; 9 S. 114; 11 Tf. 1; JHS 21 (1901) S. 106 ff.; 23 (1903) S. 203 ff., 255; *Antiq. crét.* I Tf. 28 f.; II Tf. 11 ff.; Rendic. Lincei 1905 S. 373; Evans *Tomb of the Double Axes* S. 35 ff.; ders. *Pal. Minos* I 423 ff. — Göttin mit Löwen: BSA 8 S. 76; 9 S. 59; JHS 21 (1901) S. 163 ff.; Mon. Lincei 13 S. 44. Ganz spät Amer. Journ. Arch. 1901 S. 148. — Muttergöttin: Ath. Mitt. 35 (1910) S. 149 ff. Prinz. — Gewappnete Göttin: Ath. Mitt. 37 (1912) S. 129 ff.; BSA 8 S. 77; Ἐφ. ἀρχ. 1900 Tf. 3/4. — Göttin mit Taube: BSA 8 S. 99. — Göttin m. Schlange: BSA 9 S. 74 ff.; Amer. Journ. Arch. 1915 Tf. 10 ff.; Evans *Pal. Minos* I 495 ff. — Jagende Göttinnen: Prinz a. a. O. S. 163. — Göttin auf Meerungeheuer: Seager *Mochlos* S. 90 ff.; Ath. Mitt. 35 (1910) S. 343; Rendic. Lincei 1905 S. 375. — Göttererscheinungen: JHS 21 (1901) S. 170 (männl. Gottheit); 22 (1902) S. 77. — Priesterinnen: ebd. S. 78; Mon. Lincei 13 S. 39 ff. — Frauenreigen am Kultbau: JHS 21 (1901) S. 76 ff.; Mon. Lincei 13 S. 42; 14 S. 577; BSA 10 S. 217. — Heilige Bäume: JHS 21 (1901) S. 142, 182 ff. — Sphingen und Greifen: JHS 21 (1901) S. 154 ff.; 22 (1902) S. 87; BSA 11 S. 12; Evans *Pal. Minos* I 701 ff.; Bossert *Altkreta*[2] Abb. 55, 228 ff., 311. — Dämonen: JHS 14 (1894) S. 81 ff.; 21 (1901) S. 101, 117, 168; 22 (1902) S. 78; eigenartig, vielleicht unmin. ein Muschelrelief von Phaistos (Tf. 72 e) Rendic. Lincei 1908 S. 399.

§ 21. Im Verlaufe von SM II (um 1400 v. C.) findet das mächtige min. **Reich** ein jähes Ende, vermutlich infolge von Einfällen und Verwüstungen festländischer Eroberer; aber die kret. **Kultur** lebt noch bis gegen 1200 in den alten Traditionen fort. Die zerstörten Paläste bleiben eine Zeitlang unbewohnt (Schuttschichten zwischen den Fußböden aus SM II und III); dann richten sich offenbar die Epigonen derselben Bevölkerung in einzelnen Teilen der großen Bauten notdürftig wieder ein. In Knossos

und Phaistos wird nur das Nötigste neu gebaut, in Hagia Triada eine immerhin palastähnliche Anlage über den alten Ruinen, ohne jede Rücksicht auf diese, aber auch ohne starke Einwirkung festländischer Bauweise. Von einem „achäischen Herrenhaus" wie in Phylakopi auf Melos (s. d.) ist auch hier keine Rede; ein sehr bescheidenes Haus „achäischen" Grundrisses in der spätesten Schicht von Gurnia (Arch. Jahrb. 27 [1912] S. 38 Oelmann). Von einem Wechsel der Bevölkerung keine Spur! Sogar das Ende der min. Kultur um 1200 v. C. bedeutet keinen gewaltsamen Bruch, sondern ein allmähliches Absterben. Das Min. geht an entlegeneren Orten (Kavusi, Vrokastro, Kurtes u. a.) unmerklich ins Geom. über. Die alten Grabformen, vor allem die kleinen Kuppelgräber, werden noch lange bevorzugt. In der kret. geom. Keramik tauchen im Gegensatz zum Festland immer wieder min. Elemente in Formen, Technik und Ornamenten auf. Die Entwicklung leitet in ununterbrochener Linie vom Ende des Min. bis zum ersten Auftreten orientalisierender Motive im 8.—7. Jh. In den Höhlen von Psychrò und Patsos (unweit Eleutherna im W) dauert der Kult fort. In der erst nach dem Ende der min. Kultur als Kultstätte benutzten Zeus-Höhle am Nordabhang des Ida (s. d.) ist in der Art des Kultes nichts verändert, nur daß der Altar jetzt vor dem Eingang statt im Innern steht. Die uralte Sitte tempelloser Heiligtümer und Umfriedungen für heilige Bäume, ja sogar die Schautreppe von Phaistos findet sich in den nachmin. Städten von Hagia Triada und von Gulàs im ö. K. Die ältesten Tempel (Prinià, Gulàs, Gortyn) sind zwar vermutlich jünger als die geom. Per., zeigen aber noch allerhand Anklänge an min. Bauart. — Trotz diesen vielfachen Beziehungen ist jedoch der Umschwung der Lebensverhältnisse vom 2.—1. Jht. außerordentlich groß. An Stelle des einheitlich regierten, friedlichen min. Reiches tritt eine Zersplitterung in zahlreiche untereinander sich befehdende Städte, die bis zur Eroberung durch die Römer fortdauert. Die Bevölkerung zieht sich aus den ungeschützten min. Stätten auf strategisch günstige, durch Mauern befestigte Bergkuppen zurück. Ein wenigstens teilweiser Wechsel der Bevölkerung, der vor 1200 höchst unwahrscheinlich ist, muß später angenommen werden. Denn die min. Bevölkerung und ihre Kultur und Kunst sind durchaus ungriech.; Reste davon bilden wohl die Eteokreter (s. d.), die ihre fremde Sprache und ihr besonderes Alphabet bis in reife klassische Zeit bewahren. Die neuen Einwanderer und Eroberer waren dagegen zweifellos Griechen (s. d.), obwohl die Gleichsetzung mit Achäern und Dorern gewagt erscheint. Im 7. Jh., der Zeit unserer ältesten Inschriften, war K. im wesentl. ein dor. Land. Die verschiedenen Rassentheorien bleiben höchst unsicher. Auch die Messungen präh. kret. Schädel haben kein klares Resultat ergeben (s. Kreter B). Zweifellos falsch ist es, die min. Kultur den Phönikern oder Syrern zuzuschreiben. Erst ganz spätmyk. Funde und entartete Ausläufer dieser Kunst finden sich in Syrien, unter dem Einfluß der vielleicht aus K. eingewanderten Philister. Die Gleichsetzung der in äg. Urkunden genannten Kefti (s. d.) mit den min. Kretern (s. d.) ist wahrscheinlich, aber nicht sicher erweisbar. Erst eine Entzifferung der kret. Schrift (s. d.) wird in diese Probleme Klarheit bringen können. Die wesentlichste und sicherste Erkenntnis bleibt der ungriech. sogar uneurop. Charakter der min. Kultur und Kunst.

Neubauten in Hagia Triada: Noack *Ovalhaus und Palast in K.* S. 25ff. — Geom. Keramik: Ath. Mitt. 22 (1897) S. 234ff. Wide; BSA 8 S. 248ff.; 12 S. 24ff.; Amer. Journ. Arch. 1897 S. 251ff.; 1901 S. 143ff., 308ff.; Anthr. Publ. Univ. Penns. 3 (1914) S. 94ff.; Buschor *Griech. Vasenmalerei*² S. 41ff.; Evans *Tomb of the Double Axes* S. 17; Arch. Anz. 1908 S. 122. — Höhle von Patsos: Mus. Ital. 2 S. 913ff. — Idäische Höhle: ebd. S. 689ff.; Ath. Mitt. 10 (1885) S. 59. — Heiligtümer von Gulàs und Hagia Triada: ArchfRW. 7 (1904) S. 144ff. Karo; Rendic. Lincei 1905 S. 380ff. — Älteste Tempel: Prinià: Boll. d'Arte 2 (1908) S. 459ff.; Ann. Scuola Ital. Atene 1 (1914) S. 18ff. — Gortyn: Mon. Lincei 1 S. 9ff.; 3 S. 1ff.; 18 S. 181ff. — Nekropole von Arkadia: Liverpool Annals 12 (1925) S. 3ff. Tf. 1—6 D. Levi. — Rassenfragen: Eduard Meyer *G. d. A.*² 1 2 S. 799; Glotta 1 S. 21 Kretschmer; Ath. Mitt. 35 (1910) S. 149ff.; Beloch *Griech. Gesch.* 1² S. 107ff., 128ff.; Ausonia 4 (1909) S. 219ff.; Fimmen *Kret. Myk. Kultur*² S. 181ff. — Eteokret. Inschriften: BSA 8 S. 125ff.; 10 S. 115ff. — Schädelmessungen: Glotz *Civil. égéenne* 1914 S. 71ff.

G. Karo

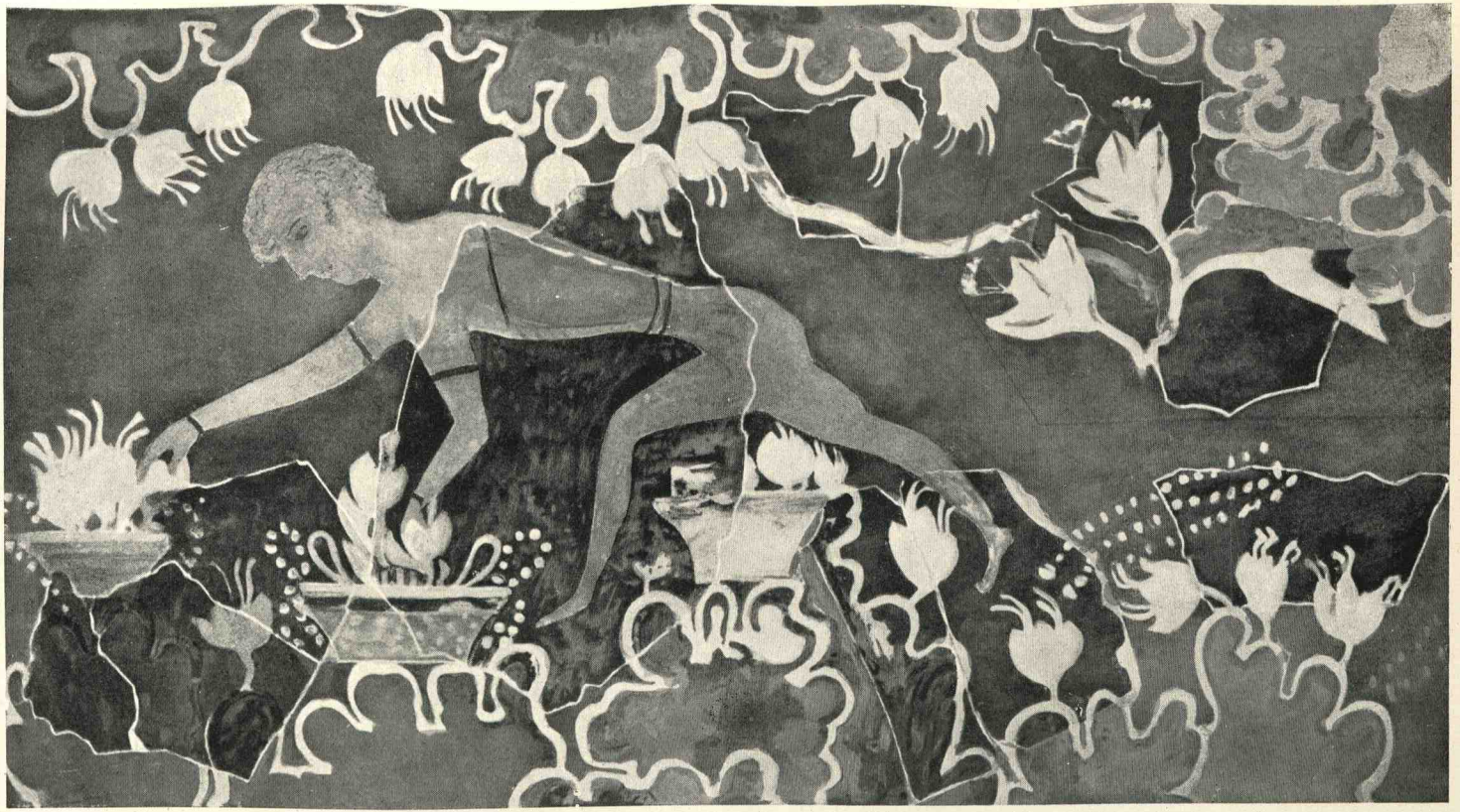
Kreter. A. Archäologie (vom ägypt. Standpunkte). § 1. Unter der Gruppe der Ausländer, die von den Äg. als Naturvölker bezeichnet werden, sind die Hanebu, wie sie in den Listen der Neun-Bogen-Völker (s. d.) heißen, oder die Keftiu (s. d.), die als Teil von ihnen im NR oft genannt werden. Es handelt sich bei den Keftiu um Völker, die am n. Rande des Mittelmeeres wohnen, und zwar von Cypern und Kleinasien über Kreta und die Ägäischen Inseln hinweg bis nach Griechenland und vielleicht auch bis nach Italien hin. Die genaue Bestimmung der fremden Gabenträger in den äg. Reliefs und Wandmalereien ist nicht immer möglich. Die meisten von ihnen haben keine Beischriften, die ihre Herkunft nennen. Dann müssen wir auf Grund ihrer Körperbeschaffenheit, Tracht und Gaben urteilen. Aber auch bei denjenigen Ausländern, die in den hieroglyphischen Beischriften „Keftiu" genannt werden, ist nicht immer genau zu sagen, aus welchem Lande sie kommen. Wenn auch das äg. Wort *Keftiu* mit der hebr. Bezeichnung *Kaptor* für Kreta identisch sein mag, so darf daraus doch noch nicht gefolgert werden, daß alle Keftiu von der Insel Kreta kommen. Eine genaue Festlegung der Gabenträger in den äg. Denkmälern ist auch unter Heranziehung aller Gesichtspunkte nicht möglich, weil die Träger der Keftiu-Kultur gleichmäßig in Kreta, auf anderen Inseln des Ägäischen Meeres, in Griechenland und sogar in Italien nachzuweisen sind. In allen diesen Ländern werden diejenigen Denkmäler und Motive gefunden, die für die Keftiu charakteristisch sind, z. B. Knopfstempel, Tierköpfe aus Gold und Silber, lange Schwerter, Spiralen als Verzierung usw.

§ 2. Bei einigen der dargestellten Keftiu möchte man in besonderen Fällen annehmen, daß es sich in der Tat um Leute handelt, die nicht nur allg. der kret.-myk. Kultur angehören, sondern von der Insel Kreta herkommen. Diese ist als Empfänger äg. Einflusses gut belegt durch eine größere Zahl von Bodenfunden. Im Palast von Knossos sind Gefäße und Fayencearbeiten, auch eine äg. Statue gefunden worden (Tf. 59). Aus Hagia Triada bei Phaistos stammt die Vase mit dem äg. Vorsänger, der mit dem Sistrum in der Hand eine Prozession anführt. Dazu kommen andere Gegenstände äg. Arbeit oder in ägyptisierender Ausführung, die auf Kreta zum Vorschein gekommen sind. Auch von den in Ä. gemachten Bodenfunden an Erzeugnissen der kret.-myk. Kultur weist ein Teil nach Kreta; sie sind verhältnismäßig häufig in Amarna (s. d.; Journal Eg. Arch. 4 [1921] S. 48 Woolley).

§ 3. Bei dieser Sachlage ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich K. in größerer Zahl unter den Keftiu-Leuten befinden, die als Träger der kret.-myk. Kultur von den Äg. abgebildet werden. Bei Vasen aus Metall oder Ton und anderen kunstgewerblichen Arbeiten könnte man ebensogut auf Leute raten, die aus anderen Gegenden kommen, in denen die kret.-myk. Kultur herrscht. Aber die Insel Kreta ist als Hauptsitz und Heimat der höchsten Entwicklung dieser Kultur bekannt und gesichert. Also spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Keftiu in erster Linie K. darstellen, soweit wir nicht aus bestimmten Gründen etwas anderes annehmen müssen. So dürfen wir z. B. einen K. mit gutem Recht in dem Mann sehen, der die silberne Figur eines Stieres trägt; das Tier ist in unäg. Weise, und zwar ganz nach der Art gezeichnet, die wir aus Kreta kennen (Journal Eg. Arch. 4 [1917] S. 187). Ebenso in vielen anderen Fällen. Weiteres s. Ägäischer Einfluß auf Ägypten.

SB. Bayer. Ak. 1912 von Bissing; D. Fimmen *Kretisch-mykenische Kultur*² 1924; Bull. Inst. Franç. Caire 16 (1919) S. 23 Weill; Karo in *RE* s. u. Kreta (1921); Erman-Ranke *Äg.* S. 611, 617. — Kretische Tribute: Wreszinski *Atlas* Tf. 225, 235, 273—77, 334. Roeder

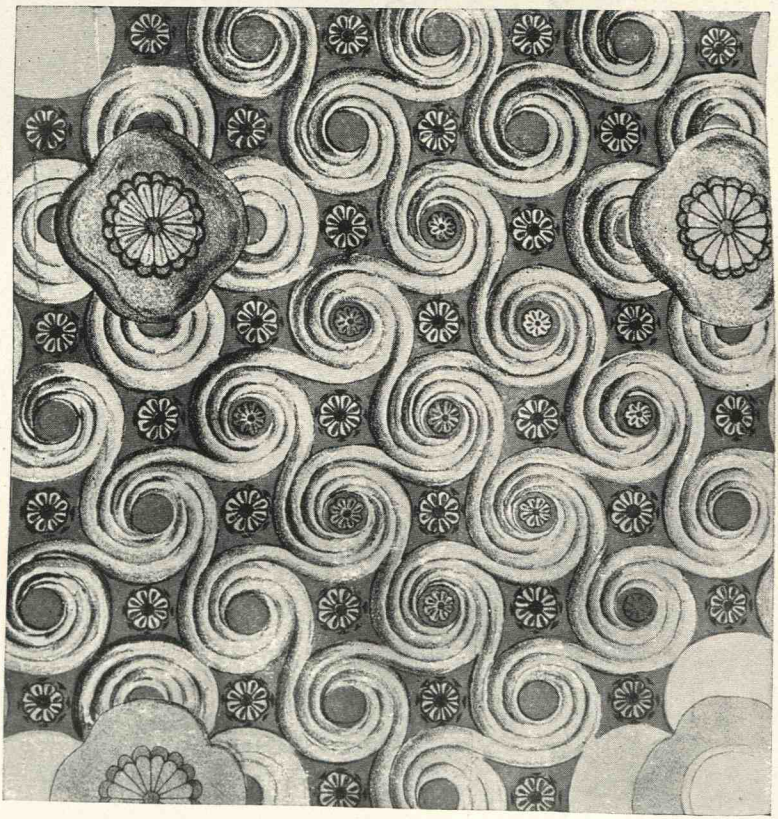
B. Anthropologie. Bevölkerung Kretas in hist. Zeit. Der nordeurop. Rasse angehörende Griechen (Achaier und Dorer) besetzten die Insel, die von dem Rassengemisch der Eteokreter (s. d.) bewohnt war; so kam ein neuer Zuschuß Blonder hinein. Noch heute lassen sich in der Bevölkerung Kretas alle Rassenbestandteile nachweisen, die ans Land kamen: die kurzköpfigen (*Homo tauricus*; s. d.), die der Mittelmeerrasse (*H. mediterraneus*; s. d.; Luschan stellt enge Verwandtschaft des Typus mit Sizilianern und Sardiniern fest)



Kreta

Der „Krokuspflücker". Fresko aus Knossos. MM III. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I Tf. 4.

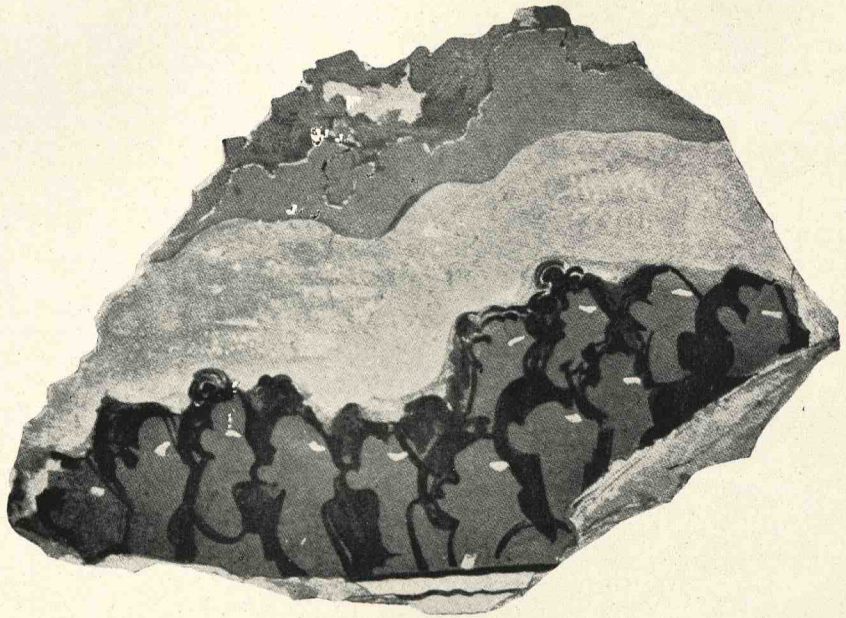
a



b

Kreta

Knossos: a. Bruchstück eines Freskos mit [illegible]



a

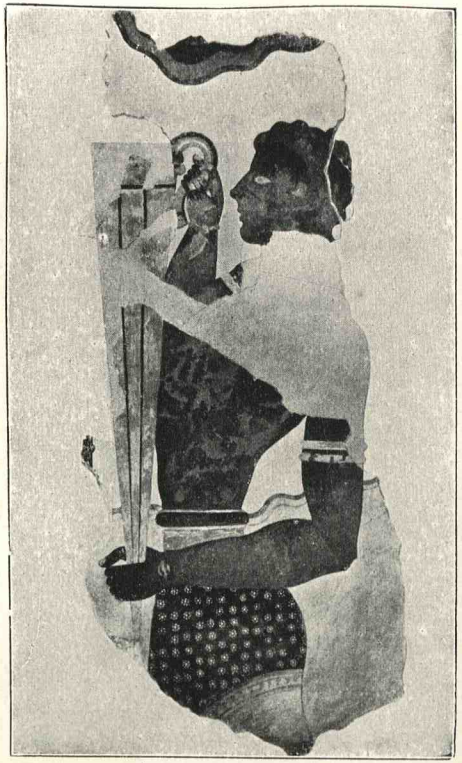
b

Kreta

a. Fresko mit Volksmenge. Knossos. Nach A. J. Evans *Pal. Minos* I 527. — b. Elfenbeinrelief mit Reiherdarstellung. Palaikastro. Nach H. Th. Bossert Abb. 86.

Kreta

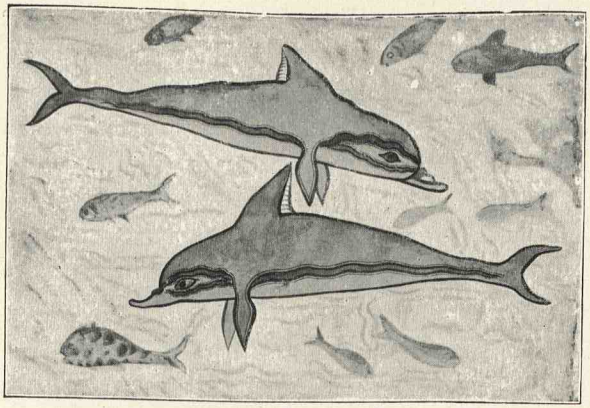
Bruchstück eines Freskos mit Blumen. H. Triada. SM I.
Nach H. Th. Bossert Abb. 65.



a

b

c



d

Kreta

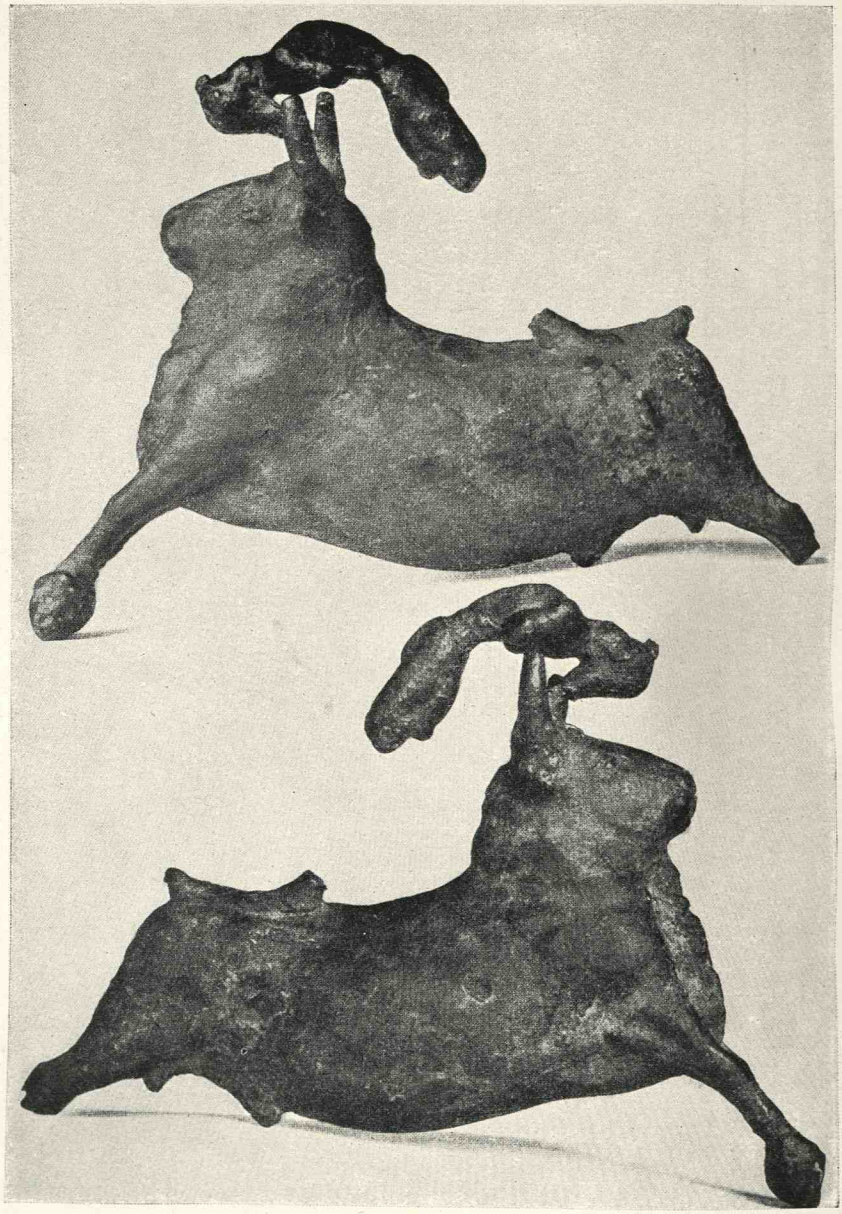
Wandmalereien aus Knossos: a, b, d. SM I/II. — c. MM III. Nach Winter *Kunstg. i. Bild.* I 3 Tf. 84, 87, 91.

Kreta

Rhyton aus schwarzem Steatit (ergänzt). Einlagen aus Bergkristall, weißem und rotem Stein. Knossos. H. 34 cm. Nach H. Th. Bossert Abb. 127.

Kreta

Gewicht aus rotem Stein (Porphyrit?) mit Tintenfischdarstellung. Knossos. H. 42,5 cm.
Nach H. Th. Bossert Abb. 98.

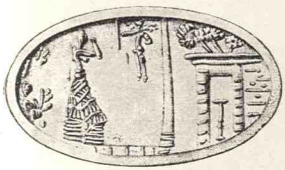


Kreta

Bronzegruppe. Stierspiel (Ansicht von zwei Seiten). H. 11,4 cm.
Nach H. Th. Bossert Abb. 130.

a

b


c

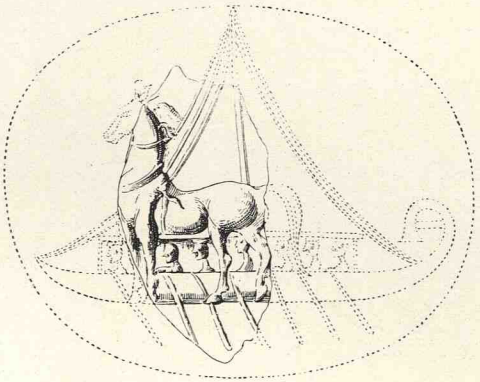
d

e

g

f

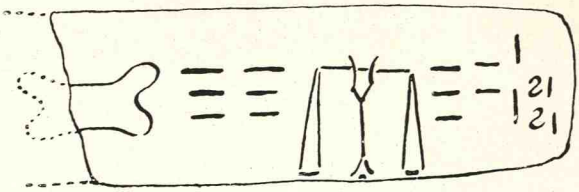
h


k

i

l

m


n

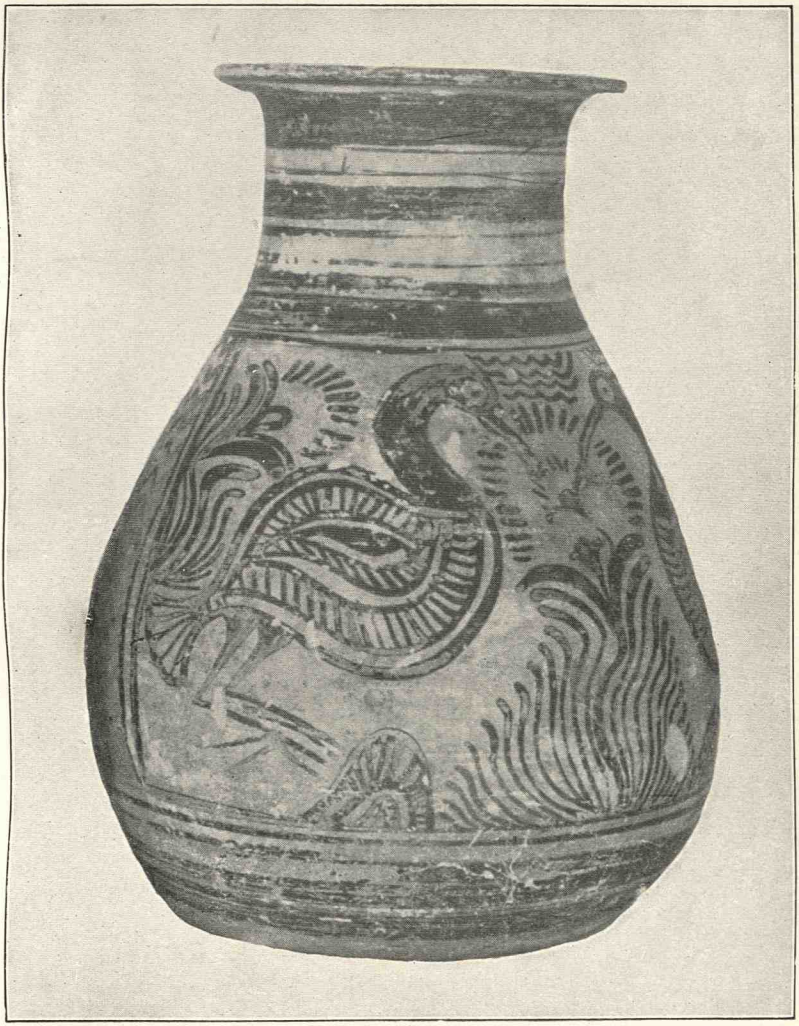
o

Kreta

a. Siegelabdruck. Knossos. Winter *K. i. B.* I 3 Tf. 93. — b. Gemme. Idäische Grotte. Winter Tf. 92. — c. Goldring. Knossos. Winter Tf. 91. — d. Siegelabdruck. Knossos. Winter Tf. 90. — e. Muschel. Phaistos. Winter Tf. 94. — f. Gemme. Winter Tf. 92. — g. Goldring. Mochlos. Winter Tf. 90. — h. Gemme. Kreta. — i, l. Siegelabdrücke. Zakro. Winter Tf. 94. — k, m. Desgl. Knossos. Fimmen S. 114. Winter Tf. 90. — n. Schrifttafel mit Wage. Fimmen S. 123. — o Gemme. Phaistos. Winter Tf. 94.

Kreta

Kanne mit Doppelbeilen (SM II). Hagia Triada. Nach H. Th. Bossert Abb. 170.



Kreta

Vase ägyptisierender Form. SM III. Phaistos. H. ca. 22 cm.
Nach H. Th. Bossert Abb. 172.

und die blonden, großgewachsenen, langköpfigen Angehörigen der nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.).

Pol. Anthr. Rev. 10 (1911) S. 134 ff. K. Penka; Schuchhardt *Alteuropa* 1919; F. v. Luschan *Beiträge z. Anthr. v. Kreta* ZfEthn. 1913 S. 307—393. Reche

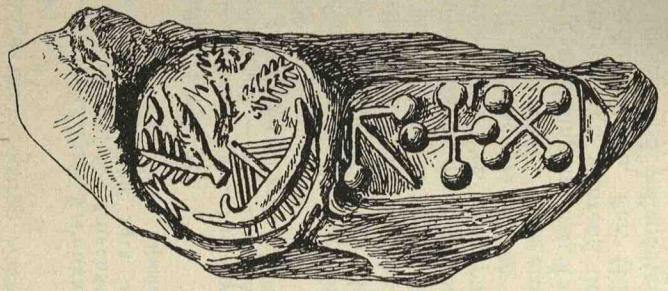
Kretische Schrift (Tf. 75—78).

§ 1. Anfänge einer Schrift. — § 2. Hieroglyphisch-piktographische Schrift. — § 3. Linear A. — § 4. Linear B. — § 5. Ableger der kret. Schrift. — § 6. Entzifferung.

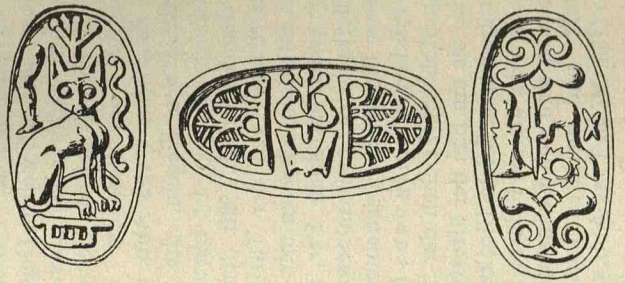
§ 1. Die Anfänge der K. S. gehen in die ältesten Per. der min. Zeit zurück. Schon in der ersten frühmin. Per. tauchen ganz primitive Siegelsteintypen in Kreta auf, rohe, unbeholfene Bilder, deren Prototypen in der letzten präh. Per. Ägyptens zu finden sind (Evans *Scripta Minoa* I 118 ff.; ders. *Pal. Minos* I 68 ff.). Im steten Kontakt mit der Entwicklung der Siegel in Ägypten entfalten die kret. während der zwei darauffolgenden frühmin. Per. (FM II—III) immer reichere und vollendetere Formen, indem sie zu individuellerem Gepräge für den Besitzer gelangen. Evans hat den Einfluß von Ägypten her in den äg.-libyschen Mustern, die für die entsprechenden kret. charakteristisch sind, schlagend nachgewiesen (*Scripta Min.* I 125; *Pal. Minos* I 122 f., 124, Abb. 92). Daneben kommen Prismensiegel auf, welche Gegenstände und Personen, nachweislich auch mit äg. Bildern, mit Hinweis auf das Gewerbe oder die Tätigkeit des Besitzers aufzeigen (Evans *Pal. Minos* I 124 Abb. 93 ABC). Diese Klasse von Siegeln, die nebenbei Amulett-Zeichen tragen, ist besonders für FM III charakteristisch. Mit den Siegeln, die Darstellungen von der Tätigkeit des Besitzers enthalten, scheinen mir die in der folgenden ersten mittelmin. Per. auftretenden „Blockzeichen" zusammenzuhängen. Die ältesten Blockzeichen scheinen eine Art Gruppenzeichen zu sein (Evans *Pal. Minos* I 132 ff. u. Abb. 98), Zeichen der Steinmetzverbände, die am Bau der ältesten Paläste Kretas tätig waren. Solche Blockzeichen auf den Quadern der älteren Paläste in Knossos und Phaistos sind von Evans und Pernier festgestellt und veröffentlicht worden; Evans (*Pal. Minos* I 135 Abb. 99) gibt für Knossos etwa 33 an, Pernier (Mon. Linc. 12 S. 87 ff., 14 S. 431 ff.) für Phaistos etwa 40. Evans bemerkt, daß etwa $^2/_3$ für die beiden Baustätten gemeinsam sind, und daß allem Anschein nach die Arbeiten von derselben Gilde ausgeführt wurden. Solche Steinmetzzeichen sind nach der ansprechenden Vermutung von Evans (*Pal. Minos* I 134) nur eine Kategorie einer großen Gruppe Gildezeichen, die sich, wie auf Blöcken, auch auf Gegenständen aus Bein, Elfenbein, Fayence u. dgl. finden (vgl. das Zeichen auf Krügen: Evans a. a. O. S. 167; das Richtige über diese Zeichen hat schon Reinach Rev. ét gr. 1905 S. 80 ff. gesehen). Sie spielen eine wichtige Rolle, indem sie eins von den Elementen abgeben, aus denen sich die späteren Schriftsysteme auf der Insel entwickelten. Evans weist auf die Übereinstimmung solcher Gildezeichen, besonders der Steinzeichen, mit einer großen Anzahl der späteren hieroglyphisch-piktographischen und linearen Zeichen hin; über die Hälfte der Steinmetzzeichen finden wir in der linearen Klasse wieder. Es ist jedoch zeitlich unmöglich, diese Gildezeichen als zu dem linearen System gehörig zu betrachten (irrtümlich von mir in meinen Untersuchungen *Über die vorgriech. lineare Schrift auf Kreta* 1913 und *Die kretische Linearschrift* Arch. Jahrb. 30 [1915] S. 41 ff.). Sie sind wenigstens zum Teil religiöse Symbole, wie die Doppelaxt, der Stern usw.

§ 2. Neben den Gildezeichen entwickeln sich in der ersten Kulturperiode der älteren Paläste, in Knossos und Phaistos, wo alles einer methodischen Organisation entgegenstrebt, die Anfänge einer systematischen Bilderschrift. Evans hat das älteste System, das die Spezialität von MM I ist, die A-Klasse der hieroglyphischen Gattung benannt (Tf. 75 a; *Scripta Minoa* I 134 ff.; ders. *Pal. Minos* I 195 ff.). Sie kommt hauptsächlich auf etwas länglichen „beadseals" aus Steatit zur Verwendung. Unzweifelhaft gehen die Bilderzeichen direkt auf äg. Muster zurück (vgl. über direkte äg. mythologische und Muster-Entlehnungen: Evans *Pal. Minos* I 200 ff.). Zur vollen Entfaltung kommt diese Schrift erst in der folgenden zweiten mittelmin. Per., in der Blütezeit der älteren Paläste in Knossos und Phaistos, aus welcher Zeit die sog. B-Klasse der hie-

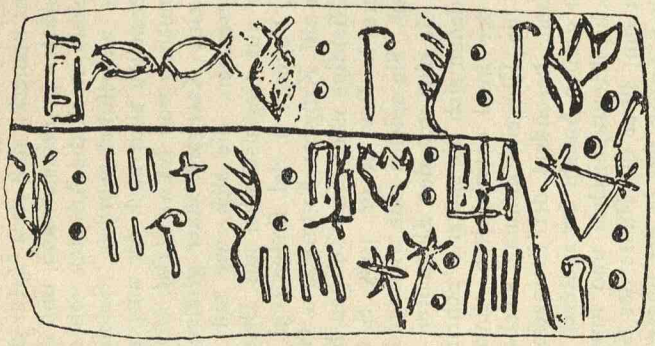
a



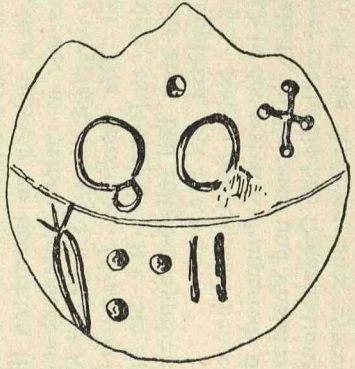
c



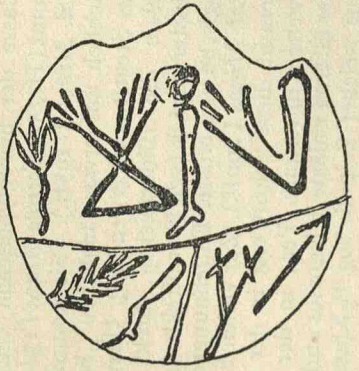
b



d



e



f

Tafel 75

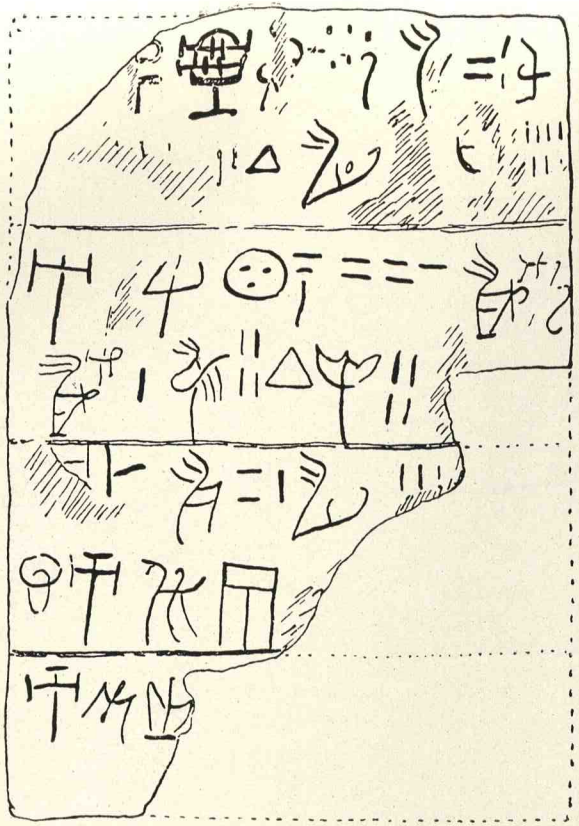
Kretische Schrift

Hieroglyphische Gruppe A: a. — Hieroglyphische Gruppe B: b, c. — Piktographische Gruppe: d—f. — Nach A. J. Evans *Scripta Minoa* I.

roglyphischen Schriftdenkmäler herrührt (Tf. 75 b, c). Der Hauptfund stammt aus dem älteren knossischen Palast (Evans *Scripta Minoa* I 144ff.; ders. *Pal. Minos* I 271—85, wo er auch die Datierung, die er früher in MM III überleitete, jetzt berichtigt; vgl. S. 272, 2). In einem als *The Hieroglyphic Deposit* bezeichneten Raum wurde ein Haufen von Siegelabdrücken, Barren, Täfelchen und Etiketten mit einer entwickelteren Bilderschrift aufgedeckt (Tf. 58, 1). Entsprechende Siegel- und Gemmentypen sind dann auch auf verschiedenen Plätzen gefunden worden (vgl. die Zusammenstellung von Evans *Pal. Minos* I 275 Abb. 204). Häufig im Gebrauch sind drei- oder vierseitige Prismensiegel; die längeren enthalten ganze Bilderschriftformeln (vgl. verschiedene Formen bei Evans a. a. O. Abb. 207). Schließlich begnügt man sich nicht mehr mit Siegelabdrücken, sondern ritzt die Figuren auf Tonbarren, Etiketten oder Tontäfelchen ein, wodurch die hieroglyphische Schriftart einen mehr linearen und kursiven Charakter erhält, „piktographisch", wie sie Evans benannt hat (Tf. 75 d—f; ders. *Scripta Minoa* I 20f., 147f.; ders. *Pal. Minos* I 278 ff.). Proben derselben Schriftart sind nicht nur aus Knossos bekannt, sondern auch in dem älteren Palast in Phaistos und auf anderen Plätzen Kretas haben sich solche gefunden (vgl. den Katalog dieser Inschriften bei Evans *Scripta Minoa* I 149—80). Evans hat 135 verschiedene Zeichen der hieroglyphisch-piktographischen Schriftart festgestellt (vgl. die Tabelle *Scripta Minoa* I 232 f. Abb. 102—3; *Pal. Minos* I 282 Abb. 214), welche Zeichen verschiedenen Gegenstandskomplexen entnommen sind: menschliche Figuren und Teile derselben; Waffen, Werkzeuge, „Implements"; Kultgegenstände und Symbole; Gebäude und Zubehör; Utensilien, Vorräte, Schätze; Schiffe und Marinegegenstände; Tiere und Teile derselben; Insekten; Pflanzen und Bäume; Himmel und Erde. In bezug auf die Entstehung des hieroglyphisch-piktographischen Schriftsystems hat Evans darauf hingewiesen (*Scripta Minoa* I 238ff.; ders. *Pal. Minos* I 280 ff.), daß auch in dieser Hinsicht äg. Einflüsse ganz offenbar zu finden sind (vgl. das Verzeichnis von 11 deutlich äg.-min. Parallelen a. a. O. S. 280 Abb. 212); sie sind jedoch nach seiner Ansicht 'at most of a formative kind' (vgl. seine jüngste Ausführung darüber a. a. O. S. 281). Wie ich glaube schon nachgewiesen zu haben, sind die direkten Zeichenentlehnungen doch erheblich zahlreicher gewesen, als Evans annimmt (vgl. J. Sundwall *Der Ursprung der kret. Schrift* Acta Acad. Aboens. 1 [1920] S. 18ff., wo etwa 46 Parallelen aufgeführt sind); sie können bei so übereinstimmender Zeichnung kein Zufall sein, wie Evans glaubt, um so weniger, als ja das Zahlenzeichensystem, das in den piktographischen Täfelchen ganz ausgebildet auftritt (vgl. Evans *Pal. Minos* I 279 Abb. 211), direkt äg. Einfluß bezeugt (die regen Berührungen zwischen der Insel und dem Nillande zu dieser Zeit gehen auch u. a. aus der Niederlassung kret. Arbeiter ebendort hervor; vgl. Fimmen *Kret.-myk. Kultur*[2] S. 107, 4). Ebenfalls scheinen kret. Maße auf äg. zurückzuführen zu sein (Sundwall *Über kret. Maßzeichen* Acta Acad. Aboens. 4 [1925]). Anderseits ist es aber auch klar, daß dieses kret. Schriftsystem keineswegs dem äg. an Vervollkommnung nahekommt oder überhaupt eine direkte Entlehnung ist, wie z. B. das griech. Alphabet aus dem phön., denn es hat erstens eine große Zahl der Bilder der einheimischen Natur und Kultur entnommen, und ferner wendet es die Zeichen anscheinend nur oder doch hauptsächlich in ideographischer Bedeutung an. Es scheint sehr fraglich, ob die Zeichen auf den Siegeln phonetischen Wert haben, wie Evans annimmt (*Scripta Min.* I 136). Entstanden also durch den Gebrauch persönlicher Zeichen als Symbole, Erkennungs-, Stammzeichen usw., entwickelt sich in den Palästen durch das Bedürfnis der Inventarisierung, Rechnungsführung und urkundlichen Beglaubigung diese erste Art einer wirklichen Schrift. Zahlreiche Siegelabdrücke aus Ton, die den Verschluß von Kästchen und Töpfen bildeten, und die nebenbei Zeichen piktographischen Charakters, von kontrollierenden Beamten angebracht, aufzeigen, perforierte Etiketten und Barren mit eingeritzten piktographischen Zeichen, Tontäfelchen (bis jetzt sind nur zwei Täfelchen bekannt, das eine aus Knossos: *Scripta Min.* I Abb. 97, das andere aus Phaistos: *Pal.*

Minos I Abb. 209; hier liegt vielleicht babyl. Einwirkung vor), das sind alles Dokumente, die diese Schriftgattung schon als ein Instrument der öffentlichen Mitteilung und Kontrolle, obwohl in knappster Form, bezeugen.

§ 3. Mit dem Untergang der älteren Paläste am Ausgang von MM II schwindet auch die hieroglyphisch-piktographische Schriftgattung, und in der Kultur der neuen Paläste tritt eine neue Schriftart in Ausübung, die Evans die „lineare" benannt hat, und zwar die ältere Form davon, die als Linear A bezeichnet worden ist (Tf. 76, 77a; *Scripta Minoa* I 28ff.; Evans hat *Pal. Minos* I 612ff. seine Ansetzung der Entstehung von Linear A bestimmter formuliert). Älteste Proben von A-Linear-Schrift sind in Knossos gefunden worden (die beiden Schalen mit Tintenschrift datiert Evans jetzt in die frühere Hälfte von MM III; *Pal. Minos* I 613f.; das Täfelchen aus Knossos, *Pal. Minos* I 618 Abb. 454, weist eine ältere Form und Zahlzeichen auf, die der vorausgehenden piktographischen nahestehen), die Schrift ist aber für eine etwas jüngere Zeit aus den verschiedensten Teilen Kretas belegt, vor allem stammen unsere Hauptfunde von Hagia Triada aus SM I (Evans *Pal. Minos* I 636). Bis jetzt sind nur noch einzelne Proben publiziert, die zusammenfassende Publikation der Schriftdenkmäler der linearen Gattungen steht noch aus (vgl. die Zusammenstellung der bisherigen Publikationen bei Sundwall *Die kret. Linearschrift* Arch. Jahrb. 30 [1915] S. 41f. Nr. 1—34; einige neue Proben sowie verbesserte Lesungen schon publizierter Funde gibt Evans *Pal. Minos* I 613—46; ferner *Excav. of Palaikastro* An. Brit. Suppl. Pap. 1; einige Täfelchen aus Hagia Triada, von mir in Kreta aufgezeichnet, gebe ich in Umschrift in meinem Aufsatz *Zur Deutung kret. Tontäfelchen* Acta Acad. Aboens. 2 [1920] wieder). Eine vorläufige Übersicht über den Zeichenbestand der A-linearen Schrift habe ich in meinem oben angeführten Aufsatz (Arch. Jahrb. 30 S. 42—51) gegeben. In *Pal. Minos* I 642 Abb. 476 gibt neuerdings auch Evans eine 'Synopsis of signs of advanced Linear Class A'. Während ich etwa 77 Zeichen zu unterscheiden glaubte, hat Evans 90 auf seiner Tafel. Das beruht erstens darauf, daß ich eine Anzahl Ideogramme unter den Schriftzeichen nicht mit aufgezählt hatte, und zweitens, daß wir betreffs einiger Zeichen nicht übereinstimmen (die Abweichungen habe ich behandelt: *Zur Deutung kret. Tontäfelchen* II Acta Acad. Aboens. 4 [1925]). Ich zähle jetzt, nach dem vorliegenden Material zu urteilen, etwa 76 Schriftzeichen. Ein Vergleich mit der älteren hieroglyphisch-piktographischen Schriftgattung lehrt nun, daß die Hälfte der linearen Zeichen, mindestens 36, schon aus dieser bekannt sind, nur zeigen sie jetzt mehr kursive Formen auf. Linear A bezeichnet aber auch in der Schriftausübung und Urkundenform einen entschiedenen Fortschritt gegenüber dem älteren System, die Schriftrichtung ist rechtsläufig, die Zeichen nach rechts gekehrt, die Zeichengruppen sind deutlich durch Punkte oder Striche getrennt (vgl. Evans *Pal. Minos* I 615). Der Gebrauch dieser Schrift ist über das ganze min. Kulturgebiet verbreitet gewesen; auch auf den Inseln und auf dem Festlande sind Proben kret. Schriftzeichen gefunden worden, die diesem System angehören (Evans *Pal. Minos* I 613f., 636ff.; über die Zeichen der Tiryntner Scheiben vgl. meine Ausführungen Arch. Jahrb. 30 S. 57f.; über die übrigen außerkret. Funde s. u.). Nicht nur durch Einritzen auf Tontäfelchen und Gegenständen, sondern auch mit Tinte ist die Schrift zu profanen und religiösen Zwecken ausgeübt worden (Evans *Pal. Minos* I 615ff. und besonders S. 638ff.). Um die Reform, die die A-Schrift darstellt, richtig einschätzen zu können, ist das Verhältnis zu der äg. Schrift zu berücksichtigen, und da ist es auffällig, daß viele Zeichen, die noch nicht als hieroglyphisch-piktographisch belegt waren, überraschende Übereinstimmung mit äg. Hieroglyphen aufweisen (vgl. meine Untersuchung *Der Ursprung der kret. Schrift* Acta Acad. Aboens. 1 [1920]). Die Annahme läßt sich folglich nicht abweisen, daß bei der Entstehung der A-Schrift äg. Einfluß stark mitgewirkt hat, nur ist vorderhand unmöglich zu sagen, wie weit direkte Entlehnungen vorliegen. Daneben weisen zahlreiche Zeichen selbständige kret. Formen auf; vor allem ist es



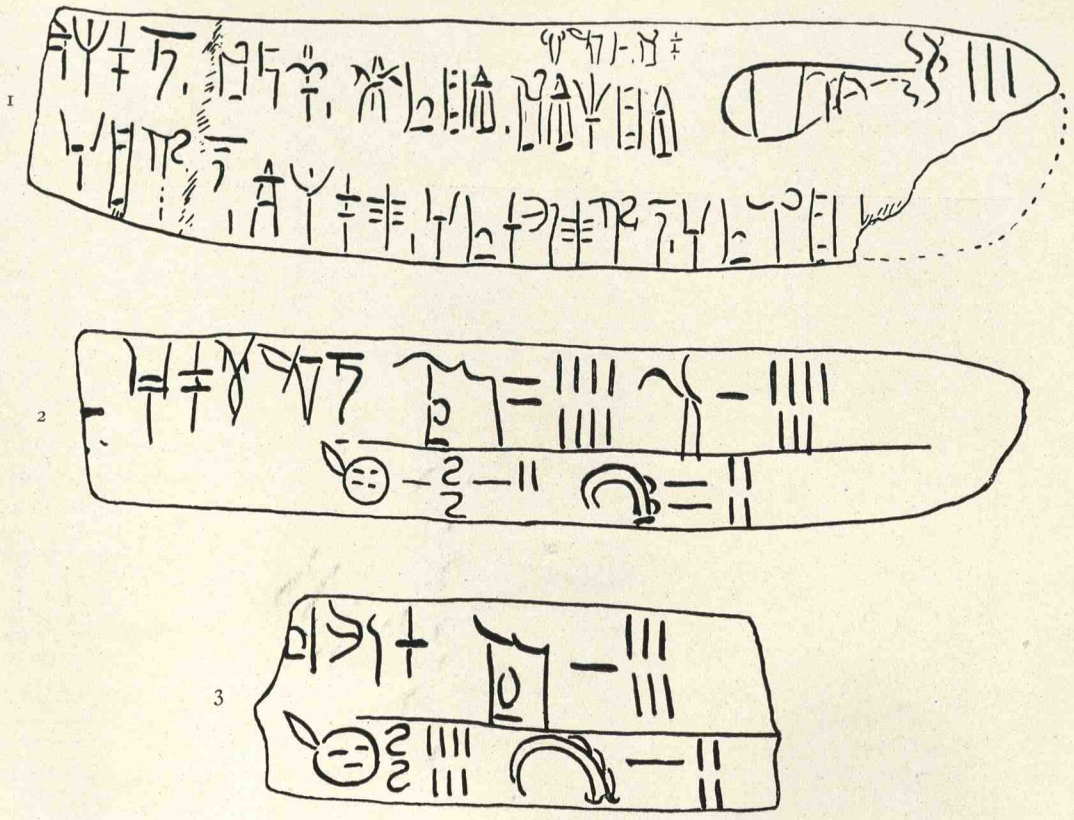
a

b

Kretische Schrift

Lineare Gruppe A: a—b. Nach Ephemeris arch. 1912 und 1909.

a



1

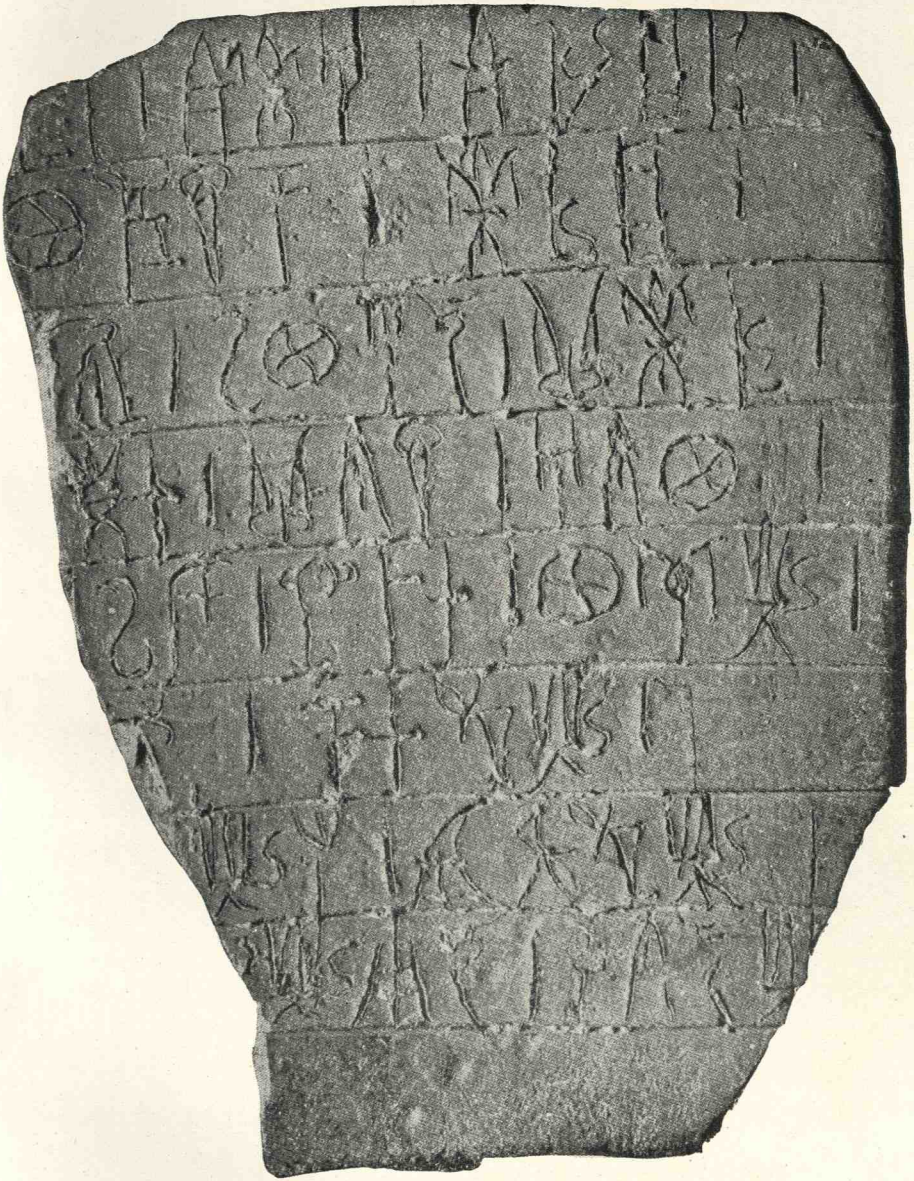
2

3

b

Kretische Schrift

Lineare Gruppe A: a. Bügelkanne aus Orchomenos. — Lineare Gruppe B: b.



Kretische Schrift

Tontafel mit Linearschrift der Klasse B. H. 15 cm. Nach A. J. Evans.

bemerkenswert, daß aus dem einheimischen Befund der Steinmetz- und Gildezeichen viele hier wieder auftauchen, wie denn auch der Gebrauch von zusammengesetzten Zeichen, die unter jenen oft auftreten, in der A-Schrift sehr häufig ist (vgl. Arch. Jahrb. 30 S. 50; Evans *Pal. Minos* I 645). So scheint das lineare A-System durch eine Kombination äg. und einheimischer Elemente entstanden zu sein. Die Zahlzeichen für „eins" und „zehn" werden aus der älteren piktographischen Gattung übernommen, in den jüngeren Täfelchen dann etwas modifiziert, so daß die 10 aus Punkten in horizontale Striche geändert wird. Die Zahlen „hundert" und „tausend" weisen gleich eine neue Form auf (vgl. die Tabelle bei Evans *Pal. Minos* I Abb. 479 u. S. 645; über Bruchzahlen, ihre Bedeutung und Herleitung aus dem Äg. vgl. meine Ausführung *Zur Deut. kret. Tontaf.* Acta Acad. Aboens. 2; über Maßzeichen vgl. meine Beobachtungen *Über kret. Maßzeichen* Acta Acad. Aboens. 4 [1925]). Sicherlich ist diese Schriftreform an einer Stelle gemacht worden, am wahrscheinlichsten in einem der großen jüngeren Paläste von Phaistos oder Knossos, entweder zu hieratischem Gebrauch, wie Evans annimmt (*Pal. Minos* I 636) oder zu verbesserter Rechnungsführung u. dgl., wie es mir eher scheint (vgl. Evans a. a. O. S. 641). Man begnügt sich nicht mehr mit ideographischen Zeichen, sondern drückt vieles, wie etwa Namen oder Sachen, auch mit Zeichen von offenbar phonetischem Lautwert aus. Dieses scheint der hauptsächliche Fortschritt der Reform zu sein, obgleich noch vieles ideographisch bezeichnet wird (vgl. meine Ausführungen über einige ideographische Zeichenausdrücke für Summierung oder Aufbewahrung in den A-Täfelchen *Zur Deutung kret. Tontäfelchen* Acta Acad. Aboens. 2 [1920]) und dieselben Zeichen mehrfach sowohl phonetisch wie ideographisch verwendet werden (vgl. meine Ausführung in Arch. Jahrb. 30 S. 56; dasselbe jetzt auch Evans *Pal. Minos* I 644). Die A-Schrift hat sich auf der Insel wenigstens über SM I hinaus gehalten, ja wahrscheinlich wurde sie weiter neben der knossischen B-Schrift bis zum Untergang der min. Kultur ausgeübt (lokale Variationen mag es mehrere gegeben haben, die Tylissos-Täfelchen sind z. B. viel kalligraphischer ausgeführt als die Hagia Triada-Dokumente).

§ 4. Durch eine neue Reform ist in dem umgebauten knossischen Palaste die lineare A-Gattung zu einem noch geläufigeren Schriftsystem umgemodelt worden, das Evans Linear B genannt hat (Tf. 77b, 78; *Scripta Minoa* I 38ff.). Proben dieser Gattung sind nur in Knossos gefunden worden, sie ist eine sozusagen knossische „Hofkalligraphie", zugleich aber auch ein Ausbau des A-Systems. Das jetzt vorhandene Material besteht aus mehr als 1500 tönernen Urkunden aus SM II (dies ist die eigentl. Zeit der B-Schrift; Evans *Pal. Minos* I 645), deren Publikation noch nicht erfolgt ist (die Belegstellen der bisher veröffentlichten Proben habe ich Arch. Jahrb. 30 S. 42 Nr. 46—64 gegeben; vgl. außerdem noch BSA 6 Tf. 1 und Hall *Aegean Archaeology* Tf. 33, 1). Etwa 64 Schriftzeichen lassen sich bis jetzt ermitteln (zu den 60, die ich Arch. Jahrb. 30 S. 51—55 festgestellt hatte, kommen noch 4, die Evans *Pal. Minos* I Abb. 477 angibt), von denen etwa 48 in der A-Gattung schon belegt sind (von diesen ist etwa die Hälfte schon hieroglyphisch-piktographisch überliefert), während die übrigen 16 Zeichen als für die B-Gattung spezifisch anzunehmen wären (diese Zahlen sind natürlich nur als relativ anzusehen). Ich habe schon früher entgegen der Ansicht von Evans (*Pal. Minos* I 645) dargelegt, daß das B-System als eine Weiterbildung des A betrachtet werden muß (Arch. Jahrb. 30 S. 56 f.; so auch Karo in *RE* s. v. Kreta). Die von Evans hervorgehobene größere Ähnlichkeit mit den Prototypen der Zeichen ist einfach auf die Kalligraphie der knossischen Schreiber zurückzuführen. Die saubere, rechtsläufige und in Zeilen, Absätzen und Wortabteilungen wohlgeordnete Schrift der knossischen B-Schriftdenkmäler, die meistens aus länglichen, schmalen Tonleisten bestehen, bezeichnet in der Tat einen entschiedenen Fortschritt gegenüber den A-Täfelchen. (Zusammensetzungen von Zeichen kommen nicht vor; Ideogramme werden deutlich durch Zeichnung hervorgehoben [*Scripta Minoa* I 47], die Maßzeichen neu geregelt [Sundwall *Über kret. Maßzeichen* Acta Acad. Aboens. 4]; vgl. über die

systematische Ordnung der Archive und Inventare Evans *Scripta Minoa* I 44; BSA 8 S. 75ff.; größere Täfelchen mit Namenverzeichnissen oder Paragraphen sind auch gefunden worden, ebenso sind Urkunden aus vergänglichem Material anzunehmen.) Die phonetische Schreibweise scheint üblicher zu sein als in A (vgl. meine neuesten Ausführungen *Zur Deutung kret. Tontäf.* II Acta Acad. Aboens. 4 [1925]). Nach dem Untergang des knossischen Palastes wird die B-Schrift in dem noch bewohnten Teile weiter ausgeübt, schwindet aber allmählich mit den letzten Phasen der min. Kultur während SM III (Evans *Scr. Min.* I 54ff.).

§ 5. Mit den ältesten kret. Gildezeichen parallele Erscheinungen sind auch auf anderen Plätzen des ägäischen und Balkangebietes, vor allem in Troja, zutage getreten, ohne daß irgendwelche direkte Einwirkungen nachgewiesen werden könnten (Evans *Scr. Min.* I 6f.). Dagegen sind auf dem griech. Festlande Schriftproben aus myk. Zeit gefunden worden, die als Beweis für das Vorhandensein eines festländischen Ablegers der K. S. betrachtet worden sind (Evans *Scr. Min.* I 55ff.). Die Funde könnten aber von kret. Leuten herrühren und als kret. angesehen werden, und diese Annahme wird durch die Erwägungen allg. Art über die myk. Kultur befürwortet (Rodenwaldt *Der Fries des Megarons von Mykenai* 1921 S. 49ff.; vgl. oben über die in Tiryns gemachten Proben von A-linearer Schrift auf spätmyk. Bügelkannen; über die Schriftfunde in Theben liegt mir keine Veröffentlichung vor; soweit nicht die anderen auf dem Festlande gemachten Funde direkt aus Kreta importiert sind, steht nichts im Wege, sie als Erzeugnisse kret. Leute an den Festlandsburgen zu betrachten, und es liegt noch kein Grund für die Annahme vor, daß die myk. Fürsten für eigenen Gebrauch und in eigener Sprache die K. S. benutzt hätten; die Schriftproben sind sämtlich, soviel ich sehen kann, dem linearen A-System entnommen; eine vorgriech. Schrift in Thessalien glaubt Giannopulos aus Funden erschließen zu können Ἐφ. ἀρχ. 1915, deren Alter mir nicht genug verbürgt erscheint). Anders steht die Sache mit Zypern (s. Kypros), das in spätmin. Zeit von Kreta her besiedelt worden ist, und wo auch kret. Schriftproben gefunden worden sind (Evans *Scr. Min.* I 70; Fimmens Bedenken [*Kret.-myk. Kultur*² 1924 S. 105] gegen eine min. Besiedlung kann ich nicht teilen, da die Übertragung der Schrift sonst nicht erklärt werden könnte, allerdings kann eine Besiedlung erst in SM II und der Folgezeit erfolgt sein). Hier hat sich dann aus der K. S. — auch hier anscheinend das A-lineare System — das zypr. Syllabaralphabet, wenigstens in seinem Hauptbestandteile, gebildet, wie aus den übereinstimmenden Zeichen beider Systeme festzustellen ist (vgl. meine Ausführungen Arch. Jahrb. 30 S. 57f.; die Ausbildung des zypr. Alphabets erfolgte vor der Übernahme des phön. durch die Griechen). Dagegen bestehen Bedenken gegen die Annahme eines mit dem kret. parallelen Systems in Kleinasien, aus dem die Komplementärzeichen der kleinas. epichorischen Alphabete abgeleitet worden wären (Evans *Scr. Min.* I 61ff.), denn erstens ist eine solche Schrift nicht belegt, und zweitens sind diese Komplementärzeichen am nächsten aus der zypr. Schrift herzuleiten, woher ja das karische Alphabet auch andere Zeichen geborgt hat (Gardthausen in *RE* s. v. Kleinasiatische Alphabete). S. a. Schrift C.

§ 6. Die Enträtselung der kret. Schriftdenkmäler, aus der man die Antwort auf so viele ungelöste Fragen der griech. Vorgeschichte erwartet, ist der Forschung noch nicht gelungen. Einen voreiligen Versuch machte schon Kluge (*Die Schrift der Mykenier* 1897), der an den falschen Prämissen scheitern mußte (vgl. darüber Larfeld *Griech. Epigr.*³; Müller *Handb.* I 5 [1914] S. 198ff.). Die methodische Untersuchung der kret. Schriftentwicklung muß davon ausgehen, daß den ältesten, hieroglyphischen Schriftzeichen weniger wahrscheinlich ein Lautwert zuzuschreiben ist als den jüngeren linearen Schriftzeichen. So scheinen auch die jüngsten Versuche von Burrage (Harvard Studies in Class. Phil. 32 [1921] S. 177—83) und Stowell (Am. Journ. Arch. 1924), die Bilderzeichen *Scr. Min.* I phonetisch zu lesen, schon methodisch verfehlt. Von einem lautlichen Verständnis sind wir noch weit entfernt, inhaltlich läßt sich dagegen aus den

a

b

c

d

e

f

Kretz

Neolithische Gefäße des Plaidter Typus. Nach Monteliusfestschrift 1913 S. 39 f.

linearen Täfelchen allerlei feststellen: religiöse Formeln, Inventare und Verzeichnisse mit den Schlußsummen, Namen u. dgl., wie die Ideogramme lehren (vgl. die Ausführungen von Evans über wiederkehrende Kultzeichengruppen *Pal. Minos* I 625; ferner über Talent- und Drachmenzeichen Corolla Numism. S. 361 u. *Pal. Minos* I 619; über Ideogramme der B-Täfelchen *Scr. Min.* I 47; über den Inhalt mehrerer A-Täfelchen vgl. meine Ausführungen *Zur Deutung kret. Tontäf.* Acta Acad. Aboens. 2, wo ich den Sinn gewisser Zeichengruppen als Summierungsphrase, als Besitzphrase zu erkennen glaube). Aus den linearen B-Urkunden, deren systematische Aufbewahrung festgestellt wurde, wird sich vielleicht der Inhalt des Textes noch näher bestimmen lassen, wenn sie einmal publiziert vorliegen. Von ihnen wird man auch zunächst ausgehen müssen, wenn es gilt, das lautliche Problem in Angriff zu nehmen.

J. Sundwall

Kretz (bei Andernach, Rheinlande). Einige besonders schöne Gefäße des Plaidter Typus (s. d.; Tf. 79) aus Gräbern bei K. befinden sich im Präh. Mus. Köln.

Präh. Z. 2 (1910) S. 53 Abb. 2 E. Anthes; Montelius-Festschrift 1913 S. 39 Rademacher.

W. Bremer

Kreuz. Wie bei so vielen Motiven ist auch beim K. die Frage nach Entstehung und Bedeutung — ob rein dekorativ oder sinnbildlichen Inhalts — in den einzelnen Fällen durchaus verschieden zu beantworten. — Während die Füllung kreisrunder Flächen durch zwei senkrecht aufeinanderstehende Durchmesser oder von viereckigen Feldern durch sich kreuzende Diagonalen (z. B. beim Metopenband) aus rein ornamentalen Gründen erfolgen kann, erhält das nicht umrahmte Kreuz eine so große selbständige Bedeutung, daß sein Charakter als Wahrzeichen naheliegt. — Über die von Montelius nachgewiesene Entwicklung des Sonnenrades zum vierarmigen K. s. Radornament. Schon in der StZ treten aber Kreuzmotive auf, die nicht auf das Radkreuz zurückgeführt werden können. An den „Tontrommeln" der Bernburger Keramik begegnet das K. mit Querbalken (Krückenkreuz), nicht aber das Radkreuz. Das gleiche gilt für vereinzelte Beispiele in der Spiral-Mäander-Keramik (Wetterau; Präh. Z. 2 [1910] S. 55 Abb. 3). In der böhm. Schnurkeramik erscheint das K. aus 4 sich berührenden oder verwachsenen Dreiecken (Kosteletz, Schlaner Berg, Prerau). In der Gefäßverzierung des Laibacher Moores kann das K. wiederum als eine Spielart des dort so beliebten Treppenmusters ohne tiefere inhaltliche Bedeutung betrachtet werden. Auf trojanischen Tonwirteln finden sich isolierte Kreuzzeichen mit gegabelten Enden, die mit den dort öfters vorkommenden degenerierten Tiergestalten zusammenhängen können. Auf dem Nabel (Vulva?) der trojanischen Gesichtsurnen erscheint abwechselnd das Hakenkreuz, Radkreuz und ein K. mit 4 Punkten in den Feldern; hier ist die enge Verwandtschaft dieser drei Zeichen offensichtlich. Ohne aus dem Radkreuz abgeleitet werden zu können, erscheint das einfache, gleicharmige K. auf Siegelzylindern (Cypern; Ohnefalsch-Richter *Kypros* usw. Tf. 28 Abb. 22); unter den Votivgegenständen aus dem Palaste von Knossos; auf Fibelplatten und Rasiermessern der letzten Stufen der ital. BZ (oft aus Dreiecken zusammengestellt). Auch bei den vereinzelt in den schwed. Felsenzeichnungen (s. d. A) anzutreffenden Kreuzen mit vier Punkten in den Feldern oder mit in einer Spirale endenden Armen ist Zusammenhang mit dem Radkreuz nicht wahrscheinlich. — In der früheren EZ bietet der Bronzeschmuck Ost- und Mitteleuropas gute Beispiele vom Übergang des Radkreuzes zum K.; in der schles. Vasenmalerei erinnert das Motiv eines K. mit Strahlenkranz unmittelbar an das Radkreuz; bei den sehr verbreiteten K. als Bodenmarken der Tongefäße (Süddeutschland, Niederlausitz) ist an diesen Zusammenhang wieder nicht zu denken. — In einer bestimmten Gattung nordd.-dän. Fibeln der Spätlatènezeit begegnen emailgefüllte Kreuze an auffälligster Stelle, nämlich auf den den Bügel schmückenden Bronzekugeln. Es ist möglich, daß in diesem Fall das sehr auffällig angebrachte Motiv mit der typisch kelt. Wirbelverzierung auf Bronzeknöpfen und Halbkugeln zusammenhängt (Undset *Eisen* Abb. 58, 59,

89, 90, 87, 154). Trotz seines häufigen Vorkommens tritt aber doch das einfache K. in der gesamten früheren EZ Süd- und Mitteleuropas sowie in der späteren EZ Galliens gegen das Radkreuz zurück, so daß von einer allgemeineren und fortschreitenden Ablösung eines dieser Zeichen durch das andere nicht gesprochen werden kann.

Déchelette *Manuel* II 1 S. 459ff.; Hoernes *Urgesch.* 1898 S. 335ff.; Niederlaus. Mitt. 1 S. 114, 4 S. 245 Jentsch; Archiv f. Anthr. 20 (1891) S. 17 Senf. F. A. v. Scheltema

Kreuzbalkenfibel s. Fibel A § 8.

Kreuzförmige Steinkeule s. Nordischer Kreis A § 4 d 5.

Kreuzlingen (Kanton Thurgau, Schweiz; Tf. 80). 2 km vom Bodensee entfernt, 100 m über ihm liegend, befindet sich beim Gaisberg eine Grabhügelgruppe, die 1840, 1890 und 1907 ausgegraben worden ist. Es handelt sich um 7 Tumuli, die mit den Hügeln vom Sangen bei Ermatingen (Thurgau) und Ossingen (Kanton Zürich) zum Alb-Salemer-Kulturkreis der HZ gehören. Nr. 1: Aschenschicht auf dem natürlichen Boden und Steinkammer mit 9 Urnen. Darüber Stein- und Erdaufschüttung. Nr. 2: Dm 15—20 m, H. 2 m. 5 Urnen, 6 Schalen, 6 halbkugelige Näpfe, darunter zwei mit inwendig gemaltem, roten Kreuz. Nr. 3: Dm 16—20 m, H. 1 m. Halbkreisförmige Steinsetzung mit Feuerstätte und vielen Scherben. Nr. 4: Durch eine Weganlage halb zerstört. Feuerstelle und Scherben einer roten Urne. Nr. 5: Dm 9 m, H. 1,5 m. Unter der Steinsetzung eine Urne mit roter Schale, 3 ineinandergestellte Töpfe, Schweinsknochen, Bronzemesser und Bronzeohrring. Nr. 6: Dm 9,6 m, H. 2,5 m. Unter der Steinsetzung 3 Urnen. Nr. 7: Äußerlich kaum sichtbar. Halbkreisförmige Steinsetzung mit zwei schwarzen und zwei roten Urnen. Die Funde liegen im Schweiz. Landesmuseum in Zürich und im Rosgarten-Museum in Konstanz. Sie gehören vornehmlich dem Ende der HZ an.

Anz. f. schweiz. AK. 1909 S. 1ff.; Keller und Reinerth *Urgeschichte des Thurgaus* 1925 S. 79, 204. Keller-Tarnuzzer

Krieg. S. a. Heer. — Die Kämpfe unter niedrigen Primitiven beschränken sich gewöhnlich auf Vergeltung durch Blutrache, teils durch Einzelne, teils durch Familien oder Sippen. Eigentliche Kriege werden erst des Beutemachens wegen geführt, sie setzen also bewegliche Werte, Wirtschaftswerte von größerer Bedeutung, voraus, die vor allem in Vieh und Frauen bestehen. Namentlich in sozial geschichteten Gemeinwesen bildet sich eine Wehrmacht heraus, die dann gewöhnlich auch nach einer bestimmten herkömmlichen Methode ihre Kämpfe führt.

S. a. Blutrache, Bürgschaft A, Fehde, Wüstung. Thurnwald

Kriegerische Frauenorganisation s. Frauenorganisationen (Kriegerische).

Kriegervase (Mykenische) s. Vase B 1.

Kriegsschiff s. Schiff.

Kriegstracht s. Kleidung.

Krim s. Südrußland.

Kristall s. Bergkristall, Brille, Edelstein, Einlage, Lupe, Stein D 1.

Kristiansund (Norwegen) s. „Flintplätze" (Norwegische) § 1, Lyngby-Kultur, Nordischer Kreis A § 1.

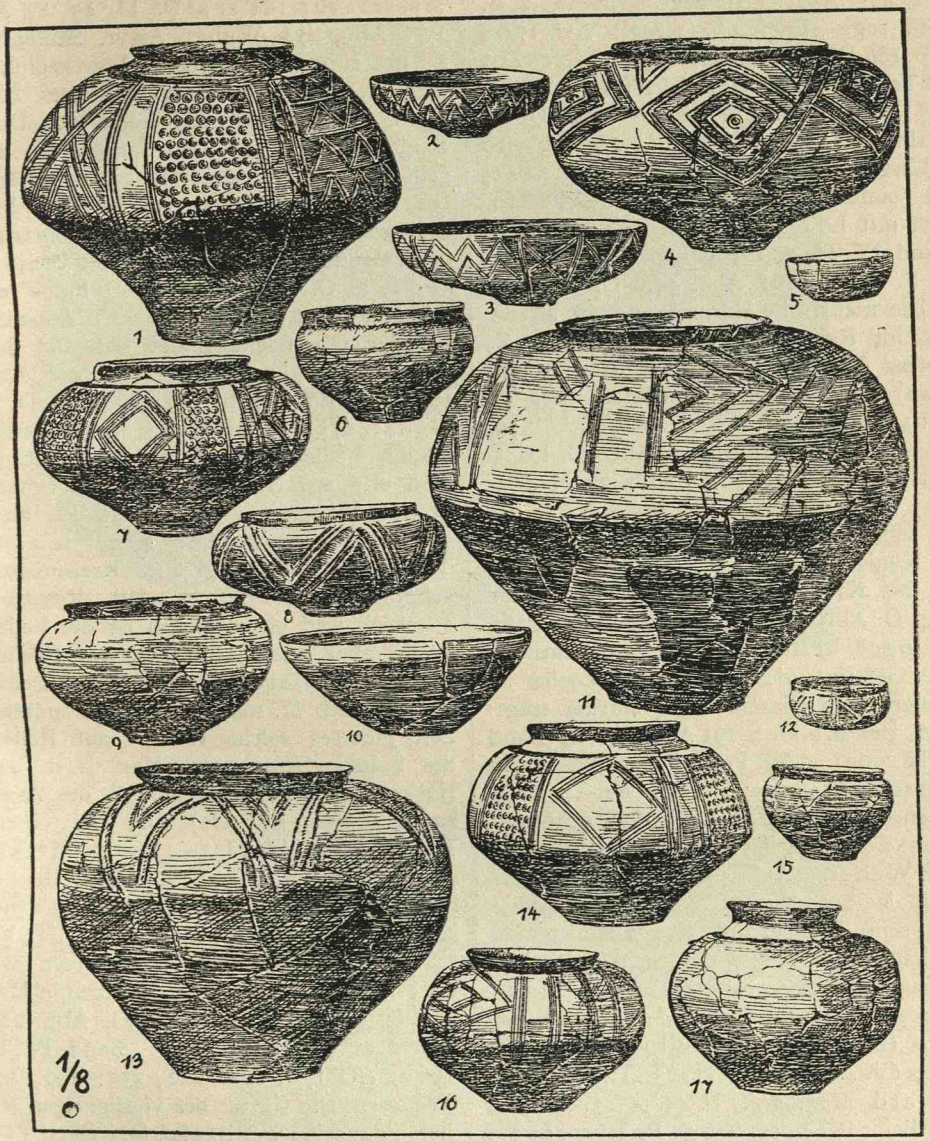
Kroatien s. Jugoslavien.

Krokodil. A. Ägypten s. d. B § 69.

B. Vorderasien. Krokodile gab es in Babylonien und Assyrien natürlich nicht. Aber es rief dort großes Staunen hervor, als der äg. Pharao dem assyr. Könige Tiglatpileser I. (ca. 1100 v. C.) neben anderen Tieren auch ein K. als Geschenk schickte (H. Rawlinson *Inscript. of Western Asia* I [1861] S. 28, 29a). B. Meissner

Krone. A. Ägypten s. Königstracht § 2.

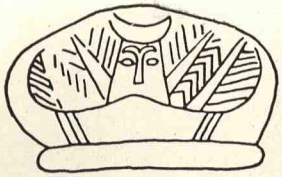
B. Vorderasien (Tf. 81—84). Die Völker Vorderasiens hatten nicht die Tendenz, die Bedeutung der dargestellten Personen durch Betonung des geistigen Elements hervorzukehren, etwa durch Charakterköpfe — wie später bei Griechen und Römern. Vielmehr kennzeichneten sie die Größe und Erhabenheit von Gottheiten und Königen durch äußere Merkmale, insbesondere durch K., von denen es daher eine ganze Anzahl verschiedener Typen gibt. 1. Die älteste Krone ist die Hörnerkrone. a) Die einfache,



Kreuzlingen

Hallstattgefäße aus den hallstattzeitlichen Hügeln vom Gaisberg bei Kreuzlingen: 1—4 aus Hügel 2. — 6, 7, 9, 11, 12, 17 aus Hügel 1. — Nach K. Keller-Tarnuzzer und H. Reinerth *Urgeschichte des Thurgaus* 1925.

ein Paar Stierhörner, auch verbunden mit einer Art Mütze, von vorn gesehen, ein spezielles Abzeichen der Gottheit, z. B. beim sog. „Engidu" (Siegel: AO 17/18 Abb. 186 Weber), Götterkopf späterer Zeit aus Terrakotta (C. Bezold *Ninive u. Babylon*[3] Abb. 94 Mitte), Regen- und Quellgöttinnen Gudeas (AOTU II 2/3 Abb. 10 E. Unger; Band IV Tf. 200c). b) [Tf. 81c] Die einfache Hörnerkrone mit Federn, auch mit Löwenkopf, Abzeichen der Nîna (Band IV Tf. 200b) in Lagaš (Amtl. Ber. Pr. S. 36 S. 116f. Abb. 44/6 O. Weber). c) Die mehrfache Hörnerkrone, in älterer Zeit im Relief von vorn gesehen z. Z. Gudeas (hier Tf. 140a), seit Hammurapi (etwa) von der Seite gezeichnet: hier Tf. 145b; Meissner *Bab. u. Assyr.* I Tf. Abb. 76, 70. — 2. Diadem band. a) Allein, bei Göttern: Gudearelief: AO 15 Abb. 77 Meissner; Heuzey *Cat. d. Ant. chald.* Nr. 28, 80, 89; vgl. hier Band V Tf. 9c; in assyr. Zeit bei Königen: C. Bezold a. a. O. Abb. 101, 104, bei Kronprinzen: Tf. 83b, c; Bezold a. a. O. Abb. 57, vgl. ZfAssyr. 31 S. 236f. E. Unger. b) Mit Hörnern, bei der Statuette einer Göttin Gudeas, die seitlich Löcher im Diadem zum Einsetzen der Hörner trägt: Amtl. Ber. a. a. O. S. 191 Abb. 81—83 (Band IV Tf. 200a). c) Mit Federn, arch. Relief von Lagasch: Heuzey a. a. O. Nr. 1; arch. Vasenrelief aus Adab (s. d.): AO 15 Abb. 12 Meissner; Siegelzylinder: AO 17/8 Abb. 150 Weber. Auf einem Relief Assurbanipals aus Ninive tragen der König und sein Gefolge derartige Federkronen. Es handelt sich hier um einen festlichen Aufzug des Assurbanipal selbst; Bruchstücke in Konstantinopel, ferner *Coll. Baracco* (Bruckmann-Helbig Nr. 5 Tf. 15b; *Coll. de Clercq* II 23 Tf. 21; vgl. Layard *Monuments* II 44. — 3. Polos. a) Allein, bei einem babyl. Priester (?) auf einem kassit. Kudurru, durch zwei Streifen senkrecht gestreift: L. W. King *Babyl. Bound. Stones* Tf. 16 (Br. M. 104405), ferner allgemeines Kennzeichen syr. Priesterinnen (?) oder Frauen überhaupt (s. Karkamisch); bei den hettit. Göttinnen von Boghasköj senkrecht gestreift: MVAG 1900, 4 Tf. 22, 27 L. Messerschmidt; Orbis Pictus 9 Tf. 34, Tf. 13 Weber; hier Band I Tf. 5c. b) Polos mit Hörnern: Kassit. Skorpionsmensch: King a. a. O. Tf. 91, ferner auf zwei hettit. (?) Siegelzylindern: Messerschmidt a. a. O. Tf. 45, 8; AO 17/8 Abb. 454 Weber. Assyr. Säulenbasis mit ruhender weiblicher Löwensphinx: hier Tf. 82b. Die Karyatide eines bärtigen, wasserspendenden Gottes von Dur-Sargon (s. d.), der Zeit Sargons II. angehörend, trägt ebenfalls einen gehörnten Polos, möglicherweise ist aber hier der gehörnte Helm (s. 6a) aus konstruktiven Gründen polosartig gestaltet (Meissner a. a. O. Abb. 205/6). c) Polos mit Hörnern und kegelförmigem Aufsatze auf der Oberfläche findet sich bei den Reliefs von Saktschegözü (s. d.), die unter assyr. Einfluß stehen: Orbis pictus 9 Tf. 17 Weber. d) [Tf. 81b] Polos mit oberem Federbesatz, Federkrone, ist im kassit. Babylonien und späterhin eine beliebte Götterkrone: King a. a. O. Tf. 91, 82, auch als Symbol verwendet: King a. a. O. Tf. 3. Der Polos trägt auch Kreismusterschmuck: ebd. Tf. 21. Mit Rosettenschmuck und ohne solchen ist die Federkrone aber auch Abzeichen des Königs, dessen Göttlichkeit dadurch gekennzeichnet ist: ebd. Tf. 104, Tf. 16. Aus späterer Zeit gibt es solche Kronen auf Reliefs des Šamaš-rêši-uṣur von Mari (s. d.) am Ḫabur, des Mardukzakirschumi, des Asarhaddon (aus Babylon) und bei einem Thron: AO 15 Abb. 132—134, 140 Meissner (Band IV Tf. 194a, 195a, b). e) Polos mit Federn und Kegelaufsatz bei kassit. Königen: King a. a. O. Tf. 54, 74. f) Polos (Federkrone) mit Stern darüber findet sich bei assyr. Göttern in Maltaja (s. d.): Meissner a. a. O. Abb. 226, ferner auf Siegelzylindern: Band IV Tf. 196c; AO 17/8 Abb. 222, 257, 290, 311 Weber. Die Götter des vierfigurigen Reliefs Sanheribs von Bawian (vgl. Band VIII Tf. 2a) tragen diesen Kopfschmuck. g) Polos mit Federn und Hörnern ist eine assyr. Eigenart für göttliche Kronen, beim Gott Ašur (s. A-usar): Meissner a. a. O. Abb. 224, und als Symbol dieses Gottes allein (Band IV Tf. 209), während er meistens bei den Stierkolossen ein besonderes Merkmal ist: Tf. 82c; Band II Tf. 222a, b; AO 15 Abb. 176 Meissner. Die Stierkolosse unterscheiden sich da-



c

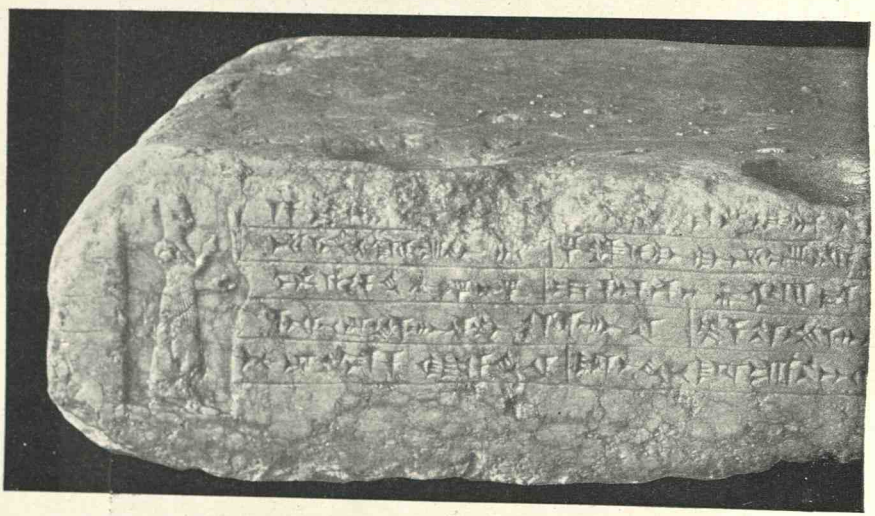
a

b

Krone B. Vorderasien

a. Kudurru des Marduk-zakir-šumi (850) mit K. [6 d] in Paris (Steinmetzer Nr. 65). — b. dgl. des Nabumukin-apli (980) mit K. [3 d] in London (Br. Mus. Nr. 90835; Steinmetzer Nr. 9). Nach B. Meissner. — c. Götterkrone [1b] von der Geierstele (3000 v. C.) aus Lagaš in Paris (Heuzey *Catalogue* Nr. 10).

a



b

Krone B. Vorderasien

a. Dioritkopf des Puzur-Ištar von Mari (2300) mit K. [10b] in Berlin. Nach Meissner. —
b. Relief des Nergalpriesters Sibitti-rimni (700) mit K. [5a] aus Assur in Konstantinopel (Nr. 7100) Nach Photographie.

durch von den Löwenkolossen mit ihrem gehörnten Helm (s. 6a). — 4. Kegelhut, der eine Spezialität der hettit. Götter ist: Messerschmidt a. a. O. Tf. 27, 30, 39, 45, 6, 7 (Siegelzylinder). Diese K. kommen gleichzeitig auch auf kassit. Siegelzylindern vor (s. Glyptik C). — 5. Fes. a) [Tf. 84 b] Abgestumpfter Kegelhut ist ein Abzeichen der assyr. Priester: Bezold a. a. O. Abb. 10 (links); AO 19 Tf. III, 4 Christliebe Jeremias. b) [Band IV Tf. 194a] Ebenso, aber mit kegelartigem kleinen Aufsatz ist der Königshut der Assyrer in späterer Zeit, sicher seit Tiglatpileser I.: AO 15 Abb. 131, 167, 179, 186, 201, 213, 229 Meissner (Tf. 160a; Band III Tf. 149a). Auch der Statthalter von Mari (s. d.) trägt diese K. im 9. Jh. — 6. Helm. a) Mit Hörnern, in ältester Zeit seitlich abstehend gezeichnet, z. B. beim König Naram-Sin von Akkad (2700; Band IV Tf. 70), in Rundskulpturen liegen die Hörner auf dem Helm bei assyr. Götterstatuen: Meissner a. a. O. Abb. 117, 175, 205/6 (s. 3b). Der Hörnerhelm ist das Charakteristikum der assyr. Löwenkolosse (s. 3g): Meissner a. a. O. Abb. 177; ders. *Bab. u. Assyr.* I Abb. 190; Hunger-Lamer a. a. O. Abb. 102. Auch bei den Aramäern (800) tragen die Götter Hörnerhelm: Orbis pictus 9 Tf. 4 Weber; noch älter ist die hettit. Sphinx von Boghasköj: ebd. Abb. 12 und der König am Stadttor: ebd. Abb. 12. Zwei Hörnerpaare übereinander hat der Fruchtbarkeitsgott des Reliefs von Iwris (s. d.; Band VI Tf. 40). b) Hörnerhelm mit blumenartigem Aufsatz zeigt das Relief eines niederen assyr. Gottes (um 700): Hunger-Lamer a. a. O. Abb. 104. c) Helm mit Diadem ist in archaischer Zeit schon vorhanden beim König Eannatum von Lagasch, gemäß seiner Geierstele (Band I Tf. 61a), ferner bei Naram-Sin von Akkad: Band V Tf. 93. d) Ebenso mit dem Zusatz eines langen Bandes, das von der Spitze des Helms hinten bis ins Kreuz herabfällt, ist er als Wiederaufnahme der alten Tradition zu betrachten, die bei den babyl. Königen des 9. Jh. und später stattfand. Relief des Nabuaplaiddina (King a. a. O. Tf. 103), Marduk-zakir-šumi (Tf. 81a), drei Reliefs unbekannter Könige auf Grenzsteinen (King a. a. O. Tf. 23—24 und VA 211 in Berlin). Die jüngsten dieser Reihe sind das Relief Marduk-apla-iddinas II. (Tf. 161) und das des Šamaš-šum-ukin (?): King a. a. O. Tf. 93. — 7. Ballonhelm, kegelförmig mit Ballonaufsatz und Hörnern am Rande (Tf. 82a), ist das Abzeichen syr. Götter, z. B. in Sendschirli (s. Sam'al): Orbis pictus 9 Tf. 3, 29 Weber, in Karkamisch (s. d.; Band VI Tf. 66c): ebd. Tf. 14, 21, auf einer in Babylon gefundenen Stele mit späthettit. Inschrift des 6. Jh.: Weber a. a. O. Tf. 2. — 8. Mauerkrone trägt die Gemahlin Assurbanipals, Aššur-šarrat auf dem Relief ihrer Stele aus Assur: hier Tf. 83a und „Gartenrelief" AOTU II, 1 Abb. 1—2. Diese Krone ist eine späte Erscheinung. — 9. Barett. Eine Mütze ist in altbabyl. Zeit üblich bei fürstlichen Personen, z. B. Ubil-Ištar, dem Königsbruder (2700), ferner bei mythischen Personen, Heroen, dem sog. „Gilgamesch" (AO 17/8 Abb. 155, 159, 193 Weber). — 10. Wollmütze. a) Der Rodelmütze ähnlich in der Form und im Material, ist sie zuerst bei Gudea von Lagaš nachweisbar, von dem Statuen und Reliefs mit dieser Tracht vorhanden sind (Tf. 140b, c). Sie ist eine Perücke und gibt dem Könige, wie es scheint, die Vergöttlichung. Jedenfalls ist sie in späterer Zeit, bis zur Hammurapi-Dynastie eingeschlossen, ein besonderes Abzeichen der göttlichen Könige, zu dem sich als zweites das göttliche Phantasiegewand des Volant-Kleides gesellt, das Gudea, bartlos, auf einem Siegelabdruck trägt, ähnlich auch König Ibi-Sin von Ur (Museum Journal Pennsylvania 1920 S. 196f. L. Legrain; E. Unger *Sumer. u. Akkad. Kunst* Abb. 57). Die Wollmütze ist auf den Reliefs und Siegeln meist ohne Angabe des Materials, sonst lockenartig, dargestellt. Sie macht oft den Eindruck eines Turbans, ohne es zu sein. b) Mit einem Horn an jeder Seite. Bisher nur in dem Dioritkopf des Berliner Museums erhalten (Tf. 84a), der zur Statue des Puzur-Ištar, Statthalters von Mari (s. d.) z. Z. des Ibi-Sin von Ur, gehört. Daher ist diese K. als Symbol der Vergöttlichung die Weiterführung der einfachen Wollmütze (s. 10a). Auf den kleineren Darstellungen der Siegelzylinder (s. Glyptik C), wo die Wollmütze begegnet, dürften die Hörnerattribute gelegentlich wegen der Kleinheit des Bildes unterdrückt

sein. S. a. Götterbild E 1, Göttersymbol E 1, Helm D, Kunst E.

B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I (1920); ders. *Grundzüge der altbabyl., mittel- und neubabyl. und der assyr. Plastik* AO 15 (1914/15); L. Heuzey *Les origines orientales de l'art* S. 73 f.; O. Weber *Altorientalische Siegelbilder* AO 17/18 1920; ders. *Die Kunst der Hettiter* Orbis pictus 9 (1922); L. W. King *Babylonian Boundary Stones* 1912; L. Heuzey *Les dieux à turbans* CR acad. inscr. 1906 S. 43; V. K. Müller *Der Polos, die griech. Götterkrone* Diss. Berlin 1915.

Eckhard Unger

Kronenhalsring (Tf. 85). § 1. Als K. im eigentl. Sinne des Wortes bezeichnet man bronzene Scharnierhalsringe, denen auf der Oberseite angebrachte spitze Zacken das Aussehen einer Krone verleihen. Da jedoch auch die älteren, weniger kronenähnlichen Entwicklungsstadien dieser Ringe oft mit demselben Terminus bezeichnet werden, wollen wir sie hier ebenfalls berücksichtigen. Die K. bestehen durchweg aus zwei ungleich langen, durch ein Scharnier beweglich verbundenen Teilen, deren freie Enden vermittels eines Knippschlosses verbunden werden, indem der kürzere Teil mit einem konischen Stift in eine Vertiefung im längeren Teile eingreift.

§ 2. Von den weiter unten erwähnten Vorstufen abgesehen, sind als älteste Form der K. Exemplare von ovalem oder spitzovalem Querschnitt zu betrachten, die auf der Oberseite mit schmalen, niedrigen, in gleichen Abständen angebrachten Querrippen verziert sind. Ein schlesw.-holstein. Exemplar unbekannten FO ist jedoch ganz glatt und nur zu beiden Seiten des Scharniers mit einigen Querrippen versehen. Das scheibenförmig erweiterte Scharnier weist oft mehrere konzentrische Furchen auf, der Scharnierstift ist entweder spitzkonisch oder breit, kalottenförmig gebildet und dann nicht selten mit einem Dreieck mit eingezogenen Seiten verziert (Tf. 85 a). Das Hauptfundgebiet und sicher auch die Heimat dieses Typus ist Dänemark, und zwar Jütland, wo bereits vor 30 Jahren 15 Exemplare dieser Ringform bekannt waren. Mehrere gleichartige Ringe stammen aus Nordwestdeutschland (Schleswig-Holstein und Hannover), je einer aus Hinterpommern (Koppenow, Kr. Lauenburg), der Neumark (FO unbekannt) und West- und Ostpreußen (Pieckel, Kr. Marienburg und Piasutten, Kr. Ortelsburg). Nur in Schleswig und Dänemark lassen sich auch die scharnierlosen Vorstufen dieser Ringart nachweisen, die ihrerseits — wie Sophus Müller gezeigt hat — von einer s., getriebenen, mit ähnlichen Querrippen versehenen, offenen Hohlringform der späten HZ herzuleiten sind. In Schweden (Bohuslän und Gotland) sind diese einfachen Scharnierhalsringe in einer typol. etwas späteren Form bekannt. An Stelle der schmalen Querrippen sind hier rundliche, breite Querwülste getreten, auch hat der Scharnierstift hier einen hohen, kuppelförmig gewölbten Kopf (Tf. 85 b). Was die Zeitstellung aller dieser frühen Formen betrifft, so werden sie von Montelius, Almgren und Beltz in die Frühlatènezeit gesetzt, während sie Knorr seiner Stufe II (Mittellatènezeit) zuweist.

§ 3. Das nächste Entwicklungsstadium bilden in Dänemark schwerere, bis 1,5 cm dicke Halsringe von annähernd viereckigem Querschnitt, mit niedrigen, stumpfen, gleichbreiten Zacken und einem rosettenartigen Scharnierstift, die auf der Außenseite mit einer breiten, beiderseits von je einer Linie umsäumten Furche verziert sind (Tf. 85 c). Im J. 1895 kannte man 5 Exemplare dieser Ringart aus Dänemark. Durch weiteres Verdicken und In-die-Höhe-Wachsen der Ringe entsteht ein imposanter, bis 2 cm dicker und bis 3 cm hoher Halsschmuck (Tf. 85 d), der in der Tat so weit einer Krone gleicht, daß er lange Zeit hindurch als Kopfschmuck galt. Neben massiven Stücken dieser Art kommen andere vor, die zwecks Gewichtsverminderung hohl gegossen sind. Diese Form zeichnet sich durch besonders hohe, spitze Zacken sowie einen stark hervortretenden, reich profilierten oder rosettenförmigen Scharnierstift aus. Die ringsum laufende Mittelfurche auf der Außenseite ist hier stark verbreitert und vertieft, das Scharnier oft dreiteilig gebildet. Während bei den älteren Stücken beide Teile des Ringes einfach aufeinandergesetzt wurden, ist hier der kürzere Teil oft zwischen zwei Ösen des längeren Teils eingefügt, der ihn zangenartig von beiden Seiten umfaßt. Der Mittelteil des Scharniers ist bisweilen mit einem wagerechten, erhabenen

Zickzackbande verziert. Sophus Müller kannte um 1895 sieben Ringe dieser Art aus Dänemark. Ein der entwickeltsten dän. Form besonders in den Maßen ähnlicher, hohlgegossener K. ist in Mecklenburg gefunden worden (Lübtheen). Im übrigen unterscheidet er sich, ebenso wie die anderen mir bekannten entwickeltsten nordwestd. Exemplare mit hohen, spitzen Zacken, in manchen Zügen von den dän. K. Abgesehen von der geringeren Höhe und Stärke der meisten Ringe, sind sie außen stets mit drei gleich breiten, seicht eingegrabenen Furchen verziert, haben einen hohen, rosettenartigen Scharnierstift mit einer mehr oder weniger langen, konischen Mittelspitze und weisen auf dem Scharnier oft ein Ornament in Form eines liegenden Kreuzes auf. Als Vorstufe dieser aus Hannover und Mecklenburg vorliegenden Form wird wohl der in Admannshagen in Mecklenburg gefundene K. anzusehen sein, der auf der Außenseite ebenfalls mit drei gleich breiten Furchen und auf dem Scharnier mit dem liegenden Kreuzmuster verziert ist, jedoch niedrigere, stumpfe Zacken aufweist und einen mit einem kleinen, konischen Kopf abschließenden Scharnierstift besitzt.

§ 4. Auch die ostd.-poln. K. weisen manche Besonderheiten auf. Aus der oben beschriebenen, in einigen Exemplaren auch nach Ostdeutschland gelangten Urform ist hier zunächst eine Übergangsform entstanden, bei der sich die Querrippen der Urform in schmale, die dazwischenliegenden, leicht gewölbten Bänder in breite Zacken umgewandelt haben, so daß stets schmale und breite Zacken aufeinanderfolgen (Kostrzewski *Wielkopolska*[2] S. 145 Abb. 496 a, b). Die Außenseite ist bei beiden Ringen mit drei parallelen Längsfurchen versehen, deren Ränder bei dem Posener Exemplar von Tremolierstichlinien umsäumt sind. Die Zacken dieser Übergangsform sind stumpf und wenig erhaben, der Scharnierstift endigt in eine vierteilige Rosette, und das Scharnier selbst ist außen (wenigstens bei dem Posener Exemplar) mit einer liegenden Kreuzfurche zwischen zwei wagerechten Furchen verziert. Der Querschnitt dieser Halsringe ist ziemlich viereckig. Diese in Dänemark unbekannte, interessante Übergangsform ist bisher nur aus Mecklenburg (unbek. FO) und Posen (Steinach, Kr. Kolmar) bekannt.

§ 5. Das nächste Entwicklungsstadium bilden in Ostdeutschland und Polen Scharnierhalsringe mit höheren, spitzen, gleichbreiten Zacken und einem rosettenartigen Scharnierstift mit kurzer, konischer Spitze (Tf. 85 f), die in zwei Exemplaren aus Posen (Schmachow, Kr. Samter, und Wypranowo, Kr. Hohensalza) und einem aus Schweidnitz in Schlesien bekannt sind. Sie weisen alle je drei gleichbreite Furchen auf der Außenseite und auf dem Scharnier ein liegendes Kreuzmuster auf. Durch weitere Verlängerung der Zacken und Auswachsen des Scharnierstifts entsteht aus dieser Form eine schwere, bisher nur aus Polen (Staw, Kr. Wreschen, Posen, und Zalesie, Kr. Borszczów, Wojew. Tarnopol [Kr. Ostgalizien]) bekannte Sonderform (Materialy antr. arch. 4 S. 11 Abb. Zalesie, Kr. Borszczow), die sich außerdem durch eine sehr tief eingegrabene, unten und oben von je einer Linie umsäumte Mittelfurche auszeichnet. Diese ö. Stücke unterscheiden sich trotz einer unverkennbaren Verwandtschaft mit den entwickeltsten nordwestd. und besonders den dän. Ringen doch in wesentl. Punkten von ihnen. Von beiden Gruppen trennt sie die größere Höhe (der Reif ist 3,5—5 cm h.), ferner die sehr geringe Stärke, die nur 0,5 cm beträgt, also etwa ein Viertel der dicksten dän. Ringe. Die hohen Zacken der spätesten poln. K. sind ferner außen stets mit einem senkrechten, erhabenen Mittelgrat versehen, der bei den dän. und nordwestd. Stücken fehlt. Schließlich zeichnen sie sich durch eine besonders tiefe und breite, ringsum laufende, mittl. Furche aus. Alle diese Unterschiede beweisen, daß diese Stücke ein einheimisches Erzeugnis sind, ebenso wie die oben beschriebene Übergangsform (Kostrzewski *Wielkopolska*[2] S. 145 Abb. 496 a, b).

§ 6. Zwei weitere Stücke aus Polen (Kluczewo, Kr. Płońsk, Wojew. Warschau; Przegląd 1 [1919] Abb. 44) und Ostpreußen (Lochstädt, Kr. Fischhausen) nehmen in gewisser Hinsicht eine Mittelstellung zwischen dem zuletzt besprochenen poln. Typus (Za-

lesie) und dessen Vorstufe (Abb. Tf. 85 f) ein. Durch den kurzen Scharnierzapfen sind sie mit Abb. Tf. 85 f verwandt, die breite, ringsum laufende Rinne und die dünnen, mit Mittelgrat versehenen Zacken bringen sie dem Zalesie - Typus nahe. Man könnte versucht sein, sie als Übergangsform zwischen beiden anzusehen, wenn sie nicht ein für die dän. Ringe typisches, kompliziertes, dreiteiliges Scharnier hätten, das außerdem in gleicher Weise wie bei jenen mit einem wagerechten, erhabenen Zickzackbande verziert ist. Interessant ist die Verbreitung der in Ostdeutschland und Polen gefundenen K. Während die Urform auf Pommern, die Neumark, West- und Ostpreußen beschränkt ist, erscheint die Übergangsform (Kostrzewski *Wielkopolska*[2] S. 145 Abb. 496a, b) bereits im n. Posen, der folgende Typus mit gleichbreiten spitzen Zacken (Tf. 85 f) in Schlesien, und der entwickeltste Typus (Zalesie) dringt sogar bis Ostgalizien vor. Das stufenweise Vordringen der einzelnen Formen nach S und SO ist eine schöne Bestätigung für die Herleitung der K. aus dem NW.

Die weiter ö. gefundenen Kronenhalsringe (z. B. Daszew und Hołubin, Kr. Lipowce, Gouv. Kiew) kenne ich leider nur aus der Literatur, kann also ihre Zugehörigkeit zu einem der oben behandelten Typen nicht bestimmen.

§ 7. Von örtlichen Sonderformen wäre vor allem ein vereinzelter K. aus Bornholm zu erwähnen, der sich durch seine geringe Stärke den entwickeltsten poln. Stücken nähert, dagegen durch die kleinen, sehr zahlreichen Zacken von ihnen unterscheidet (Tf. 85 e). Mit den K. verwandt, aber nicht mehr zu ihnen gehörig ist ein hohl gegossener, reich verzierter Scharnierhalsring aus Söhren in Schleswig-Holstein, der keine Zacken hat, jedoch einen mit einer Rosette abschließenden Scharnierstift aufweist, ferner ein ebenfalls mit einem Scharnier versehener, leider unvollständig erhaltener, sehr dünn gegossener Halsring von Klefva auf Öland (Präh. Z. 4 S. 206 Abb. 14d), der im Unterteil eine breite und zwei schmalere Längsfurchen aufweist und im Oberteil senkrecht gefurcht ist; diese Verzierung ist anscheinend ein Ersatz der ursprünglichen Zacken.

Was die Zeitstellung der K. betrifft, so ist ihre Datierung dadurch erschwert, daß sie fast durchweg Einzelfunde darstellen. Die Urform wird, wie bereits oben erwähnt wurde, ziemlich einstimmig der Frühlatènezeit zugewiesen. Bei den entwickeltsten dän. Ringen sowie bei den ö. Stücken von Kluczewo und Lochstädt sprechen stilistische Eigentümlichkeiten für eine Zugehörigkeit zur Spätlatènezeit, da das bei ihnen als Scharnierverzierung vorkommende Zickzackband bei einer jütischen, in massivem Bronzeguß hergestellten Fibel vom Spätlatèneschema wiederkehrt, die auch sonst in der Ornamentik mit den späten K. übereinstimmt. Auf dieselbe Zeitstellung weisen auch die reich profilierten Enden einiger dän. Stücke der spätesten Form und des poln. Halsringes von Zalesie hin, da die ersten profilierten Gegenstände erst gegen Ende der Spätlatènezeit auftreten. Auch der starke Bleigehalt des Ringes von Zalesie (der auf 78,98 % Kupfer nur 7 % Zinn, dafür aber 13,61 % Blei enthält) scheint für dieselbe späte Zeitstellung der entwickeltsten Stücke zu sprechen. Wenn also die typologisch spätesten dän. und poln. Stücke der Spätlatènezeit angehören, so werden die zwischen dieser Ringform und dem der Frühlatènezeit angehörenden Urtypus vermittelnden Zwischenformen mit einiger Wahrscheinlichkeit der Mittellatènezeit zuzuweisen sein.

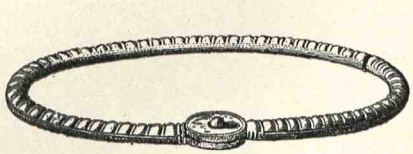
Demetrykiewicz *Korony bronzowe przedhistoryczne* Materyały antr. arch. 4 S. 70ff.; S. Müller *Nogle Halsringe* Nord. Fortidsm. 1 S. 19ff.; Müller *Ordning* III 9f. Abb. 56—61; J. Kostrzewski *Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit* Mannusbibl. 18 (1919) S. 73ff.; Aarb. 1916 S. 244ff. Neergaard.

J. Kostrzewski

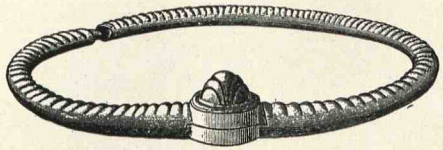
Kronsegg (Niederösterreich). Auf dem Burgstall K., der nach drei Seiten hin steil abfällt und oben ein geräumiges Plateau bildet, wurden zahlreiche Funde aus dem Vollneol., dann aus der BZ und insbesondere aus der HZ und LTZ gemacht. Dies zeugt dafür, daß auf dieser Höhe eine Besiedlungskontinuität vorhanden war, die auch noch in die RKZ und in das Mittelalter sich fortsetzt. Die Verwallungen, welche sich auf dem Burgstall befinden, sind bezüglich ihrer Zeitstellung noch nicht sicher zu erfassen.

A. Hrodegh *Der Burgstall von Kronsegg im Loistale* Wien. Präh. Z. 1917 S. 52—63.

G. Kyrle

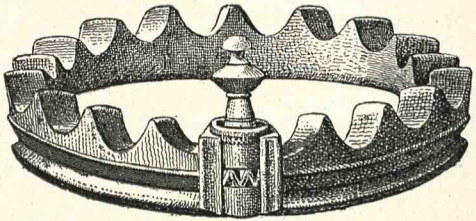


a

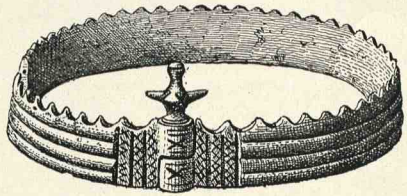


b

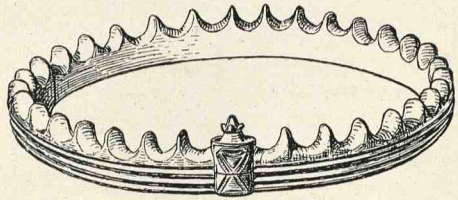
c



d



e



f

Kronenhalsring

a. Dänemark. $^4/_{10}$ n. Gr. — b. Valarne (Flurname), Ksp. Vamlingbo, Gotland. $^2/_5$ n. Gr. — c. Dänemark. $^4/_{10}$ n. Gr. — d. Dänemark. $^4/_{10}$ n. Gr. — e. Bornholm. $^4/_{10}$ n. Gr. — f. Wypranowo, Kr. Hohensalza, Posen. Ca. $^1/_2$ n. Gr. — Nach Almgren *Gotland*, S. Müller *Ordning* und Schlesiens Vorzeit 7.

Kropfnadel. Nadeln mit Ausbiegung unterhalb des Kopfes. Auf Hallstätter Formen zurückgehend, in Norddeutschland massenhaft in der II. und III. EZ. Der älteste Bronze- oder Eisentyp zeigt tiefliegende Verkröpfung und meist kolben- oder schaufelförmigen Kopf (Knorr *Urnenfriedhöfe* Tf. 5, 104; Schwantes *Urnenfriedhöfe* Tf. 14; Mannus 4 [1912] Tf. 40, 60 von Schmetzdorf); ältere Typen sind auch eine Vereinfachung der Schwanenhalsnadel (s.d.), bei der die seitliche Stellung des Kopfes beibehalten wird, die Nadel mit breiter, seitlicher Scheibe aus Bronzeblech im Hallstattgeschmack (Knorr a. a. O. Tf. 5, 27). Dahin gehören wohl auch die großen (bis 50 cm l.) Nadeln mit drei Bronzescheiben von Vehlefanz (ZfEthn. 1894 [S. 186]; Nachr. ü. D. A. 1894 S. 29), Nadeln mit einfacher oder doppelter Spiralscheibe (Beltz *VAM* S. 289). Auch die Bombennadel (s. d.) kommt mit Verkröpfung vor (Beltz *VAM* Tf. 45, 24). Diese und ähnliche Formen, so der Kolbenkopf mit Einkerbungen, gehören der II. EZ an. In der III. wird der Formenreichtum größer. Der Kopf wird gebildet durch einen Ring, runde Scheibe (mit Tutulus; Schumann *Urnenfriedhöfe* Tf. 9, 6), Schale, Knopf, Rolle, Verbindung kleiner Scheiben (Lauingen; Mannus 8 S. 205, 245), Krücke (Schumann a. a. O. Tf. 6, 7), Kreuz (Band IX Tf. 155 d; Präh. Z. 1 [1909] S. 154 Abb. 66). Zu den K., die sich in der III. EZ zu besonderen Formen auswachsen, gehören auch die Flügelnadel (s. d.) und die Holsteinische Nadel (s. d.; Band V Tf. 105 b). S. a. Nadel A 1 sowie Band IV Tf. 192 a—c, e.

Knorr *Urnenfriedhöfe* S. 26; Sächs. Jahresschr. 10 (1911) S. 56 Kupka; Beltz *VAM* Tf. 45. R. Beltz

Krückennadel (Knebelnadel). Der gerade Nadelschaft trägt oben einen krückenartigen Abschluß, der meist in einem wagerechten Querstab („Knebel") besteht (Band VIII Tf. 133 h, i). Bei anderen Stücken gehen die Arme dieses Querstabes vom Schaftende aus schräg oder in halbkreisförmiger Biegung nach oben; bei wieder anderen sind die schrägen Arme noch durch einen Querstab verbunden. Der Kopf der Nadel ist zuweilen in der Mitte ösenartig durchlocht.

Ähnliche Stücke aus Knochen und Hirschgeweih, bei denen man zweifeln kann, ob sie als Pfriemen oder Gewandnadeln gedient haben, sind in „kupferzeitl." Pfahlbauten und anderswo gefunden worden; in ihnen haben wir wahrscheinlich die Prototypen der Metall-K. zu sehen (Forrer). Solche kennen wir aus Kupfer, Bronze und in einem Stück (Remedello) auch aus Silber.

Die Mehrzahl der K. gehört der frühen BZ an, so die aus Hockergräbern in Böhmen, aus Pfahlbauten des Bieler Sees und aus Remedello; doch begegnet diese Nadelform vereinzelt auch noch in der j. BZ in Schweden (Montelius *Tidsbestämning* Tf. 5, 123), Dänemark (Müller *Ordning* II 304) und Mecklenburg (Beltz *VAM* S. 246 Tf. 39, 53) sowie im Gräberfeld von Hallstatt (s. d.). S. a. Nadel A 1 § 33.

Lissauer *Erster Typenkartenbericht* ZfEthn. 1907 S. 796; Schlemm *Wörterbuch* S. 307 f.; Forrer *Reall.* S. 430 f. W. La Baume

Krummstab. Der K. ist in Babylonien und Assyrien eine Waffe, die Könige und Götter tragen. Sein Urtypus ist nicht recht klar. Vielleicht ist es eine Art Wurfholz (s. d.), vielleicht auch ein stilisierter Hirtenstab. Möglicherweise liegen aber auch zwei verschiedene Gegenstände vor. So trägt Eannadu auf der Geierstele (Band I Tf. 61 a) ein Krummholz, das aus mehreren Stücken zusammengebunden zu sein scheint; Assurnassirpals Krummholz, das er in der rechten Hand hält, scheint aus Metall zu bestehen. Der Gott Marduk (Band IV Tf. 195 a) hat in seiner Rechten eine ungefüge Waffe, die wohl auch als Krummholz bezeichnet werden muß. B. Meissner

Krüppel. Außer Zwergen (s. d.) kommen Bucklige und Klumpfüßige nicht allzu selten in altäg. Plastik und Wandzeichnungen vor. M. A. Ruffer hat eine ganze Anzahl solcher gesammelt und auf Tafeln nachbilden lassen. Sie haben auch in Kulturen nicht gefehlt, die das Alltägliche nicht so leichthin auf die Wände warfen wie die Zeichner des Nillandes oder beispielsweise die smyrn. Terrakottenkleinkünstler des Hellenismus. Da muß die Sprache als Ersatz für den bildlichen Nachweis dienen. Sie geht denn auch nirgends an den Mißgeschaffenen und K. vorbei,

und in manchen Kulturen hat sich auch die Gesetzgebung mit dem K. befaßt, indem sie ihn z. B. zur Führung eines Priesteramtes für ungeeignet erklärt oder ihn, wie der Sachsenspiegel, von Erbe und Lehen als einen von Gott Gezeichneten ausschloß. Keine frühe Sprache entbehrt des Wortes für den Hinkenden, den Lahmen und sonst Verkrüppelten. S. a. Rachitis.

M. A. Ruffer *On dwarfs and others deformed persons in Ancient Egypt* Bulletin de la Soc. Archéol. d'Alexandrie Nr. 13 (Studies in Palaeopath. Chicago [1921] S. 35—48) mit 4 Tf.; M. Heyne *Hausalterthümer* III (1903) S. 23, 86.

Sudhoff

Krylbo-Gebiet (Ältestes Siedlungszentrum in Västmanland und Dalarna, Schweden) s. Nordischer Kreis A § 4c2β.

Kuban (Kupferzeitl. Kultur; Tf. 86, 87). § 1. Die südruss. Steppen sind in der Kupferzeit von einem Volke besiedelt, das seine Toten in Hockerstellung zu begraben und mit Ocker zu färben pflegte. Die Gräber sind mit niedrigen Kurganen bedeckt. Dieselbe Sitte herrscht auch im Kuban-Gebiet, aber dort sind die Kurgane groß und bis 10 m h., sog. „Großkurgane". Die eig. Steppenkurgane dagegen sind sehr arm an Funden. Die kubanischen kupferzeitl. Kurgane bargen kolossale Reichtümer und beweisen, daß dieses Gebiet damals eine blühende Kultur gehabt hat. Sie kann in die Zeit um 2000 datiert werden. Die wichtigsten Funde sind ein Schatzfund aus Staromyšastovskaja (s. d.), wo ein Silbergefäß mit Gegenständen aus Silber, Gold und Edelstein: Perlen, Diademe, Halsringe, Arm- und Fingerringe, Anhängsel und plastische Tierdarstellungen, gefunden worden sind. Die übrigen betr. Funde sind reichhaltige Grabfunde: je einer in Maikop (s. d.; Tf. 217, 218) und Ul'skaja, zwei im Dorfe Carevskaja u. a.

§ 2. Die beiden letztgenannten Gräber sind denen von Maikop ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß die Grabkammer der letzteren aus Holz, die der ersteren aus Stein gebaut waren, wie die kaukas. Dolmen. Die Toten liegen in Hockerstellung und sind mit roter Farbe (Ocker) bedeckt. Zum Grabinventar gehören Kupfer- und Tongefäße, Geräte aus Silber und Kupfer, Ringe und Nadeln aus Edelmetall, und verschiedene Edelsteine. Unter den Geräten findet man flache Dolchklingen, Schaftlochäxte und gabelförmige Instrumente, Speerspitzen mit Grat, alles aus Kupfer. Die Keramik ist fein und erinnert sehr an die von Fatjanovo in Zentralrußland (s. Fatjanovo-Kultur). — Das vierte oben angeführte Grab ist der sog. Ul'skij-Kurgan (s. Ul). Der Tote lag nicht in Hockerstellung. Das Inventar enthält weniger Edelsachen. Hier sind Perlen und Nadeln aus Kupfer, wie die in Carevskaja, ein tönernes Miniaturgefäß, 5—6 weibliche Idole aus Ton und Alabaster, das Modell eines Wagens oder einer Hausurne (?) mit Schnurornamenten u. a. gehoben worden. Die Geschlossenheit des Fundes ist aber nicht sicher.

§ 3. Das Metall dieser Funde stammt wahrscheinlich aus den transkaukas. Gruben. Der Stil der Gegenstände, die plastischen Tiere und die beiden ornamentierten Silbergefäße aus dem Maikoper Kurgan sind orient. Ursprungs und zeigen Parallelen zu den altelam. und den vordyn. äg. Darstellungen, wie Rostovcev gezeigt hat.

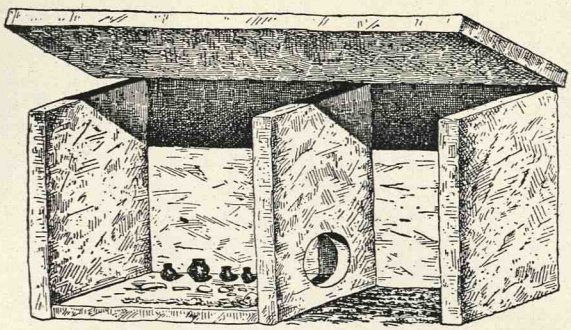
Eine Ähnlichkeit besteht auch zwischen den K. Altertümern und den Funden aus Troja II und dem hettit. Kleinasien, jedoch scheinen die ersteren primitiver zu sein.

Diese Kultur steht auch in enger Verbindung mit der zentralruss. Fatjanovo-Kultur. Zu den Geräten und der Keramik findet man dort so schlagende Gegenstücke, daß man an einen genetischen Zusammenhang denken kann. — Die kupferzeitl. Kultur des Kuban-Gebietes lebt in der kaukas. Bronzekultur (s. Kaukasus C) und in der Kultur der armen. Gräberfelder weiter. Sie kann wohl den kaukasischen Völkern (s. d.) zugeschrieben werden.

M. Rostovcev *L'âge du cuivre dans le Caucase septentrional* Rev. arch. 1920 mit Bibliographie; Tallgren *L'âge du cuivre dans la Russie centrale* Z. d. Finn. Alt.-Ges. 32 : 2 (1920).

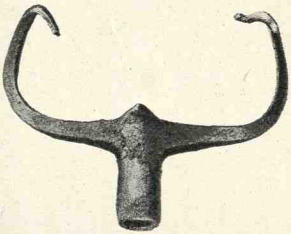
A. M. Tallgren

Kubanieh, El. Nub. Dorf, etwa 15 km n. von Assuan, auf dem w. Nil-Ufer gelegen. Bei K. legte Junker 1910/11 mehrere Nekropolen frei, und zwar: 1. eine ziemliche Strecke s. von K. einen nub. Friedhof präh. Zeit und einen äg. aus dem MR (beide veröff. von Junker *Kubanieh-Süd* 1919);



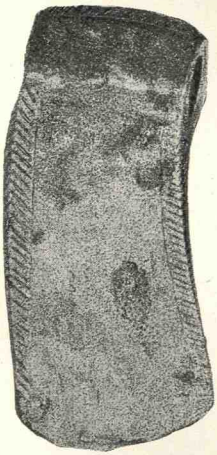
a

b



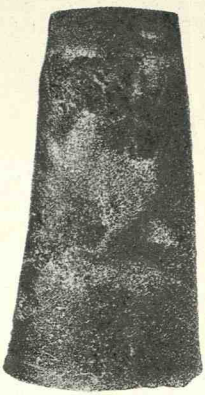
c

d



e

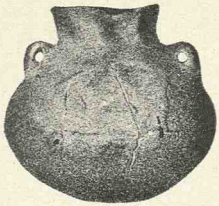
f



g

Kuban

a. Steinkiste vom kaukasischen Typus. — b. Gezähnte Spitze aus Feuerstein. — c—g. Kupfergeräte. Nach CR Pétersb. für 1898 (1901).

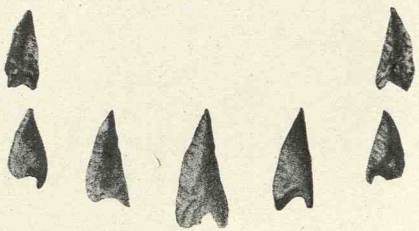


a

b

c

d



e

f

g

h

i

Kuban

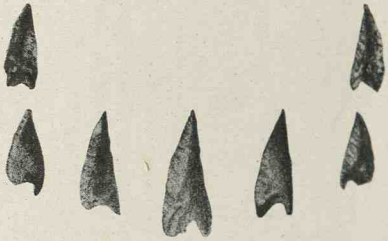
a—c. Tongefäße. — d, f. Nadel aus Silber und Pfriemen aus Kupfer. — e. Feuersteinpfeilspitzen. — g, i. Dolch und Löffel aus Kupfer. — a—g, i. Aus dem Tsarevskaja-Kurgan. — h. Haus (?) förmige Tonplastik (mit Schnurornamenten) aus dem Ul-Kurgan. — Nach CR Pétersb. für 1898 (1901) und Arch. Anzeiger.

a

b

c

d



e

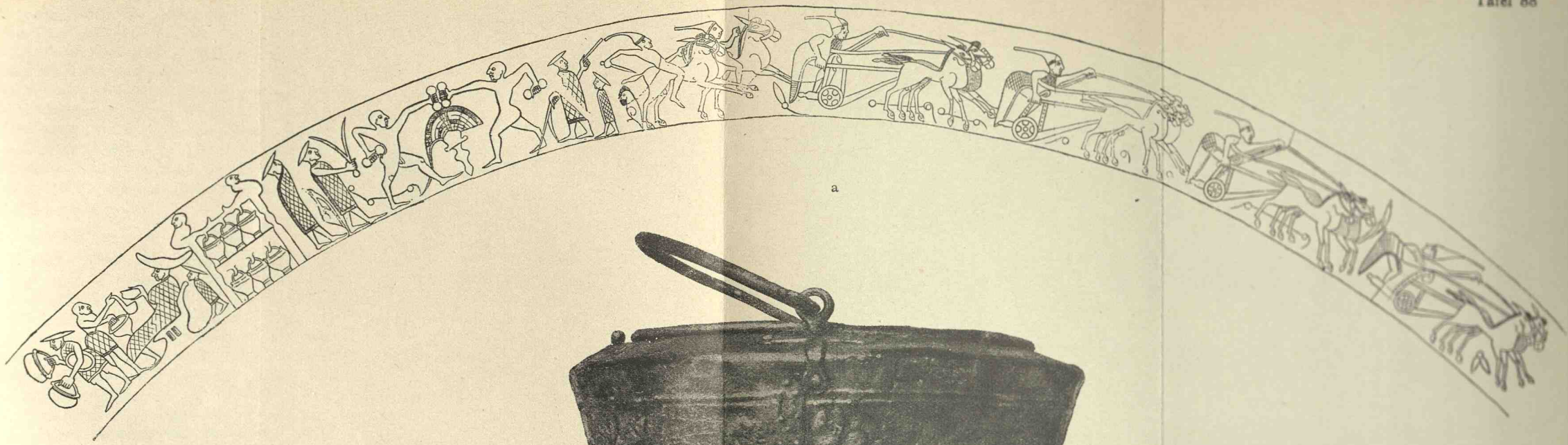
f

g

h

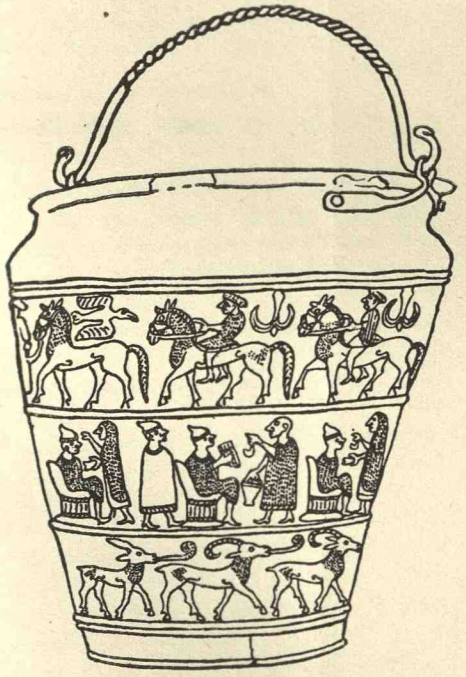
i

Kuban



a

b



c

d

Kuffarn

a, b. Bronzesitula ($^1/_6$ n. Gr.) mit abgewickeltem (und ergänztem) Figurenfries ($^1/_2$ n. Gr.). Nach Mitteil. Anthr. Gesellschaft Wien 21 und Photographie.
c, d. Bronzesitula von Watsch und Abrollung eines Stückes der beiden unteren Bildstreifen. Nach M. Hoernes.

2. unmittelbar bei dem Dorfe K. einen nub. Friedhof aus der Zeit des äg. MR (in Nubien sog. C-Gruppe), dazu den Friedhof einer Mischbevölkerung, einen äg. Friedhof des MR und mehrere Bestattungen späterer Zeiten (alles veröff. von Junker *Kubanieh-Nord* 1920). Schließlich wurde ein Kloster kopt. Zeit untersucht (H. Junker *Das Kloster am Isisberg* 1922 Denkschr. Wien. Akad. Bd. 66 Abh. 1). S. Grab E. Scharff

Küche s. Haus.

Küchengerät s. Herdgerät.

Kuchl (Salzburg). Auf dem nw. Abhange des Benzbichel wurde 1913 ein kleiner Depotfund gemacht, von welchem noch 5 Sicheln, 3 Spangen aus Bronze und 14 Bruchstücke von Gußkuchen zustande gebracht werden konnten. Die für eine feinere Zeitzuteilung wenig geeigneten Fundtypen lassen es als wahrscheinlich ansehen, daß die Gegenstände, die wohl von einem Bronzegießer stammen, gegen das Ende der BZ deponiert wurden.

M. Hell *Ein Bronzedepotfund bei Kuchl in Salzburg* Wien. Präh. Z. 1914 S. 77—85. G. Kyrle

Kudurru s. Grenzstein.

Kufenförmige Hacke s. Karelische Gerättypen.

Kuffarn (Niederösterreich). Von L. Karner wurde aus einem bereits zerstörten Grabe neben einem Haumesser und einer Lanzenspitze aus Eisen ein annähernd halbkugelförmiger Bronzelöffel mit langem Stiel und die bekannte Situla aus Bronze gefunden (Tf. 88 a, b). Das konische Gefäß zeigt in der unteren Zone ein getriebenes Eierstabornament, in einer schmalen mittleren Zone eine Reihe flachelliptischer Buckel, und nur die obere Zone ist figural verziert: eine festliche Szene, die sich in eine Trinkszene, in eine Kampfszene und in eine Szene fahrender Wagen auflöst. Der Fund ist in die Frühlatènezeit zu datieren. Die Situla und vermutlich auch der Bronzelöffel dürften s. Importstücke sein.

Angeregt durch den Situla-Fund wurden dann in der Nähe dieses Grabes von A. Dungel Nachgrabungen veranlaßt, die insgesamt 19 Gräber ergaben. Es sind in der Hauptsache Skelettgräber, die der Frühlatènezeit angehören und gleichzeitig mit dem Situla-Grabe sind. Es wurden aber auch einige Brandgräber mit buntverzierter Keramik der j. HZ, dann mittellatènezeitl. Fibeln und endlich auch ein röm. Plattengrab mit einer Bronzemünze Diokletians gefunden.

Das ausgedehnte Gräberfeld scheint, wie die Gegend überhaupt eine sehr dichte Besiedlung hauptsächlich in der EZ aufweist, lange Zeit hindurch benutzt worden zu sein. S. a. Österreich B.

L. Karner *Über einen Bronzesitulafund bei Kuffarn in Niederösterreich* MAGW Verh. 1891 S. 68—71; M. Hoernes *Beiträge zur Erklärung der Situla von Kuffarn* ebd. S. 78—81; J. Szombathy *Die Zeitstellung der Funde von Kuffarn und Ödenburg* ebd. S. 81—86; A. Dungel *Ausgrabungen bei Kuffarn* Jahrbuch AK. 1907 S. 87—95. G. Kyrle

Kufstein (Tirol). Im Eichinger-Garten wurde ein kleines Gräberfeld mit 8 gesicherten Bestattungen angetroffen, deren einzelne Gräber bereits teilweise durch Hochwässer des Kudlbaches verschwemmt waren. Es ergab verschiedene verschmolzene Bronzen, darunter Vasenkopfnadeln (s. d.), Messer, Ringe und Drahtspiralen, sowie Urnen und Beigefäße. Es handelt sich um ein Brandgräberfeld der Übergangszeit von der BZ zur HZ.

G. Kyrle *Urgeschichte Tirols* Österreichische Kunsttopographie (im Erscheinen). G. Kyrle

Kugelamphore (Tf. 89). A. Archäologie. § 1. Unter K. versteht man kuglige Gefäße des mitteldeutschen Neol. mit einem zylindrischen oder leicht konischen Hals und zwei kleinen gegenständigen Henkeln zwischen Hals und Schulter (Tf. 89, 4. 6—9). Der Hals ist fast ganz mit Ornament bedeckt, während der eigentl. Gefäßkörper ornamentfrei bleibt. Nur vom Halsansatz fallen meist kurze Fransenmuster über die Schulter. Zu reicherer Abwechslung in der Dekoration hat sich die ö. Gruppe der K. (s. § 6) entwickelt. Die Technik der Dekoration ist der nord. Tiefstich. Dazu tritt die Kardium-Technik und in zwei Fällen (Mützlitz, Westhavelland; Passow, Kr. Angermünde) das Kreuzstempelornament, die beide für den Molkenberger Typus (s. d.) charakteristisch sind. Häufiger noch ist das Schnurornament. Das Halsornament beschränkt sich auf einfache Dreieck-, Zickzack-, Rauten- u. ä. Muster. Für die ö. Gruppe der K.

2. unmittelbar bei dem Dorfe K. einen nub. Friedhof aus der Zeit des äg. MR (in Nubien sog. C-Gruppe), dazu den Friedhof einer Mischbevölkerung, einen äg. Friedhof des MR und mehrere Bestattungen späterer Zeiten (alles veröff. von Junker *Kubanieh-Nord* 1920). Schließlich wurde ein Kloster kopt. Zeit untersucht (H. Junker *Das Kloster am Isisberg* 1922 Denkschr. Wien. Akad. Bd. 66 Abh. 1). S. Grab E. Scharff

Küche s. Haus.

Küchengerät s. Herdgerät.

Kuchl (Salzburg). Auf dem nw. Abhange des Benzbichel wurde 1913 ein kleiner Depotfund gemacht, von welchem noch 5 Sicheln, 3 Spangen aus Bronze und 14 Bruchstücke von Gußkuchen zustande gebracht werden konnten. Die für eine feinere Zeitzuteilung wenig geeigneten Fundtypen lassen es als wahrscheinlich ansehen, daß die Gegenstände, die wohl von einem Bronzegießer stammen, gegen das Ende der BZ deponiert wurden.

M. Hell *Ein Bronzedepotfund bei Kuchl in Salzburg* Wien. Präh. Z. 1914 S. 77—85. G. Kyrle

Kudurru s. Grenzstein.

Kufenförmige Hacke s. Karelische Gerättypen.

Kuffarn (Niederösterreich). Von L. Karner wurde aus einem bereits zerstörten Grabe neben einem Haumesser und einer Lanzenspitze aus Eisen ein annähernd halbkugelförmiger Bronzelöffel mit langem Stiel und die bekannte Situla aus Bronze gefunden (Tf. 88 a, b). Das konische Gefäß zeigt in der unteren Zone ein getriebenes Eierstabornament, in einer schmalen mittleren Zone eine Reihe flachelliptischer Buckel, und nur die obere Zone ist figural verziert: eine festliche Szene, die sich in eine Trinkszene, in eine Kampfszene und in eine Szene fahrender Wagen auflöst. Der Fund ist in die Frühlatènezeit zu datieren. Die Situla und vermutlich auch der Bronzelöffel dürften s. Importstücke sein.

Angeregt durch den Situla-Fund wurden dann in der Nähe dieses Grabes von A. Dungel Nachgrabungen veranlaßt, die insgesamt 19 Gräber ergaben. Es sind in der Hauptsache Skelettgräber, die der Frühlatènezeit angehören und gleichzeitig mit dem Situla-Grabe sind. Es wurden aber auch einige Brandgräber mit buntverzierter Keramik der j. HZ, dann mittellatènezeitl. Fibeln und endlich auch ein röm. Plattengrab mit einer Bronzemünze Diokletians gefunden.

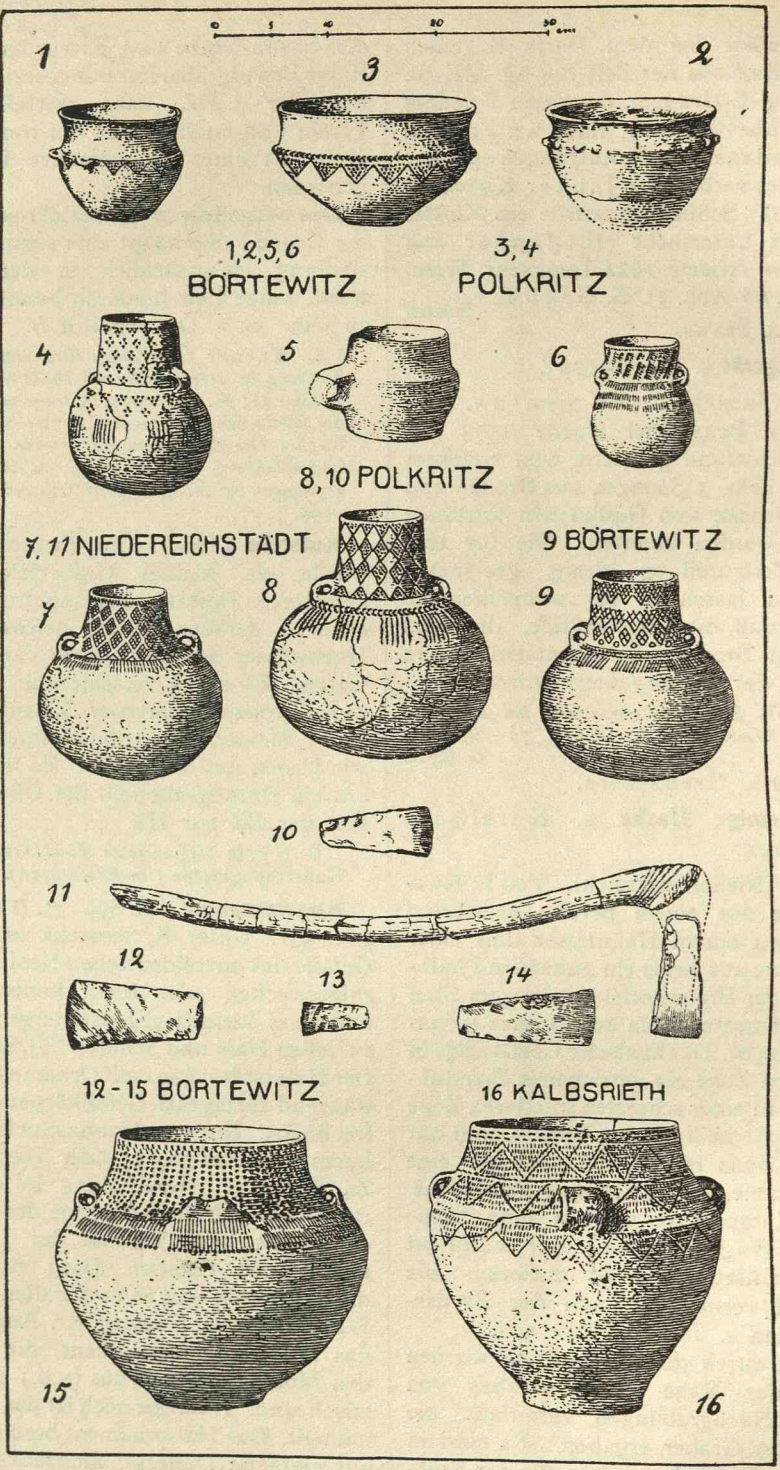
Das ausgedehnte Gräberfeld scheint, wie die Gegend überhaupt eine sehr dichte Besiedlung hauptsächlich in der EZ aufweist, lange Zeit hindurch benutzt worden zu sein. S. a. Österreich B.

L. Karner *Über einen Bronzesitulafund bei Kuffarn in Niederösterreich* MAGW Verh. 1891 S. 68—71; M. Hoernes *Beiträge zur Erklärung der Situla von Kuffarn* ebd. S. 78—81; J. Szombathy *Die Zeitstellung der Funde von Kuffarn und Ödenburg* ebd. S. 81—86; A. Dungel *Ausgrabungen bei Kuffarn* Jahrbuch AK. 1907 S. 87—95. G. Kyrle

Kufstein (Tirol). Im Eichinger-Garten wurde ein kleines Gräberfeld mit 8 gesicherten Bestattungen angetroffen, deren einzelne Gräber bereits teilweise durch Hochwässer des Kudlbaches verschwemmt waren. Es ergab verschiedene verschmolzene Bronzen, darunter Vasenkopfnadeln (s. d.), Messer, Ringe und Drahtspiralen, sowie Urnen und Beigefäße. Es handelt sich um ein Brandgräberfeld der Übergangszeit von der BZ zur HZ.

G. Kyrle *Urgeschichte Tirols* Österreichische Kunsttopographie (im Erscheinen). G. Kyrle

Kugelamphore (Tf. 89). A. Archäologie. § 1. Unter K. versteht man kuglige Gefäße des mitteldeutschen Neol. mit einem zylindrischen oder leicht konischen Hals und zwei kleinen gegenständigen Henkeln zwischen Hals und Schulter (Tf. 89, 4. 6—9). Der Hals ist fast ganz mit Ornament bedeckt, während der eigentl. Gefäßkörper ornamentfrei bleibt. Nur vom Halsansatz fallen meist kurze Fransenmuster über die Schulter. Zu reicherer Abwechslung in der Dekoration hat sich die ö. Gruppe der K. (s. § 6) entwickelt. Die Technik der Dekoration ist der nord. Tiefstich. Dazu tritt die Kardium-Technik und in zwei Fällen (Mützlitz, Westhavelland; Passow, Kr. Angermünde) das Kreuzstempelornament, die beide für den Molkenberger Typus (s. d.) charakteristisch sind. Häufiger noch ist das Schnurornament. Das Halsornament beschränkt sich auf einfache Dreieck-, Zickzack-, Rauten- u. ä. Muster. Für die ö. Gruppe der K.



Kugelamphore

Typen der Kugelamphorenkultur. Nach K. Schumacher.

trifft diese Bezeichnung eigentlich nicht zu, da diese häufig 4 Henkel resp. Schnurösen und gern eine Standfläche haben. Von Begleitgefäßen der K. sind große Gefäße mit scharf abgesetzter Standfläche, ovoidem Körper, meist scharf abgesetztem, eingezogenen Hals und 4 breiten Ösenhenkeln am Schulterknick die häufigsten (Tf. 89, 15. 16; zu den von Götze angeführten Beispielen hinzuzufügen: Börtewitz Präh. Z. 5 [1913] S. 362f. K. H. Jacob-Friesen und Derfflinger Hügel; s. d.). Ferner begegnen ähnlich gegliederte Näpfe und Schalen (Tf. 89, 1—3), gelegentlich einseitig mit einem Schnurösenpaar versehen oder mit mehreren Gruppen von je zwei Knöpfen am Schulterknick. Aus Börtewitz endlich sind noch Tassen mit abgesetzter Schulter und Bandhenkel bekannt (Tf. 89, 5).

§ 2. Die Werkzeuge der Kultur der K. bestehen aus kleinen Flintgeräten (Messer, Pfeilspitzen) und vor allem dicknackigen Feuersteinäxten (Tf. 89, 10—14). Bernsteinperlen kommen häufiger vor.

§ 3. Die Grabform der Kultur der K. ist die der Steinkiste, unterirdisch oder in Grabhügeln, mit Skelettbestattung (meist in Hockerstellung). Gräber ohne Steinsetzung sind selten. Leichenbrand begegnet nur in Ketzin und vielleicht Gr.-Kreutz.

§ 4. Das Hauptverbreitungsgebiet der mitteld. Gruppe der K. liegt zwischen dem Nordrand des Harzes und dem unteren Saalegebiet im S und der Havel im N. Fundverzeichnisse bei Götze und Åberg, jetzt auch Mannus 13 (1921) S. 239ff. G. Kossinna. In dieser Gegend, und zwar in ihrem n. Teile, werden die K. ihre charakteristische Ausprägung erhalten haben. Auch Höfer und Kossinna lassen den Typus in Nordbrandenburg entstehen.

§ 5. Aus dieser brandenburgisch-thüringischen Heimat sind die Träger der Kultur der K. elbeaufwärts (Kossebaude bei Dresden) nach Böhmen gelangt, wo besonders in der Umgegend von Prag Wohngrubenfunde dieser Kultur häufig sind. S. Böhmen-Mähren B § 13 sowie Band II Tf. 25 b.

Verz.: Mannus 13 (1921) S. 261f.

§ 6. Die weite Ausbreitung der Gruppe der K. nach O hat zuerst Kossinna eingehend verfolgt. Diese ö. Gruppe unterscheidet sich in der Ornamentik und Form wesentlich von der mitteld. Gruppe (s. § 1), die ihr gegenüber einen stilreineren Eindruck macht. Vorbilder für die ö. K. begegnen schon in der älteren Ganggräberzeit, z. B. Rügens (Gingst; ZfEthn. 28 [1896] S. 350). Hauptkennzeichen ist neben den schon oben genannten das Zurücktreten des Halsornaments gegenüber dem Schulterornament, das in breiten, langen Fransen über den Gefäßbauch fällt. In Begleitung von dicknackigen Feuersteinäxten und meist in Steinkisten, besonders den „Kujawischen" Gräbern (s. d.), gelegentlich auch in Steinkreisen mit Trilithen (s. Trilithen-Grab), wandert diese Gruppe von der unteren Oder und Weichsel weichselaufwärts bis zum Einfluß des San und Dunajec und von da weiter nach O durch Ostgalizien, Podolien und die Ukraine bis in die Gegend von Kiew. Unterwegs erleiden Gefäßformen und Ornamente allerlei Umwandlungen unter dem Einfluß der Schnurkeramik. S. a. Polen B.

Mannus 2 (1910) S. 67ff., 86ff. (Fundregister) G. Kossinna; N. Åberg *Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit* 1918 S. 204ff.

§ 7. Die Gruppe der K. ist ein Seitenzweig der nordd. neol. Kulturgruppe. Ihre Form ist eng verwandt mit den langhalsigen nord. Megalithflaschen und geht deutlich auf eine an ein Hornmundstück gebundene Tierblase zurück, wie schon Höfer dargetan hat, ohne das inzwischen gefundene Beweisstück von Svendborg (Fünen; Aarb. 1913 S. 272 = Kossinna *Die Indogermanen* I 2 Abb. 1) zu kennen. Aus der Umschnürung des Halses erklärt sich die Ornamentik.

§ 8. Die Zeitstellung der K. dürfte gesichert sein. Teilweise berühren sie sich mit Bandkeramik (s. d.), so in der Siedlung von Günthersdorf bei Leipzig (Näbe *Die steinzeitl. Besiedlung der Leipziger Gegend* 1908 S. 12f.) und in dem Grabe von Kl.-Rietz (K. Brunner *Die steinzeitliche Keramik der Mark Brandenburg* 1898 Abb. 11a; Stichreihenkeramik); dieselbe Berührung wird aber auch durch die eigentümliche, in Schnurtechnik ausgeführte Spiralornamentik des großen Gefäßes von Köben, Kr. Steinau (Nachr. ü. D. A. 1899 S. 82 Abb. 2 Brunner), erwiesen. Wich-

tiger ist das Vorkommen von drei jüngeren Bernburger Tassen in dem einen Grabe von Mützlitz (Brunner a. a. O. Abb. 18—21) zusammen mit einer K. und ähnliche Befunde von Hindenburg und Börtewitz. Der Befund im Spitzen Hoch (s. Latdorf) und im Derfflinger Hügel (s. d.), die man für die Datierung hat benutzen wollen, gibt keine sichere Handhabe, aber im Baalberg (s. d.; Band I Tf. 65) bei Baalberge schieben sich die K. zwischen den Bernburger Typus und die Schnurkeramik ein. Während sich also in Norddeutschland die Wurzeln der K. bis in die ältere Ganggräberzeit zurückverfolgen lassen (Gingst; s. § 6), lösen sie in Thüringen den Bernburger Typus ab, neben dem sie offenbar eine Zeitlang parallel laufen. In der ö. Gruppe aber haben wir die jüngste Entwicklung zu erkennen, die sich schon z. T. mit der Schnurkeramik berührt.

ZfEthn. 32 (1900) S. 154ff. A. Götze; *AuhV* 5 S. 27, 53f., 391; 8. Ber. röm. germ. Kom. 1913/4 S. 47ff. K. Schumacher; Präh. Z. 2 (1910) S. 347ff., ZfEthn. 47 (1915) S. 45ff. H. Mötefindt; Kossinna *Die Deutsche Vorgeschichte*[4] S. 30; Mannus 2 (1910) S. 67ff., 13 (1921) S. 293 ff. ders.; Sächs. Jahresschr. 10 (1911) S. 21ff. P. Höfer; F. Kauffmann *Deutsche Altertumskunde* I (1913) S. 96; Åberg *Das nord. Kulturgebiet* usw. S. 169ff.; Mannus 15 (1923) S. 247, ebd. 16 (1924) S. 46ff., 55ff. N. Niklasson. — Neuere Funde: Söllichau, Kr. Bitterfeld (25 Jahre Siedlungsarchäologie, Leipzig 1922 [Mannusbibl. 22] S. 14ff. Gandert); Kalzig, Kr. Züllichau (Schultze a. a. O. S. 17 ff.); Sonnendorf, Sachs.-Weimar (Mannus 16 [1924] S. 55 Niklasson); Brandenburgia 33 (1924) S. 68 f. Sprockhoff. [Vgl. jetzt die Arbeit von E. Sprockhoff *Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg* Vorgeschichtliche Forschungen I 4 (1926)].

W. Bremer

B. Anthropologie. Die Träger der Kugelamphoren-Kultur sind typische Angehörige der nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.).

A. Schliz *Beiträge zur präh. Ethnologie* Präh. Z. 4 (1912).

Reche

Kugelfibel. Südd. (kelt.) Form der Mittellatènefibel, bei der auf das zurückgebogene Fußende eine Kugel aufgeschoben und die Befestigung des Fußendes auf dem Bügel durch eine zweite Kugel hergestellt wird (Band III Tf. 106 k). Oft ist auch die zweite Kugel nur ornamental. Gelegentlich werden noch mehr Kugeln angebracht (bis 5). Die Gestalt ist flachlänglich, die Spiralachse oft lang. Die Form ist auf westgerm. Gebiet beliebt geworden und wird hier meist in Eisen gebildet, hat aber auch zu Weiterbildungen in Bronzeguß geführt: an Stelle der Kugeln können flache Scheiben (ZfEthn. 1911 Abb. 48) oder halbkuglige Knöpfe treten (Kostrzewski a. a. O. Abb. 13), auch können sie zu derben, hohen Wülsten auswachsen (Müller *Ordning* II 22f.; Mannus 5 S. 118 Beltz); diese Zieraten werden zusammen mit dem Bügel gegossen; zu den Kugelfibeln gehören auch die mit Bronzekugeln und Emaileinlage (ZfEthn. 1911 Abb. 64). — In Norddeutschland sind sie häufig und fallen hier auch zeitlich in die Mittellatènezeit (III. EZ, Ripdorf), wie besonders die Befunde von Kl.-Hesebeck und in Schleswig-Holstein zeigen, auch Lauingen (s. d.). Die künstlicheren Formen reichen in die Spätstufe. S. a. Fibel A § 33.

ZfEthn. 1911 S. 684f.; G. Schwantes *Urnenfriedhöfe in Niedersachsen* I 1, 2 S. 8; F. Knorr *Friedhöfe d. älteren Eisenzeit* S. 32; J. Kostrzewski *Die ostgerm. Kultur in der Spätlatènezeit* 1919 S. 14ff.

R. Beltz

Kugelkopfnadel s. Nadel A 1 § 38.

Kuh s. Haustier, Rind.

Kujawisches Grab. § 1. So werden Hügelgräber in Form eines langgestreckten gleichschenkligen Dreiecks genannt, die an den Seiten von großen Steinblöcken oder Kopfsteinen eingefaßt sind und an ihrem breiteren Ende eine Grabkammer enthalten. Nicht immer ist die spitz-dreieckige Form so scharf ausgeprägt, wie die Zeichnungen v. Erckerts (ZfEthn. 1879 S. 428) oder die von Ossowski Tf. 34 zeigen; es kommen auch kürzere und unregelmäßiger geformte Dreiecke vor (vgl. Mannus 11 Tf. 5 und 6). Einige dieser Gräber hatten sehr beträchtliche Abmessungen (bis zu 200 Schritt L. und 10 Schritt Br. an der Basis). Der Grabhügel ist an der Basis des Dreiecks am höchsten (bei den größten Gräbern bis 3 m h.) und verflacht sich allmählich nach der Spitze zu.

§ 2. Das breitere Kopfende enthält eine in der Längsrichtung des Hügels sich erstreckende, mehr oder minder regelmäßig gebaute, meist viereckige Grabkammer von $2^1/_2$—$1^1/_2$ m L. und $1^1/_2$—$^3/_4$ m Br., in der

sich Skelettreste und Beigaben (Tongefäße oder Scherben von solchen, Steinäxte, Knochengeräte und Bernsteinartefakte) finden. Über den Bau des Grabinnern ist nur wenig Genaues und Zuverlässiges berichtet worden. Bei den meisten Gräbern dieser Art, die zur Untersuchung gelangten, waren die Steinsetzungen und Grabkammern vorher zerstört worden, um die darin enthaltenen Steine zu gewinnen. Anscheinend haben einige Gräber mehrere Bestattungen, die mehr oder minder sorgfältig in Kammern oder Steinpackungen voneinander abgetrennt lagen, enthalten, die Mehrzahl aber nur eine.

§ 3. Die in den K. G. enthaltenen Tongefäße gehören größtenteils der ö. Kugelamphorenkeramik (s. Kugelamphore) an. Danach sind diese Gräber in den Schlußabschnitt der j. StZ zu setzen. Nach ihrem Bau sind sie als eine abgeänderte, ö. Form der Megalithgräber, speziell der Hünenbetten, anzusehen. S. Megalithgrab A.

§ 4. Ihren Namen haben sie nach der Landschaft Kujawien in Kongreßpolen (NO der Prov. Posen sowie Gouv. Warschau und Kalisch) erhalten, wo sie nach Berichten von Erckerts früher massenhaft vorhanden gewesen sind. Sie sind aber in ihrer Verbreitung nicht auf dieses Gebiet beschränkt, sondern kommen noch weiter w. im poln. Korridor (in den Kreisen Kulm und Dirschau) sowie in Hinterpommern vor; hier sind sie vor allem im Kreise Pyritz früher in Menge vorhanden gewesen, einzelne sind auch aus den Kreisen Naugard, Saatzig und Stolp bekannt geworden. S. a. Nordischer Kreis A § 5b 5α.

v. Erckert *Gräberfunde in Cujavien* ZfEthn. Verh. 1879 S. 428ff.; dazu ebd. S. 431ff. Virchow; v. Erckert *Ausgrabungen in Cujavien* ZfEthn. Verh. 1880 S. 314ff.; R. Virchow *Gräberfunde der jüngsten neol. Zeit aus Cujavien* ZfEthn. Verh. 1883 S. 430ff.; E. Walter *Prähistor. Funde zwischen Oder und Rega* Progr. Stettin 1889; Schlemm *Wörterbuch* S. 86f.; Mannus 2 (1910) S. 67ff., 87ff. Kossinna; Mannusbibl. 15 (1918) S. 176ff. E. Wahle; R. Holsten und G. Zahnow *Die steinzeitl. Gräber des Kreises Pyritz* Mannus 11/12 (1919/20) S. 104f. W. La Baume

Kujundschik s. Ninive (Ninua).

Kujundschik-Funde (Medizinische). Der Hügel Kujundschik (Koujundjik), die Trümmermassen des 612 v. C. zerstörten Ninive, wurde seit 1852 von den Engländern durchgraben und die wertvollen Funde nach London gebracht, darunter auch zahlreiche Keilschrifttäfelchen in größerer oder geringerer Zerstörtheit, die weiland die Bibliothek (s. d.) des Assyrerkönigs Assurbanipal (Sardanapal) gebildet hatten. Diese Bibliothek war seit 668 angelegt und zusammengetragen, enthielt aber auch Werke wesentlich älterer Entstehungszeit, namentlich auch aus dem Gebiete der Medizin und der Naturwissenschaften. Im J. 1866 wurden, durch H. C. Rawlinson bearbeitet, zum ersten Male medizinische Texte aus dieser Bibliothek bekanntgegeben, Listen von Arzneipflanzen und medizinische Rezepte, meist pflanzliche Mittel enthaltend, auf drei Tafeln, während 1874 François Lenormant die ersten magischen Texte zur Krankheitsbehandlung in größerer Zahl veröffentlichte; 1887 kam der erste Brief eines assyr. Arztes (Aradnanâ) ans Licht. In London sind aus Assurbanipals Bibliothek allmählich einige 20000 Keilschrifttafelstücke zusammengebracht worden, die etwa 3—4000 Tafeln entsprechen mögen. Ein Katalog, den Bezold angefertigt hat, ermöglicht einen ersten ungefähren Überblick, demzufolge rund 1000 Tafelfragmente medizinischen Inhalt haben mögen. S. a. Ninive.

v. Oefele *Keilschriftmedizin, Einleitendes zur Medizin der Koujundjik-Collection* 1902; Bezold *Katalog* I—V (1887—1899); *Cuneiform Texts from Babylonian Tablets in the Brit. Museum* (erscheinen seit 1896). Sudhoff

Kulna-Höhle s. Böhmen-Mähren A II § 2.

Kul-Oba (Südrußland; Tf. 90, 90[A]). § 1. Der K.-O. (=Aschenhügel), einer der bekanntesten skyth. Kurgane Südrußlands, etwas über 6 km w. von Kerč (Krim). Es ist ein ziemlich steil abfallender Hügel, zu dem Höhenzuge gehörend, der sich von Kerč aus im O etwa 7 km nach W bis zu dem Dorfe B'eli erstreckt (Mithridates-Berg) und eine große Reihe von reich ausgestatteten Grabhügeln trägt, etwa $^1/_4$ km von diesem entfernt und mit ihm parallel laufend, an der von Kerč nach Feodosia führenden Straße. Seine L. beträgt etwa 180 m, seine Br. zwischen 38 und 62 m. Die ursprüngliche H. ließ sich nicht mehr feststellen, da man seine

Oberfläche mit riesigen Steinmassen, die hierher transportiert waren, bedeckt hatte. Unter diesen lagen auf der Ostseite in einer Fläche zwei Grabhügel, die sich an ihrer Basis berührten; jeder hatte einen Dm von 53 m. Im ö. befand sich, mit dem Zentrum genau in der Mitte, das berühmte Grab. Auf der Westseite des K.-O. lagen offenbar auch mehrere, schon früher ausgeraubte und abgetragene Grabhügel. Der K.-O. ist heute vollkommen zerstört.

Der Entdecker und Ausgräber des K.-O. ist ein frz., seit 1797 in russ. Diensten stehender Emigrant, Paul Dubrux, der Begründer der hist. Topographie von Kerč und der Halbinsel Krim. Dubrux' Bericht, der in die Archive des kaiserlichen Hauses in Petersburg kam, ist in Auszügen schon früher benutzt (vgl. Dubois de Montpéreux *Voyage autour du Caucase* 1839—1843 V 194—227; Ermans Archiv für wissenschaftliche Kunde Rußlands 5 S. 491ff.; Sabatier *Souvenirs de Kertch et chronologie du royaume de Bosphore* S. 105, Tf. 4 u. a. a. O.), dann nach dem Msc. Dubrux' in den *Antiquités du Bosphore Cimmérien, conservés au musée impérial de l'Ermitage. Ouvrage publié par ordre de Sa Majesté l'Empereur* St. Pétersbourg 1854 (= A B C) und in dem handlicheren und weniger kostbareren und selteneren gleichnamigen Werk von S. Reinach 1892 S. 6ff. veröffentlicht worden.

§ 2. Über den w., doch wahrscheinlich ungefähr gleichzeitig angelegten Hügel ist der Fundbericht Dubrux' sehr lakonisch.

„En frappant fortement avec le pic de fer dans deux endroits de la montagne, le son que rendaient les coups, annonçait un vide. Je fis creuser; et, effectivement, on trouva à une archine (= 0,71 m) de profondeur, deux tombeaux en pierre de taille qui avaient deux archines et demie (1,775 m) de longueur sur une archine de largeur et autant de profondeur. Ils contenaient chacun les ossements de plusieurs cadavres et une assez grande quantité de débris de vases argiles, grossiers et de forme commune."

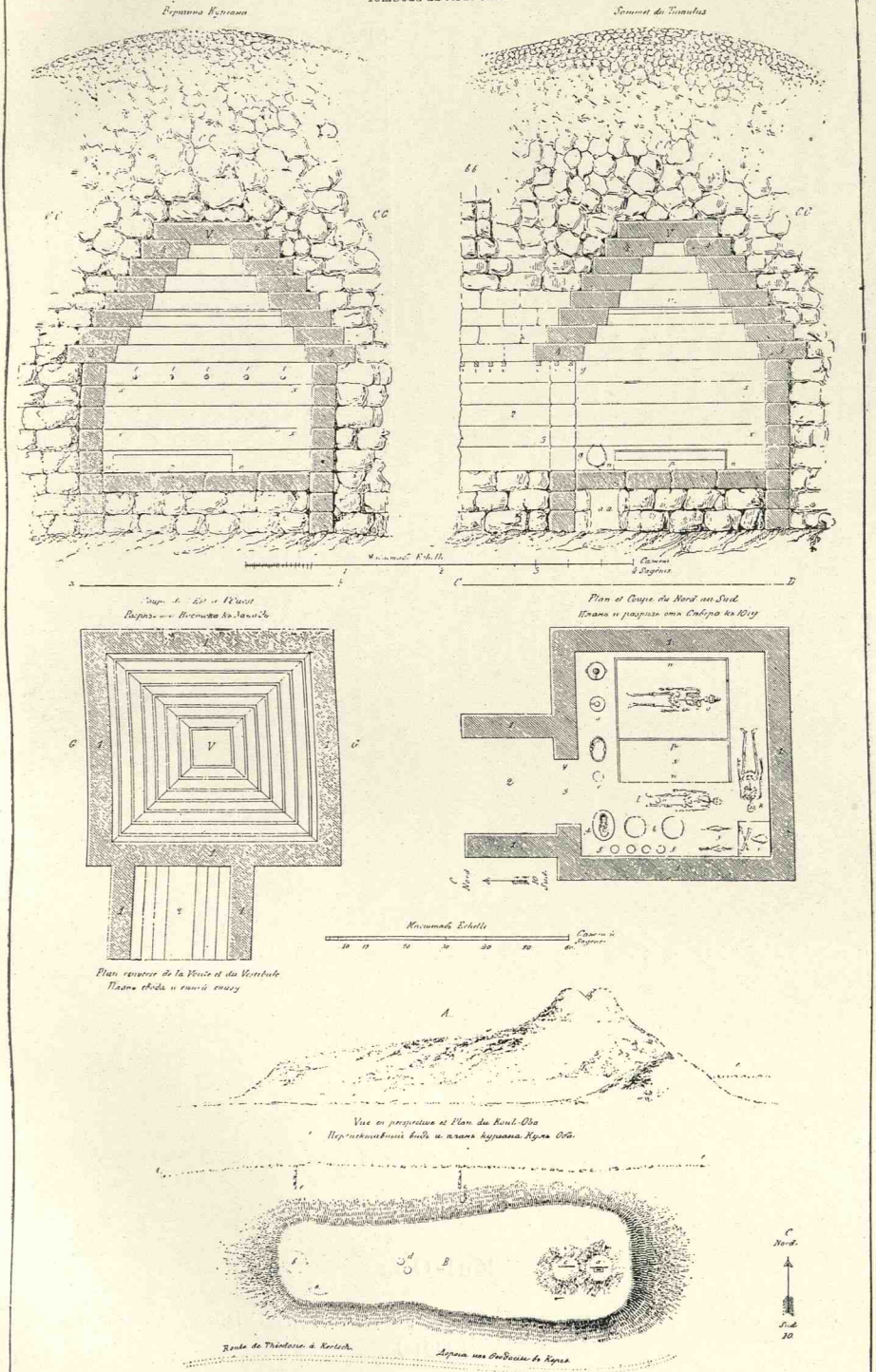
Um so ausführlicher und umständlicher ist die an dramatischen Zwischenfällen reiche Ausgrabung des ö. Hügels geschildert, die vom 22.—24. September 1830 dauerte. Infolge unzulänglicher Vorkehrungen schwebten Dubrux und seine Arbeiter in beständiger Gefahr, von den herunterstürzenden Steinen des Mauerwerkes der Grabkammer erschlagen zu werden. Die Kunde von den hier gefundenen Kostbarkeiten hatte sich schnell in den Nachbardörfern und in Kerč verbreitet. Der Platz wurde von Neugierigen während der Untersuchungen umlagert, von denen eine Anzahl am Abend des 24. September in das nicht genügend gesicherte Grab einbrachen, die noch nicht völlig ausgeräumte Kammer durchwühlten, das schwere Bodenpflaster derselben aufbrachen und ein von Dubrux noch nicht gefundenes, darunter liegendes Grab (auch als Versteck gedeutet; s. Solocha), das u. a. den goldenen Hirsch enthielt, ausplünderten. Vieles von diesem Raub ist später, mehr oder weniger sicher identifiziert, in die Hände der Behörden oder Privater gekommen und hat schließlich seinen Weg in die Sammlung der Eremitage zu den anderen Stücken gefunden. Eine im J. 1875 auf Veranlassung der Arch. Kommission durch Lucenko unternommene Nachgrabung (CR Pétersb. 1875 S. XXX) sammelte aus den Schuttmassen des Hügels noch 2 bronzene Pfeilspitzen und 3 kleine Goldplaketten auf.

§ 3. In seiner baulichen Anlage steht der Kurgan einer Reihe anderer Kerčer Grabbauten, dem Melek-Česme-, dem Carskij-, dem Altyn-Oba-Tumulus u. a. nahe. Der Grundriß der oben von mächtigen Kalksteinen bedeckten Kammer ist viereckig, fast quadratisch (4,60 × 4,26 m), der (auf der Nordseite befindliche) Gang kurz (2,10 m im Geviert, bei 2,84 m H.) und nach der Seite der einen Wand hin verschoben. Er war nicht gewölbt, sondern mit Steinplatten, die von hölzernen Streben getragen wurden, bedeckt. Die H. der Kammer beträgt 5,30 m vom Pflaster bis zum Schlußstein des aus überkragenden Platten gebildeten Gewölbes (8 Schichten mit der Deckplatte). Etwa 3,50 m über dem Pflaster lag ein hölzerner, durch Balken gestützter Plafond. Die Tür vom Dromos zur Kammer (Br. 1,60 m, H. 2,49 m) war durch aufgeschichtete, grob zugehauene Steine geschlossen, der Boden mit einem Pflaster aus 0,25—0,35 m dicken, 1,07 m l. und 0,71 m br. Steinplatten bedeckt. Die Kammer enthielt 3 Bestattungen, eine vierte lag unter dem Pflaster (s. § 2). In einer viereckigen Vertiefung des Pflasters an der Südwest-Seite fanden sich Pferdeknochen, ein Helm und ein paar Beinschienen.

§ 4. Den größten Teil der Kammer nahm ein fußloser (2,84 × 2,84 m bei 0,267 m H.) Katafalk aus Zypressen- oder Wacholder-Holz ein, in Richtung Nord-Süd in zwei

КУЛЬ-ОБА.

Tombeau du Koul-Oba.



a

b

c

d

Kul-Oba

Szenen von der Elektronvase Band III Tf. 154. — Nach Materialien Arch. Rußlands 34 (1914).

ungleiche Hälften geteilt. Die kleinere w. Hälfte war offen. In ihr lagen die Waffen des Fürsten, seine Peitsche, vielleicht auch sein Zepter (abg. A B C Tf. 2, 4), er selbst in der größeren Hälfte in einem hölzernen Sarg (vgl. Watzinger *Griechische Holzsarkophage aus der Zeit Alexanders des Großen* 1905 S. 56f. Nr. 41; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 204f., 330f.; auf den Furnieren neben Darstellungen aus der griech. Sage auch die Zeichnung eines vom Pferde geschleuderten Skythen und eines von einem Steppenwindhund [Barsoi] gehetzten Hasens), mit seinem Schmuck. Neben dem Kasten, in der Verlängerung des Eingangs, in derselben Richtung wie der Fürst (S—N, Kopf im S), lag die Fürstin, gleichfalls in einem Holzsarg (vgl. die Abb. A B C Tf. 83, 84; Watzinger a. a. O. S. 44 Nr. 24), und an der Südwand, den Kopf nach W (also nach der Vertiefung mit den Pferdeknochen zu), der Reitknecht. Der Reichtum an Waffen (darunter auch Beinschienen aus vergoldeter Bronze; A B C Tf. 28, 7. 8), Schmuck und Gerät war außerordentlich und wird kaum von einem anderen, später in Südrußland gemachten Fund übertroffen. Zu ihm gehören zwei der bekanntesten Stücke des pontischen Altertums, die Elektronvase mit den Skythendarstellungen (Tf. 90[A]; Band III Tf. 154) und der goldene Hirsch. Hier kann nur einzelnes hervorgehoben werden. S. a. Südrußland D.

§ 5. Der Fürst trug auf dem Kopf eine spitz zulaufende Zeugmütze, die mit zwei getriebenen Goldbändern belegt war. Der schwere, geflochtene Goldring, den er um den Hals trug, endet zu beiden Seiten in zwei galoppierende, von Skythen gerittene Pferde — die vielleicht überhaupt beste plastische Darstellung des Skythen-Typus, die wir haben. Das Schwert, von dem nur ein Teil des Griffes erhalten (A B C Tf. 27, 10), gehört zu den späten degenerierten Formen vom Typus Mirza-Kekuvatskij (s. a. Voronež), der wohlerhaltene goldene Scheidenbelag (A B C Tf. 26, 2) mit Tierkampfszenen ist dagegen mehr eine griech. als skyth. Arbeit. Unter dem Kopf des Fürsten fanden sich goldene Rundfigürchen: Skythen mit Goryt und Fläschchen (fast identische im Patiniotti-Fund; s. d.) und zwei Blutsbrüderschaft trinkende Skythen. Die goldene, mit Ösen zum Aufhängen versehene Omphalos-Schale (ein später Nachläufer solcher bei Reitervölkern gebräuchlichen Schalen noch im Funde von Szilágy-Somlyó II [Hampel *Altertümer* III Tf. 30, 31]), die ein gutes Gegenstück im Grabe von Solocha hat (Band IV Tf. 85), ist wie diese in einem beängstigenden Raumfüllungsdrange mit Gorgonen- und Skythen-Fratzen und Tierköpfen sowie mit umgebildeten Palmetten, doch in einem gewissen Rhythmus, dekoriert.

§ 6. Die Königin trug ein goldenes Diadem, ihr schwerer goldener Halsring endet in zwei kauernden Löwen. Zu ihrem Schmuck gehören auch die beiden prachtvollen Athena-Medaillons (nach Dubrux ruhten sie „vers le milieu du corps"; abg. S. Reinach a. a. O. S. 63 Abb. 1, 2; vgl. Athen. Mitt. 8 S. 309). Zwischen ihren Knien lag die Skythenvase (Tf. 90[A]; Band III Tf. 154). Ihr Spiegel, aus Bronze, mit goldenem Griff, ist halb griech., halb einheimischer Arbeit, wie es schon an archaischen Schwertern (Šumejko [s. d.], Ostraja Mogila [s. d.] bei Tomakovka beobachtet werden kann. Die 7 Messer (6 mit Elfenbein, 1 mit goldplattiertem Griff), die zwischen ihr und dem „Reitknecht" niedergelegt waren, haben bei der Bestattungszeremonie eine Rolle gespielt. — Feinere griech. Keramik fehlt in dem Grabe, dagegen fanden sich 4 Weinamphoren, eine mit Thasischem Stempel, und eine Anzahl Metallgefäße griech. Arbeit, darunter 3 Silberfläschchen desselben Typus wie die Skythenvase, mit den üblichen Tierkampfszenen, 2 Trinkhörner und 1 Henkelschale mit der Inschrift ΕΡΜΕΩ (abg. A B C Tf. 37, 4). Zwei skythische Bronzekessel (s. d.), einer mit Schafknochen, beim Opfer verwendet, vertreten demgegenüber das Einheimische. Die zahlreichen getriebenen Goldbleche (darunter der berittene Skythe auf der Hasenjagd und die beiden Rücken an Rücken bogenschießenden Skythen) stammen z. T. von der Kleidung der bestatteten Vornehmen, z. T. von den Teppichen oder Tüchern, welche die Wände der Kammer schmückten. Aus dem (älteren?) Grab (oder Versteck) unter dem Pflaster in der Nordwestecke der Kammer sind nur der goldene Hirsch (Gegenstücke z. B. in dem Funde von Kostromskaja [s. d.] und in dem

ungar. von Tápioszentmárton [s. d.]) und Stücke eines goldenen Armbandes erhalten.

§ 7. Der Kul-Oba-Fund gehört in die 2. Hälfte des 4. Jh. und ist einer der interessantesten Repräsentanten jener besonderen Phase des „Mixhellenismus", wie er sich am Nordufer des Schwarzen Meeres damals entwickelte. Der hier mit den Insignien seiner Macht bestattete Fürst ist ganz ähnlich ausgerüstet und begraben wie die Könige in den Grabhügeln von Čertomlyk (s. d.) und Solocha (s. d.). Sehr nahe steht dem K.-O. der Patiniotti-Fund (s. d.).

Antiquités du Bosphore Cimmérien 1854 (russ. und frz.); S. Reinach *Antiquités du Bosphore Cimmérien* 1892; E. H. Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 195ff.; Rostovcev *Iranians and Greeks* 1922 S. 108ff.; ders. *Skifija i Bospor* 1925 S. 376ff., 450 Anm. 1. M. Ebert

Kultbau, Kultstätte s. Baukunst, Grab, Kultus, Religion.

Kül-Tepe s. Kappadokische Tontafeln.

Kultur, Primitive s. Primitive Kultur.

Kulturkreis. § 1. In der Völkerkunde ist es üblich geworden, von K. zu reden. Darunter versteht man Stammesgebiete, die in ihrem Besitz an Gütern in der materiellen, geistigen und sozialen Gestaltung einander ähnlich sind. Als Vater der Kulturkreislehre kann der frühere Leipziger Geograph Ratzel angesehen werden. Es waren die Gegenstände der materiellen Kultur, die er bei verschiedenen, aber benachbarten Stämmen, z. B. Afrikas, etwa in bezug auf die Bewaffnung u. ä. fand, die ihn auf die Annahme von Zusammenhängen unter sonst sprachlich oder rassisch getrennten Völkern brachte. Frobenius verfolgte diese Gedankengänge weiter, Graebner wieder, durch Museumsmaterial und durch Bernheims *Handbuch der historischen Arbeitsmethoden* angeregt, baute programmatisch diese Auffassungen in der Weise aus (*Die Methode der Ethnologie* 1909), daß er die Kriterien untersuchte, auf Grund deren man von Übereinstimmungen im Kulturbesitz reden darf. Für Ähnlichkeiten nimmt er nun ohne Rücksicht auf Nachbarschaft oder Entfernung „Übertragung" an, wenn sie in genügender Zahl und in besonderer Weise vorhanden sind. Die Frage der Art der Übertragung wird in der Regel unbeantwortet gelassen. Selbständige Entstehung, wie sie die ältere evolutionistische Schule etwa vom Schlage Bastians voraussetzte, weist Graebner zurück und bürdet seinen Gegnern die „Beweislast" auf. Vertiefung erfuhr dieses Vorgehen durch P. W. Schmidt, einen anfänglichen Gegner Graebners, der das heuristische Prinzip der Übertragung dazu verwendet, um die Geschichte der „geschichtslosen" Völker (Australiens) in Kulturschichten, wie es übrigens auch schon Graebner in bezug auf Melanesien versuchte, zu sondern und so eine Abfolge von Perioden der Lebensführung und technischen Fertigkeiten, der Gestaltung der Gesellschaft und der Formen der Sprache herauszudestillieren. Er nennt sein Verfahren die „kulturgeschichtliche Methode". In einem verwandten Sinne ist insbesondere auch W. H. R. Rivers in seiner *History of Melanesian Society* 1914 vorgegangen, aber mit mehr psychologischem Feingefühl. Insbesondere gibt er die Entstehung neuer Kulturelemente als das Ergebnis von Kulturberührungen zu, er erwägt also die Vorgänge, die zu Neuem — aber auch zum Verlöschen von Kenntnissen — führen, während die dogmatische Kulturkreislehre Graebners sich nur mit der Frage der Übertragung und des Übernehmens allein beschäftigt. Rivers versucht auch schon, die Formen und den Vorgang der Übertragung in Betracht zu ziehen.

§ 2. Trotz aller Kritik, die man bald mit mehr, bald mit weniger Recht, namentlich der mechanischen und unpsychologischen Anwendung der K.-Lehre entgegenhielt, muß anerkannt werden, daß sie eine gesunde Reaktion gegen die viel zu schematisch verfahrende ältere Entwicklungslehre darstellt, und daß sie Erhebliches zu einem gründlicheren Arbeiten innerhalb der Ethnologie beigetragen hat. Vor allem machte sie auf historische Zusammenhänge aufmerksam, durch die wir den ganzen Kulturprozeß in neuer Beleuchtung zu sehen beginnen. In der Vertiefung der historischen Perspektive liegt wohl ihre größte Bedeutung. Es wäre falsch, anzunehmen, daß sie der evolutionistischen Auffassung völlig entgegenstünde. So sehr einzelne Vertreter sich gegen die Fehler einer oberflächlichen Entwicklungslehre mit Recht wandten, so wenig heben die K.-Lehre und die sog.

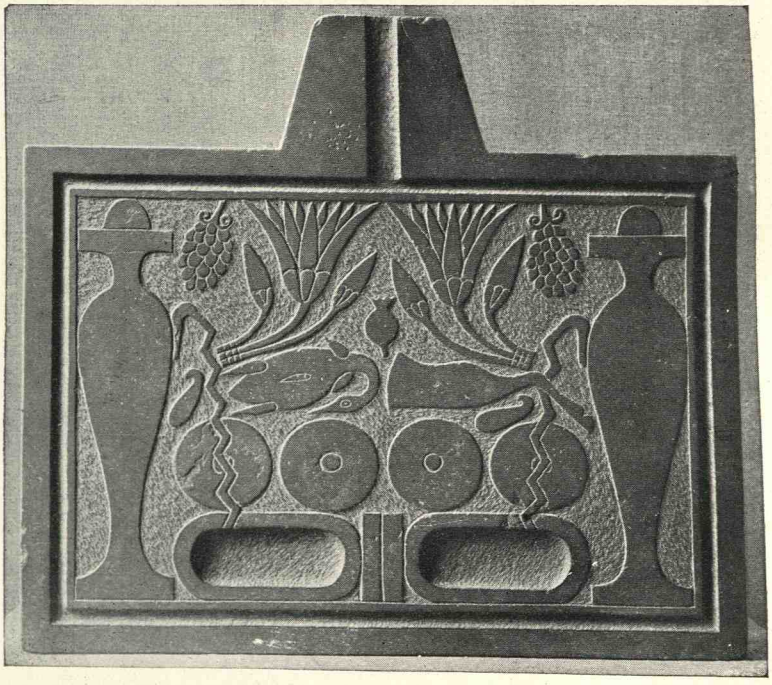
a

b

Kultus B. Ägypten

a. Hundekopf als Maske aus gebranntem Ton, mit Öffnungen für die Augen des Priesters, der sie bei den Beisetzungsfeierlichkeiten trug, um die Gestalt des Totengottes Anubis nachzuahmen. Hildesheim Nr. 1585. — b. Reliefplatte als einziger Schmuck eines Grabes. Hildesheim Nr. 2145. Aus Gise, Grab des Prinzen Onu. Der Tote sitzt vor einem Opfertisch mit Speisen, rechts Liste von Geweben.

a



b

Kultus B. Ägypten

a. Klagefrau bei der Totenfeier mit charakteristischer Gebärde. In Ton geformt, schwach gebrannt und bunt bemalt. H. 22 cm. Hildesheim Nr. 2107. — b. Opfertafel aus einem Grabe. Das Wasser läuft aus hohen Krügen in Näpfe in Gestalt von Königsringen; darüber Opfergaben (Brot, Keule, Gans, Weintrauben) und Lotosblüten. Grüner Schiefer. Br. 63 cm. Hildesheim Nr. 1900.

„kulturhistorische Methode" die Ansichten über die „Entwicklung" und den „Fortschritt" des Menschengeschlechtes auf. Wir sehen die Vorgänge jetzt aber anders, komplizierter und schicksalsreicher, nicht geradlinig, sondern durch Wanderungen, Nachahmungen und Lernen von Stamm zu Stamm, durch Schichtungen und Mischungen bedingt; wir gewinnen einen tieferen Einblick in das innere Getriebe des Kulturprozesses. Leider haben die dogmatischen Vertreter der K.-Lehre diese wichtigen Gesichtspunkte bisher allerdings außer acht gelassen.

§ 3. Bei allen Untersuchungen, sei es in der Vorgeschichte oder in der Ethnologie, muß man sich klarmachen, daß das, was einem Stamm als sein Kulturbesitz angerechnet wird, und was von ihm zu einem mehr oder minder harmonischen und systematischen Ganzen zusammengeschlossen erscheint, aus sehr verschiedenen Quellen stammen kann. Die Beziehungen sind oft mannigfach. So bemerkt z. B. Malinowski (*Argonauts of the Western Pacific* 1922 S. 288), daß die Zauberei der Amphletts-Inseln (an der Ostspitze von Neu-Guinea) die der Trobriander ist, aber die Kanu-Baukunst von Dobu stammt und diese auch von den Trobriandern angenommen wurde. Der eigentümliche Zeremonialhandel, *kula* genannt, rührt teils von den Trobriandern, teils aus Dobu her. Der Glaube der Bewohner der Amphletts an Zauber, Geister u. dgl. scheint mehr mit dem der Dobu-Leute als mit dem der Trobriander verwandt zu sein. Ihre soziale Organisation ähnelt sehr der von den Trobriandern, nur fehlt die Groß-Häuptlingschaft auf den Amphletts. Die Sprache ist mit der von Dobu und den Trobriands verwandt. Lange Besuche der Trobriander finden auf den Amphletts statt, aber nicht umgekehrt. Die Bewohner einiger Dobu-Dörfer scheinen von den Trobriands ausgewandert zu sein und werden als „mütterliche Verwandte" bezeichnet. Während eine allg. Wanderungstendenz vom N nach S zu bestehen scheint, dürfte sich das große Kanu und der Zauberglaube in entgegengesetzter Richtung, nämlich von S nach N, verbreitet haben (vgl. ferner z. B. Best, Kroeber, Lignitz, Mendelssohn, Nordenskiöld, Skinner, Swanton).

§ 4. Wenn man sich so die konkreten Vorgänge und Beziehungen vergegenwärtigt, erscheinen auch die verschiedenartigen Karten verständlich, die vom Verbreitungsgebiet, etwa der Töpferei, den Holzschilden, der Rundhütte, der Bienenkorbhütte, den Rechteckhäusern, den Pfahlbauten, den Rindenstoffen, den Palmfasergeweben, der Fell- und Häutekleidung, der Verbreitung des Bogens, des Wurfmessers usw., z. B. in Afrika, entworfen werden. Keine Verbreitungskarte deckt sich mit der anderen, aber eine gewisse Zusammengehörigkeit von bestimmten Kulturgütern tritt doch zutage, und solchen Korrelationen wird die Annahme von einer hist. begründeten Verbindung in einer einst einheitlichen Kulturgemeinschaft zugrunde gelegt.

Bei dieser Annahme, welche die Grundlage der K.-Lehre bildet, ist Vorsicht nach mehreren Richtungen geboten, auf die gerade der Vorgeschichtler aufmerksam gemacht werden muß, denn ihm fehlt die Möglichkeit einer Nachprüfung der Wirklichkeit an den lebendigen Vorgängen, wie sie sich dem ethnographischen Feldforscher eröffnet.

§ 5. Die Bergdama (Vedder *Die Bergdama* 1922 S. 144), ein Jägerstamm Südwestafrikas, veranstalten bei der Beerdigung eine Verteilung und Mahlzeit von Ziegen des Verstorbenen in beschränktem Umfang. Diese Sitte haben sie von den Herero übernommen, die nach dem Tode eines Herdenbesitzers oft Hunderte der besten, vom Besitzer schon bei Lebzeiten für diesen Zweck bestimmten Ochsen schlachten und an Arm und Reich verteilen, um auf diese Weise den Verstorbenen im Jenseits mit einer ansehnlichen Herde zu versehen. Letzteren Gedanken übernahmen die Bergdama aber nicht, da er nicht in ihr religiöses System paßte. Hier wurde also eine äußere Zeremonie ohne ihren gedanklichen Hintergrund übernommen.

Ganz ähnliches erzählt Teßmann (ZfEthn. 51 [1919] S. 134) von dem vogelköpfigen Wurfmesser, das die Bantu als Kultgegenstand verwenden, während es bei den Sudan-Stämmen, von denen es herrührt, als Waffe gedacht war. Anderen Stämmen dient es indessen als Werkzeug, als friedliches Haumesser.

Bei materiellen Gegenständen kommt noch hinzu, daß, wie bei dem oben genannten Wurfmesser, die Gebraucher keineswegs immer auch die Verfertiger sind, sondern die Gegenstände im Handelswege erworben haben, und daß die Kunst der Bearbeitung ihrerseits von Stamm zu Stamm gewandert sein kann. Ähnliches finden wir z. B. oft bei der Töpferei.

§ 6. Vom „Vorkommen" irgendwelcher Gegenstände kann man also nicht ohne weiteres auf den „Besitz" der Technik ihrer Herstellung zurückschließen. Es ist daher fraglich, wie weit man berechtigt ist, einen Gegenstand zum „Kulturbesitz" zu rechnen, dessen Verfertigung der Stamm nicht versteht. Fraglich ist aber auch, wie weit der gleiche Gegenstand kulturell als identisch angesehen werden kann, wenn er einmal als Waffe, ein andermal als Kultgegenstand, ein drittes Mal als friedliches Werkzeug dient. Die Sitte des Schlachtens und Verzehrens eines Tieres ist bei der Übernahme des äußerlichen Vorgangs der Herero durch die Dama völlig ihrer inneren Bedeutung entkleidet worden (vgl. a. Lowie sowie Goldenweiser in dem Journal of American Folk-Lore 25 [1912] und 26 [1913], auch schon 21 [1908]).

§ 7. Bei der Übernahme findet eine Auswahl der Funktionen und Züge einer Institution durch den Erwerber statt. Das zeigt sich auch auf dem Gebiete der Sprache. Die Bergdama sind dafür besonders lehrreich, weil sie ihre alte Sprache fast völlig verloren und, von den Nama und San-Buschmännern verfolgt, die Nama-Sprache angenommen haben (Vedder S. 153—154). Physiologische Gründe bewirken, daß die Dama, die keine so dünne, sondern eine dicke, stumpfe Zunge besitzen, die Schnalzlaute der Nama nicht so gut aussprechen und in der Anwendung der Tonhöhen (wegen ihrer Stimmbänder) nicht so vollkommen sind, wie die ursprünglichen Besitzer der Sprache. Dadurch erleiden auch die Worte Veränderungen in ihrer Bildung. Aber die sonstige mindere geistige Veranlagung der Dama bedingt auch, daß ein feineres Satzgefüge, eine Unterscheidung in untergeordnete und nebengeordnete Sätze unterbleibt, wie sie im Nama durch eingefügte Verbindungsworte erfolgt (Vedder S. 161). Daraus ergibt sich, daß es falsch wäre, auf Grund der Sprache, etwa des ungefähren Wortschatzes oder einiger Konstruktionen, die Dama mit den Nama ohne weiteres in einen „Kulturkreis" zu stopfen. Wir werden durch diese Beobachtung auch auf einige Faktoren aufmerksam gemacht, durch die dialektische Änderungen bedingt sein können.

§ 8. Das Mittel der Übertragung scheint im Falle der Dama hauptsächlich Versklavung und Frauenraub gewesen zu sein. In dem obenerwähnten Beispiel aus der Südsee dagegen spielen Zusammenkünfte bei festlichem Handel eine große Rolle (Malinowski S. 232).

Oft ist es sehr schwer, eine klare Scheidungslinie zwischen erborgtem und bodenständigem Kulturgut zu ziehen. Denn zweifellos regt das Bekanntwerden mit fremden Kenntnissen und Ansichten zu neuen Wegen an, ohne daß diese einerseits ein getreuer Abklatsch des Fremden zu sein brauchen (vgl. Radin *A Sketch of the Payote Cult of the Winnebago* Journ. Psychol. 7 [1914] S. 22), anderseits aber doch nicht als etwas völlig Neues bezeichnet werden können, wie wenn es sich um echte Erfindungen oder Entdeckungen handelt. Selbst da gibt es natürlich eine Fülle von Bedingungen und Voraussetzungen.

§ 9. Man darf schließlich die unter dem Namen des „Parallelismus" und der „Konvergenz" bekannten Erscheinungen nicht von vornherein so ablehnen, wie es die einseitigen Anhänger der „K.-Lehre" tun. Erfindungen werden doch auch gemacht: allerdings behaupten die Dogmatiker des K., daß es selten geschieht, während andere meinen, daß Erfindungen sogar häufig vorkommen, die Schwierigkeit aber darin beruht, dem Neuen die Aufnahme in das eigene Kultursystem zu ermöglichen. Über diese Frage herrscht in der Tat Unklarheit, und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß das Wort *nemo propheta in patria* ein viel ernstlicheres Hindernis des Fortschritts gewesen sei, als es auf den ersten Blick scheinen möchte, daß es mithin in der Regel erst eines Anstoßes von außen, eines soziologischen Faktors also, bedurft hätte, um die Menschen der Annahme einer Neuheit zugänglich zu

machen. Aber auch da überschätzen die Kulturkreis-Theoretiker die Empfänglichkeit der Menschen für Neuerungen. Gerade in dem stark von Tradition gebundenen Leben der Naturvölker ist sie gering. Wenn wir uns etwa vor Augen führen, welche Momente für die Annahme des Christentums bei Naturvölkern den Ausschlag gaben, gewinnen wir einen ungefähren Eindruck von dem Umweg, den die psychischen Prozesse einschlagen. Vor allem kommt die Stimmung und Einstellung in Betracht, die die Übernehmer den als Träger einer Neuerung erscheinenden Personen oder Personengruppen entgegenbringen, mögen es geraubte Frauen, Kriegsgefangene oder siegreiche Herren, Handelsfreunde oder vorüberziehende Räuberhorden sein.

§ 10. Ein ganz verschiedenes Verhalten der Übernehmer gegenüber dem Neuen zeigt sich, je nachdem etwa die Einführung einer Kulturpflanze oder eines Haustiers in Betracht kommt, oder ob es sich um den Anbau etwa eines Reizmittels, wie der Betelnuß oder des Tabaks, oder aber um einen neuen Zauber, um eine Ansicht über das Jenseits handelt, oder ob eine neue soziale Verfassung oder Wirtschaftsordnung in Frage steht. Im letzteren Fall werden Veränderungen nur unter großen Erschütterungen des gesamten sozialen Lebens sich vollziehen, während der Anbau etwa der Tabakpflanze von verhältnismäßig geringer Bedeutung für das Wohl und Wehe eines Stammes sein mag. Außerdem pflegen sich gewisse technische Errungenschaften schnell zu verbreiten, die Annahme vollzieht sich verhältnismäßig leicht, während Umgestaltungen in der sozialen Verfassung aus den inneren Bedürfnissen des Stammesschicksals geboren werden, wobei Anregungen von außen keineswegs zu fehlen brauchen. — Wie schwer bei der ganzen Lebenseinstellung fremde Einrichtungen aufzuzwängen sind, lehren am deutlichsten Erfahrungen der Kolonialverwaltungen. Z. B. bildete auf der Karolinen-Insel Ponape der Südsee im J. 1912 die beabsichtigte Befreiung der Hörigen von dem drückenden Abgabesystem der Lehenwirtschaft den Anlaß zu dem Aufstand der Eingeborenen. Das Lehensystem machte einen wesentlichen Teil der Kultur- und Gefühlswerte aus und war innig mit religiösen Anschauungen verknüpft. Die eingeborenen Hörigen betrachteten ihre Lage nicht so wie der Europäer nur vom wirtschaftlichen Standpunkt allein. Die „Befreiung" war nicht willkommen, weil, um kurz zu sein, die Gesamtsituation noch nicht „reif" dazu war (vgl. a. Thurnwald *Die Gemeinde der Banaro* 1921 S. 245).

§ 11. Zweifellos tritt oft ein Parallelismus in der Entwicklung ein. Auf ähnliche Reize reagiert die Menschennatur, trotz sonstiger Verschiedenheiten des Klimas, der Lebensumstände oder der raßlichen Veranlagung, in ähnlicher Weise. Zugefügtes Übel ruft den Drang nach Vergeltung wach. Die egozentrische Einstellung ignoriert den Unterschied zwischen Absicht und Zufall und glaubt an die Realität des Vorgestellten. Es ist kein Zufall und kann nicht ohne weiteres auf eine oft höchst fragwürdige „Übertragung" zurückgeführt werden, wenn Hirtenstämme so häufig als Herrenvölker auftreten, und wenn Feldbauern ihnen als Hörige immer und immer wieder anheimfallen. Ferner macht sich die Unterwerfung durch Herrenvölker auf primitiver Stufe stets in der Form von lehenrechtlichen Beziehungen geltend. Die Stellung der Frau wird dadurch beeinflußt, und die Gesellschaft der Männer baut ihre Ansprüche als Krieger bei der Organisation der Familie in patriarchischer Richtung aus. Aber auch auf mythologischem Gebiet begegnen wir im Anschluß an gleiche Naturerscheinungen, wie Mondwechsel, Regenzeiten, Winde, Walddickichte, Flüsse, Meere usw., auf Grund einer beschränkten Erfahrung und geringen Auflösung der Naturgegebenheiten, zweifellos verwandten Deutungen, oder doch einer Bereitschaft dafür, wie P. Ehrenreich (*Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen* 1910) nachgewiesen hat.

§ 12. An diesem Parallelismus tragen insbesondere die beschränkten Möglichkeiten Schuld, die sich für die Lösung eines Problems etwa auf dem Gebiete der Technik, aber ebensogut auch in sozialer Beziehung oder in den Denkvorgängen unter gewissen Erfahrungsbedingungen eröffnen (Goldenweiser *The Principle of*

Limited Possibilities in the Development of Culture Journ. of Americ. Folk-Lore 25 [1912] S. 24). So kann man einen Faden nur auf die Weise durch das Öhr ziehen, daß man entweder, wie wir, das Öhr festhält und den Faden heranbringt oder wie die Chinesen, die den Faden festhalten und darüber das Öhr stülpen. In sozialer Beziehung müssen Raub, Krieg, Unterwerfung immer wieder zu ganz bestimmten Folgen führen, entweder zur Ausrottung persönlicher Versklavung oder zur Bildung von Hörigen- und Herrenschichten. Der Weiberraub brachte eine rassische Vermischung mit sich, das Herrentum ein Krieger-, Jäger- oder Luxusleben mit Muße-Möglichkeiten und damit eine Förderung der Kultur, während dauernde schwere Unterjochung entweder zum Untergange oder zur Weckung starker sittlicher Kräfte usw. führt (s. a. Fortschritt; vgl. Hocart 1918).

§ 13. Von Konvergenzerscheinungen spricht man dann, wenn aus verschiedenen Ausgangsformen unter Einwirkung ähnlicher Vorbedingungen Ähnliches entsteht, wie etwa die Figur des Doppeladlers aus mißverstandenen ägypt. Bildern in Kleinasien einerseits und in Mexiko anderseits. Die Konvergenz ist zweifellos seltener als der Parallelismus. v. Luschan hat eine reiche Materialsammlung zum Parallelismus und zur Konvergenz geboten (MAGW 48 [1918]). Manches davon wird sich vielleicht unter den fortschreitenden Forschungen der K.-Lehre als „beeinflußt" herausstellen, aber trotzdem bleibt diese Sammlung ein Bollwerk für die Vertreter des heuristischen Prinzips von der autochthonen Entstehungsmöglichkeit ähnlicher Gestaltungen (vgl. a. Hocart 1923).

§ 14. Fassen wir zusammen, so wird man zunächst die Kritik gegen die Abgrenzungslinien der K.-Lehre lebendig halten müssen, ohne das Prinzip der Einteilung in K. selbst zu bekämpfen. Denn dieses drängt sich uns allenthalben auf. Wir müssen aber oft überlegen, wieweit ein Werkzeug oder eine Waffe, eine sprachliche Eigenschaft, ein Zug in der Mythologie, eine soziale Einrichtung wirklich einem K. als eigen und zugehörig anzusehen ist. Die vielerlei Wege der Beeinflussungen wurden betont, aber es wurde auch klargelegt, daß das übernommene Kulturgut durch das aufnehmende Volk oft beeinflußt und umgestaltet wird, so daß von dem, der oberflächlich die Dinge registriert, Fremdes mit Eigenem, aber auch Eigenes mit Fremdem verwechselt werden kann. Die menschliche Psyche ist in ihren Grundlagen gleichartig, und es eröffnen sich nur wenige Möglichkeiten, die Dinge zu meistern. So dürfen wir nie von vornherein die Möglichkeit unabhängiger, nebeneinander parallelgehender Erfindungen und Gestaltungen ablehnen. Die Kulturkreislehre hat dadurch, daß sie zu einer Untersuchung der einmaligen historischen Vorgänge anreizte, viel zu einer Vertiefung unserer Auffassung von den Kulturabläufen beigetragen. Sie führt schließlich dazu, daß in jedem Einzelfall unvoreingenommen untersucht werden muß, ob und wie weit Übertragung vorliegt oder in welcher Weise Originalität festgestellt werden kann. S. a. Fortschritt, Handel F, Handwerk A, Lehen, Politische Entwicklung, Primitive Kultur, Primitives Denken, Soziale Entwicklung, Zauber A.

Best *The Origin of the Maori* Journ. Polynesian Society 32 (1923) S. 10; Goldenweiser *Methods and Principles* Am. Anthrop. 1913 S. 199; Hocart *A Point of Grammar and a Study in Method* Am. Anthropologist 20 (1918) S. 265; ders. *The Convergence of Customs* Folk-Lore 34 (1923); Kroeber *Masks and Moieties as a Cultural Complex* Journ. anthr. inst. 50 (1920); Lignitz *Die künstlichen Zahnverstümmelungen in Afrika im Lichte der Kulturkreisforschung* Anthropos 16—17 (1921—22); Mendelssohn *Judaic and Semitic Legends and Customs amongst South-African Natives* Journ. African Society 14 (1914—15) S. 395ff.; Nordenskiöld *Eine ethnographische und geogr. Analyse der materiellen Kultur zweier Indianerstämme in El Gran Chaco* 1918; ders. *The Ethnography of South-America seen from Mojos in Bolivia* 1924; Skinner *Culture Areas in New Zealand* Journ. Polynesian Soc. 30 (1921) S. 71; Swanton *Early History of the Creek Indians and their Neighbours* Bull. 73 Smithson. Inst. Bur. Am. Ethnol. 1922.

Thurnwald

Kulturpflanze. § 1. Aus dem überreichen Stoffe, den uns die genauere Kenntnis vom Leben der Naturvölker gab, haben sich neue Anschauungen entwickelt. Es zeigte sich einmal, daß manche der angebauten Pflanzen deutlich mit Unkräutern zusammenhängen, d. h. daß sie sich als salz- und stickstoffliebende Pflanzen die

Aschenhaufen und den Abraum menschlicher Lagerplätze freiwillig als Wohnsitz suchten. Sie drängten sich so der Frau von selbst zur Benutzung auf, namentlich dort, wo die Bevölkerung mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Wohnstätten zu wechseln oder bestimmte Orte in längeren Pausen wieder aufzusuchen pflegte. An Plätzen letzterer Art konnten sich z. B. Obstbäume aus fortgeworfenen Kernen entwickeln, an häufiger von Menschen besuchten Orten Gräser und Kräuter emporgesprossen sein. Hierüber sind die Aufstellungen Th. H. Engelbrechts bahnbrechend gewesen.

§ 2. Es hat sich weiter herausgestellt, daß die erste regelmäßige Pflege der Pflanzen, also auch ihre allmähliche Überführung in die Kultur, zuerst fast ausschließlich in der Hand der Frau lag. Sie wird freilich gerade bei neuen Versuchen stark von einzelnen Männern (Priestern, Krüppeln) angeregt sein, also solchen, die irgendwie aus der Kriegerkaste ausgesondert waren. Der ganze Gedankengang einer besser geregelten Versorgung des Stammes, vor allem der Kinder, liegt aber besonders der Frau nahe.

§ 3. Die Frau aller Gebiete hatte jedenfalls die seltsame Gewohnheit, ihre Hauptnahrung aus Pflanzen zu ziehen, die entweder bitter oder sogar giftig waren und erst mit Mühe genießbar gemacht werden konnten. Auch heute noch ist diese Gewohnheit deutlich zu verfolgen, sei es, daß die Zubereitung es erkennen läßt oder auch die Pflanze in der wilden Form noch als „giftverdächtig" gilt. Eine Aufzählung der in Frage kommenden Pflanzen würde einen zu breiten Raum einnehmen, so folgen hier nur einige der Hauptnahrungspflanzen des in Betracht kommenden Gebiets: Unser Getreide zeigt uns oft in der Zubereitung, also dem Malzen, Rösten, Säuern der Mehlsuppen und des Brotes noch deutlich, daß die Bitterkeit ursprünglich eine allg. Eigenschaft war. Der Kohl und die Rübe werden ursprünglich gesäuert sein, wie heute noch die Kräuternahrung der verschiedenen sibir. Stämme, die so entbittert wird. Der wilde Kohl ist ursprünglich rauh und scharf wie Hederich, und ebenso die Rübe, deren Wurzelstock sich erst in der Kultur entwickelte. Fast sämtliche Leguminosen, selbst unsere alte afrik.-asiat.-europ. *Vicia faba*, gelten in der Urform für giftverdächtig, wie ihre Verwandten, die amerik. Bohnen, trotz der Hochzucht durch die Mexikaner und Peruaner, es meist heute noch sind.

§ 4. Die Feststellungen von Kieckebusch in Buch (s. d.) beweisen, daß wir auf Grund der bei den Naturvölkern gewonnenen Kenntnisse unter günstigen Umständen auch bei uns Gruben finden können (z. B. für Eicheln), in denen die Umwandlung der ungenießbaren Pflanzen in Nahrung vorgenommen wurde. Und damit würden wir für die älteren Zustände der Menschheit und unserer K. überraschende und wichtige Ergebnisse gewinnen können. S. a. Ackerbau, Garten, Nutzpflanze, Wirtschaft und die Einzelartikel. Ed. Hahn

Kultus. S. a. Grab A, Kunst A, Schmuck A; Religion.

A. Allgemein.

§ 1. Allgemeines. — § 2. Kultarten: a. Tierkult, b. Stein- und Baumkult, c. Ahnen- und Totenkult (Heroenkult), d. Astralkult, e. Sonstiges. — § 3. Kultstätten. — § 4. Kultzeiten. — § 5. Kultische Personen. — § 6. Kulthandlungen.

§ 1. Allgemeines. Der K. als Inbegriff einer Anzahl von verschiedenartigen kultischen Institutionen und Handlungen ist auf der primitiven Stufe religiöser Entwicklung nicht die Hauptsache. Er kommt erst zur vollen Entfaltung, wenn eine organisierte Priesterschaft vorhanden ist. Letztere, die im wesentlichen als nachprimitiv bezeichnet werden muß, und der geordnete K. fördern sich gegenseitig. Ein K. ist religionsfördernder Faktor immer mehr nach der Breite als nach der Höhe, er kann die Persönlichkeit und das Wesen einer Gottheit nicht erschaffen, er setzt beides voraus; wohl aber vermag er es zu festigen und weiter auszubilden. Die einzelne Kulthandlung ist jünger als der Kultort und die an ihn gebundene Gottheit, anderseits setzt jene zäh ihr Dasein als unverstandener Brauch fort, wenn ihr ursprünglicher Sinn längst vergessen ist, und sinkt in die Sphäre des Aberglaubens hinab. Es gibt kaum ein Lebewesen oder ein Naturelement, das nicht Objekt menschlichen K. geworden wäre. Wir beginnen mit dem Tierkult.

§ 2. a. Tierkult. Ob O. Preuß mit Recht als einen bestimmenden Faktor für die Ent-

stehung dieser Kultart den Zusammenhang ansieht, der nach Ansicht der Primitiven zwischen manchen Naturerscheinungen und dem Auftreten gewisser Tiere, z. B. dem Eintritt der Kälte und dem Erscheinen des Prärie-Wolfes, bestehen soll, lasse ich dahingestellt. Eine breitere Erklärungsbasis gewinnen wir jedenfalls, wenn wir mit K. Beth an den Egozentrismus der Primitiven erinnern, d. h. an die Fähigkeit zur naiven Identifizierung der eigenen Existenz nicht nur mit der eines anderen Menschen, sondern auch besonders mit Tieren. Das Tier steht dem Primitiven infolge seines noch unvollkommen entwickelten Persönlichkeitsbewußtseins sehr nahe. Von hier aus versteht man die dem Animismus entstammende Anschauung, daß in einem Tiere die Seele eines Verstorbenen wohnhaft sei, und die Scheu vor der letzteren wäre dann als die eigentliche Wurzel des betr. Tierkultus anzusehen. Denn es ist, ursprünglich wenigstens, sicherlich nicht das Tier als solches Gegenstand des K., sondern eine geheimnisvolle Macht oder Kraft im Tiere, die das Gefühl des „Numinosen" erweckt und ein irgendwie geartetes kultisches Verhalten nach sich zieht. Daneben werden natürlich andere Motive mitgespielt haben; nicht etwa, wenigstens nicht ursprünglich, die Nützlichkeit mancher Tiere; denn die Tiere, die K. genießen, gehören nicht zum kleinsten Teil zu den wilden. Aber manche Tiere werden infolge totemistischer Vorstellungen als Beschützer einzelner Sippen oder Stämme angesehen und verehrt worden sein, andere haben als Bewohner heiliger Stätten durch diese einen verehrungswürdigen Charakter erhalten. Der Tierkult ist außerordentlich verbreitet gewesen, wie man aus den Resten, die er in den hochstehenden Religionen und Kulten zurückgelassen hat, ersehen kann. Dahin gehören die der Tierwelt entnommenen Beinamen der Götter, wie etwa γλαυκῶπις Ἀθήνη, oder die den Göttern beigegebenen Tiere, wie die Rosse des Poseidon, oder die mit Tierköpfen versehenen Götterbilder der Ägypter oder die Bezeichnung manches Gottes als Stier, wie des Dionysos als ἄξιε ταῦρε oder Jahwes als Stier Jakobs. Selbst das Tieropfer wird von manchem Forscher als Argument für einstigen Tierkult angesehen.

b. Stein- und Baumkult. „Wie die Tiere werden auch Bäume und Felsen vom Primitiven als der eigenen Person ähnlich angesehen", sagt K. Beth (*Religion u. Magie bei den Naturvölkern* 1914 S. 174). Jer. 2, 27 heißt es: „Die da sprechen zum Baume: Du bist mein Vater, und zum Stein: Du hast mich geboren." In dem Kühlung und Schatten spendenden Stein wie in dem (immer)grünen Baum sitzt nach dieser Auffassung eine geheimnisvolle Macht. Die Steine galten als belebt, λίθοι ἔμψυχοι (vgl. Philo Byblius Fragm. 2, 19, ed. Müller). Die Erscheinungsformen des kultischen Steines sind verschieden. Es gibt den Monolithen oder Menhir (s. d.), dem in Griechenland die Herme, in Ägypten der Obelisk (s. d.), auf sem. Boden die phallusähnliche Massebe entspricht. Hier vereinigt sich mit dem Stein der Gedanke an die Zeugungskraft. Weitere Formen kultisch bedeutsamer Steine sind die Dolmen (s. Megalithgrab), die als Gräber dienenden Steinstuben (s. u.), ferner der Cromlech oder Steinkreis, das Gehege von Kultstätten oder Gräberfeldern, und endlich der Steinhaufen, der als Grabhügel überall auf der Erde zu finden ist. Eine Parallele dazu ist der ἑρμαῖος λόφος oder das ἑρμαῖον auf griech. Boden, die Steinpyramide an Kreuzwegen und auf Bergen. Diese Bedeutung der Steine, besonders solcher von phallusähnlicher Form, auf primitiver Religionsstufe wirkt nach Ansicht mancher Forscher bis in die hist. Zeit nach in den Monolithen und Säulen, wie sie bei sem. und griech. Tempelbauten Verwendung gefunden haben (s. a. Idol). In manchen Steinbauten der Heiligtümer dauert aber auch der Baumkult weiter fort. So ist nach Edv. Lehmann die Irminsäule der alten Sachsen nichts anderes als eine „Maienstange im Großen". Der Baum gilt als Träger einer Kraft, und dieser wird in mannigfacher Weise gehuldigt, etwa indem man, wie in Griechenland, den Baum salbt, oder indem man Kriegsgefangene an seinen Ästen aufhängt, wie es die Germanen taten. In einer späteren Zeit ist diese Kraft personifiziert in einem Dämon oder Gott, der als Besitzer und Bewohner des Baumes gilt und seinen Willen den Menschen etwa durch das Rauschen der Zweige kundtut. Ihm werden

Opfer dargebracht. Das Opfern unter jedem grünen Baum ist eine über die ganze Erde verbreitete Sitte. Neben den Bäumen gelten noch viele Pflanzen, Nutzpflanzen wie die Getreidearten, ferner die Reben oder Pflanzen, die als heil- oder zauberkräftig galten, als heilig und wurden verehrt.

c. Ahnen- und Totenkult. Eine ganz hervorragende Rolle spielt der Ahnen- und Totenkult. Welche Bedeutung gerade er gehabt hat, geht daraus hervor, daß man in ihm die Wurzel aller Religion hat sehen wollen. Aber nicht nur, daß dabei die anderen übernatürlichen Mächte außer Betracht bleiben, denen der Mensch huldigte, es setzt auch gerade der Ahnenkult wenigstens die Anfänge einer sozialen Organisation voraus. Zu Beginn hat wohl nicht jeder Verstorbene K. empfangen, sondern nur hervorragende Personen, wie etwa die Häupter von Sippen und Stämmen, in denen man bei Lebzeiten Wesen mit besonderer Kraftbegabung gesehen hatte; und der K. dieser hat sich dann zu einem K. der einzelnen Familienhäupter und der Toten überhaupt erweitert. Nicht alle der schier zahllosen Trauergebräuche lassen sich für den K. der Toten in Anspruch nehmen und als Totenopfer bezeichnen. Manche sind nichts weiter als eine pietätvolle Fürsorge für den Toten, wie etwa alle die verschiedenen Grabbeigaben an Kleidung, Nahrung, Waffen usw., die ihm bei seiner Reise ins Jenseits oder seinem Aufenthalt dort zur Verfügung stehen sollten. Andere Gebräuche tragen apotropäischen Charakter, man sucht sich gegen Belästigungen durch den Totengeist zu schützen. Dienen diese Gebräuche nun aber gleichzeitig dazu, die Gunst des Totengeistes zu gewinnen, so werden sie zu Huldigungen kultischer Art. Weitverbreitet ist das Haaropfer als eine Spende, die dem Toten dargebracht wird. So werden dem Patroklos nicht nur zwölf gefangene Troer getötet, es wird auch seine Leiche mit den Haaren seiner Gefährten bestreut, und Achill selbst drückt ihm seine Locken in die Hand. Bei den Persern und Arabern findet sich dieses Haaropfer ebenfalls. Auch das Totenmahl und die Totenklage sind als Beweise für Totenkult in Anspruch genommen worden. Wenn weiter der K., den ein hervorragender Mensch nach seinem Tode genießt, über den Kreis seiner engeren Verwandtschaft, seiner Familie oder seines Geschlechtes hinauswächst; sein Grab, als seine Kultstätte, irgendwie an Berühmtheit gewinnt, so daß ein ganzes Volk oder eine Stadtbevölkerung ihm göttliche Ehren erweist, so entsteht aus dem Totenkult der Heroenkult, der sich noch weiter zum K. eines Gottes entwickeln kann, wie es besonders in Griechenland der Fall gewesen ist.

d. Astralkult. Die Himmelskörper, in erster Linie vielleicht der Mond, dann die Sonne und die Sterne, mögen durch ihre Bewegungen und die von ihnen ausgehenden Wirkungen frühe schon im Primitiven den Glauben geweckt haben an übermenschliche Wesen, denen man dann kultische Ehren erwies. In den Astralkulten der historischen Zeit vermischt sich rationalistische Reflexion mit primitiven Anschauungen.

e. Sonstiges. Auch die verschiedenen Naturvorgänge, wie Donner und Blitz, Regen und Wind u. ä., wurden auf übermenschliche Mächte zurückgeführt, und diesen wurde auch schon von den Primitiven gehuldigt; ebenso geschah es mit dem Wasser des Flusses, der Quelle, des Sees und mit dem Feuer, bei welch letzterem in erster Linie an das künstliche Lager- und Herdfeuer zu denken ist, des weiteren dann auch an das vulkanische Feuer.

§ 3. Als Kultstätten galten dem Primitiven in erster Linie Orte, an denen er die Schauer des Numinosen einmal empfunden hatte: eine weite Höhle, in welcher der Tritt des Menschen oder seine Stimme unheimlich widerhallte; ein aus der Erde herausragender, sonderbar geformter Felsen, ein immergrüner Baum, eine murmelnde Quelle, eine wolkenumhüllte Bergspitze o. ä., und mit einer die Jahrhunderte überdauernden Zähigkeit hat sich der heilige Charakter solcher Stätten, zumal im Orient — man denke an die Felsplatte im Felsendom zu Jerusalem (s.d. §17) —, erhalten. Mit beginnender Kultur, mit Seßhaftigkeit und Ackerbau, wird das Kulturgelände, wie Acker und Garten, Haus und Hof, Stadt und Weg, zu Stätten, die unter dem Schutze einer Gottheit stehen, und wo sie Wohnung nimmt — Stadtgottheiten —, während das unkultivierte Gebiet, der Bergwald, die

Einöde der Steppe, oder Stätten, wo einst Menschen gehaust, die aber von ihnen zwangsweise oder freiwillig verlassen sind, zu unheimlichen Orten werden, wo böse Geister und gefährliche Dämonen ihr Wesen treiben. Noch ist eines besonderen Kultortes zu gedenken, das ist die Grabstätte des Ahnen oder der Familie oder die eines ganzen Stammes oder einer Stadt, die Nekropole, der Friedhof. Sie ist in Analogie zur Wohnstätte der Lebenden als Wohnung gedacht und hergerichtet; selbst die Aschenurnen haben bisweilen die Form eines Wohnhauses (s. Hausurne). Die über fast ganz Nordeuropa und Vorderasien bis Indien hin sich findenden Dolmen oder Steinstuben, deren Deckplatten schalenförmige Vertiefungen aufweisen (s. Schalenstein), vermutlich zur Aufnahme von flüssigen Opfergaben, Libationen für die Toten, werden von manchen Forschern als Stätten des Totenkultes angesehen. Zu den Requisiten, mit denen eine Kultstätte versehen war, gehörte in erster Linie ein Altar (s. d.), bestehend anfänglich wohl nur aus einem Felsblock oder Stein, wie die Natur ihn darbot; später wurde es ein Steinhaufen oder ein mehr oder weniger künstlich hergestellter Steintisch. Neben den Altar stellte nach K. Beth vielleicht schon der Diluvialmensch Idole (s. d.), künstlich gefertigte Gegenstände, wie behauene Steine oder Pfähle, Tier- und Menschenbilder u. dgl. Hierzu trat im Laufe der Zeit das Zelt oder das Steinhaus zur Aufnahme bzw. zum Schutz des Idols, je nachdem der Mensch selbst in Zelten oder Häusern zu wohnen pflegte.

§ 4. Über die früheste Zeit der Entstehung bestimmter kultischer Termine läßt sich natürlich keine sichere Auskunft geben, vielleicht fällt diese Entstehungszeit erst in das nachprimitive Stadium; so scheinen es manche Forscher nach den Andeutungen, die man hier und da findet, anzunehmen. Menschliche Tätigkeit einerseits und bestimmte Naturvorgänge auf Erden und am Himmel anderseits haben vorwiegend und wohl zuerst Anlaß gegeben, an ganz bestimmten Terminen zu feiern; bei den Hirten etwa die Zeit, da der Nachwuchs der Herde — des Kleinviehes — sich einstellte; beim Bauern die Zeit der Ernte des Feldes und des Gartens. Was irdische Naturvorgänge betrifft, so ist etwa im subtropischen Klima an den Beginn der neues Leben weckenden Regenzeit, im germ. N an den Anfang der Frühlings- und Sommerszeit zu denken. Teilweise in engem Zusammenhang damit stehen die an Vorgänge am Himmel anknüpfenden Mond- und Sonnenfeste. Als ursprüngliche Motive solcher Feiern werden von vielen Forschern magische Absichten angenommen; z. B. daß man durch Analogiezauber des Ausgießens von Wasser die Regenzeit herbeiführen oder durch den Abwehrzauber des Abbrennens von Holzstößen die gefährlichen Felddämonen verscheuchen wollte. Die Abbildungen von Sonnenrädern oder -scheiben aus der germ. StZ und das noch heute hier und da übliche Werfen brennender Räder „an Wintersonnenwende, Johanni(s) und anderen Tagen" sind als Zeugen alten sympathetischen Sonnenzaubers zu beurteilen (K. Helm *Altgerm. Religionsgeschichte* 1913 S. 176). In dem erwähnten Abwehrzauber liegt die Wurzel einer bestimmten Art anderer Feiertage: der Sühnefeste. Das Pascha-Fest vorderas. Viehnomaden mit der Darbringung der Erstgeburten der Herde ist, wie viele annehmen, ein uraltes Sühne- und Reinigungsfest, das dem göttlichen Beschützer der Herden zu Ehren veranstaltet wurde. Erst in viel späterer Zeit haben diese Sühnefeste eine Wendung zu ausschließlich ethischem Charakter genommen. Endlich sind hier noch Gedenkfeiern zu Ehren des Stammheros, des Ahnherrn oder der Toten überhaupt zu erwähnen, deren Aufkommen aber auch in nachprimitive Zeit fallen dürfte.

§ 5. Es gibt schon bei den Primitiven Personen mit Tabu-Eigenschaft, Personen, die als im Besitze besonderer Kräfte befindlich angesehen werden, und die darum für qualifiziert gelten, die Gemeinschaft, ihre Habe und ihr Land vor Unheil irgendwelcher Art zu behüten, als Anwalt und Führer der Gesamtheit gegenüber den göttlichen Mächten zu fungieren. Solche Personen sind die Häupter der Familien und Sippen, die Helden und Könige. Sie vollziehen magische und kultische Handlungen. Neben ihnen treten berufsmäßige Zauberer und Priester auf. Bei ihnen ist die Tabu-Eigenschaft nicht durch ihre soziale Stel-

lung verbürgt, sondern von rein persönlichem Charakter und dokumentiert sich vielfach in ekstatischen Zuständen, während welcher sie den Verkehr mit den Dämonen und anderen übermenschlichen Mächten vermitteln, mit anderen Worten: zaubern, Orakel erteilen und kultische Handlungen vollziehen. Es scheint, daß ihnen in erster Linie mantische Aufgaben zufielen, und daß das Darbringen von Opfern erst eine sekundäre Amtspflicht war. Diese Tabu-Eigenschaft von rein persönlichem Charakter besaßen Angehörige beider Geschlechter. Bei den Germanen waren Wahrsagerinnen und Seherinnen eine gewöhnliche Erscheinung. Wenn Cäsar (Bell. Gall. I 50) die Vorhersagungen der *matres familiae* und Strabo (VII 2) die wahrsagenden Frauen der Cimbern erwähnen, so dürfen diese Erscheinungen wohl mit Recht als schon in weit frühere Zeiten zurückreichend angesehen werden. — Neben den Einzelgestalten solcher Zauberer und Orakel-Erteiler beiderlei Geschlechts gab es dann Verbände derselben. Schon auf der primitiven Stufe wirkt die gleiche Tätigkeit gemeinschaftsbildend. Zu den Genossenschaften der Mantiker gesellen sich späterhin die der Priester. — In einem weiteren Sinne dürfen hier noch als Gemeinschaften von kultischem Charakter natürliche Verbände, wie Familie, Sippe und Stamm, aufgeführt werden. Solch natürlicher Verband wird vielfach durch ein gemeinsames kultisches Interesse zusammengehalten: die Verehrung des Ahnherrn oder der Stammutter, irgendeines Lokalgottes oder eines Totem. Auch innerhalb eines Stammes sind oft die beiden Geschlechter oder auch deren verschiedene Altersklassen durch kultische Zeremonien und Opferfeiern untereinander zusammengehalten. Dazu kommen, schon an der Grenze der primitiven Entwicklung stehend, freie Vereinigungen von mehreren Sippen oder Stämmen, die, aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen zusammengeführt, sich zu einem Kultverband vereinigen. Auch hier ist der Kult das zusammenhaltende Band, der Kultverband gleichzeitig eine politische Eidgenossenschaft.

§ 6. Kulthandlungen. Die gewöhnlichste Kulthandlung ist das Opfer (s. d.). Über den ursprünglichen Sinn und Zweck des Opfers gehen die Ansichten stark auseinander. Das hat m. E. seinen letzten Grund in der Schwierigkeit, magische und rein kultische Handlungen genau zu unterscheiden. Beides geht ineinander über, so daß Söderblom (a. a. O. S. 214ff.) von magisch-religiösen Akten spricht und erklärt: „Die Grenze zwischen beiden ist fließend und äußerst schwer zu erkennen." Die Opfergabe ist, wie Friedr. Heiler (a. a. O. S. 71) meint, nach primitiver Anschauung unerläßlich zur Erlangung der göttlichen Gunst. „Denn der Gott des Primitiven ist wie er selbst ein auf Genuß und Besitz erpichter Egoist." Die Gabe begleitet darum das Gebet, das Bitt- wie das Dankgebet. Der Satz *do ut des* scheint somit ein Hauptmotiv des primitiven Opfers. Aus diesem Motiv haben sich andere herausgebildet. Wo z. B. das Opfer als eine mehr oder weniger regelmäßige Speisung der Gottheit gedacht wird, oder wenn man etwa dem Toten am Grabe Speisen hinstellt (s. Totenmahl), so liegt ein Opfer vor, falls die Speise in der Absicht gegeben wird, den Toten gegenüber den Hinterbliebenen günstig zu stimmen. Werden aber jene Speisen dem Toten appliziert mit der Absicht, seinen Zorn abzuwehren, so ist durch dieses, wie man es genannt hat, Abwehropfer der ganzen Handlung ein magischer Charakter verliehen. Solcher sog. Abwehropfer lassen sich noch mehrere nennen, wie beispielsweise das Bauopfer, bei welchem ein Mensch oder Tier lebendig in die Fundamente des Baues eingemauert wurde, um die Dämonen des Bauplatzes zu besänftigen; oder die Gaben der Erstlinge des Feldes wie die letzte Garbe, um die Feldgeister zu begütigen. Auch die bei den Westsemiten üblichen Kinderopfer gehören hierher. Bei anderer Gelegenheit erscheint die Opfergabe als Mittel und Besiegelung einer Bundschließung zwischen den Menschen und der betr. Gottheit. Wird hier ein Opfermahl veranstaltet, so ist das, ähnlich wie das Totenmahl (s. d.), ein Gemeinschaft ausdrückender Akt, bei dem eine sakramentale Verbindung zwischen Gott und Mensch, wie dort zwischen dem Toten und den Hinterbliebenen, hergestellt wird, um sich der Kraft und des Einflusses jener zu versichern. Bei den sog. Votivgaben alter und

neuer Zeit, mögen sie vorher dargebracht werden, um eine göttliche Gegengabe zu erwirken, oder mögen sie auf Grund eines Versprechens, eines Gelübdes, nach erfolgter göttlicher Leistung geliefert werden, stehen wir auch hier hart an der Grenze der Magie. Es kommt auf die Gesinnung des Menschen bei diesem Akt an, ob wir ihn noch als einen religiösen oder nur als einen magischen bewerten müssen. Ist dieser Akt das Institut eines offiziellen K. geworden, so hat er wohl seinen Charakter nach außen geändert, in seinem Wesen aber ist er ein Zauberakt geblieben. Was die Art der Opfer betrifft, so werden gewöhnlich unblutige und blutige Opfer unterschieden. Die ersteren dürften die älteren sein. Sie wurden hingestellt oder, wenn sie unterirdischen Gottheiten galten, auf oder in die Erde ausgeschüttet, aber erst später bei fortgeschrittener Gottesanschauung verbrannt. Unter den blutigen Opfern stehen wohl an erster Stelle die Menschenopfer (s. d.); bei diesen kommt wieder ein magischer Gesichtspunkt in Frage. Es handelt sich dabei mehr um Tötung und Verzehren von Menschenfleisch (Kannibalismus; s. d.) und den Genuß von Menschenblut zu dem Zweck, um sich die darin enthaltenen Kräfte anzueignen. Noch im germ. Heidentum wird das Blut erschlagener Feinde genossen. Vielleicht gleichzeitig mit den Menschenopfern sind auf primitiver Stufe die Tieropfer. Nach Edv. Lehmann scheint diesem Opfer ursprünglich die Vorstellung eigen zu sein, daß das Tier selbst der Gott ist, und daß dasselbe nicht dem Gotte, sondern als Gott geschlachtet wurde, um dadurch Teilnahme an der göttlichen Kraft zu erlangen. In späterer Zeit sind die Tieropfer ein bewußter Ersatz für Menschenopfer. — Kein Opfer wird vollzogen ohne ein bestimmtes Ritual. Zu diesem dürften aber auch gewisse Vorbereitungen der Teilnehmer gerechnet werden, wie Waschungen, Fasten und andere asketische Übungen; auch legen die Teilnehmer besondere Kleidung an oder erscheinen entblößt: kultische Nacktheit (hierzu beachte die Ausführungen in E. Samter *Geburt, Hochzeit u. Tod* 1911 S. 110ff., 114). Während des Opferfestes werden Umzüge und Tänze veranstaltet, das Götterbild wird herumgetragen — Zeremonien, denen wohl eine magische Bedeutung nicht immer abgesprochen werden kann, ebenso wie den Kulthymnen und manchen lärmenden Veranstaltungen. Das Opfermahl mit sakramentalem Charakter entstammt wohl erst einer Zeit entwickelterer Gottesanschauung. — Neben den Opfern werden an den heiligen Stätten noch andere Kulthandlungen verrichtet. Dahin gehört mancherorts eine Weihe der mannbaren Jugend, bisweilen in Beschneidung (s.d.) bestehend oder damit verbunden; dahin ist auch die sog. Tempelprostitution zu rechnen, wie sie nicht nur in sem. Heiligtümern, sondern auch im pers. Anahita-K. üblich war. Beide Kultsitten stehen unter dem Einfluß einer Fruchtbarkeitsmagie (s. Fruchtbarkeitszauber), die, wenn nicht schon in primitiver, doch in präh. Zeit und darüber hinaus eine enorme Bedeutung gehabt hat. Endlich sind hier die richterliche Tätigkeit der Priester, das Ordal (s. d.) oder Gottesgericht (s. Gottesurteil), und die Erteilung von Orakeln (s. d.) zu erwähnen; auch in allen diesen Fällen dringt, ohne daß das ethische Moment geleugnet werden soll, die Magie stark in die Kulthandlung ein.

K. Haberland *Die Sitte des Steinwerfens* Zeitschr. f. Völkerpsychologie 12 (1880) S. 289ff.; Edv. Lehmann *Erscheinungswelt d. Religion* in *Religion in Gesch. u. Gegenwart* II (1910) S. 502ff.; K. Helm *Altgermanische Religionsgeschichte* 1913; Nath. Söderblom *Das Werden des Gottesglaubens* dtsch. Bearbeitung 1916; Friedr. Heiler *Das Gebet*² 1920; Georg Beer *Steinverehrung bei den Israeliten* Schrift. d. Straßburg. Wissenschftl. Gesellschaft in Heidelberg NF 4 (1921).

Max Löhr

B. Ägypten (Tf. 91, 92).

§ 1. Gottesdienst. — § 2. Totendienst.

§ 1. Die Formen der urzeitlichen Tempel sind uns verloren gegangen, und was davon in der geschichtlichen Zeit fortlebt, ist meist zufällig aus äußeren Gründen zur Entwicklung gekommen und uns erhalten. Die 5. Dyn. mit ihrem Sonnendienst hat eine Tempelform ausgestaltet, die vielleicht aus Heliopolis (s. d.) stammt und als Mittelpunkt einen Obelisken (s. d. A) hat, vor dem sich unter freiem Himmel Schlachtung und Opfer abspielten. In Theben entstanden im MR Tempel (vgl. Band I Tf. 81—89), die zwar einen offenen Vorhof

haben, aber den Schwerpunkt des K. in die halbdunklen Räume eines mit massiven Wänden aufgeführten Gotteshauses legen. Dieser theban. Tempeltypus ist in anderen Städten nachgeahmt worden und herrscht vom NR ab als gültige Form im ganzen Lande. Als Götterbilder besitzen wir eine Anzahl von Statuen, die zur Ausschmükkung in den Tempeln aufgestellt gewesen sind. Die eigentlichen Kultbilder sind fast sämtlich verloren. In einer Kapelle des Tempels von Der el-Bahri ist eine der Hathor geweihte lebensgroße Kuh aus gemaltem Kalkstein zutage gekommen, vor der gewiß geopfert worden ist; ebenso haben vielleicht andere Götterbilder einen K. empfangen, von dem wir keine Vorstellung haben, weil wir ihre Herkunft nicht kennen. Die bei Prozessionen im Gottesdienst umhergetragenen Bilder waren aus Holz geschnitzt, bis zu einem halben Meter hoch, mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Sie mußten leicht sein, wenn sie ihrem Zwecke dienen sollten, und standen unter einem Baldachin oder in einem Naos auf einem Boot, das die Priester auf die Schulter nahmen (Bull. Inst. Franç. Le Caire 13 [1917] S. 1 Legrain).

Bei Festfeiern ist das Volk in den offenen Hof der Tempel hineingelassen worden. Dort nahm es teil an dem Opfer, sang die Hymnen der Priester mit, soweit sie überhaupt volkstümlich waren, ergab sich einer Festesfreude, deren Lärm, Ausgelassenheit und auch Ausschweifung bei Ägyptern und Griechen Anstoß erregt hat. Die Priesterschaft mit dem König, der in Wirklichkeit meist von dem Hohenpriester vertreten wurde, verschwand für die Blicke der Menge in dem Säulensaal. Im Inneren des Tempels trat schließlich nur das geistliche Oberhaupt allein vor das Allerheiligste und vollzog dort das Ritual nach herkömmlichen Vorschriften. Einzelbilder aus dem Hergang des täglich oder an den Festen vollzogenen K. sind in allen Tempeln zu finden. Das Allerheiligste des Tempels Ramses II. in Abydos hat eine ganze Folge von Darstellungen nebst zugehörigen Texten erhalten, die uns die einzelnen Handlungen vorführen. Das Siegel der Tür wird erbrochen, der Riegel zurückgeschoben, nach Öffnung der Türflügel „der Gott erblickt". Vor dem Götterbilde erfolgt mehrfach das Räuchern und Wassersprengen, wenn die Figur bekleidet, gesalbt, geschminkt und gespeist wird wie ein Mensch. Alle Handlungen, die mit dem sorgfältigen Verschließen des Raumes endigen, werden von Sprüchen begleitet, die zuweilen kaum einen inneren Zusammenhang mit ihnen haben (Journ. of Manchester Egypt. and Orient. Soc. 1918/19 S. 26 Blackmann).

Die den Göttern dargebrachten Opfer bestanden in allen den Dingen, deren der irdische Mensch bedarf. Zunächst und im wesentlichen sind es Lebensmittel wie Brote und Kuchen, sowie Wein, Wasser und Bier als Getränk. Wird Fleisch von Rindern, Geflügel und Wild geopfert, so liegt es zuweilen auf Kohlenbecken, auf denen es eher gebraten als verbrannt zu werden scheint. Menschenopfer (s. d. A) sind wohl in der Urzeit dargebracht worden, besonders an Kriegsgefangenen. Die täglichen Opfer für die Götter sind dem Vermögen des Tempels entnommen worden, der über Äcker und Herden verfügte. Für Festfeiern machte der König wohl auch eine besondere Stiftung, und Privatleute überwiesen dem Tempel einen Teil ihres Vermögens, damit der Götter bei bestimmten Gelegenheiten gedacht werden konnte.

§ 2. Der Ägypter baute bei Lebzeiten sein Grab (s. d. D) und richtete es als sein „Haus der Ewigkeit" ein. Beigaben, die seit der ältesten Zeit auftreten, aber im Laufe der Epochen wesentlich bereichert und verändert werden, geben ihm das Hausgerät für sein jenseitiges Leben. Sargkammer und Sarg erhalten zeitweise die Form eines Hauses (Band I Tf. 79, Band V Tf. 61a). Die Beigaben werden in Stein oder Holz plastisch hergestellt, auch nur an die Wand der Kammer oder des Sarges gemalt, endlich nur angedeutet durch das Aufschreiben einer Liste mit den Wörtern, die diese einzelnen Stücke bezeichnen (vgl. Tf. 91b, 92b). Der Sinn ist in allen Fällen der gleiche: dem Toten sollen die Personen, Tiere und Gegenstände zur Verfügung stehen, wenn er ihrer bedarf. Man irrt wohl nicht, wenn man voraussetzt, daß Formeln oder Worte die Abbilder mit Zauberkraft beleben und für den Toten in Tätigkeit setzen. Die Beigaben (s. d. B) führen

dem Toten Nahrung, Kleidung, Salböl, Bedienung, ein Schiff für eine Vergnügungsfahrt sowie Bauern und Handwerker, Weberinnen und Hausangestellte aller Art zu, damit sein Haushalt im Jenseits ebenso wie im Diesseits weiterlaufe (John Garstang *The Burial customs of Ancient Egypt* 1907).

Die Leiche ist in der vorgesch. Zeit in das Grab, d. h. eine aus der Erde oder dem Felsen ausgehobene Grube, gelegt worden, ohne konserviert oder auch nur eingehüllt zu werden. Im Laufe der Zeit wird die bei Vornehmen angewendete Einhüllung in ein Tuch, ein Fell oder eine Gipsschicht verstärkt, und vom MR ab haben die vollständig hergerichteten Leichen die Form einer „Mumie" (s. d.) mit sorgfältiger Wicklung von Leinenbinden und kunstvoller Ausgestaltung des Äußeren. Die eigentliche Konservierung des Körpers, d. h. das Herausnehmen der Weichteile und Tränken mit Harz, setzt schon in älterer Zeit ein, mußte aber naturgemäß auf die wohlhabenden Klassen beschränkt bleiben und führte erst im NR durch Massenanwendung zur Bildung einer Kaste der Mumienmacher. Die Balsamierung des Körpers wurde nach festem Ritual ausgeführt, unter Anwesenheit bestimmter Priester und mit Einlegung von Amuletten in die Binden (Elliot Smith *The Royal Mummies* Catal. Génér. Le Caire 1912; Journ. egypt. archaeol. 1 [1914] S. 189 ders.).

Die Beisetzung ist mit Förmlichkeiten verbunden gewesen, die den ganzen Vorgang vom Hause bis zum Grabe begleiteten. Bei der ärmeren Bevölkerung werden sie auf das äußerste eingeschränkt worden sein, bei Vornehmen erforderten sie die Mitwirkung männlicher und weiblicher Personen, bei einer Fahrt über den Nil auch mehrere Schiffe (s. d. B). Bei der Beisetzung der Leiche in eine Mastaba beförderte man, wenn die Öffnung des Schachtes auf dem Dach mündete, die Leiche, Statue usw. auf der schrägen Baurampe aus Ziegeln dort hinauf (ÄZ 41 [1904] S. 65 Schäfer). Gräber des NR stellen das Begräbnis oft in einzelnen Szenen dar, besonders die Vollziehung des Rituals an der Mumie vor der Tür des Grabes.

Die Opferformeln des AR beginnen stets mit den Worten „Eine königliche Spende", auch wenn ein Totengott als der Gebende genannt wird. Darin spricht sich die Vorstellung der Urzeit aus, daß der König der Schenker des Grabes, der Bestattung und des Totendienstes ist. So wird es in Wirklichkeit auch für den Hofstaat der Urzeit gelegen haben. Die Formel bewahrt die alte Sitte, wenn sie auch nur in beschränktem Sinne Bedeutung gehabt hat und später zur Ausnahme geworden ist. Das Totenopfer besteht ungefähr in denselben Dingen, die den Göttern dargebracht werden, weil ja in beiden Fällen der Gedanke einer körperlichen Verpflegung zugrunde liegt. Stets erscheinen also in erster Linie die notwendigen Lebensmittel, Brot, Fleisch und Gemüse, daneben sogleich das Bier, während das Wasser entgegen den wirklichen Verhältnissen in den Hintergrund gedrängt ist. In den großen Opferlisten fehlen niemals Kleider, Salben und Parfüms, Stöcke und anderes Gerät, ohne das der Vornehme nicht leben zu können glaubt.

Die Darbringung der Totenopfer sollte besonders an den Festtagen geschehen, und zwar scheinen es Götterfeste zu sein, an denen man der Toten gedenken soll, die auf die Freude der Teilnahme an ihnen verzichten müssen. Vielleicht hat es aber, wenigstens in der späteren Zeit, doch Feste gegeben, die in erster Linie zu Opfern an die verstorbenen Angehörigen bestimmt waren. Die Herrichtung der Gräber mit ihren Höfen und Kammern erlaubte es, daß, wie uns berichtet wird, die Angehörigen sich an bestimmten Tagen im Friedhof versammeln, um ihrer Verstorbenen zu gedenken, dabei mehrere Tage dort bei Opfer und Gebet zubringend. Die Sitte hat sich bis zur Gegenwart erhalten, und heute noch weisen die äg. Friedhöfe Wohnräume für die Angehörigen auf.

Der wohlhabende Äg. suchte den Bestand seines Totendienstes solange wie möglich zu sichern durch letztwillige Verfügungen, in denen er einen Teil seines Besitzes einem Totenpriester gegen die Verpflichtung regelmäßiger Opfer vermachte. Solche Stiftungen werden oft andeutungsweise erwähnt, und wir kennen mehr oder weniger ausgedehnte Verwaltungen sowie Beamte und Arbeiter von ihnen. Im vollen Wortlaut hat der Gaufürst von Siut die abge-

geschlossenen Verträge über seinen Totendienst an die Wand des Grabes meißeln lassen. Die Totenpriester wurden teils aus dem Kreise der Angehörigen genommen, teils wurden bestimmte Personen mit der Darbringung eines Opfers bei besonderer Gelegenheit beauftragt. Als Pfleger seines Totendienstes wünscht der Äg. sich einen Sohn, und Söhne treten in den Darstellungen in erster Linie als Totenpriester auf.

Literatur s. Religion C. Roeder

C. Palästina-Syrien s. Religion D.

D. Vorderasien.

§ 1. Der K. der Babylonier spielte sich in besonders dazu hergerichteten Gebäuden ab, den Tempeln (*ê-kur*, wörtl. Berghaus). Die sumer. und babyl. Könige ließen es sich sehr angelegen sein, möglichst schöne und große Tempel zu erbauen. Die Ausführung eines solchen Baues galt als ein sehr verdienstvolles Werk, man holte sich für den Plan Rat bei den Göttern. Die kostbarsten Materialien wurden dabei benutzt, viele Kosten wurden aufgewandt, um seltene Bausteine und Hölzer aus fernen Ländern herbeizuholen. Die großen Tempel hatten viele Räume und Höfe, sie bildeten oft eine Stadt für sich. Besonders fallen im Gelände der Tempel die Tempeltürme (s. d.; *zikkuratu*) auf, sowie der heilige Hain und das große Wasserbecken, das oft in einem der Höfe stand (*apsû*). Das Allerheiligste (*paḫu*) enthielt die Statue des Gottes, der auf einem hohen Stuhle saß (*parakku*). Hier war auch die Stätte der Orakeloffenbarung. Das notwendigste Kultusgerät war der Altar, aus Stein oder Ziegeln erbaut. Oft war dieser auch zum Tragen eingerichtet in Gestalt einer Tischplatte auf einem Dreifuß. In dieser Form wurde er *paššûru* (= Tisch) genannt. Für die Libationen und Waschungen waren Gefäße in verschiedener Größe und Gestalt (*egubbû* = Weihwasserbecken) erforderlich. Zur Ausführung von Räucherungen standen Räucherbecken (*nidnaqqu*) bereit.

§ 2. In einem der Tempelräume befand sich auch das Schiff (s. d. D), dessen sich der Gott bei seinen Prozessionsfahrten bediente. Als Haupthandlung des K. ist das Opfer (s. d.) anzusehen. Die kultische Terminologie der Babylonier kennt eine große Zahl von Opfern. Allg. Bezeichnungen für Opfer sind Geschenk (*qîštu*, *egisû*, *qatrû*). Für regelmäßig wiederkehrende Opfer hatte man die Namen *sattukku* und *ginû*. Nach der Art unterschied man *niqû*, ursprünglich 'Libation', später aber auch für 'Opfer' allg. gebraucht, *qutrinnu* und *sirqu* (bzw. *surqînu*) Schüttopfer, Räucheropfer, *maššaku* vielleicht 'Gießopfer', *taqlîmu* 'Röstopfer', *nindabû* (*nidbû*) 'Brotopfer' (?). Der Sinn des Opfers war zunächst die Speisung der Götter, sekundär tritt hinzu die Idee der Sühnung des Opfernden bzw. die Stellvertretung eines menschlichen Opfers durch ein Tieropfer.

§ 3. Die Bestandteile des Opfers sind, wie schon aus der Aufzählung der Termini hervorgeht, außerordentlich verschieden. Für die blutigen Opfer wurden Stiere, Schafe (Lämmer), Ziegen, Tauben, Hühner, Fische verwandt. Von den größeren Tieren wurden den Göttern gewöhnlich die Keule (*imitu*), gebratenes (*šumû*) und gekochtes (*silqu*) Fleisch und Fett (*ḫinṣâ*) dargebracht. Den Rest erhielt zumeist die Priesterschaft. Das Opfertier muß gut genährt und ohne Fehl sein. Das Blut (s. d. B) spielt im babyl. K., soviel wenigstens bis jetzt ersichtlich ist, eine ziemlich untergeordnete Rolle. Menschenopfer (s. d.) sind in sumer. und altbabyl. Zeit nicht zu belegen. Eine Erinnerung an frühere Gewohnheiten enthält vielleicht die Bestimmung in assyr. Kontrakten, daß der dem Vertrage Zuwiderhandelnde sein Kind den Göttern (Sin oder Bêlit-ṣêri) zu opfern habe.

§ 4. Bei den unblutigen Opfern sind vor allem Erzeugnisse des Ackerbaus und der Viehzucht, wie Milch, Butter, Datteln, Feigen, Öl, Honig, wichtig. Auf das geopferte Fleisch wird gern Salz gestreut. Für die Libationen kommen in Anwendung außer klarem Fluß- und Quellwasser die verschiedensten Sorten von Wein und Bier. Sehr häufig werden auch in den Ritualtexten Brote erwähnt, von denen es nach einem Texte eine große Menge von Sorten gegeben hat (s. Gebildbrot); ich erwähne hier nur das *kamanu* (Röstbrot) im K. der Ištar und das *matqu* (süßes Brot). Mit dem Tier- bzw. Speiseopfer ist zumeist auch eine Räucherung verbunden. In dem schon

genannten Becken (*nidnaqqu*) wurden Mehl, Zedernholz, Cypressen, Parfüm, Kalmus (?) und Myrte verbrannt.

§ 5. Für die Ausführung aller dieser Opferhandlungen ist Voraussetzung „Reinheit" (s. d.). Diese hat jeder Opferer durch Anwendung von Wasser bzw. anderen reinigenden Substanzen, wie Wein, Honig, Butter, Zedernholz, Zypressenholz, Räucherwerk, oder durch Nahebringung der Flamme zu erzielen. Wo Sünde oder Krankheit vorlag, gewinnen diese Reinigungszeremonien eine große Feierlichkeit. Der *ašipu*-Priester (s. d.) nimmt dann das *kuppuru* (= abwischen), *salâḫu* (= besprengen), *quddušu* (= reinigen) vor, um den Kulpanten bzw. Kranken in den Zustand der Reinheit zurückzuführen.

H. Zimmern in *KAT*³ S. 588ff.; A. Jeremias *Handbuch der altorientalischen Geisteskultur* 1913 S. 284ff.; daselbst weitere Literaturangaben; B. Meissner *Babylonien und Assyrien* II (1925) S. 72ff. Ebeling

Kultverband s. Kultus A § 5.

Kultwagen. K. sind uns verschiedentlich aus dem Altertum bezeugt, literarisch für das germ. Gebiet, z. B. der Wagen der Nerthus (Hoops *Reall.* III 308), durch Münzbilder für das röm. Gebiet der K. der Kybele (Cohen II Tf. 10). Dementsprechend hat man mehrfach versucht, die beiden (oder drei?) Wagen aus dem Moor der Pfarrei von Dejbjerg (s. d. und Band II Tf. 181 a) in Jütland als K. zu erklären, und so hat auch Forrer die neuerdings von ihm veröffentlichten Wagenfunde von Ohnenheim (s. d.), Elsaß (Band II Tf. 181 b; Elss. Anz. 1921 S. 1195 ff.), und Birmenstorf, Schweiz (Anz. f. Schweiz. AK 1921 S. 11ff.), als K. gedeutet. Ich meinerseits glaube nicht recht an diese Ausdeutung (Geschichtsbl. f. Technik 1919 S. 21). Auch die Gruppe der Kesselwagen (s. d.) hat man früher allgemein als K. aufgefaßt, bis Schuchhardt ihre Erklärung als profanes, prunkvolles Trinkgeschirr wahrscheinlicher machte (*Goldfund von Eberswalde* 1914). In der Gruppe der Deichsel- und Vogelwagen (ZfEthn. Verh. 1873 S. 197ff.) sind entgegen der früher allg. üblichen Annahme gleichfalls keine K. zu sehen, sondern lediglich Spiel- oder Ziergerät. Für ein Fundstück müssen wir aber wohl an der Deutung als K. festhalten: für den Sonnenwagen von Trundholm (s. d.). Hugo Mötefindt

Kultzeiten s. Kultus A § 4.

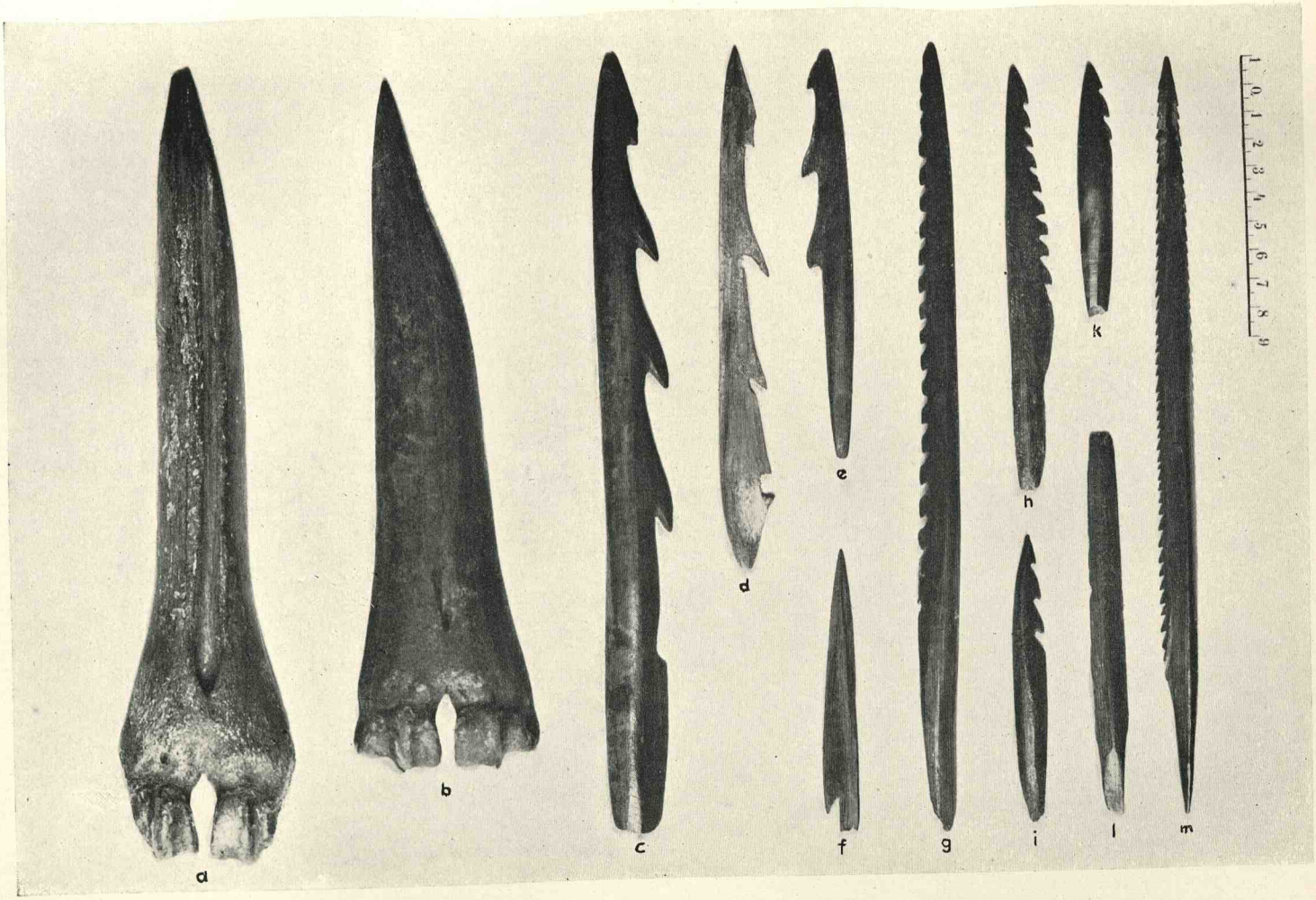
Kumasa. Dorf in der kret. Messarà (s. d. und die Karte Tf. 37 sowie Tf. 50 a), sw. von Gortyn, hoch am Abhang der s. Randberge. Die nur z. T. ausgegrabenen Ruinen eines Landstädtchens sind spätmin., dagegen drei runde Kuppelgräber und eine viereckige Kammer frühmin. (Tf. 38). In deren Nähe ein gepflasterter Platz, wohl für Totenfeiern.

Xanthudides *The Vaulted Tombs of Mesarà* 1924; Arch. Anz. 1907 S. 107, ebd. 1909 S. 99; Mon. Lincei 19 S. 207; BSA 12 S. 10ff. G. Karo

Kümmel s. Dill, Garten D § 4.

Ḳummuḫ. Ḳ. heißt in den assyr. Keilinschriften die später Kommagene genannte Landschaft am Fuße des Taurus zu beiden Seiten des Euphratdurchbruches, im Anschluß an den Namen der Hauptstadt Ḳ., die erst um 130 v. C. in Samosata umbenannt wurde.

Bereits Adadnirari I. (1310—1281) nennt sich „Eroberer von Ḳ." (*mat Ku-ut-mu-ḫi*); auch Tukulti-Ninurta I. (1260—1232) unterwarf das Gebiet bald nach Regierungsantritt. Unter Tiglatpileser I. (1115—1103) brachen die etwa 50 Jahre zuvor in Alzi und Burulumzi eingedrungenen Muski (*Muš-ka-a-ia*) in Ḳ. ein, wurden aber von den Assyrern vertrieben, worauf Ḳ. der assyr. Macht unterworfen wurde. Ašurnâṣirpâl II. (885—860) und Salmanassar III. (860—825) zählen Ḳ. unter den tributbringenden Ländern auf; als Fürsten der Ḳummuḫäer werden *Ḳa-ta-zi-li* und später *Ku-un-da-aš-pi* genannt. Die arische Dyn., der diese Fürsten angehörten, scheint noch unter Tiglatpileser III. (746—728) regiert zu haben, der *Ku-uš-ta-aš-pi* von Ḳ. als Tributär verzeichnet. Zur Zeit Sargons II. (722—705) fiel Ḳ. von den Assyrern ab. Der Fürst *Mut-tal-lum*, den Sargon einen „bösen Hettiter" (*Ḫattû limnu*) schilt, schloß sich an Argistis II. von Urarṭu an, obwohl er zuvor eben durch die Assyrer in den Besitz von Meliddu gelangt war. Die Stadt Ḳ. wurde erobert, die Bevölkerung gegen solche von Bît-Jakin und elam. Grenzbezirke ausgetauscht. Seit 708 ist Ḳ. assyr. Provinz unter Regierung des *turtânu šanû*. O. Schroeder



Kunda

a—m. Knochen- und Horngeräte. Kunda, Estland. Nach Photographie.

a

b

Kung Björns Hög

a. Der Hügel vor der Ausgrabung von SW. — b. Das Innere des Hügels. Östlicher Teil. Nach O. Almgren.

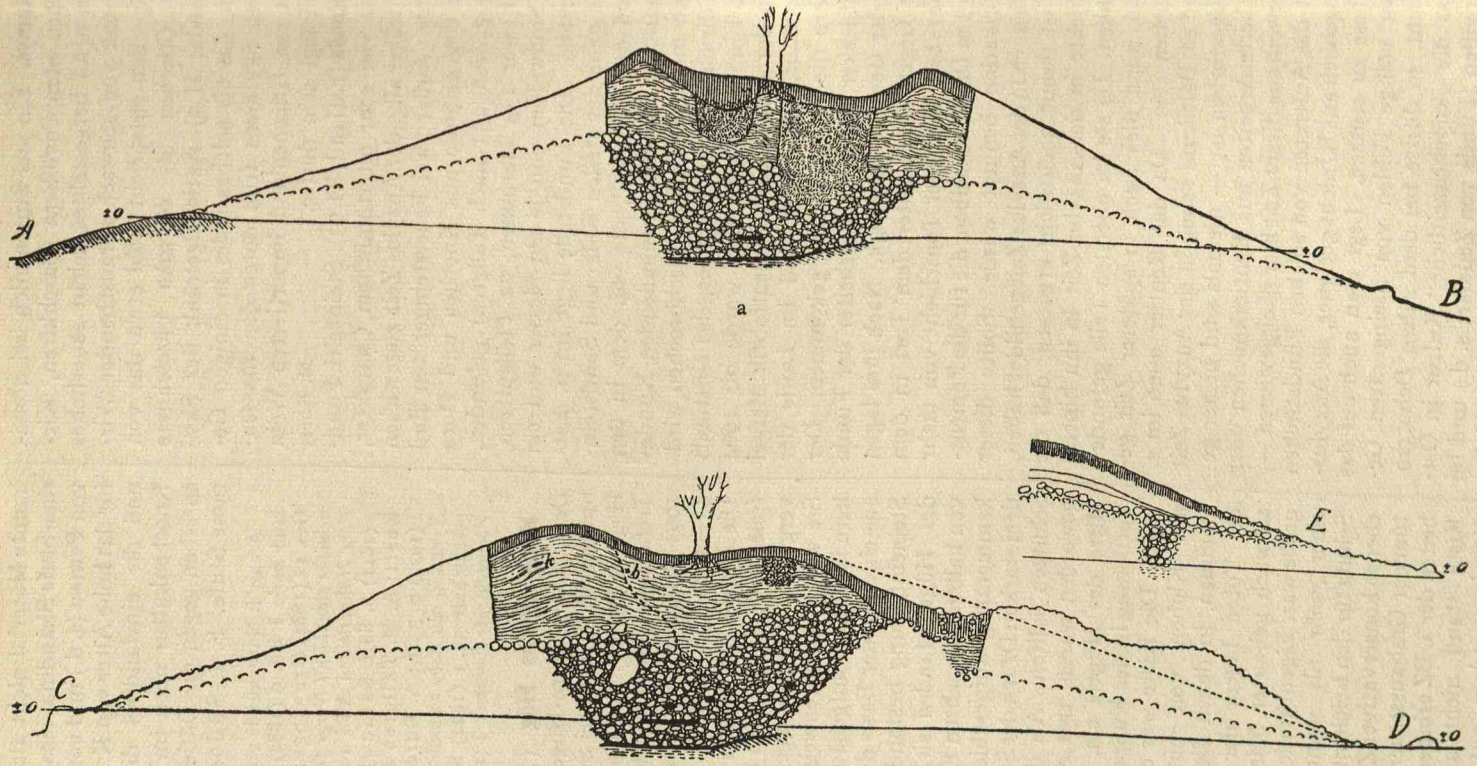
Kumys. Ein aus Stutenmilch bei nomadischen Steppenvölkern (Baschkiren, Kirgisen u. a.) hergestelltes, leicht säuerliches Getränk von schwach berauschender Wirkung. Ihm entspricht wohl etwa das von den Griechen als ὀξύγαλα bezeichnete (Herodot II 2) Nationalgetränk der Skythen, das als solches indes in einigen Gebieten Skythiens früh durch den massenhaft von Griechenland importierten Wein verdrängt sein dürfte. M. Ebert

Kunda (Estland; Tf. 93). Steinzeitl. Fundplatz von sehr altertümlichem Charakter, der früher allg. der Anzylus-Zeit zugewiesen wurde. Außer zwei Feuersteingeräten sind nur Gegenstände aus Knochen und Horn (im ganzen 233 nach Tallgren) gefunden, und zwar 133 Harpunen, 22 Pfeilspitzen, 76 Stoßwaffen und je ein Messer und ein Tierzahn. Die Fundstelle liegt im n. Estland nahe der steilen Kalk- und Sandsteinwand des „Glintes", die von dem in den Finnischen Meerbusen mündenden Kunda-Bach mit hohen Ufern durchbrochen wird. Er durchfließt ein Torfmoor, das einstmals ein Binnensee war. Hier wurde bis 1904 von der Kundaschen Zementfabrik Mergel abgebaut, und dabei sind im Laufe der Jahre die Stücke zutage gekommen. Der Entdecker und erste Bearbeiter der Funde ist der Geologe Grewingk. Nach ihm lagen die Gegenstände unter dem Torf in dem obersten Teil einer Tonschicht von mehr als 3 m Dicke, derselben, die für die Zementfabrikation benutzt wurde. Sollte dieser sich auch in der Anzylus-Zeit gebildet haben, so ist damit noch nicht erwiesen, daß die Objekte in der Anzylus-Zeit in ihn hineinsanken. Da sie im obersten Teile gefunden sind, kann dies auch in späterer Zeit geschehen sein. Da das Rentier auch im s. und sö. Baltikum schon in der Anzylus-Zeit ausgestorben ist — niemals sind bisher gesicherte Arbeiten aus Rentierknochen oder -geweih aus dieser Zeit hier nachgewiesen —, ist das Auftreten von solchen Fundstücken angeblich aus K. nicht geeignet, die Anzylus-These zu stützen. Legt man auch auf das fast völlige Fehlen von Steingeräten Gewicht, so dürfte bei dem zähen Beharren, das die „knochenzeitliche" Kultur in Ostpreußen (Funde von Zedmar; s. d.) und im Südostbaltikum zeigt, das bisher aus K. bekannte Material nicht älter sein als die Litorina-Stufe Skandinaviens. Gerade die Funde von Pernau (s. d.) und vom Burtnecksee, die für das hohe Alter von K. angeführt werden, und die einwandfrei die Existenz dieser Knochenkultur noch im j. Neol. erweisen, sprechen gegen die Datierung in die Maglemose-Stufe. S. a. Südostbaltikum A.

Archiv f. Naturkunde von Liv-, Est- und Kurland Serie I Bd. 9 (1882) und Verh. Gel. estn. Ges. 12 (1884) Grewingk; A. W. Brøgger *Den arktiske stenalder i Norge* 1909 S. 153f.; Stjerna *Före Hällkisttiden* ATS 19, 2 S. 8ff.; Präh. Z. 3 (1911) S. 88ff. Sarauw; ebd. 5 (1913) S. 507 Ebert; A. M. Tallgren *Zur Archäologie Eestis* I (1922) S. 35ff.; A. Europaeus *Fornfynd från Kyrkslätt och Esbo socknar* Z. d. finn. Altertumsgesellschaft 32, 1 (1922) S. 150; H. Schmidt *Vorgeschichte Europas* I (1924) S. 38. M. Ebert

Kung Björns Hög (Tf. 94—97). § 1. Der „König Björn-Hügel", der wichtigste bronzezeitl. Grabhügel Schwedens, liegt bei Håga, 3 km sw. von Uppsala, Ksp. Heliga Trefaldighet, und wurde in den J. 1902—1903 ausgegraben. Er hatte einen Dm von 43—49 m, bei einer H. von 6,25—8,75 m. Die Kuppe des Hügels besteht aus steinfreier Erde, in der man deutlich die Ränder vergangener Grasplaggen erkennen konnte. Sie waren schichtenweise über dem Steinkern im Innern aufgebaut, dessen Peripherie aus einer an der Basis deutlich erkennbaren Steineinfassung bestand. Im unteren Teil des Hügels fanden sich verstreute Reste von halbvermorschten Eichenstämmen, die, kammerartig aufgeschichtet, die Kiste vor dem starken Druck der Stein- und Erdmassen schützen sollten. Als die Stämme morsch geworden waren, trat eine Senkung in der Mitte des Hügels ein, durch die sich die Vertiefung in der Kuppe erklärt (Tf. 94, 95).

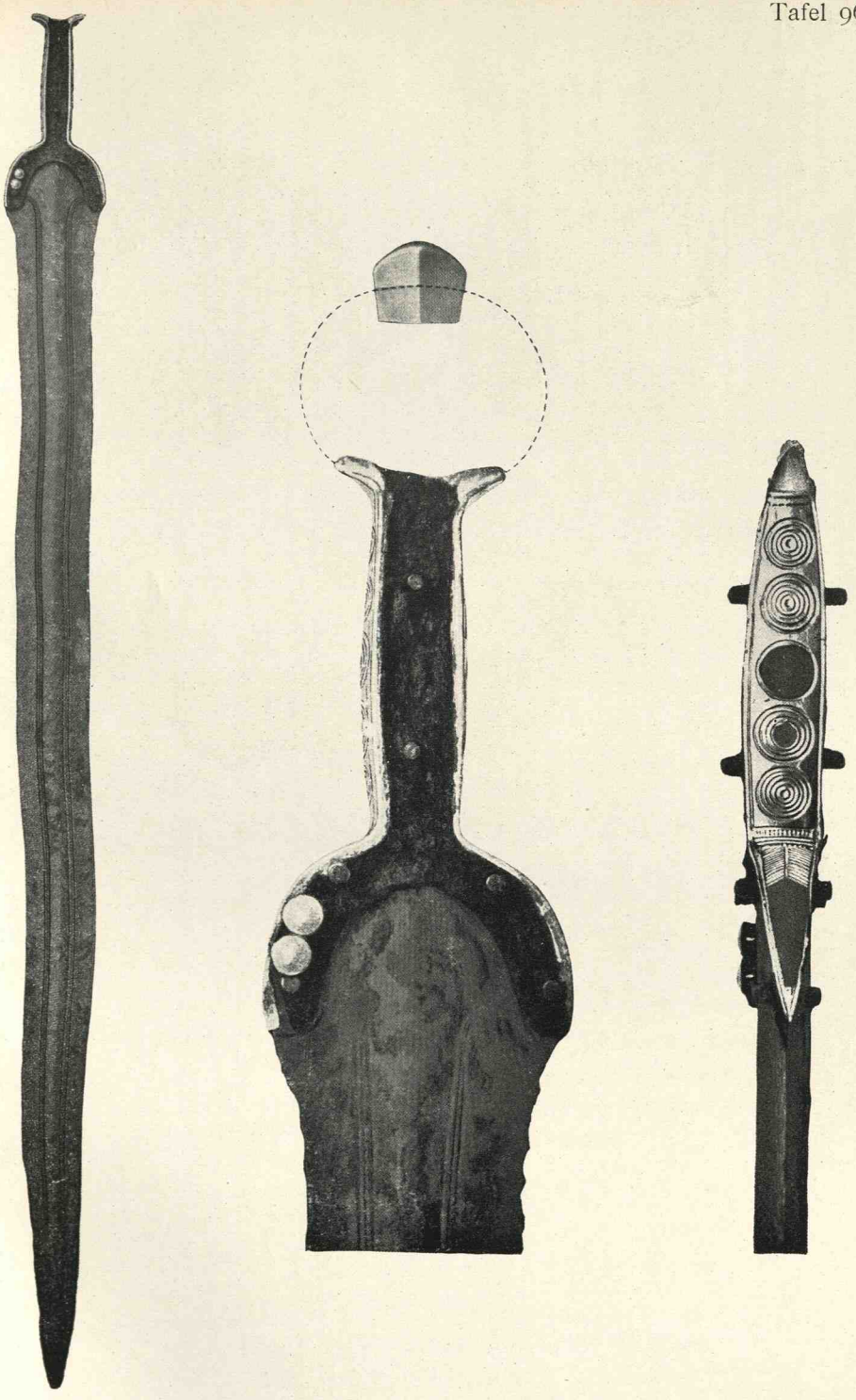
§ 2. Die Kiste war ca. 2,5 m l., bestand aus Kloben von ausgehöhlten Eichenstämmen, in denen die verbrannten Reste des Toten lagen, der ein langschädliger, schwach gebauter Mann von etwa Mittelgröße war. Eigentümlich ist die Verwendung einer mehr als manneslangen Kiste als Schutz für den Leichenbrand in der j. BZ. Ein ebenso konservativer Zug ist auch der Reichtum der Grabaussteuer, der an die Gewohnheiten der ä. BZ erinnert (s. a. Seddin). Die Kiste stand nicht auf dem Boden des Hügels, sondern auf einem Sockel von



Tafel 95

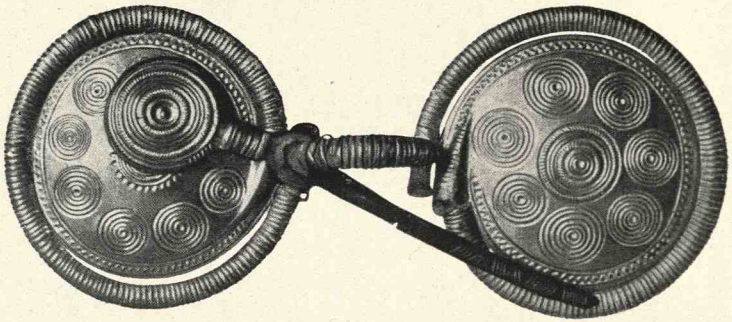
Kung Björns Hög

Querschnitte durch den ausgegrabenen Kern des Hügels (NNO—SSW: A—B, OSO—WNW: C—D) und am Ansatz des Hügels (E). Nach O. Almgren.



Kung Björns Hög

Das Schwert. L. 77,5 cm. Nach O. Almgren.



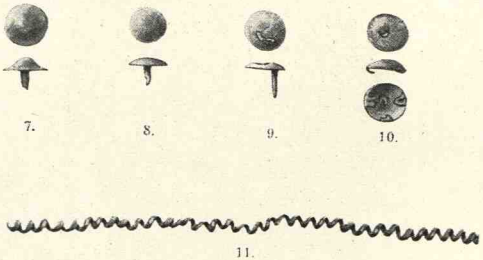
1.

3.

2.

4.

5.



7. 8. 9. 10. 12.

11.

6.

Kung Björns Hög

1. Bronzene, mit Goldblech belegte Plattenfibel. L. 13,2 cm. — 2. Bronzenes Rasiermesser mit von Golddraht umwickeltem Griff. — 3—6. Bronzeknöpfe. — 7—10. Goldnieten. — 11—12. Goldspiralen. Nach O. Almgren.

Steinen, unter denen eine große Kohlenschicht vom Scheiterhaufen sich ausbreitete.

§ 3. Die Beigaben, die das Grab in die IV. Per. datieren, sind:

1. ein Schwert aus Bronze, 77,5 cm l. (Tf. 96). Der Griff ist auf beiden Schmalseiten mit dünnem Goldblech belegt, das oben am Griffteil mit konzentrischen Kreisen, unten auf den um den Klingenabschluß greifenden Teilen mit einem Grätenmuster verziert ist. Die Griffzunge war ursprünglich mit Holz bekleidet und endete in einem massiven Goldknopf, der neben dem Schwert lag. Almgren hält das Schwert wie andere Teile der Grabaussteuer für dän. Import, während Lindqvist (Montelius-Festschrift 1913 S. 84) es wegen des Grätenmusters als schwed., insbes. uppländ. ansieht, allerdings beeinflußt durch die dän. Industrie.

2. Brillenfibel (Tf. 97, 1), 13,2 cm l., auf den beinahe kreisrunden schwachgewölbten Platten mit gepreßtem Goldblech belegt und mit 10 eingepunzten konzentrischen Kreisen verziert. Der Rahmen der Scheiben ist umwickelt mit geripptem Golddraht, ebenso der Bügel und der Nadelkopfhals. Diese Technik ist nach Almgren dänisch.

3. Zwei Bronzeknöpfe mit langer Spitze, die eine mit geripptem Golddraht umwickelt (Tf. 97, 5 und 6).

4. Ein runder Bronzeknopf, oben mit Gold plattiert, mit Lederresten (Tf. 97, 4).

5. Zwei kleinere, in derselben Technik verzierte Köpfe (Tf. 97, 3).

6. Mehrere Spiralen von dünnem, gerippten Golddraht, die Umwicklung von Draht oder Stoffteilen (Tf. 97, 11. 12).

7. Zwei Rasiermesser von Bronze, von denen das eine mit eingestempelten Rauten dekoriert und der Griff mit geripptem Golddraht umwickelt ist (Tf. 97, 2).

8. Zwei bronzene Pinzetten, die eine mit ziemlich parallel verlaufenden Längsseiten und unverziert, die andere nach unten sich beträchtlich verbreiternd und längs der Seiten mit Zickzackbändern aus eingestempelten Dreiecken verziert.

9. Anhänger von Bronze.

10. 29 große Goldnieten vom Schwert (Tf. 97, 7—10).

11. Eine Nietscheibe von Gold.

Außerdem fanden sich Harzstücke mit Holzeindrücken, ein paar grobe Tongefäßscherben und in verschiedenen Schichten die unverbrannten Gebeine von drei erwachsenen Individuen, von denen wenigstens eines eine Frau.

§ 4. Ein der Länge nach gespaltener Menschenknochen führt Almgren zu der Vermutung, daß es sich hier um ein Opfer mit anschließender ritueller Verspeisung der Leiche handle, also ein Überrest jenes Kannibalismus (s. d.), den wir in Funden der nord. StZ zu spüren glauben. Ekholm ist mehr geneigt, in dem Frauenopfer ein Zeugnis für die alte idg. Sitte zu sehen, nach der die Hausfrau dem Gatten ins Grab nachfolgen mußte (s. Seddin, Witwentötung).

Unter den Resten von unverbrannten Tierknochen, die sich in verschiedenen Schichten des Hügels zerstreut fanden, sind solche von Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Pferd, Hund, Gans, Reh, Fuchs, Hase, Eichhörnchen. Auch Fischgräten (Hecht) kommen vor. Es sind Reste von Mahlzeiten, die entweder bei den Bestattungszeremonien oder während des Hügelbaues gehalten wurden.

§ 5. In der Zeit, als man den Hügel errichtete, bildete das Meer hier eine langschmale, von S einschneidende Bucht (der jetzige Talgang der Håga-Aue), an deren Ende eine hochgelegene Halbinsel vorsprang. Auf dieser wurde der monumentale Grabhügel errichtet (vgl. die Bohuslänschen Bronzezeitgräber an der Meeresküste; s. Nordischer Kreis B § 4 c 2). Der alte Glaube, daß in diesem Hügel der im 9. Jh. herrschende Björn bestattet sei, ist von den Fundergebnissen berichtigt. Dem „Björn auf Håga" der Volkstradition entspricht übrigens in den isländischen Sagas, wo er zuerst vorkommt, *Björn at Haugi*, was „Björn am Hügel" bedeutet. — S. a. Nordischer Kreis B § 10b.

Almgren *Kung Björns hög* 1905; Ekholm *Studier i Upplands bebyggelsehistoria* II UUÅ. 1921 S. 29ff.

Bengt Cnattingius

Kungshögabacken (bei Mjölby, Östergötland, Schweden). Brandgräberfeld der vorröm. EZ.

Meddelande från Östergötlands Fornminnesförening 1903 S. 20ff. R. Norrby; Fornvännen 1916: Zuwachs d. hist. Mus. d. Staates S. 2f., 20f.

Hanna Rydh

Kunst. S. a. Primitive Kunst (nebst Tafeln).

A. Paläolithikum (Tf. 98—115).

§ 1. Einleitung; Ursprung und Gliederung der paläol. K. — I. Paläol. Kleinkunst: § 2. Geschichtliche Daten und geographische Verbreitung in Frankreich; Klassifikation von E. Piette. — § 3. Funde im übrigen Europa. — § 4. Die aurignacienzeitlichen plastischen Menschendarstellungen. — § 5. Tierdarstellungen: Liste der Spezies; Reliefs und Gravierungen; Tonplastiken des Tuc d'Audoubert und von Montespan; Sog. Gruppenbilder; Anthropomorphe Figuren; Zweck dieser „Westkunst". — § 6. Schematisierte „Ostkunst". — II. Paläol. Wandkunst: Franko-kantabrischer Kreis: § 7. Geschichtliches; Quartäres Alter. — § 8. Liste der FO. — § 9. Charakteristik: Tierbilder, tektiforme und anthropomorphe Darstellungen; Gruppierung in Stil- und Zeitstufen. — III. Id.: Ostspan. Kreis: § 10. Geschichtliches; Liste der FO. — § 11. Charakteristik: Tierbilder; Menschliche Darstellungen; Bilderkompositionen. — § 12. Quartäres Alter; Gliederung in Stil- und Zeitstufen; Psychologischer Hintergrund. — IV. Nachquartäre schematische Kunst: § 13. Verbreitung und Charakteristik. — § 14. Zeitstellung und Bedeutung.

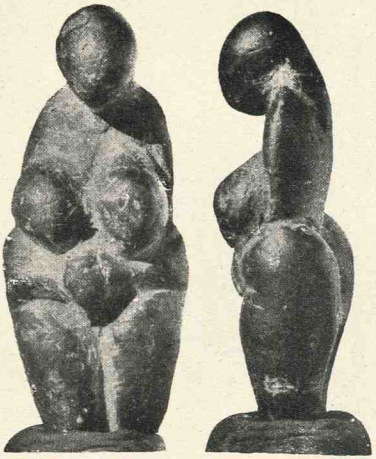
§ 1. Man hat viel über den Ursprung und die Psychologie der primitiven K. geschrieben, als deren älteste nachweisbare Spur der Körperschmuck zu gelten hat, von dem sich bescheidene Belege bereits im Alt-Paläol. vorfinden (s. Schmuck A). Geweckt wurde diese Uranlage wohl durch Nützlichkeitsmotive, so daß sie im wesentlichen im Dienste praktischer Bedürfnisse gestanden haben dürfte. Wir haben uns an dieser Stelle auf die darstellende Kunst, im weitesten Sinne des Wortes, zu beschränken, von der wir bislang keine Äußerungen aus dem älteren Paläol. kennen, wenngleich z. B. die jüngeren Faustkeile einen ausgesprochenen Sinn für Symmetrie und Formenschönheit verraten. Wir dürfen übrigens aus diesem negativen Tatbestande keine bindenden Schlüsse ziehen. Da der Altpaläolithiker Horn und Knochen überhaupt noch nicht bearbeitete, können wir auch keine künstlerischen Gebilde aus diesen Stoffen erwarten. Nichts hindert uns jedoch, anzunehmen, daß man schon sehr früh Holzgegenstände verziert und, aus vergänglichem Material, sogar primitive Darstellungen gefertigt hat; besitzen doch heutige Naturvölker „Geisterpuppen", die aus bloßem Stroh gebunden sind. Daß die Herstellung ältester plastischer Darstellungen vielfach durch bizarre Naturgebilde, wie Figuren nachahmende Silexknollen, Felsvorsprünge u. ä., angeregt oder befruchtet wurde, ist wohl möglich (s. Eolithenproblem § 8).

So treten uns denn, nach dem Stande unseres derzeitigen Wissens, die ersten Äußerungen darstellender K. im Jung-Paläol. entgegen, wobei sie sich zwanglos in Werke der Kleinkunst und in Wiedergaben auf Felswänden (Wandkunst) gliedern lassen.

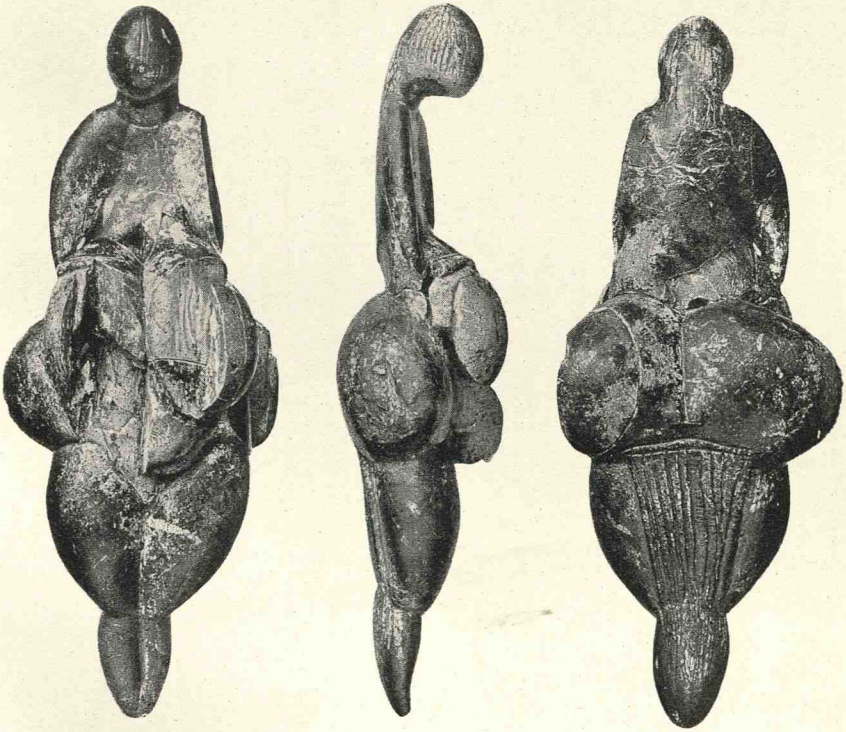
I. Paläol. Kleinkunst. § 2. Die ersten Funde eiszeitlicher Kleinkunst gehen auf das J. 1840 zurück, in welchem Brouillet eine Knochengravierung in der Chaffaud-Höhle (bei Savigné, Vienne) und Taillefer und Mayor eine ebensolche in der Veyrier-Grotte (bei Salève, Westschweiz) entdeckten, welch letztere A. Favre im J. 1868 als Tierbild erkannte. Seit dem J. 1860 setzen die prächtigen Entdeckungen von Ed. Lartet, Christy, F. Garrigou, E. Trutat, Pageyral und des Marquis von Vibraye ein, so daß Lartet und Christy bereits im J. 1864 eine erste Studie über die *Kunst im Rentierzeitalter* (Revue Archéologique 1 [1864] S. 233) erscheinen lassen konnten. Auf die jüngere frz. Fundgeschichte einzugehen, müssen wir uns versagen; an sie knüpfen sich vornehmlich die Namen M. Bourlon, E. Cartailhac, Cau-Durban, G. Chauvet, F. Daleau, Dubalen, Féaux, Ch. L. Frossard, Ph. Lalande, Landesque, Laporterie, A. de Maret, Mascaraux, L. Nelli, A. Parat, Peccadeau de l'Isle, E. Piette, F. Regnault, E. Rivière, Tournier; an diese Forscherliste reiht sich würdig die heutige Generation, mit A. und J. Bouyssonie, H. Breuil, Graf Bégouen, L. Capitan, L. Didon, G. Lalanne, E. Passemard, D. Peyrony und Graf R. de Saint-Périer an der Spitze.

Das „Paradies" der quartären Kleinkunst lag in Frankreich, und zwar in dessen zentralen und s. Provinzen. Im mittl. Teile kommen hauptsächlich die folgenden Départements in Betracht.

Gironde: Fontarnaud und Grotte des Fées (bei Marcamps). — Dordogne: Champs-Blancs (bei Bourniquel); Chancelade (bei Raymonden); Corgnac (bei Saint-Front); Cro-Magnon, La Croze, Rey, Les Eyzies, Gorge d'Enfer, Laugerie-Basse, Laugerie-Haute (sämtlich bei



a



b

Kunst A. Paläolithikum

a. Weibliche Statuette aus Speckstein. Aus den Aurignacien-Schichten von Mentone. $^1/_1$ n. Gr. Nach S. Reinach. — b. Elfenbeinstatuette aus der Lespugue-Höhle. $^2/_3$ n. Gr. Nach Graf Saint-Périer.

a

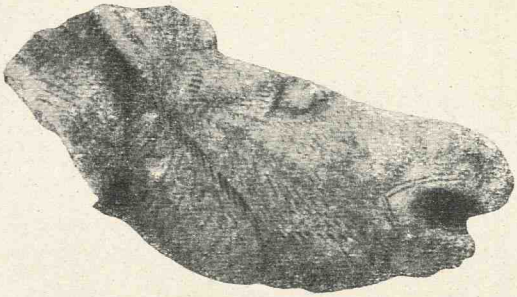
b

c

d

Kunst A. Paläolithikum

a, b. Statuette von Willendorf. $^2/_3$ n. Gr. — c, d. Weibliche Reliefdarstellungen von Laussel. Stark verkleinert. Nach G. Lalanne (d), bzw. dem Museum von Berlin (c).

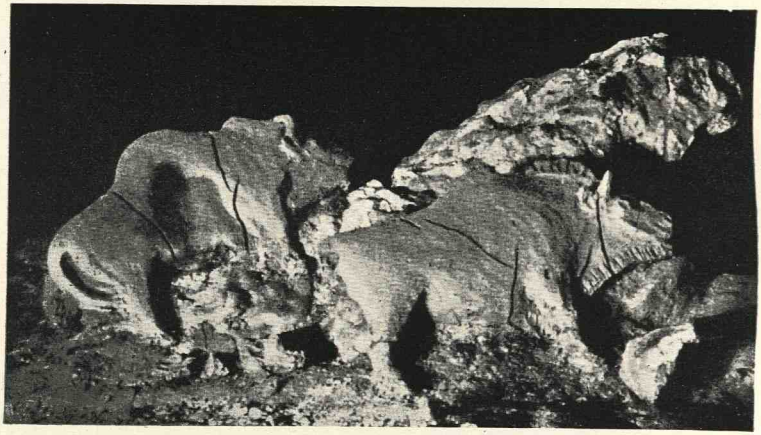


a

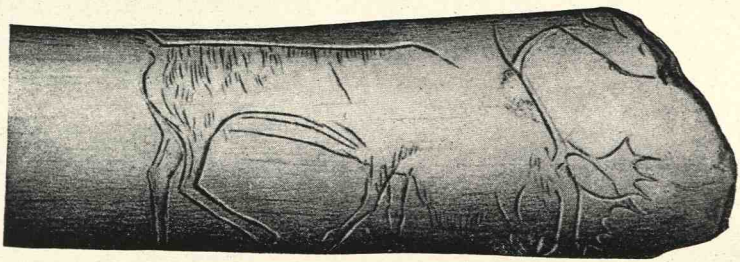
b

Kunst A. Paläolithikum

a. Pferdekopf. Mas d'Azil. Skulptur aus Rentierhorn. $^1/_1$ n. Gr. Nach Photographie. — b. Bison, Kieselgravierung aus Laugerie-Basse (Slg. M. Bourlon). $^1/_1$ n. Gr. Nach Photographie von H. Obermaier.



a



b

Kunst A. Paläolithikum

a. Aus Höhlenlehm modellierte Bisons. Tuc d'Audoubert-Höhle. Stark verkleinert. Nach Graf Bégouen. — b. Weidendes Rentier. Gravierung auf Rentierhorn. Keßlerloch bei Thaingen. $^1/_1$ n. Gr. Nach R. R. Schmidt.

Tayac); Laussel (bei Marquay); Limeuil; Liveyre und La Madeleine (bei Tursac); Le Pouzet; Rebières (bei Saint-Martial); Sergeac; Le Soucy (bei Lalinde); Abri Mège und Grotte de la Mairie (bei Teyjat); Terme Pialat (bei Saint-Avit-Sénieur). — Charente: La Chaise (bei Vouthon); Montgaudier (bei Montbron); Mouthiers; Le Placard (oder Rochebertier, bei Vilhonneur); Roc (bei Sers). — Vienne: Chaffaud (bei Savigné). — Corrèze: La Planche-Torte (bei Brive). — Lot: Le Cambous (bei Rueyres); La Cave (bei Rocamadour); Reilhac. — Indre: Saint-Marcel. — Puy-de-Dôme: Neschers. — Loire: Saut-du-Perron (bei Villerest). — Ardèche: Le Figuier (bei Saint-Martin). — Saône-et-Loire: Solutré. — Yonne: Arcy-sur-Cure. — Ain: Les Hoteaux (bei Rossillon); La Colombière. — Der nordöstlichste FO ist der Abri de la Roche-Plate, unweit Saint-Mihiel, Dép. Meuse.

Im s. Frankreich sind vornehmlich die nachstehenden Dép. zu erwähnen.

Landes: Brassempouy; Duruthy (bei Sordes). — Basses-Pyrénées: Grotte des Espélugues (bei Saint-Michel d'Arudy); Isturitz. — Hautes-Pyrénées: Aurensan (bei Bagnères-de-Bigorre); Lorthet, Les Espélugues (bei Lourdes). — Haute-Garonne: Gourdan; Lespugue. — Tarn: Abri Murat (bei Rocamadour). — Tarn-et-Garonne: Bruniquel. — Ariège: Grotte d'Enlène und Tuc d'Audoubert (bei Montesquieu-Avantès); Mas d'Azil; Massat; Montfort (bei Saint-Lizier); La Vache (bei Alliat). — Aude: La Crouzade (bei Gruissan). — Gard: Oullins (bei Garn); Pont-du-Gard (bei La Salpêtrière).

Éd. Piette verdanken wir die ersten systematischen Untersuchungen über die diluv. Kleinkunst, deren Entwicklung und Verfall. Sie gab ihm Veranlassung zur Schöpfung einer eigenen Klassifikation des Jungpaläol., welches er als das „glyptische Zeitalter" (*âge glyptique*) bezeichnete und in eine ältere Zeitstufe der Skulptur (auch *Éburnéen* oder, nach der Grotte du Pape bei Brassempouy, *Papalien* genannt) und in eine jüngere der Gravierung gliederte, welche das ältere *Gourdanien* bzw. das *Arudyien*, und das jüngere *Lorthétien* (benannt nach den Höhlen von Gourdan, Arudy und Lorthet) umfaßt. Das Aurignacien bezeichnete der gleiche Autor als *Vallinfernalien* (nach der Höhle von Gorge d'Enfer), wobei er seinen Platz ebenso unrichtig fixierte wie jenen des Solutréen, das nach ihm einem „mittleren" Gourdanien entsprechen würde.

Ganz abgesehen davon, daß Kunsterzeugnisse ein zu regionaler und zufälliger Faktor sind, um als Chronologie-Grundlage zu dienen, hatten die Piette unterlaufenen Stratigraphie-Irrtümer und der häufige Wechsel seiner Nomenklatur zur Folge, daß sein System nicht Fuß zu fassen vermochte. Wir lassen es daher nur als Versuch von hist. Interesse untenstehend folgen.

Wie schon H. Breuil in einer kritischen Würdigung der Arbeiten von Piette hervorhob, ist die zeitliche Aufeinanderfolge der vollplastischen Statuette, des Reliefs bzw. der einfachen Gravierung in den allgemeinsten Zügen richtig, darf jedoch nicht absolut genommen werden. Die bloße Umrißzeichnung fehlt keineswegs in der ersten Hälfte des Jungpaläol., und Skulpturen wie Hoch-

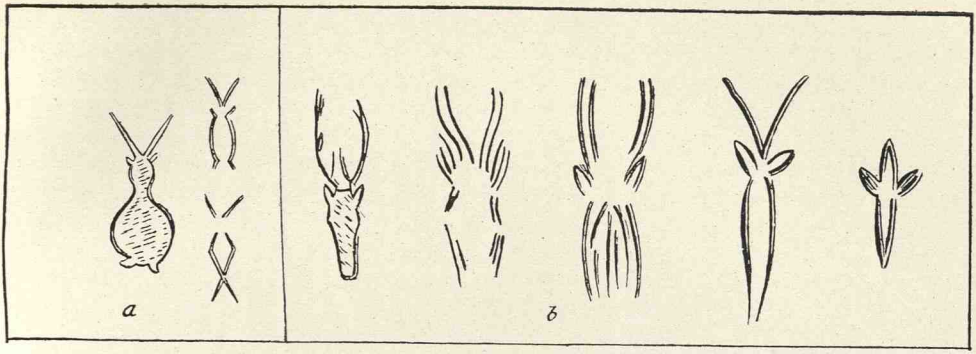
Stufen von E. Piette	Tatsächliche Äquivalente
Lorthétien: Einfache Gravierungen (mit zahlreichen Harpunen)	Oberes Magdalénien
Oberes Gourdanien: Einfache Gravierungen (ohne Harpunen)	Im wesentlichen: Mittleres und älteres Magdalénien
Unteres Gourdanien („Arudyien", „Vallinfernalien". Jüngeres „Eburnéen"): Ausgeschnittene Umrißzeichnungen. Flachreliefs. Skulpturen aus Rentierhorn	Zumeist: älteres Magdalénien (das „Vallinfernalien" entspricht dem Aurignacien)
Papalien (älteres „Eburnéen"): Menschliche Elfenbeinstatuetten (von Brassempouy)	Aurignacien

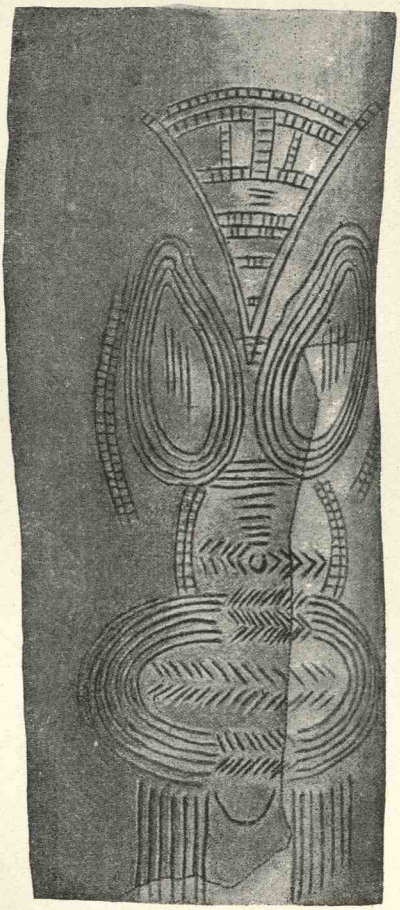
reliefs kommen sehr wohl im Magdalénien vor. Richtig ist, daß für das Aurignacien, in künstlerischer Hinsicht, die frei-realistischen menschlichen Statuetten charakteristisch sind, und daß die Tierskulptur im älteren Magdalénien ihren künstlerischen Höhepunkt erreicht. Im jüngeren Magdalénien beginnt eine unverkennbare Entartung der bei weitem vorwiegenden Gravierung, — auf allen Stufen aber bleiben die Kunstleistungen im wesentl. ausgesprochen naturalistisch.

§ 3. Außerhalb Frankreichs haben sich Werke der Kleinkunst nur ziemlich spärlich eingestellt. Im n. Spanien lieferten die Höhlen von Valle, Altamira und des Castillo (sämtlich in der Provinz Santander) beachtenswerte Gravierungen auf Horn und Bein, jene des Rascaño (ebd.) eine kleine Tierskulptur. In der Provinz Asturias kamen teils naturalistische, teils schematisierende Umrißzeichnungen in Cueto de la Mina, Collubil und der Paloma-Höhle zum Vorschein; aus dem ö. Spanien wurden Einzelstücke aus Serinyá (Gerona) und der Parpalló-Höhle (Valencia) bekannt (s. Pyrenäenhalbinsel A). Die Grimaldi-Höhlen Oberitaliens (speziell die Barma Grande) bargen die unten zu besprechenden Aurignacien-Statuetten; die Grotten von Goyet, Verlaine und Pont-à-Lesse (Trou Magrite) in Belgien (s. d. A) eine vereinzelte Statuette bzw. Umrißfigur und mehrere Gravierungen von untergeordnetem Interesse. Aus England kennen wir nur zwei einfache, gravierte Pferdeköpfe aus einer der Höhlen bei Cresswell (Derbyshire) bzw. aus Sherborne (Dorset). Von hohem Interesse sind die Kunstleistungen der Magdalénien-Troglodyten von Veyrier (Salève), dem Schweizersbild und Keßlerloch (beide unweit Schaffhausen; s. Schweiz A). Die auf Grund der Stammschen Fälschungen (1875) entstandenen Diskussionen über die Echtheit der Stücke des letzteren FO gehören der Geschichte an. Noch größtenteils unveröffentlicht sind, aus dem s. Deutschland (s. Mittel- und Süddeutschland A), die wertvollen Höhlenfunde von Neu-Essing (Niederbayern). In der oberen Klause entdeckten wir eine solutréenzeitliche Mammutgravierung auf Elfenbein und magdalénienzeitliche schlichtbemalte Steinplatten; in der mittleren Klause enthielt die Magdalénienschicht u. a. einen 42 cm l. Kommandostab (s. d.), mit einer sich leicht abhebenden, halb menschlichen, halb tierischen Fratze, ferner eine feine Pferdegravierung auf lithographischem Kalkstein (vgl. L'Anthrop. 25 [1914] S. 254—259). Unbedeutend ist Schussenried. Aus dem n. Deutschland (s. Norddeutschland A) sind zu erwähnen: Mainz (Bruchstücke von zwei Venus-Statuetten), Andernach (Vogelskulptur), Wildscheuer (bei Steeten a. d. Lahn) und Obercassel (bei Bonn). Wenig zahlreich sind die Kunstvorkommnisse aus Österreich (s. d. A; Gudenus-Höhle, Willendorf) und Polen (s. d. A; Ornamente der Maszycka-Höhle). Mähren (s. Böhmen-Mähren A) besitzt die wichtigen FO von Brünn (Elfenbeinstatuette), Pollau, der Kostelik-Höhle und von Předmost. In letzterer Station erscheinen neben naturalistischen Kunstproben merkwürdige Schematisierungen, verwandt mit jenen Südrußlands (Mezine und Kostienki). Wir werden ihnen im folgenden nähere Aufmerksamkeit schenken.

§ 4. Die ältesten uns erhaltenen Erzeugnisse quartärer K. sind merkwürdigerweise plastische Darstellungen des Menschen und beschränken sich, in gut gelungener, vollrealistischer Form, auf das Aurignacien. Es sind teils kleine Statuetten, teils größere Felsreliefs, an denen alles Individuelle und Porträthafte ausgeschaltet ist, hingegen zumeist die sexuellen Merkmale stark betont bzw. übertrieben sind. Die Wiedergaben sind gewöhnlich nackt, dann und wann mit diskreten Andeutungen von Schmuck, und der großen Mehrheit nach weiblich. Wir haben in ihnen am ehesten Idole (s. d. A, B) oder Fetische zu erblicken, und zwar vorwiegend mit stark erotischem Einschlag, wie denn auch die vereinzelten Vulva-Darstellungen gerade im Aurignacien häufig sind.

Seit längerem bekannt sind die 8 Elfenbeinstatuetten von Brassempouy (Grotte du Pape; Landes), welche sämtlich stark beschädigt sind, ferner die Funde aus den Grimaldi-Höhlen bei Mentone (Italien), 7 an der Zahl, darunter 6 aus Speckstein und eine aus Knochen (Tf. 98a). Das vollendetste Idol frz. Herkunft ist die im J. 1922 von Graf Saint-Périer in der





c

Kunst A. Paläolithikum

a—b. Schematisierte Tierdarstellungen: a. Sitzende Steinböcke. — b. Stilisierte Köpfe vom Hirsch und Steinbock. Nach H. Breuil. — c. Schematisierte weibliche Figur. Elfenbeingravierung. Předmost. $^1/_1$ n. Gr. Nach M. Kříž.

„Grotte des Rideaux", unfern Lespugue (Haute-Garonne), entdeckte weibliche Elfenbeinfigur von 147 mm L., 60 mm größter Br. und 36 mm größter Dicke. Sie stellt ein überreifes Weib mit kleinem Kopf, schmalem Thorax, aber riesig geschwellten Hängebrüsten und enorm breitem Gesäße dar. Die Füße sind verkümmert, fügen sich aber gerade in dieser Form sehr harmonisch in den kühn symmetrischen Gesamtbau der Statuette ein. Das Haupthaar ist durch Gravierung angedeutet, die Vorderarme ruhen auf den Brüsten, an der Rückseite hängt eine Art von Schurz bis in die Wadengegend herab (Tf. 98 b).

Damit verwandte Aurignacien-Idole fanden sich weiterhin noch im Trou Magrite, bei Pont-à-Lesse (Belgien; eine Elfenbeinfigur); Linsenberg bei Mainz (Rheinlande; zwei Bruchstücke aus Stein); in Brünn (Mähren; männliches Elfenbein-Idol); in Předmost (ebd.; 7 rohe sitzende Figuren aus Metatarsal- oder Metacarpalknochen vom Mammut) und in Willendorf a. Donau (Nieder-Österreich). Letzteres Stück wurde im J. 1908 bei der von mir geleiteten Ausgrabung von dem Arbeiter Veran gefunden und ist ein vorzüglich erhaltenes, 11 cm h. Figürchen aus Kalkstein, mit großen Brüsten und vollen Hüften; das Kopfhaar ist in konzentrischen Kreisen geflochten, die Unterarme ziert je ein grobzackiger Gelenkring (Tf. 99 a, b). Als östlichster Ausläufer kommt eine im J. 1922 in Kostienki (Gouv. Voronež, Südrußland) entdeckte Elfenbeinfigur in Betracht. Sie verkörpert ein nacktes, realistisch ausgeführtes Weib von ausgesprochen „frz. Aurignacien-Typus"; der etwa 8 cm h. Statuette fehlt leider der Kopf (L'Anthrop. 34 [1924] S. 346).

Diesen Statuetten stehen die 6 großen Reliefs des Schutzfelsens von Laussel zur Seite, vor allem das nackte, 46 cm h. Weib mit dem Bisonhorne (Tf. 99 c). Weniger gut erhalten sind ein „Bogenschütze", eine Gebärszene (oder Coitus) und zwei weitere weibliche Gestalten (Tf. 99 c), sowie ein Flachrelief (mit Doppelfigur) vom Terme Pialat.

Auf Grund dieser Funde von „afrikanischen" Bevölkerungselementen (Buschmann- oder Negertypen) zu sprechen, scheint uns gewagt, zumal gerade die Stücke von Lespugue und Willendorf keine eigentliche Steatopygie (Fettsteiß mit starker Biegung der Lendenwirbelsäule, großer Beckenneigung und nahezu horizontaler Lagerung des Kreuzbeins) besitzen.

Mit diesen realistischen, einem augenscheinlichen „Schönheitsideal" entsprechenden Kunstleistungen können weder verglichen noch verwechselt werden einige kunstlose Statuetten der Magdalénienzeit, wie die Elfenbein-„Venus" von Laugerie-Basse, die aus einem Pferdezahn geschnitzte Halbfigur von Mas d'Azil sowie einige als rein dekorative Motive auftretende Menschenköpfe (Lorthet, Rochebertier) u. a.

§ 5. Die Tierdarstellungen stehen an Zahl weitaus im Vordergrunde. Es sind teils Skulpturen, die in der Mehrheit als Zierelemente an Waffen oder Geräten (Kommandostäben [Tf. 11], Wurfstangen u. ä.) erscheinen, bzw. ausgeschnittene, viel seltenere Umrißfiguren, teils reine Umrißzeichnungen auf Knochen, Stein, Elfenbein und Horn. Auch die letzteren können wiederum dekorativ an Gebrauchsgegenstände gebunden sein oder freie Kunstobjekte darstellen. Daß der ästhetische Wert dieser Erzeugnisse überaus schwankt, bedarf keiner besonderen Betonung.

Die diluv. Rentierjäger haben uns in „Kunstschrift" die ganze Liste der sie umgebenden und interessierenden Tierwelt hinterlassen und damit zugleich für die Nachwelt ihr eigenes hohes Alter graphisch aufgezeichnet, in Dokumenten, die um so zuverlässiger sind, als sie ohne diese Absicht niedergelegt wurden (s. a. Jagd A).

Sehr häufig sind, unter den Säugetieren, die Wiedergaben von Rentier, Wildpferd, Bison, Hirsch (und Hirschkuh) und Steinbock. In ziemlicher Anzahl existieren Bilder vom Mammut und wollhaarigen Nashorn, dem Bären und Höhlenlöwen, dem Ur, der Gemse und dem Wolf. Nur vereinzelt treten auf die Wildkatze (Saint-Michel d'Arudy), der Luchs (Parpalló-Höhle, Spanien), der Elch (Gourdan, Les Rebières), Fuchs (Mas d'Azil, Placard), Vielfraß (Laugerie-Haute, Lorthet), Hase (Isturitz), Hyäne (Laugerie-Basse, Lorthet), Murmeltier (Gourdan), Moschusochse (Bruniquel, Colombière, Keß-

lerloch), Fischotter (Laugerie-Basse), Seehund (Sordes, Teyjat, Montgaudier), das Reh (Lorthet), der Steppenesel (Schweizersbild), das Wildschwein (Mas d'Azil) und die Saïga-Antilope (Gourdan). Vgl. Band II Tf. 195.

Vogeldarstellungen sind keineswegs selten (Wildschwan, Wildgans, Wildente, Kranich, Adler, Birkhuhn, Eule, Rabe), ebensowenig solche von Fischen (Forelle, Lachs, Hecht, Karpfen). Aal- bzw. Schlangenbilder liegen aus Lourdes, Gourdan, Le Placard, Teyjat, Lorthet, Montgaudier und La Madeleine vor; besondere Erwähnung verdienen die zwei trefflichen Viperdarstellungen aus der Grotte des Rideaux bei Lespugue. Diese Tierliste schließen mehrere Käferplastiken aus Elfenbein (Grotte du Coléoptère, belg. Luxemburg; Cap Blanc, Laugerie-Basse) oder Lignit (Arcy-sur-Cure) sowie die Elfenbeincypräa aus Pair-non-Pair.

Pflanzenartige Gebilde, wie blattbesetzte Zweige (Trilobitengrotte bei Arcy-sur-Cure und Veyrier; Tf. 11 e), zweigähnliche Gravierungen (Isturitz, Mas d'Azil) oder an Ähren erinnernde Skulpturen (Lourdes) sind selten und mehrfach nicht mit Sicherheit interpretierbar.

Unter den plastischen Wiedergaben sei besonders auf das zierliche Elfenbeinpferdchen von Lourdes und den ausdrucksvollen Wildpferdkopf von Mas d'Azil (Tf. 100a) hingewiesen; unter den Gravierungen, auf den vollendeten Bison von Laugerie-Basse (Tf. 100b) und das lebensvolle weidende Rentier aus dem Keßlerloche bei Thaingen (Tf. 101b). Daß die Wirkung von Tiefgravierungen manchmal durch echte Farbeinlagen erhöht wurde, ist durch einen Kommandostab der span. Castillo-Höhle (Band II Tf. 162a) erwiesen; die kräftigen Konturen einer wohlgelungenen Hirschzeichnung erschienen ebenda mit rotem Ocker ausgefüllt.

Tierreliefs sind mehrfach an Steinplatten gebunden (z. B. Isturitz), welche unter Umständen einen ziemlichen Umfang erreichen, so in Champs-Blancs (oder Jean-Blanc), wo ein Bisonbild von 48 cm L. einen 70 cm l. und 34 cm br. Kalkblock ziert. Sie leiten unmerklich zu den Großbildern an Höhlenwänden, wie z. B. Cap-Blanc (s. § 8), über (Band II Tf. 127).

Angesichts dessen kann es nicht überraschen, daß auch Tierstatuetten aus plastischem Höhlenlehm modelliert wurden, von denen in der Tat, dank besonders günstiger Umstände, mehrere auf uns gekommen sind. In der Höhle des Tuc d'Audoubert (s. d.) entdeckte Graf Bégouen neben Bruchstücken zwei gut erhaltene Bisonbilder von 61 bzw. 63 cm L. (Tf. 101a). Sie besitzen ihr Gegenstück in der Höhle von Montespan (s. d.), mit 5 stark beschädigten Tierplastiken, darunter jener eines Bären, dessen Kopf ursprünglich durch einen (wohl mumifizierten) Originalschädel gebildet war, und dessen Körper zahlreiche Verwundungen durch Speerspitzen trägt.

Es hat als Regel zu gelten, daß die quartären Tierbilder isolierte Einzeldarstellungen sind, obschon mehr als einmal ein und die nämliche Stein- oder Knochenplatte wiederholt in Benutzung genommen und mehrfach überzeichnet wurde, so daß bisweilen ein schwer entzifferbarer Strichwirrwarr entstand. Derselbe Vorgang wiederholt sich ja häufig auch in der Wandkunst, welcher es an verfügbarem Raume nicht zu mangeln pflegte. Bei dieser Gelegenheit mußten „Figuren-Kombinationen" entstehen, die jedoch kaum auf inneren Zusammenhang schließen lassen, weshalb wir den sog. „Bisonjäger", die „Rentierfrau" und den „Rentierkampf" von Laugerie-Basse als unbegründete Phantasien ablehnen. Auch die sog. „Wildpferdtrupps" der Haupthöhle von Chaffaud, aus Bruniquel und Lespugue, sowie die „Rentierreihe" der Mairie-Höhle von Teyjat dürften nur Zeichnungsübungen sein, denen die Idee wirklicher Gruppenbilder fernlag. Das gleiche möchten wir für verschiedene Bilderplatten von Limeuil annehmen (Limeuil-Monographie: Tf. 4 Nr. 6; Tf. 8 Nr. 24; Tf. 15 Nr. 58 und 61; Tf. 19 Nr. 84; Tf. 20 Nr. 94 und 95). Immerhin bringt die schwer lesbare und nur teilweise wiedergegebene Platte Nr. 58 (ebendort Tf. 15) eine Anzahl von Cerviden zur Darstellung, welche in ihrer Gesamtheit eine lebensvolle Hirschfamilie ergeben. Daß unverkennbare Gruppenbilder übrigens auch in der franko-kantabrischen Wandkunst ausstehen, sei wenigstens nebenbei erwähnt.

Häufig sind nur Teilstücke eines Tieres wiedergegeben. Wir haben sie wohl in ihrer Mehrheit als bloße Übungsskizzen zu fassen; nichtsdestoweniger sind sie in einer Reihe von Fällen mit großer Sorgfalt hergestellt und es verrät sich die augenscheinliche Absicht des Zeichners, sich auf sie zu beschränken, so z. B. auf den Kopf als das Hauptcharakteristikum, auf das für technische Zwecke so wichtige Geweih oder auf das Hinterteil, welcher ob seiner Fleischfülle für die Küche besonderes Interesse bot.

Mit dem jüngeren Magdalénien (besonders in den Straten mit Harpunen) beginnt ein rascher Verfall der quartären Kleinkunst. Die Zeichnungen werden flüchtiger, handwerksmäßiger und zugleich schematischer. Diese Tendenz zu starken „Stilisierungen" führte, wie H. Breuil serienweise belegen konnte, vielfach zur Schöpfung rein geometrischer Muster, von denen ein gut Teil zweifellos seinen Ursprung im naturalistischen Bilde hat und sich aus Totalsilhouetten von Tieren oder aus vereinzelten Kopf-, Augen- oder Geweihbildern herleitet (Tf. 102 a). Dieser Werdegang ist natürlich keineswegs ausschließlich zu fassen. Manche Muster konnten rein technischen Ursprungs sein, für wieder andere (schon seit dem Aurignacien nachweisbare) bot die Natur allenthalben unmittelbare Vorbilder, wie z. B. für Kreismuster und Spiralen, welche in Lourdes, Arudy, Saint-Marcel und Lespugue formvollendet vorkommen.

Es ist überraschend, daß, inmitten der vielen vorzüglichen Tierdarstellungen des Magdalénien, die menschlichen Umrißzeichnungen dieser Stufe sich auf unscheinbare, nach Kunstauffassung und Ausführung stillose, ja minderwertige Skizzen reduzieren, so in Aurensan, Laugerie-Basse, La Colombière, Les Eyzies, Lorthet, La Madeleine, Raymonden, Teyjat, der bayr. Klausenhöhle usw. In vielen Fällen schuf der Zeichner, jedenfalls absichtlich, überhaupt nur „menschenähnliche" („*anthropomorphe*") Gestalten, von halb menschlichem, halb tierischem Aussehen, wie den sog. Halbaffen von Mas d'Azil, die bizarren Figuren von Gourdan, Lourdes, Cro-Magnon, Limeuil, Le Placard, Rivière-de-Tulle, Rocamadour u. a. Anderwärts erscheinen vollends reine Phantasiegebilde; die Gestalten des Kommandostabes vom Abri Mège bei Teyjat besitzen Gemsköpfe (Rev. d'Anthropol. 19 [1909] S. 62), die Figur der Espélugues-Höhle bei Lourdes einen Pferdekopf.

Über den Zweck dieser auf West- und Mitteleuropa umschriebenen Kleinkunst lassen sich nur Vermutungen äußern. Zu ihr mag dann und wann reine Kunstfreude Anlaß gegeben haben; in anderen Fällen sind die vielfach überkritzelten Steinplatten usw. wohl schlechthin „Tafeln", auf denen sich die Zeichner übten. Dies kann mit Sicherheit für die Hirschschulterblätter der Castillo-Höhle (s. d.) bejaht werden, welche die unmittelbaren „Skizzenentwürfe" für gewisse Wandbilder im Inneren der Höhle tragen. Oftmals waren die Darstellungen wohl Jagderinnerungen und noch öfters Amulette, die mit primitiver „Jagd-Magie" in Verbindung standen und dem Träger Schutz und Erfolg, bzw. Gewalt über die im Bilde gebannten Tiere verliehen. Dafür spricht, daß manchmal auf den Bildern Waffen (Harpunen) eingezeichnet sind, so in Sordes, Isturitz, Valle. Die „anthropomorphen" Darstellungen dürften vermummte Jäger, Individuen mit Zeremonialmasken u. ä. wiedergeben und sind manchmal vielleicht überhaupt die Bilder rein imaginärer, guter oder böser „Geister".

§ 6. Dieser jungpaläol. „Westkunst" entspricht in dem unter dem Einflusse des Capsien (s. d.) stehenden ö. Europa eine durchaus andersgeartete „Ost-Kunst", für welche wir allerdings erst wenige Belege besitzen. Hierher gehören in erster Linie die mehr oder minder aurignacienzeitlichen Elfenbeinstatuetten von Mezine (oder Melene; Gouv. Černigov, Südrußland [Abb. s. d. A]), welche Volkov als phallische Gebilde interpretierte. Tatsächlich liegen „degenerierte" Statuetten vor, zumeist weiblich und mit schematischer Einzeichnung der Nase, Arme, von Tätowierungen und des Genitaldreiecks. Nur ein Exemplar ist männlich, mit entsprechenden, stark übertriebenen Attributen. Diese Ostkunst hat ihre Ausläufer bis nach Mitteleuropa entsandt. Im Jungaurignacien von Předmost (Mähren) fand sich eine überaus schematische Gravierung auf Elfenbein, die ich bereits im J.

1912 als „geometrisierte" weibliche Figur erklärte. Die Hängebrüste mit den Armen, Nabel- und Beckenregion samt den gekürzten Füßen lassen hieran keinen Zweifel bestehen (Tf. 102 b).

II. Paläol. Wandkunst: Franko-kantabrischer Kreis.

§ 7. Als unmittelbare Geschwistergruppe der Kleinkunst gibt sich die Wandkunst (frz.: *art pariétal;* engl.: *cave art;* span.: *arte rupestre*) zu erkennen.

Die Werke dieser Gruppe beschränken sich so ziemlich auf Frankreich und Spanien; außerhalb dieser Länder wurden einschlägige FO noch aus England (Bacon's-Höhle; s. d.) und Süditalien (Romanelli-Grotte; s. d.) bekannt. Die engl. Grotte enthält nur unbedeutende Farbreste, die italien. zahlreiche Gravierungen der Aurignacienzeit.

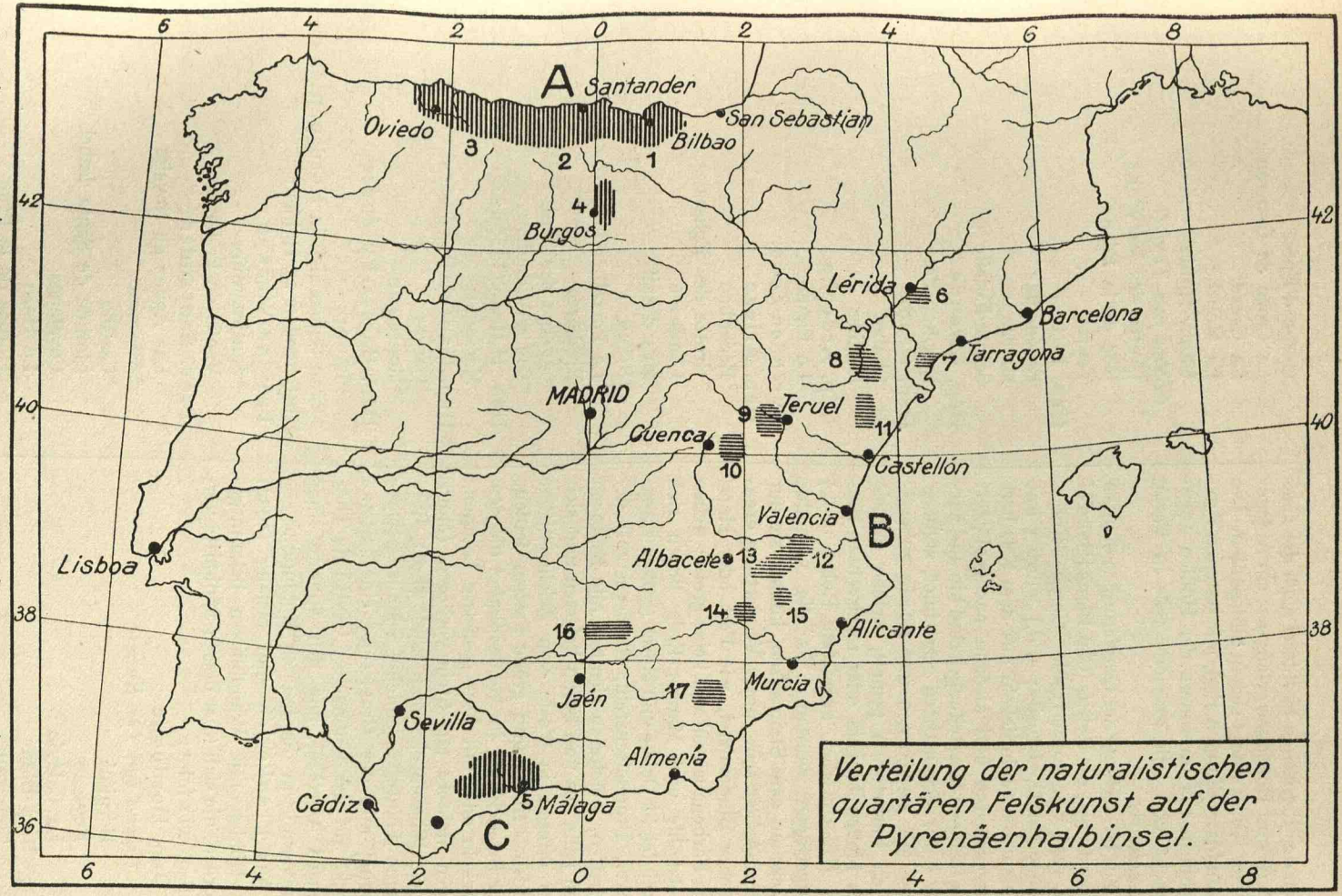
Das frz. bzw. span. Fundmaterial gliedert sich seinerseits wiederum in zwei wesentlich verschiedene Kreise, den der franko-kantabrischen Zone und jenen des span. Ostens (Tf. 103).

Was den franko-kantabrischen Kreis anlangt, so waren bereits im J. 1875 Marcelino S. de Sautuola in der hintersten Galerie von Altamira „schwarze Zeichnungen" aufgefallen; 4 Jahre später entdeckte dessen Töchterchen Maria ebenda den großen polychrom bemalten „Bildersaal". Im J. 1878 wurde Léop. Chiron auf die unscheinbaren Wandbilder der Chabot-Höhle aufmerksam, welche er im J. 1889 der anthropolog. Gesellschaft von Lyon unterbreitete; 1883 stieß F. Daleau auf die Gravierungen von Pair-non-Pair. Zwar hatten Sautuola und Vilanova nie an der Echtheit und dem diluv. Alter der Malereien von Altamira gezweifelt, welch letzteres auch für E. Piette (laut eines Briefes vom 18. Februar 1887) feststand; tatsächliche Anerkennung und wissenschaftliche Würdigung fanden aber diese Kunstplätze erst, als E. und G. Berthoumeyrou im J. 1894 die Wandbilder der Höhle La Mouthe entdeckten, welche ein Jahr später von E. Rivière studiert und von E. Piette treffend mit den der Vergessenheit anheimgefallenen Malereien Altamiras verglichen wurden. Nun erkannte auch Daleau die Tragweite seiner Entdeckung (1896). In rascher Folge wurde (1897) Marsoulas erschlossen, das E. Rivière und Cau-Durban sofort als diluv. bestimmten, ferner die einzigartigen Kunststätten von Combarelles und Font-de-Gaume (1901). Seitdem ist die Diskussion über das eiszeitliche Alter dieser Höhlenwandkunst geschlossen, für welche E. Cartailhac den Epilog schrieb (*Mea culpa d'un sceptique* L'Anthrop. 13 [1902] S. 348).

In der Tat kann die quartäre Altersbestimmung all dieser Kunstleistungen nicht ernstlich in Zweifel gezogen werden. Manche der bildergeschmückten Höhlen waren seit dem Eiszeitalter völlig verschüttet oder unzugänglich (so z. B. La Mouthe, Bernifal, Gargas, Marsoulas, Tuc d'Audoubert, Altamira, Santián, La Pasiega); in anderen, an und für sich offenen Grotten lagen wenigstens die Wandbilder unter ungestörten diluv. Schuttstraten verborgen (wie in Pair-non-Pair, La Grèze, Cap-Blanc, Teyjat). Dazu kommt, daß unter den bildlichen Wiedergaben eine Reihe quartärer Tierarten auftreten, die ausschließlich dem Eiszeit-Menschen bekannt sein konnten, und daß unsere Felsdarstellungen sich durchaus und einzig mit der diluv. Kleinkunst decken, und zwar nicht nur hinsichtlich der abgebildeten Tierliste, sondern auch in bezug auf Kunstauffassung, Stil und Wiedergabe: sie stammen unverkennbar von ein und derselben Hand (Band II Tf. 195).

Unter den Gelehrten, welche sich um die Erforschung dieser Wandkunst verdienstvoll betätigten, seien französischerseits E. Rivière, D. Peyrony, E. Cartailhac, L. Capitan und Graf Bégouen genannt, vor allem aber H. Breuil, dem wir eine Anzahl grundlegender Untersuchungen und wertvoller Monographien verdanken. In Spanien wurde das Werk Sautuolas (1831—1888) hauptsächlich von H. Alcalde del Rio, H. Breuil, L. Sierra, Graf de la Vega del Sella, Will. Verner und H. Obermaier fortgesetzt.

§ 8. Die frankokantabrische Zone ist auf das s. Frankreich bzw. n. Spanien (Kantabrien) umschrieben, wobei es unentschieden ist, ob die Träger dieser Kunst von der Nordseite der Pyrenäen nach der kantabrischen Küste wanderten, oder, umgekehrt,



Kunst A. Paläolithikum

Tafel 103

von der Iberischen Halbinsel nach der Gascogne und Dordogne gelangten; ein Ableger dieser Kunst findet sich in Südspanien. Die Wanddarstellungen sind, mit seltenen Ausnahmen, tief im Innern der Höhlen angebracht und teils graviert, teils in Farbe ausgeführt.

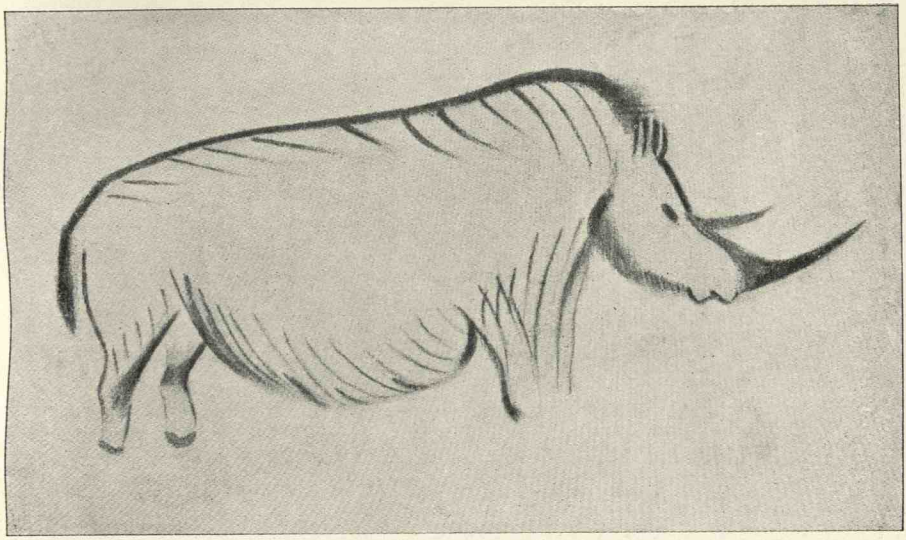
Zur Herstellung der Gravierungen dienten Silexstichel; die Reliefs (Cap-Blanc [Band II Tf. 127], Comarque-Höhle; Gorge d'Enfer, Nancy-Höhle, Isturitz; s. d.) wurden mit massiveren Steinpickeln aus dem Fels herausgearbeitet und alsdann nachgeglättet. Die farbigen Darstellungen sind hin und wieder mit Trockenstiften gezeichnet, zumeist aber mit zerriebenen und flüssig zubereiteten Farbstoffen gemalt, welche mittels des bloßen Fingers oder regelrechter Pinsel (Haarbüschel, angefetzte Rohre u. ä.) aufgetragen wurden. Da die Gemälde direkt auf dem Stein sitzen, können sie nur Secco-Arbeit sein, unter Verwertung organischer Bindemittel, wie Fett oder Harz. Die Farbenauswahl war keine große; neben Holzkohle und Mangan-Erde ließen sich noch leicht Ocker und Rötel (gelber Eisenocker, Brauneisenstein, Roteisenstein) beschaffen, welche so ziemlich alle Nüancen von gelb, rot und braun lieferten und sich des öfteren in Form von Zeichenstiften finden. Blaue und grüne Farben fehlen. Zur Beleuchtung im Höhlendunkel dienten Fackeln oder mit Fett gespeiste Lampen, deren mehrere aus Stein vorliegen (Mouthiers [Charente], Coual-Höhle [Lot], Lespugue [Haute-Garonne], La Mouthe [Dordogne] mit der Gravierung eines Steinbocks auf der Unterseite; Grotte de Thévenard [Corrèze] mit den Spuren einer Gravierung in der inneren Höhlung).

Aus Frankreich sind bislang (1924) 35 Höhlen mit Wandbildern bekanntgeworden, die sich über dessen Südhälfte verteilen, wie folgt:

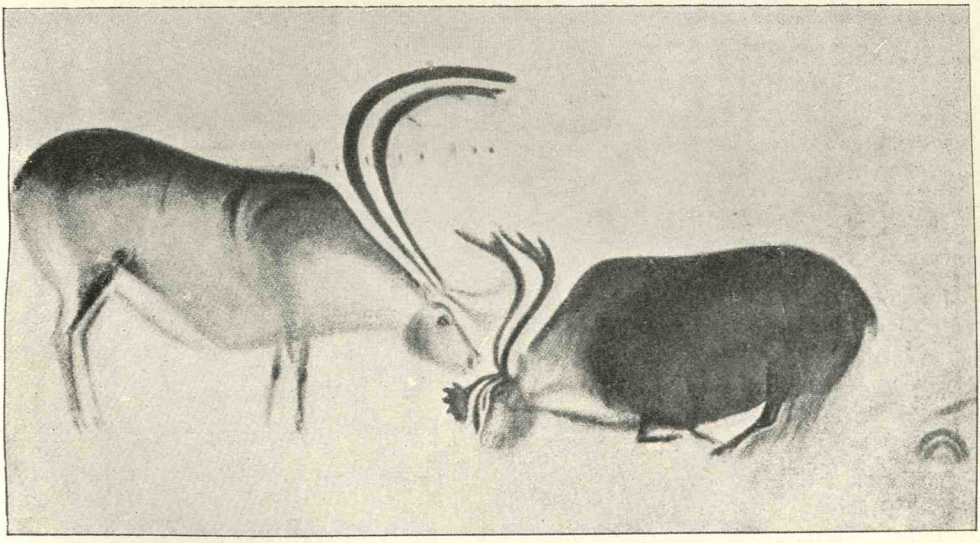
Dép. Dordogne
Gegend von Les Eyzies:
Bernifal
Beyssac
La Calévie
*Cap-Blanc
Comarque
*Les Combarelles
*Font-de-Gaume
Gorge d'Enfer
La Croze de Gontran
La Grèze
La Mouthe
Nancy-Höhle
Gegend von Teyjat:
Grotte des Merveilles
Roc de la Pépue
Teyjat
Dép. Lot
Espédaillac
Marcenac
Sainte-Eulalie
Dép. Gironde
Pair-non-Pair
Dép. Gard
Chabot
Oullins
Dép. Ardèche
Le Figuier
Pyrenäen-Zone:
Dép. Ariège
Bédeilhac
Grotte des Églises
Lombrive
Mas d'Azil
*Niaux
Le Portel
Pradières
*Caverne des Trois-Frères
*Tuc d'Audoubert
Dép. Haute-Garonne
Marsoulas
Dép. Hautes-Pyrénées
Gargas
*Montespan
Dép. Basses-Pyrénées
Isturitz

Daran reihen sich in Nordspanien die nachstehenden 27 Höhlen:

Provinz Vizcaya
*Santimamiñe
Venta de la Perra
Prov. Santander
Las Aguas de Novales
*Altamira
*Castillo
Clotilde de Santa Isabel
Covalanas
La Haza
Hornos de la Peña
Meaza
*La Pasiega



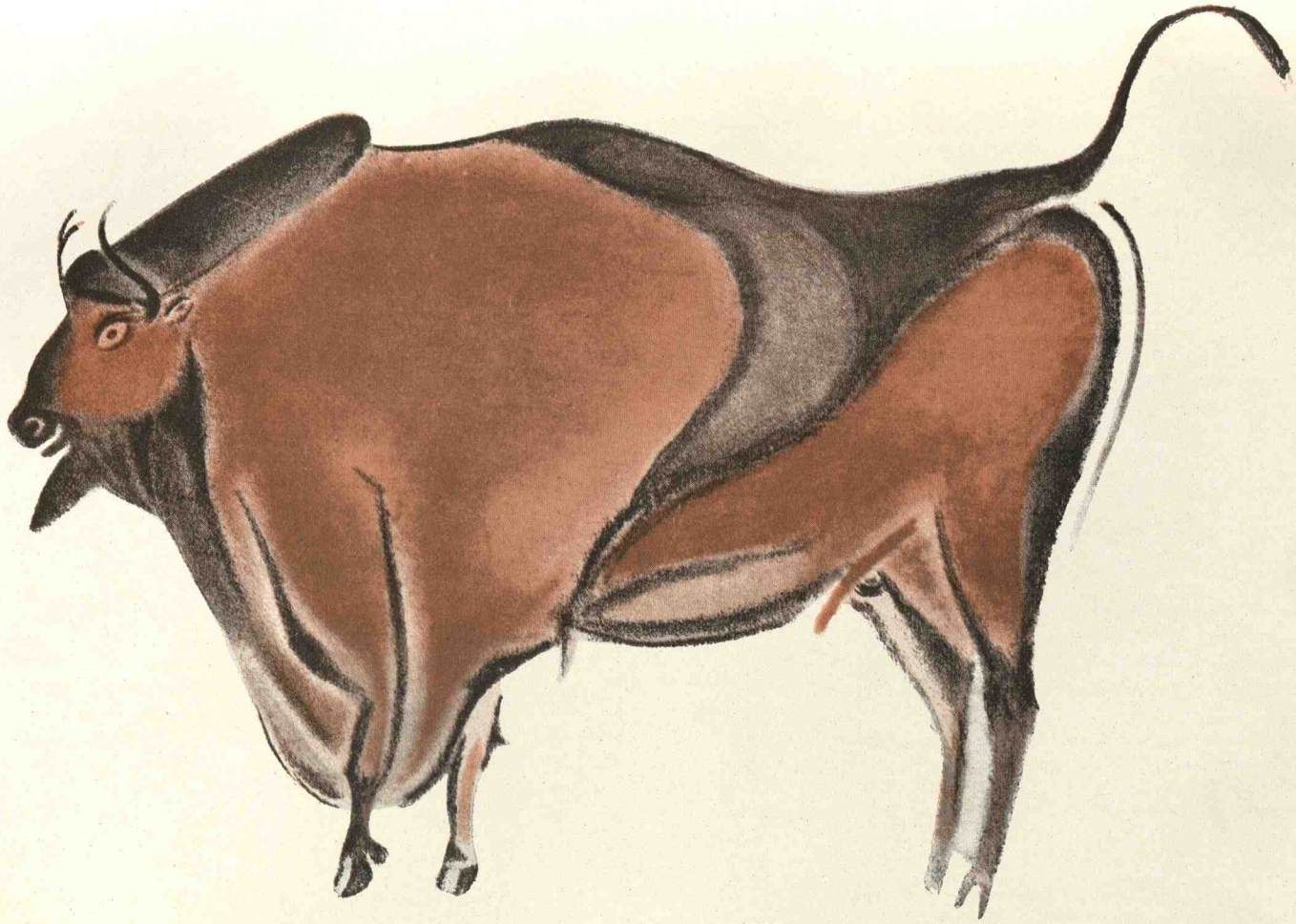
a



b

Kunst A. Paläolithikum

a. Rotgemaltes wollhaariges Nashorn. Höhle Font-de-Gaume. Stark verkleinert. — b. Polychrome, teilweise gravierte Rentiere. Höhle Font-de-Gaume. Stark verkleinert. — Nach H. Breuil.



Kunst A. Paläolithikum

Bison. L. 1,50 m. Altamira. Nach Cartailhac-Breuil.

Kunst A. Paläolithikum

Galoppierender Eber. L. 1,60 m. Altamira. Nach Cartailhac-Breuil.

El Pendo
Salitre
Santián
Sotarriza
Prov. Asturias
*Buxu
Coberizas
La Franca
Las Herrerías
La Loja
Las Mestas
La Peña de Candamo
*Pindal
Quintana
San Antonio de Ribadesella
Prov. Burgos
Atapuerca
Barcina-Höhle

Hierher gehören ferner noch drei Höhlen Südspaniens:

Prov. Málaga
La Cala
Doña Trinidad-Höhle
*La Pileta.

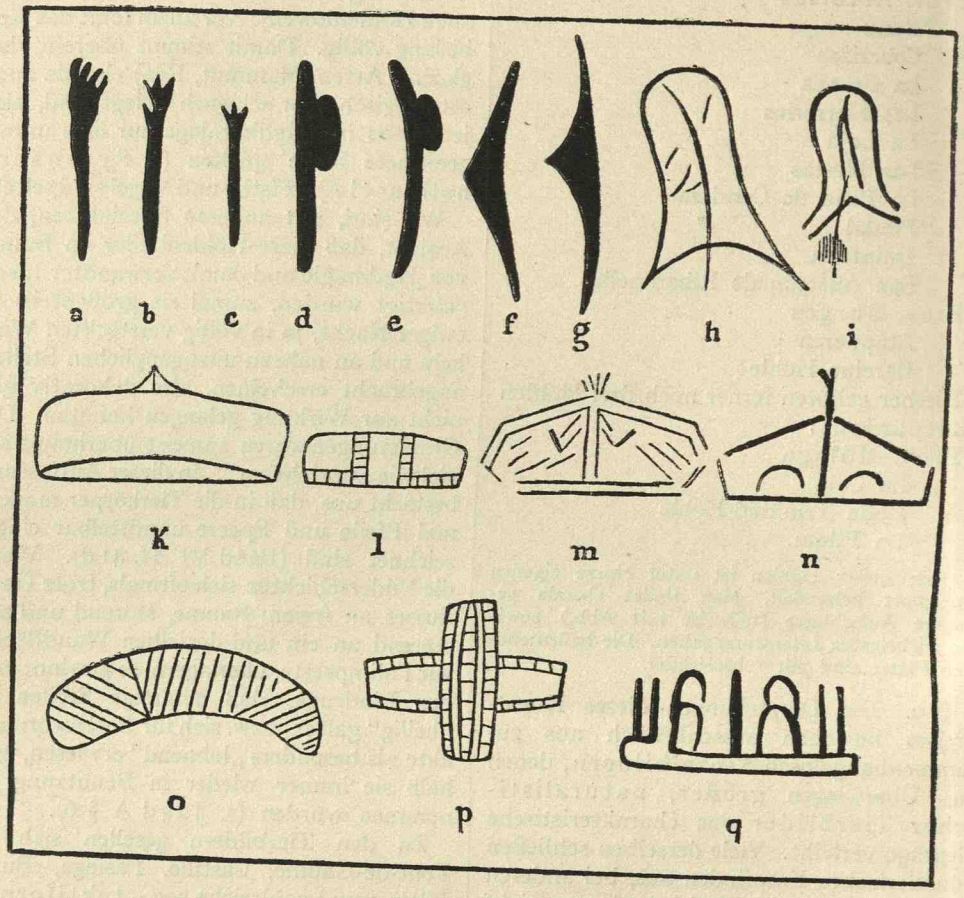
Jede dieser Höhlen ist unter einem eigenen Stichwort behandelt. Man findet ebenda genauere Aufschlüsse (teilweise mit Abb.) sowie die wichtigsten Literaturangaben. Die bedeutendsten Plätze sind mit * bezeichnet.

§ 9. Die Darstellungen dieses Kunstkreises bestehen ausschließlich aus zusammenhangslosen Einzelbildern, denen das Überwiegen großer, naturalistischer Tierbilder das charakteristische Gepräge verleiht. Viele derselben schließen künstlerisches Empfinden aus, bei anderen ist wahre Kunst am Werke, und zwar nicht selten in erstaunlicher Potenz, mögen die Verfertiger sich deren Wertes bewußt gewesen sein oder nicht.

An Säugetieren sind am häufigsten wiedergegeben das Rentier (Tf. 104b), Wildpferd (Band I Tf. 25c; Band II Tf. 116), der Bison (Tf. 105; Band II Tf. 163b) und Edelhirsch (samt Hirschkuh), in ziemlicher Anzahl auch das Mammut (Band II Tf. 164a), der Urstier, Steinbock und die Gemse. Selten sind das wollhaarige Rhinozeros (Tf. 104a), große Feliden (Höhlenlöwe; Band II Tf. 164b), der Bär (Höhlenbär), Eber (Tf. 106) und Wolf; nur einzeln erscheinen unbehaarte Elefanten (Castillo und Pindal; Band II Tf. 168b), der Wildesel (Trois-Frères-Höhle) und der Damhirsch (Buxu; Band II Tf. 115). Auf span. Boden ist, abgesehen von den zitierten Nacktelefanten, die Zahl der rein quartären Spezies sehr reduziert (Bison; Einzeldarstellungen vom Rhinozeros, vielleicht auch Höhlenlöwen); vor allem fehlt das Ren bislang völlig. Damit stimmt überein, daß glaziale Arten (Mammut, Ren) ebenda auch osteologisch sehr schwach belegt sind, also jedenfalls im Jagdkataloge nur eine untergeordnete Rolle spielten (s. Pyrenäenhalbinsel A). Fische und Vögel sind selten.

Wir sind, mit anderen Spezialisten, der Ansicht, daß diese Höhlenbilder im Banne von Jagdmagie und damit verwandter Ideen gefertigt wurden, zumal sie großenteils in ewiger Nacht, ja in völlig versteckten Winkeln und an nahezu unzugänglichen Stellen angebracht erscheinen, also dekorativ gar nicht zur Wirkung gelangen konnten. Die Gravierungen waren zumeist überhaupt soviel wie „unsichtbar". In dieser Auffassung bestärkt uns, daß in die Tierkörper manchmal Pfeile und Speere unmittelbar eingezeichnet sind (Band VI Tf. 41d). Wenn die Bilderschichten sich oftmals, trotz Überflusses an freiem Raume, störend und zerstörend an ein und derselben Wandfläche, wie Palimpseste, überlagern, so gewinnt man den Eindruck, daß derartige Stellen als „heilig" galten, bzw. sich für Beschwörungsakte als besonders „lohnend" erwiesen, weshalb sie immer wieder in Benutzung genommen wurden (s. Jagd A § 6).

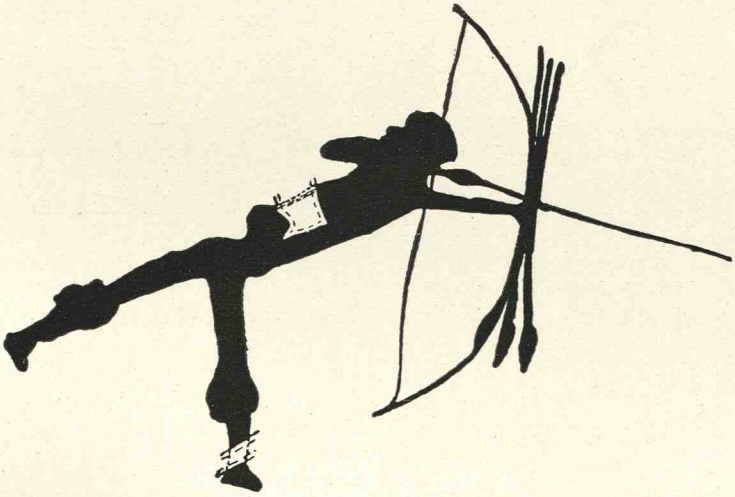
Zu den Tierbildern gesellen sich (in Font-de-Gaume, Castillo, Pasiega, Buxu, Pileta usw.) zahlreiche sog. „tektiforme" (hüttenförmige) und weitere „symbolische" Zeichen, die jeden ästhetischen Wertes entbehren und in der Kleinkunst soviel wie ganz ausstehen. Man hat die ersteren als „Hütten", Tierfallen u. ä. interpretiert, wir selbst möchten in ihnen, nach ethnologischen Parallelen, Geisterfallen erblicken (Tf. 107). Tatsächlich fehlen in unserem Kunstkreise naturalistische Menschendarstellungen soviel wie völlig, dafür existieren aber, wie in der Kleinkunst, halb-menschliche, halb-tierische „anthropomorphe" Darstellungen. Sie erinnern in keiner Weise an die krankhaften Mißbildungen der Fabelmonstren jüngerer Kulturvölker, sondern reihen sich zwanglos



Kunst A. Paläolithikum

a—q. Sogenannte „tektiforme" und verwandte Zeichen: a—g. Keulen, Äxte, Bumerange (?). — h—i. „Skutiforme" Zeichen. — k—n. „Tektiforme" Zeichen. — o—q. Ähnliche Embleme. [a—c Santián-Höhle. — d—e: Niaux-Höhle. — f, g, k, o, q: Pasiega-Höhle. — h, i, l, p: Castillo-Höhle. — m, n: Font-de-Gaume-Höhle.] Verkleinert.
Nach H. Breuil und H. Obermaier.

a



b

Kunst A. Paläolithikum

a. Teils gemalte, teils gravierte „anthropomorphe" Darstellung aus der „Caverne des Trois-Frères". $^{1}/_{10}$ n. Gr. Nach Graf Bégouen und H. Breuil. — b. Bogenschütze vom „Alpera-Typus". Dunkelrote Felsmalerei aus der „Cueva Saltadora" (Valltorta-Schlucht). $^{3}/_{4}$ n. Gr. Nach H. Obermaier und P. Wernert.

in die Gruppe der Phantasiegebilde heutiger Naturvölker ein und weisen eindeutig auf urzeitlichen Dämonenkult (Les Combarelles, Marsoulas, Le Portel, Caverne des Trois-Frères, Altamira, Hornos de la Peña, Peña de Candamo; Tf. 108 a, Band VI Tf. 94 a, b).

Interessant ist, daß neben diesen anthropomorphen Bildern auch rein zoomorphe Phantasiegestalten existieren. In der „Caverne des Trois-Frères" findet sich die Gravierung eines Bären, dessen Körper mit zahlreichen kleinen runden Flecken bedeckt ist, die jenen des Hyänenfells gleichen. Eine andere Bärenfigur weist den Kopf eines Wolfes und eine dritte den Schweif eines Bisons auf.

Eine Besonderheit dieses Kreises bilden endlich noch die aurignacienzeitlichen, von roter oder schwarzer Farbe umrahmten Händesilhouetten (s. d.) von Font-de-Gaume, Bédeilhac, Beyssac, Espédaillac, Altamira, Castillo. In Gargas sind die Finger vielfach verstümmelt, d. h. verkürzt, was wohl auf Opferideen zurückgehen dürfte (Band V Tf. 25).

Nach dem Vorgange von H. Breuil möchten wir die Kunstäußerungen des franko-kantabrischen Kreises in 5 Phasen gliedern, eine Gruppierung, welche sich hauptsächlich auf das vergleichende Studium von unmittelbar übereinandergelagerten Bilderschichten unter sich, sowie mit stratigraphisch genau datierten Werken der Kleinkunst gründet.

1. Phase . . . . . Unteres Aurignacien
   Gravierungen: Mit dem bloßen Finger auf weiche Lehmwände gezeichnete, schlichte Spiralen und Mäander. — Unbeholfene, oft deformierte Tierbilder
   Malereien: Farbenumrahmte Händesilhouetten. Unbeholfene schwarze, gelbe oder rotlinige Tierumrisse
2. Phase . . . . . Oberes Aurignacien
   Gravierungen: Einfache, aber naturgetreue Umrißbilder von Tieren, mit Angabe nur der notwendigsten Innendetails
   Malereien: Ebensolche, hergestellt mittels punktierter oder zusammenhängender Linien in Rot und Schwarz
   [Bilder, welche mit Sicherheit dem Solutréen zugeteilt werden könnten, sind unbekannt]
3. Phase . . . . . Älteres Magdalénien
   Gravierungen: Nach Proportion und Einzelheiten gewöhnlich meisterhaft ausgeführte Darstellungen von kräftigem Stichelstriche. Die Körperoberfläche ist oftmals schräg schraffiert
   Malereien: Schwarze Bilder, mit partieller Farbenfüllung oder abgetönter Schattierung
4. Phase . . . . . Mittleres Magdalénien
   Gravierungen: Sehr feine, dünnlineare Zeichnungen, oft zugleich von sehr kleinen Dimensionen
   Malereien: Bilder mit einheitlicher, voller Farbfüllung. — Anläufe zur polychromen Wiedergabe
5. Phase . . . . . Oberes Magdalénien
   Gravierungen: Selten, und wie in Phase 4.
   Malereien: Polychrome Tierbilder

Mit dieser Phase erlischt unsere Kunst, und zwar nahezu unvermittelt, d. h. mit Hinterlassung nur weniger, degenerierter Abkömmlinge.

III. Paläol. Wandkunst: Ost-span. Kreis.

§ 10. Das Verdienst der Entdeckung der diluv. Wandkunst O-Spaniens gebührt Juan Cabré, welcher im Jahre 1903 auf die Felsmalereien von Calapatá (Prov. Teruel) stieß. Im Jahre 1907 wurde R. Huguet auf jene von Cogul (Lérida) aufmerksam; seitdem brachte fast jedes Jahr neue Aufschlüsse, besonders dank der Tätigkeit von P. Bosch, H. Breuil, J. Cabré, A. Durán, E. Hernández-Pacheco, F. de Motos, H. Obermaier, M. Pallarés, P. Serrano und P. Wernert.

Da in dieser Zone wirkliche Höhlen nahezu fehlen, erscheinen die Malereien bei vollem Tageslichte, in offenen Felsnischen, und zwar fast ausschließlich in rötlichen, dann und wann in schwarzen Tönen ausgeführt. Sehr selten wurde auch noch Weiß angewandt. Beachtenswert ist, daß die Farben sich häufig geradezu „fossilisierten" und also überaus widerstandsfähig wurden. Gravierungen sind selten.

Die Levante-Malereien verteilen sich über das ganze ö. und sö. Spanien, angefangen von der Provinz Lérida bis Almería (vgl. Tf. 103) und umfassen derzeit

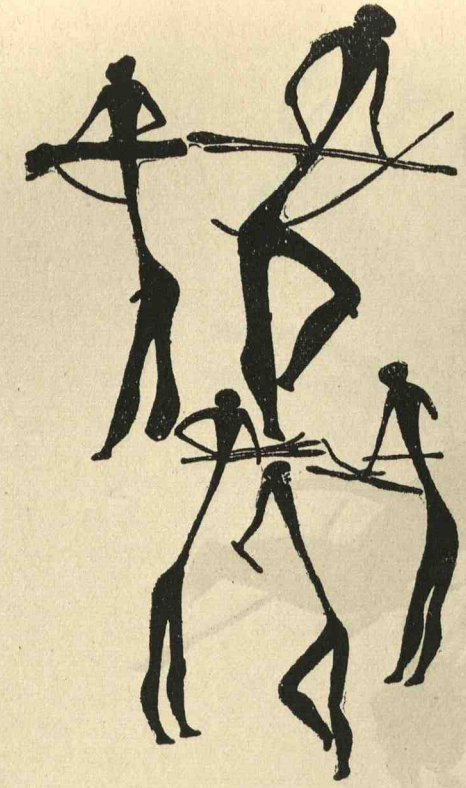
(1924) die nachstehenden 27 Lokalitäten, welche des öfteren mehrere bemalte Felsnischen einschließen:

Prov. Lérida
*Cogul
Prov. Tarragona
Benifallet
Perelló
Tivisa (2 Felsnischen)
Vandellós (2 Felsnischen)
Prov. Teruel
Secans-Nische
*Charco del Agua Amarga (2 Felsnischen)
Calapatá (2 Felsnischen)
Albarracín (3 Felsnischen)
Prov. Castellón
Morella la Vella (3 Felsnischen)
*Valltorta-Schlucht. In ihr befinden sich 15 bemalte Felsnischen, von welchen die „Civil-Höhlen", die „Caballos-Höhle", „Mas d'en Josep-Höhle"und„Saltadora-Höhle" besondere Beachtung verdienen
Prov. Cuenca
Villar del Humo (2 Felsnischen)
Prov. Valencia
Bicorp („Araña-Höhlen"). [2 Nischen]
Tortosillas
Prov. Albacete
*Alpera (4 Felsnischen)
Mugrón-Nische bei Almansa
*Minateda (3 Felsnischen)
Prov. Murcia
*Cantos de la Visera (2 Felsnischen)
Prov. Jaén
Tabla de Pochico
Prado del Azogue (?)
Santo-Höhle
Prov. Almeria
Grajas-Höhle
Lavaderos de Tello
Estrecho de Santonge
Cueva Chiquita de los Treinta
Prov. Cádiz
Palomas
Pretina (?)

Bezüglich näherer Aufschlüsse sehe man das jedem FO gewidmete Stichwort; die wichtigsten Plätze sind mit * versehen.

§ 11. In diesem Kunstkreise sind zwar naturalistische Tierbilder desgleichen häufig, aber zumeist von kleinen Dimensionen. Im Bilderkataloge sind vertreten der Hirsch, Steinbock und Urstier (*Bos primigenius*), Wildpferde und Wildschweine, Caniden (Schakale?) und, vereinzelt, das Nashorn, der Hemion, der Elch, Damhirsch und die Gemse, indes die Wiedergaben des Bison (Cogul), Löwen, Bären, Kaninchen, der Saïga-Antilope und des Rens (s. Minateda) m. E. nicht als einwandfrei erwiesen gelten können. Hierzu kommen noch einige Vogel- und Fischdarstellungen (Minateda, Cantos de la Visera).

Charakteristisch ist das Auftreten naturalistischer menschlicher Darstellungen, die im vorbesprochenen Kreise durchaus verpönt sind. Sie sind, abgesehen von einer ältesten Phase unbeholfener und dementsprechend „stillos" gehaltener Figuren, häufig voll von Leben und zerfallen in eine Reihe von Varianten. Während bei einem Teile der Bilder die Körperproportionen und die für eine gut naturalistische Wiedergabe wichtigeren Einzelheiten noch entsprechende Berücksichtigung finden, erscheint bei einem anderen diese Naturtreue mehr oder weniger geopfert, so daß P. Wernert und ich (1919) die Aufstellung von mindestens vier Haupttypen für angezeigt erachteten. Es sind dies: der „*Alpera-Typus*", von wesentlich exakter Naturtreue und guten Proportionen (Tf. 108 b); der „*cestosomatische Typus*", mit übertrieben verlängertem, an Schattenprojektion erinnernden Körper, diskoidalem Kopfe, breiter, nahezu dreieckiger Brust, sehr langem und schmalen Rumpfe und langen, überaus kräftigen Beinen (Tf. 109 a); der „*pachypode Typus*", mit relativ kurzem Körper, großem, profilierten Kopfe, kurzem und engen Rumpfe und übermäßig dicken Füßen (Tf. 109 b) und endlich der „*nematomorphe Typus*", mit Figuren, welche auf nahezu lineare Dimensionen reduziert und derart „stilisiert" erscheinen, daß sie überhaupt fast nur mehr Bewegung atmende Gestalten widerspiegeln (Tf. 110 a, 112). „Porträttreue" wurde nie angestrebt, und die Wiedergabe des Gesichtes (bis auf seltene Ausnahmen) grundsätzlich vermieden. Dagegen erscheint ein sichtliches Gewicht auf die Darstellung von Kopfputz und Haartracht sowie des Körperschmuckes, sonstiger Abzeichen und der Waffen gelegt.

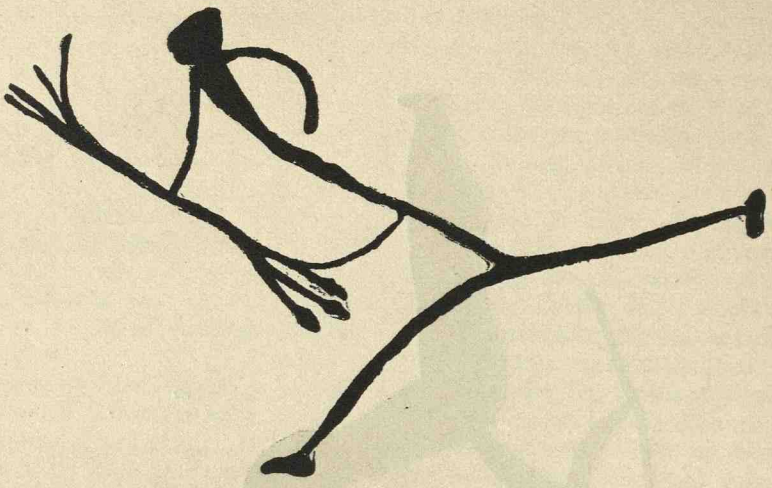


a

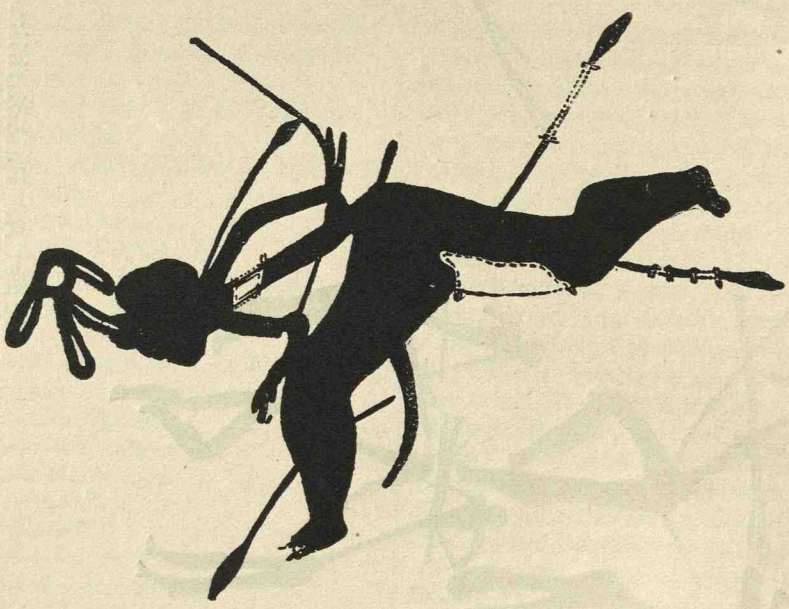
b

Kunst A. Paläolithikum

a. Jäger vom „cestosomatischen Typus". Teilausschnitt aus dem dunkelroten Hauptfriese der „Cueva del Civil" (Valltorta-Schlucht). $^1/_6$ n. Gr. — b. Jäger vom „pachypoden Typus". Dunkelrote Felsmalerei aus der „Cueva de los Caballos" (Valltorta-Schlucht). $^1/_3$ n. Gr. Nach H. Obermaier und P. Wernert.



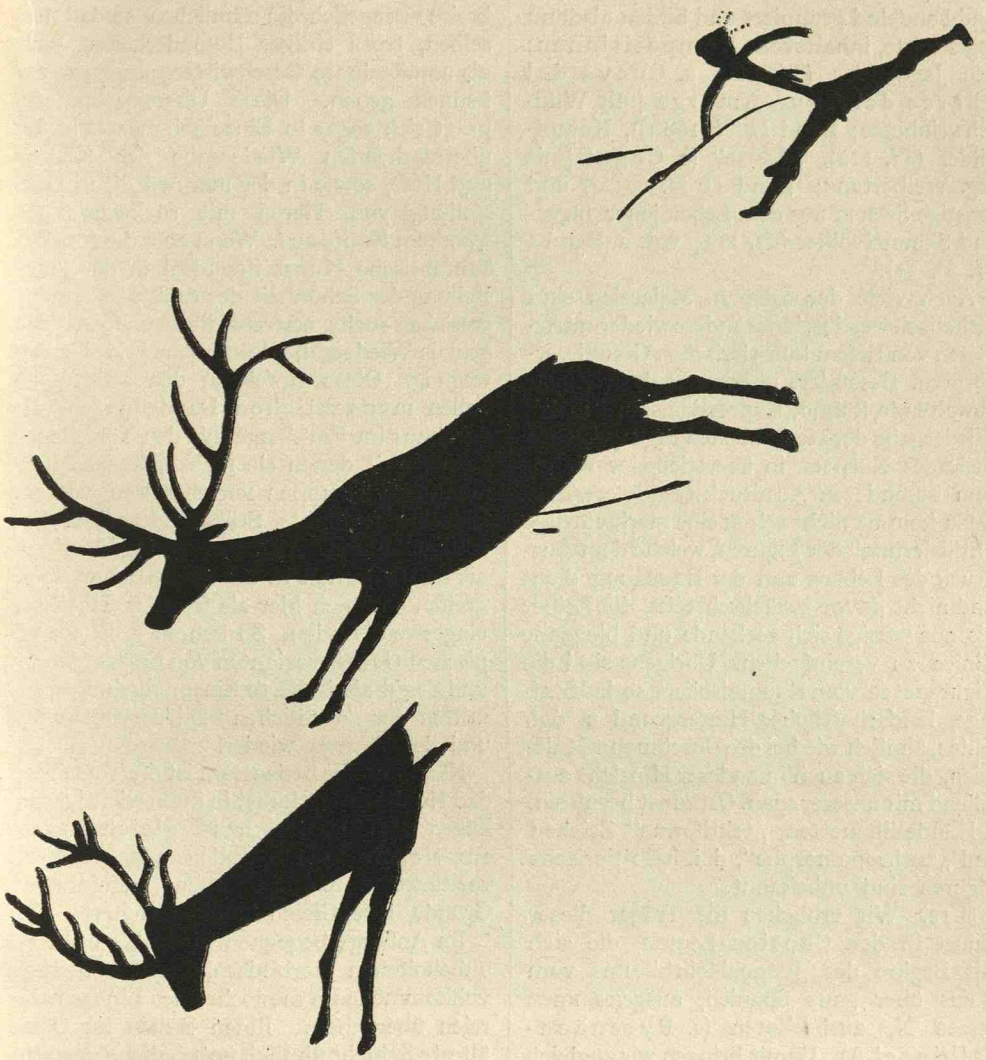
a



b

Kunst A. Paläolithikum

a. Jäger vom „nematomorphen Typus". Hellrote Felsmalerei aus der „Cueva de los Caballos" (Valltorta-Schlucht). $^2/_3$ n. Gr. — b. Zusammenbrechender Verwundeter. Hellrote Felsmalerei aus der „Cueva Saltadora" (Valltorta-Schlucht). $^2/_3$ n. Gr.
Nach H. Obermaier und P. Wernert.



Kunst A. Paläolithikum

Hirschjagd. Hellrote Malerei vom Mas d'en Josep (Valltorta-Schlucht). 1/3 n. Gr.
[Das Hirschbild links ist nicht beschädigt, sondern überhaupt nur zur Hälfte ausgeführt.]
Nach H. Obermaier und P. Wernert.

Diese naturalistischen Menschenbilder sind teils freie Einzeldarstellungen, teils unter sich bzw. mit Tierbildern szenisch und handelnd gruppiert und bilden alsdann regelrechte, inhaltsvolle Kompositionen; wie Jagdbilder (Tf. 111; s. Cueva del Charco del Agua Amarga [mit Wildschweinhetze; Band II Tf. 168a]), Kampfbilder (Tf. 112), „Tänze" (s. Cogul [mit sog. Weibertanz; Band II Tf. 163a]) und sonstige Szenen aus dem Leben jener Jäger- und Sammelvölker (Tf. 113; vgl. a. Band I Tf. 30, 31).

Auch viele der ostspan. Malereien sind ästhetisch wertlos, indes andere wiederum Arbeiten von tiefem künstlerischen Gefühl verkörpern. Besonders überrascht der vielfach obwaltende, kühne „Expressionismus" in der Wiedergabe der menschlichen Figur, welcher Teile des Körpers, in übertriebener Weise, zum besonderen Ausdrucksträger erwählt. Dazu kommt nicht selten eine merkwürdige „Stilisierung" der Figuren, welche dem Ausdruck des Lebens und der Bewegung dient und nicht davor zurückschreckt, die Leiber bis auf wenige sich reckende und biegende Linien zu vereinfachen. Übrigens sind die Figuren stets vom Raume isoliert, so daß Staffage, landschaftlicher Hintergrund u. dgl. fehlen, ähnlich wie bei den Buschmann-Malereien, die sich auch in anderer Hinsicht auffallend mit unserer span. Ostkunst berühren.

Händesilhouetten, „tektiforme" Zeichen und „anthropomorphe", d. i. halb-tierische Figuren sind unbekannt.

§ 12. Wir erblicken die Träger dieser Kunst in den Capsien-Leuten, die sich mit Beginn des Jungpaläolithikums vom S aus über ganz Spanien, ausgenommen dessen N, ausbreiteten (s. Pyrenäenhalbinsel A). Damit bringen wir zugleich zum Ausdruck, daß wir auch die Schöpfungen des Ostkreises für jedenfalls quartär halten: sie sind ein gleichaltriges Äquivalent der Kunst des Nordkreises, welche sicherlich auch den an Felsnischen reichen O überzogen hätte, falls sie ihn nicht von anderen Stämmen mit eigener Kunstmentalität besetzt vorgefunden hätte. Diese bereits seit 1912 von H. Breuil, von mir u. a. verfochtene Altersdatierung fand in den letzten Jahren noch ungleich tiefere Begründung und überzeugende Bestätigung.

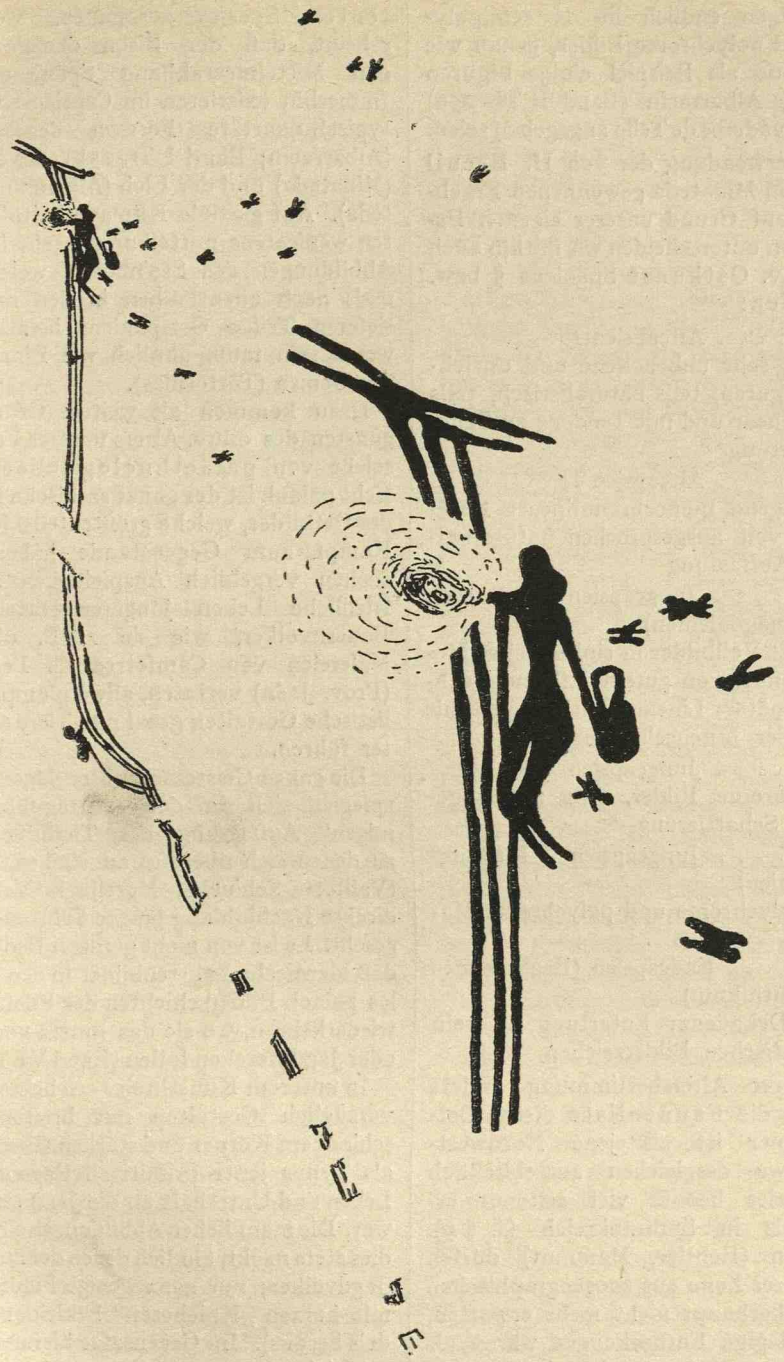
Die ganze künstlerische Auffassung und Wiedergabe der Tierbilder, ihr Stil und ihre Technik, sind im Nord- wie im Ostkreise wesentlich die nämlichen, so daß dieselben, trotz einiger Besonderheiten, sich als unmittelbare Geschwistergruppen zu erkennen geben. Diese Übereinstimmung prägt sich sogar in Einzelheiten, wie in der überraschenden Wiedergabe der Klauen und Hufe, sowie in der merkwürdigen Darstellung von Tieren mit rückwärts gewandtem Kopfe aus. Wenn aber die franko-kantabrische Kunst ihr Ideal in der Darstellung der Schönheit der ruhigen Form zu erreichen sucht, erstrebt die Levante-K. die geniale Wiedergabe des Lebens und der Bewegung. Diese gipfelt in den ausdrucksvollen menschlichen Darstellungen, die durchaus im Einklange mit den Tierbildern stehen, mit denen sie nicht selten zu harmonischen Gruppen verschmolzen werden. Einzelne regionale Stilbesonderheiten bestätigen unsere Altersauffassung insofern, als sie wiederholt in die Nachbarzone übergreifen und sich hier als fremder Einschlag eingestreut finden. So kehren z. B. die typischen Geweihvarianten von Cretas, Alpera und Cogul als isolierte Einsprenkelungen inmitten der „nördlichen" Bilder von Portel und der Pasiega wieder.

Nicht minder bedeutsam ist die Tatsache, daß Nord- wie Ostkunst in ihren wichtigsten Zügen sich überraschend gleichsinnig entwickeln, ein Parallelismus, welcher, verstärkt durch die oben angeführten Gründe, ihre Gleichaltrigkeit sichert.

Im Anfange begegnen wir in Kantabrien unbeholfenen Tierbildern, die allmählich zu vollkommeneren monochromen Linearmalereien übergehen. Ihnen stehen im O als älteste Schicht ähnlich unbeholfene menschliche Darstellungen gegenüber, auf welche alsdann desgleichen bessere einfarbige und abermals rein lineare Zeichnungen folgen. Im älteren Magdalénien erscheinen im N schattierte Bilder und solche von einheitlich monochromer Vollfärbung, nicht selten aber auch, statt dessen, mit innerer Streifenfüllung. In Ostspanien treffen wir in der Folgezeit ebenfalls einheitlich vollfarbige Malereien und an ihrer Seite solche mit innerer Füllung in Form breiter Farbstriche (Hirsche von Alpera, Minateda).

Kunst A. Paläolithikum

Kampfszene. Dunkelrotes Wandbild aus der Felsnische „Galeria del Roble" bei Morella la Vella, Prov. Castellón. 1/3 n. Gr. Nach F. Benítez.



Kunst A. Paläolithikum

Honigsucher. Dunkelrote Felsmalerei aus der Araña-Höhle bei Bicorp. $^1/_4$ und fast $^1/_1$ n. Gr. Nach Francisco Hernández-Pacheco.

Darauf folgen endlich im N semipolychrome und polychrome Bilder, genau wie im O, wofür als Beispiel einige Figuren von Cogul, Albarracín (Band I Tf. 25a) und von Lavaderos de Tello angegeben seien.

Unter Verwendung der von H. Breuil vorzüglich in Minateda gewonnenen Ergebnisse und auf Grund unserer eigenen Beobachtungen unterscheiden wir mithin auch in der diluv. Ostkunst Spaniens 5 bzw. 6 Zeitstufen:

1. Phase . . . . . Altcapsien I
   Kleine, sehr unbeholfene und unrichtige Figuren, teils naturalistisch, teils stark linear und mit Tendenz zu Schematisierung
2. Phase . . . . . Altcapsien II
   Vorwiegend monochrom-lineare Malereien, von ausgesprochen naturalistischer Auffassung
3. Phase . . . . . Jungcapsien I (Solutréen und Altmagdalénien)
   Zumeist Vollbilder in einheitlicher Monochromie, von gutem Stil und Technik. Später: Lineare Zeichnungen mit teilweiser Innenschraffierung
4. Phase . . . . . Jungcapsien II
   Monochrome Bilder, teils mit abgetönter Schattierung
5. Phase . . . . . Jungcapsien III (Jungmagdalénien)
   Semipolychrome und polychrome Malereien
6. Phase . . . . . Endcapsien (Beginnendes Epipaläolithikum)
   Volle Dekadenz; Entartung zu rein schematischen Bilderzeichen

An unserer Altersbestimmung ändert nichts, daß die Faunenliste dieses Ostkreises ärmer ist als jene Nordwestspaniens, wo desgleichen ausschließlich diluv. Spezies bereits viel seltener erscheinen als in Südfrankreich (s. § 9). Nord. Arten (Rentier, Mammut) dürfen wir in unserer Zone aus zoogeographischen Gründen überhaupt nicht mehr erwarten, und einschlägige Entdeckungen wären als „Jagderinnerungen" an den höheren N (Katalunien) zu interpretieren. So setzt sich denn der Tierkatalog notwendigerweise fast nur aus für die Nutzjagd in Betracht kommenden klima-indifferenten Spezies zusammen, wobei es scheint, daß der Bison damals bereits den Mittelmeerabhang Spaniens mied. Immerhin existieren im Capsien-Kreise als typisch-quartäre Formen der Hemion (Albarracín; Band I Tf. 25b), das Nashorn (Minateda) und der Elch (Alpera und Minateda). Auf glaziale Klimaverhältnisse deuten wenigstens mittelbar die sehr häufigen Abbildungen des Steinbocks, welcher damals noch allenthalben in den milderen, tieferen Teilen Ostspaniens heimisch gewesen sein muß, ähnlich wie Einzelbilder der Gemse (Tortosillas).

Dazu kommen als weitere Gründe zugunsten des diluv. Alters unserer Felskunst solche von paläethnologischer Natur. Echt paläol. ist der ganze szenische Rahmen der Ostbilder, welche größtenteils Jagd und Kampf zum Gegenstande haben. Wir suchen vergeblich Anspielungen auf das friedliche Leben jüngerer Hirten- oder Bauernvölker, wie sie z. B. die neol. Malereien von Camforros de Peñaranda (Prov. Jaén) verraten, allwo plump-naturalistische Gestalten gezähmte Tiere am Halfter führen.

Die ganze Geistesart echter Jägerstämme spiegelt sich in der „schräg-fährtenförmigen" Auffassung der Tierhufe wider, zu denen sich überdies an einigen Plätzen (Valltorta-Schlucht; Morella la Vella) die direkte Nachbildung langer Fährtenstreifen gesellt. Es ist von nicht geringer Bedeutung, daß identische Fährtenbilder in den zweifellos paläol. Bilderschichten der Pileta-Höhle wiederkehren, wo sie das Innere von Fallen oder Jagdpferchen füllen (Band VI Tf. 41c).

In unserem Kunstkreise erscheinen ferner vorzüglich Gestalten mit breiter Brust, schlankem Körper und starken Gliedmaßen, als Typus jener primitiven Rassen, deren Leben und Unterhalt an die Jagd gebunden war. Die männlichen Abbildungen sind überdies stets nackt, ähnlich denen der modernen Jagdvölker; nur ganz wenige Figuren sind mit kurzen „Kniehosen" bekleidet (Cueva dels Secans). Im Gegensatze hierzu sind die ungleich selteneren Frauengestalten zumeist mit einem bis an die Knie reichenden Rocke wiedergegeben (s. Alpera, Cogul, Minateda) und nur ausnahmsweise unverhüllt (Minateda).

Daß Pfeil und Bogen bereits im Paläol. existierten, unterliegt keiner Diskussion mehr. Dies ist durch das überreiche Vorkommen von Pfeilspitzen aus Silex, Horn und Knochen an einschlägigen Wohnhöhlen erwiesen, ferner durch die vielfachen Pfeilbilder auf Tierkörpern der franko-kantabrischen Kunstzone. Es kann nun kein bloßer Zufall sein, daß die Pfeilbilder der diluv. Höhle von Niaux (Südfrankreich) sich vollauf mit denen der Cueva del Charco del Agua Amarga decken, und daß die Pfeile von Alpera, mit deutlicher, seitlicher Abplattung, in Knochenoriginalen in den Höhlen Castillo, Balmori, Cueto de la Mina u. a. auftreten, und zwar ausschließlich in Schichten des Solutréen und älteren Magdalénien. Vgl. Band I Tf. 30 a, b, II Tf. 168 a, VI Tf. 41 d.

Paläol. ist ebenfalls der Schmuck unserer Gestalten, bestehend aus mannigfachem Kopfputz, Kolliers, Brust- bzw. Armzierat, Schulter- und Hüftbändern sowie Kniezier. Würden wir uns die Jäger von Valltorta, Alpera usw. in ihrer letzten Ruhestätte vorstellen, so erhielten wir genau das Bild, das z. B. die Gräber von Laugerie-Basse und Mentone darboten, d. h. Skelette mit Muschelschmuck, Knochenscheibchen u. ä. am Kopfe, an den Hüften, Ellenbogen oder Beinen, als den Überresten der Zier und des Putzes, die wir an den Felsbildern der span. Mittelmeerküste wahrnehmen.

Wir werden überdies im folgenden Abschnitte (IV) den Nachweis erbringen, daß der Prozeß der völligen „Schematisierung" der Menschenfiguren im Azilien bereits erfolgt und abgeschlossen war. Damit ist auch der chronologische Platz unserer naturalistischen Ostbilder, als der Prototypen jener geometrischen Petroglyphen, naturnotwendig vor das Azilien gerückt, d. h. auf das jüngere Paläol. (Capsien) festgelegt.

Über den psychologischen Hintergrund dieser Levante-Malereien haben wir uns hier kurz zu fassen. Sie sind, ähnlich den Nordbildern, sicherlich desgleichen keine bloß kindlichen Spielereien, sondern spiegeln ein Stück Seelenleben wider, insofern sie wohl Ideen verewigen, welche abermals mit Magie (s.d.) im weitesten Sinne des Wortes (Motiven der Beschwörung und des Bannens, der Selbstbeschützung u. ä.) in Zusammenhang standen. In dieser Hinsicht kommen, für die vereinzelten Menschenbilder, zunächst Ideen positiven Schutzzaubers in Betracht, womit die große Peinlichkeit erklärt wird, mit welcher in den einzelnen Fällen der Körperzierat wiedergegeben ist. Der ganze Schmuck des Primitiven ist ja kein eitler Tand, sondern hat in all seinen Einzelheiten tiefe, zauberkräftige Bedeutung. Wenn die Jäger, in hitziger Verfolgung des Wildes, vielmehr dahin zu „fliegen" als bloß eilig zu laufen scheinen, so gewinnt man unwillkürlich den Eindruck, daß der Zeichner die physische Maximalleistung des betr. Individuums noch magisch zu erhöhen und zu „fixieren" beabsichtigte, und das um so mehr, als die entsprechenden Tierbilder ihrerseits nie in ähnlich proportioneller Übertreibung gemalt sind. Gleichartige Erwägungen drängen sich bezüglich der unnatürlich dickbeinigen Figuren auf, welche sehr wohl auf eine bildlich-magische „Verstärkung" dieser Gliedmaßen zurückgehen können. Es liegt auf der Hand, daß die häufige Wiederholung solcher Bilder in bestimmten Gegenden zugleich feste, „hieratische" Konventionalismen herausbilden mußte.

Als negativer Schutzzauber ist, im Gegensatze hierzu, die Tatsache zu erklären, daß die Zeichner grundsätzlich nur „unpersönliche" Allgemeintypen darstellten, vielleicht um zu vermeiden, daß bestimmte, echte „Porträts" nachträglich zu individuellem Feindeszauber mißbraucht würden.

Daß letzterer tatsächlich geübt wurde, scheint uns unleugbar, und zwar in der Form, daß ein Gegner zunächst *in effigie* gebannt und „getötet" wurde, bevor der tatsächliche Angriff oder Überfall erfolgte. Dafür kommt vor allem eines der überraschendsten Bilder der Saltadora in der Valltorta-Schlucht in Betracht. Es stellt einen zu Tode getroffenen Verwundeten dar, der, von Pfeilen durchbohrt, sterbend zusammenbricht. Dabei fällt ihm seine „Krone", wohl das Symbol besonderer Macht, vom Haupte (Tf. 110 b).

Aus dem nämlichen Grunde erblicken wir auch in den Kampfbildern nicht hist. Ereignisse, sondern Schöpfungen von antizipierender Magie, manchmal wohl Ana-

logie-Zauber, welcher die gewünschten Wirkungen zu begünstigen und zu erhöhen, vielleicht auch zu verlängern hatte.

Ähnlich liegen die Verhältnisse für die Tierbilder. Auf Jagdmagie deuten die eingezeichneten Pfeile; für die Tiere in ruhiger Stellung kann magische Suggestion sehr wohl in Erwägung kommen, um so die Erhaltung und Vermehrung von Spezies zu sichern, von denen der Unterhalt, ja die Existenz jener Jäger abhing. Daß sich deren Interesse für die eine oder andere Tierart je nach den Umständen ändern konnte, ist begreiflich. Es ist nun sehr bezeichnend, daß man alsdann des öfteren die Herstellung neuer Bilder einfach damit umging, daß man ältere nach Bedarf und Notwendigkeit abänderte. Wir zitieren als Beispiel hierfür einige Malereien der Cueva de la Vieja (Alpera). Hier existieren mehrere alte Hirschbilder, über welche später, unter Benutzung der früheren Umrisse, Wildrinder gemalt wurden, die man, zum Schlusse, durch Aufsetzen entsprechender Geweihe, neuerdings in Hirsche verwandelte. Damit deckt sich eine Figur von Mas d'en Josep (Valltorta-Schlucht), wo ein Wildrind in ein Wildschwein umgebildet wurde, und noch drastischer ist ein rotes Ziegenbild aus der (wohl etwas jüngeren) tiefsten Malereienschicht von Las Batuecas, dem man nachträglich einen zweiten Kopf von weißer Farbe an den Schweif ansetzte.

Diese Besonderheiten bestärken uns in unserer Hypothese, daß die quartären Malereien Ostspaniens, ebenso wie jene Kantabriens, in religiösen Motiven wurzeln.

S. a. Indien A, Nördliches Afrika, Südliches Afrika.

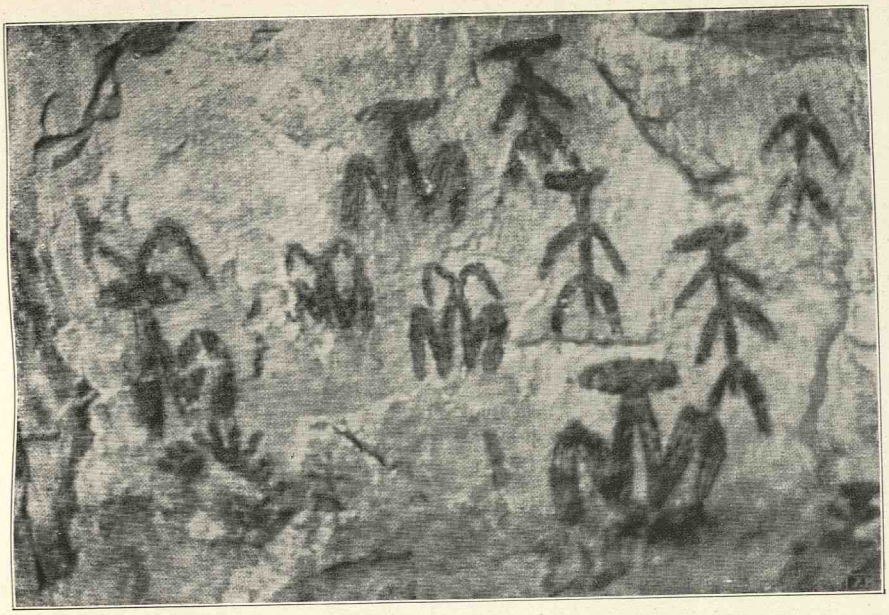
IV. Die nachquartäre, schematisierte Felskunst.

§ 13. Wenn wir an dieser Stelle auch die nachdiluv. Wandkunst zur Sprache bringen, so hat dies seinen Grund darin, daß dieselbe zum Teil noch dem Epipaläol. angehört, vor allem aber, weil sie unmittelbar aus der Capsien-Kunst herauswuchs und dementsprechend nur im Zusammenhange mit ihr verständlich wird. Ebendaher ist sie so ziemlich auf die Iberische Halbinsel beschränkt, wo sie in verschiedenen Teilen, hauptsächlich aber im S vertreten ist. Die langgestreckte Sierra Morena kann dort als ihr Hauptzentrum gelten. Hierher gehören eine ansehnliche Anzahl von meist noch unpublizierten Lokalitäten der Provinzen Ciudad Real (Sierra de Almadén; Gegend von Fuencaliente [s. d.]), Jaén (Gegend von Aldeaquemada; Jimena [s. d.]), Granada und Almería. Aus Südandalusien sind zu verzeichnen die interessanten jüngsten Bilderschichten der Pileta-Höhle (s. d.) und die Felshänge an der Laguna (s. d.) de la Janda; aus Westspanien zahlreiche Felsbilder der Provinz Badajoz, welche zum Teil auf portug. Gebiet übergreifen (Alburquerque [s. d.] und Valdejunco), sowie die bemalten Felsnischen in der Sierra de Gata (Las Batuecas; s. Batuecas [Las]).

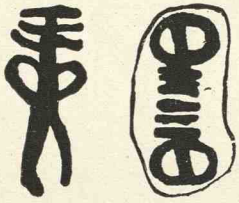
Ausgeschaltet bleiben an dieser Stelle die Darstellungen, welche an künstliche Bauwerke (Dolmen, Menhirs) gebunden sind, ferner jene, welche bereits der vollen Metallzeit (Bronze- oder Eisenalter) angehören, wie z. B. die Felsbilder Galiziens.

Die Darstellungen sind kleine Bilder, von meist roter Farbe und in Felsnischen oder an glatten, unüberdachten Felswänden angebracht. Im Bilderschatze wiegen die Wiedergaben der menschlichen Figur vor, welche jedoch durchweg mehr oder minder schematisiert erscheint, und zwar in den mannigfachsten Graden, angefangen von noch halbnaturalistischen Zeichnungen bis zum starren, rein geometrischen Schema. Ebensowenig fehlen Tierbilder, und zwar Ziegen (Steinböcke) oder Hirsche; seltener sind Rinder, Caniden, Pferde (?), Vögel oder Fische, welche eine ähnliche, mehr oder weniger durchgreifende Stilisierung bzw. völlige Schematisierung erfuhren (Tf. 114a). Daneben treten noch eine Fülle einfacher Zeichnungen (Wellenbänder, Zickzacke, „Sonnen und Sterne", Kreise, Punktzeichen u. dgl.) auf, die wir schlechthin unter dem Namen „geometrische Zeichen" zusammenfassen. Seltener und mehr auf das s. und w. Spanien beschränkt sind endlich Idol- oder Gesichtsbilder u. a.

§ 14. Daß diese Kunstäußerungen „nachpaläol." Alters sind, geht bereits aus der unmittelbaren Bilderstratigraphie mehrerer FO Ostspaniens hervor, wo diluv. naturalistische Menschenbilder an ein und demselben Felsfriese von schematischen Dar-

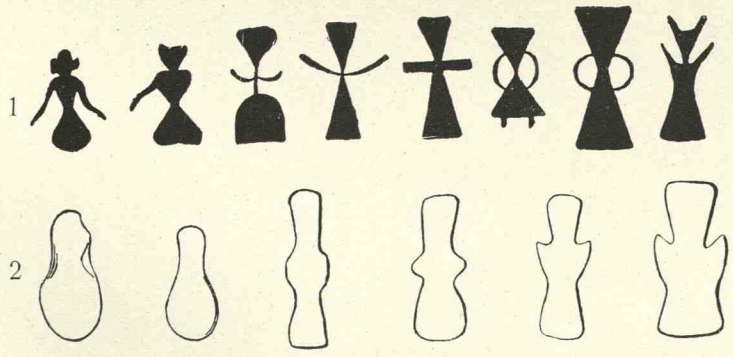


a



1 2

b



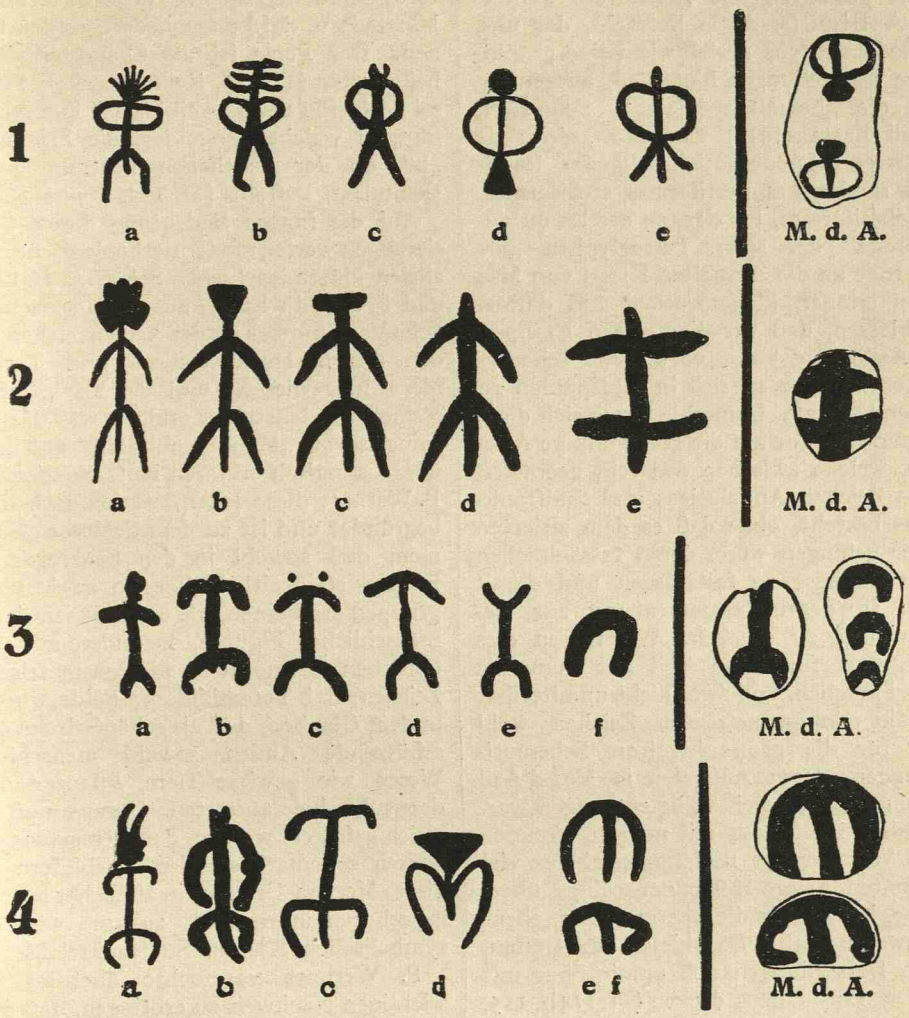
1

2

c

Kunst A. Paläolithikum

a. Rote menschliche Schematisierungen von der „Piedra Escrita" bei Fuencaliente (Ciudad Real). Verkleinert nach Photographie. — b 1. Schematisierte Menschengestalt von Jimena, Jaén; 2. Bemalter Kiesel von Mas d'Azil. Nach P. Wernert. — c 1. Spanische Felsmalereien, weibliche Idole darstellend. Nach H. Breuil. — c 2. Neolithische Steinidole aus Südspanien. Nach L. Siret.



Kunst A. Paläolithikum

Schematische Petroglyphen Südspaniens und ihre Parallelen in den bemalten Kieseln von Mas d'Azil. Nach H. Obermaier. Reihe 1: a—c. Jimena. — d. Covatillas. — e. Jimena. — M. d. A.: Mas d'Azil. — Reihe 2: a. Fuente de los Molinos. — b, c. Fuencaliente. — d. Vélez Blanco. — e. Barranco de la Cueva. — M. d. A.: Mas d'Azil. — Reihe 3: Weibliche Gestalten. a, e. Prado de Reches. — b, f. Barranco de la Cueva. — c, d. Ranchiles. — M. d. A.: Mas d'Azil. — Reihe 4: Männliche Gestalten. a. La Golondrina. — b, f. Azogue. — c. Tabla de Pochico. — d. Cueva de los Letreros. — e. Cimbarillo de Maria Antonia. — M. d. A.: Mas d'Azil.

stellungen überdeckt werden (Cantos de la Visera, Villar del Humo, Morella usw.).

Als nächstfolgende Altersstufe kommt das Azilien (s. d.) in Betracht, das uns, in Bodenstraten, soviel wie keine graphischen Darstellungen hinterließ, ausgenommen die „bemalten Kiesel". Schon H. Breuil hatte (1912) von den „séries de barres et de ponctuations alignées, les figures ramiformes, pectiformes, stelliformes, alphabétiformes, les zigzags, cercles ou demicercles" der span. Petroglyphen „als sehr enge an die bemalten Kiesel von Mas d'Azil erinnernd" gesprochen und daraus geschlossen, daß wir die „ersten Etappen der Azilienkunst mit vorwiegend schematischer Tendenz speziell in Südspanien zu suchen hätten". Immerhin bezog sich diese Behauptung nur auf die große äußere Analogie, welche zwischen den rein geometrischen Zeichen Andalusiens und Südfrankreichs besteht, ohne daß es dem zitierten Autor gelungen wäre, deren tatsächlichen Entwicklungsgang festzulegen und damit ihren inneren Zusammenhang zur Bestimmtheit zu erheben. Wir halten dies wenigstens für einen Teil der bemalten Kiesel möglich, und zwar nicht unmittelbar für die rein geometrischen Zeichen, wohl aber für die menschlichen Schematisierungen, deren Auftreten in Mas d'Azil bislang der Fachwelt völlig entgangen war.

Als ich im J. 1915 mit meinem Freunde Paul Wernert das Bildermaterial der viel genannten Ariège-Höhle neuerdings überprüfte, hatten wir die Überraschung, ebenda zwei bemalte Bachkiesel anzutreffen, deren Darstellungen sich unmittelbar mit solchen Südspaniens decken (Tf. 114b, 115, Reihe 1). Daß die letzteren tatsächlich schematische Menschenfiguren wiedergeben, ist unverkennbar, besonders falls man sie zu ihren noch vollkommeneren Vorbildern und Vorläufern in Gegenüberstellung bringt.

Es ist mir gelungen, 13 derartige „Evolutionsreihen" zusammenzustellen, welche jeweils in ihrer einfachsten Schlußform mit entsprechenden Zeichen von Mas d'Azil zusammenfallen. Ich gebe aus ihnen zwei Gruppen „männlicher" Schematisierungen wieder, mit noch deutlich erkennbaren anthropomorphen Ausgangsformen, die unschwer an noch vollkommenere, rein naturalistische Typen des Quartärs (Valltorta-Schlucht, Alpera, Cantos de la Visera, Minateda u. dgl.) angegliedert werden können. Der Penis ist als Charakteristikum beibehalten (Tf. 115, Reihe 2 und 4). Daran sei noch eine Serie „weiblicher" Figuren gefügt, in welcher besonders die Zeichnung „b", ob der deutlichen Eintragung der Genitalien, auffällt (Tf. 115, Reihe 3).

Auf die innere Bedeutung dieser Stilisierungen werfen modern-ethnologische Parallelen klärendes Licht. Schon A. B. Cook und F. Sarasin haben auf die augenscheinliche Verwandtschaft der Azilienzeichen mit den *Churingas* Australiens und Tasmaniens hingewiesen und sie als „Ahnensteine" (Seelensteine) erklärt, was das Anbringen von „Menschenbildern" auf ihnen überaus logisch erklären läßt. Seitdem hat P. Wernert diese Interpretation noch tiefer begründet und ist zu dem Schlusse gekommen, daß sowohl in den *Churingas* wie in den steinzeitl. Malkieseln zwei Bildergruppen erscheinen, die eine mit stilisierten menschlichen Figuren, die andere mit symbolischen, biomorphen oder geometrischen Zeichen, d. i. Totembildern. Beide wurzeln in dem Glauben, daß als schöpferische oder schützende Ahnen sowohl menschliche Wesen wie gewisse Tiere, Pflanzen oder deren Symbole auftreten. Daraus muß zugleich gefolgert werden, daß wenigstens den älteren schematisierenden Felsbildern der Sierra Morena-Gruppe ein ähnlicher psychologischer Hintergrund zukam wie den symbolischen Kieseln Südfrankreichs.

P. Wernert vermochte überdies den wichtigen Nachweis zu erbringen, daß diese azilienzeitl. Schematisierungen bis nach Nordeuropa vorgedrungen sind. Sie erscheinen ebenda im Kreise der Maglemose-Kultur, welche ebenfalls eine Teilstufe des Epipaläol. (s. d.) bildet.

Unsere Überzeugung geht, nach dem Gesagten, dahin, daß ein guter Teil der südspan. stilisierten Petroglyphen dem Endcapsien, als Äquivalent des Azilien und älteren Tardenoisien (s. d.), angehört, und daß, zur Mas d'Azil-Zeit, die Schematisierung der menschlichen Figur bereits auf ihrer einfachsten geometrischen Reduktion angelangt war

Kunst C. Ägypten

Wandmalerei in einem vorgeschichtlichen Grabe bei Hierakonpolis: Schiffe mit Kajüten. — Oben: links Löwenjagd, rechts liegende Steinböcke. — Unten: links Mann, der drei Feinde erschlägt; Mitte: Mann im Kampf mit zwei Löwen; rechts Kämpfergruppen. Nach Quibell-Green.

und systematisch angewendet wurde. Wir haben demgemäß den Übergangsprozeß der naturalistischen menschlichen Gestalt zu ihrer letzten linearen Vereinfachung in die Zeit zwischen dem jüngeren Capsien (und zwar der annähernd dem Spätmagdalénien entsprechenden Phase) und dem Proto-Azilien zu verlegen. Die naturalistischen Ostbilder leisteten dieser Entwicklung insofern geradezu Vorschub, als bereits zu ihrer quartären Hochblüte vielfach die streng naturgetreue Wiedergabe auf Kosten der szenischen Bewegung oder unter dem Drucke bestimmter Ideen vergewaltigt erscheint. Von diesen „Stilisierungen" bis zum starrlinearen Schema war nur ein Schritt, der sich um so zwangloser ergab, als es die nämlichen Jungcapsien-Leute waren, welche an Ort und Stelle zur Azilio-Tardenoisien-Stufe fortschritten.

Es ist sehr beachtenswert, daß in der Pileta-Höhle einige echte Schematisierungen (mehrere Menschengestalten und ein Tierbild) bereits inmitten von Magdalénien-Malereien auftreten, und zwar in einer „Stratigraphie", deren quartäres Alter nicht angezweifelt werden kann. Es handelt sich hier wohl um seltene „Vorläufer", vielleicht sogar um verfrühte Anläufe zu einer neuen Richtung, deren Wiege in der Tat im S Spaniens gesucht werden muß.

Wenn wir demgemäß einen Teil der Sierra Morena-Petroglyphen als azilienzeitlich zu datieren vermögen, so ist es anderseits ebenso gewiß, daß die Malereien unserer Gruppe in ihren verschiedenen Schemavarianten tatsächlich die ganze jüngere StZ durchdauerten und noch in der Kupferzeit (3000—2500 v. C.) auftraten. Ihre Form blieb dieselbe, wenn sich auch vielerorts zu ihnen neuere, jüngere Symbole gesellten, wie z. B. in Andalusien weibliche „Idole".

So lieferten die spätneol. Stationen der Provinz Almería L. Siret flache Steinidole, mit denen eine Gruppe gemalter Felsbilder, teils noch mit naturalistischen Anklängen, teils in der konventionellen Form doppelter Dreiecke, wesentlich identisch ist (Tf. 114 c). Verwandte Dreieckidole kehren auf den kupferzeitlichen Tongefäßen von Los Millares (s. Millares [Los]) und vor allem auf einem äneol. Grabgefäße von Vélez-Blanco (beide in der Provinz Almería gelegen) wieder. Ähnliche Altersschlüsse drängen die mehr über Westspanien verstreuten gemalten „Gesichtsbilder" auf, die eine unmittelbare Verwandtschaft mit den anthropomorphen Gravierungen in Dolmen (Dolmen de Soto, in Trigueras, Prov. Huelva) und an Menhirs, mit den portugies. Schieferplattenidolen und den gravierten Knochen oder Steinzylindern aus der Provinz Almería verraten. Von hohem Interesse ist endlich auch die freie Felsmalerei von Peña Tú (unweit Vidiago, Provinz Asturias), wo einfachste Menschenfigürchen in direkter Kombination mit einem großen anthropomorphen „Menhirbilde" und einem typischen Kupferdolche auftreten.

Obwohl schematisierte Tierbilder, vielleicht aus besonderen regionalen Gründen, unter den Malkieseln von Mas d'Azil fehlen, kann doch nicht bezweifelt werden, daß ein Teil derselben, ob seiner unmittelbaren Assoziation mit ebensolchen Menschendarstellungen, desgleichen azilienzeitlich ist. Ein anderer ist abermals jünger, denn wir treffen mit den Felsmalereien identische Abbildungen auf den äneol. Gefäßen von Los Millares (Hirsche und Hirschkühe), Palmella und Las Carolinas. Die letztere, bei Madrid gefundene Schale trägt auf ihrer Außenseite die reiche Verzierung des „Ciempozuelos-Typus" (s. Ciempozuelos), welcher die span. Kupferzeit kennzeichnet, in ihrem Innern die Gravierungen von Cerviden, welche stark an solche des Tajo de las Figuras (Prov. Cádiz) und der jüngsten Bilderschicht von Cogul (Provinz Lérida) erinnern.

Ob den jüngeren (neol. und äneol.) menschlichen Schematisierungen noch eine ähnliche Bedeutung zukam wie ihren zumeist völlig form-identischen Vorläufern der Azilienzeit, die wir als „Ahnensteine" faßten, ist schwer zu beantworten. Sie verewigen jedenfalls desgleichen „Ideen", welche sich jedoch im Verlauf jener Zeitabschnitte wesentlich verschoben und verändert haben konnten. Immerhin dürften aber wenigstens die mit Dolmenbildern und kleinen Grabidolen verwandten Piktographien mit Manismus in Beziehung geblieben sein (s. Mana). Sehr gewagt wäre es, nach unserer Meinung, die Sierra-Morena-Schemen

mit den ihnen äußerlich vielfach formverwandten Zeichen und Bildern des alten Ägypten, Kreta und Zypern (hieratische Zeichen, Uralphabete) in direkten inneren Zusammenhang zu bringen (s. Schrift). Die Stilisierungen des ö. Mittelmeergebietes haben wohl ähnliche ältere Entwicklungsbahnen durchlaufen wie jene Spaniens, nichts aber berechtigt uns, deshalb für sie eine einheitliche, einzige Urheimat bzw. Urwurzel anzunehmen. Auf keinen Fall glauben wir genügende Gründe dafür gegeben, daß unseren iber. Petroglyphen bereits der Sinn und Wert einer echten Urschrift innewohnte.

Es wird sicherlich später gelingen, den eben besprochenen Kreis nicht bloß in regionale, sondern auch in zeitliche Unterstufen zu gliedern. Die BZ scheint an unseren Bildern keinen nennenswerten Anteil mehr zu haben, ausgenommen in NW-Spanien (Galicien).

Inmitten der oben beschriebenen schematischen Darstellungen, treten, in verhältnismäßig geringer Anzahl und zumeist mit ihnen bunt vermengt, plumpe, rohnaturalistische Malereien auf, welche sich durch ihre unbeholfene, schwerfällige Ausführung dem einigermaßen geschulten Auge als wesentlich verschieden von den gewandten naturalistischen Bildern des quartären Ostkreises zu erkennen geben.

Wir zitieren als lehrreiche Beispiele hierfür die Bilderserien am Tajo de las Figuras (an der Laguna de la Janda, Provinz Cádiz), jene von Camforros de Peñaranda (Provinz Jaén) und in Las Batuecas (Provinz Salamanca).

Es ist heute noch nicht möglich zu entscheiden, ob sie der Ausfluß einer weiteren, eigenen Kunstmentalität sind, welche sich, von mehr intereuropäischer Art, mit jener der iber. Capsien-Epigonen vermengt und gekreuzt hätte. Auch ihr chronol. Platz ist kein absoluter, sondern scheint sich elastisch über das gesamte Neol., im weitesten Sinne des Wortes, zu erstrecken.

H. Obermaier *Der Mensch der Vorzeit* o. J. (1912) [Kapitel 5]; M. Verworn *Ideoplastische Kunst* 1914; ders. *Zur Psychologie der primitiven Kunst*² 1917; ders. *Die Anfänge der Kunst*² 1920; Capitan und D. Peyrony *Les origines de l'art à l'Aurignacien moyen. Nouvelles découvertes à la Ferrassie* Rev. d'Anthropol. 31 (1921) S. 93—112; G. H. Luquet *Les débuts de l'art* La Revue du Mois. Paris 15 (1920) S. 319—340; ders. *Genèse de l'art figuré* Journal de psychologie normale et pathologique 19 (1922) S. 695—831; ders. *Le réalisme dans l'art paléolithique* L'Anthrop. 33 (1923) S. 17—48.

Zu **I**: S. Reinach *Répertoire de l'Art Quaternaire* 1913; E. Piette *L'Art pendant l'Age du Renne* 1907 [mit Atlas von 100 Tafeln]; ders. *Notes pour servir à l'histoire de l'art primitif* L'Anthrop. 5 (1894); ders. *Classification des sédiments formés dans les cavernes pendant l'âge du Renne* ebd. 15 (1904); H. Breuil *L'évolution de l'art quaternaire et les travaux d'Édouard Piette* Rev. arch. (4. Ser.) 13 (1909) S. 378—411; L. Capitan, H. Breuil und Peyrony *Les gravures de la Grotte des Eyzies* Rev. d'Anthropol. 16 (1906) S. 429—441; E. Cartailhac und H. Breuil *Les œuvres d'art de la collection de Vibraye au Muséum National* L'Anthrop. 18 (1907) S. 1—36; M. Bourlon *Nouvelles découvertes à Laugerie-Basse* L'Anthrop. 27 (1916) S. 1—26; L. Capitan und J. Bouyssonie *Un atelier d'art préhistorique. Limeuil. Son gisement à gravures sur pierres de l'âge du Renne* Publications de l'Institut International d'Anthropologie Nr. 1 Paris 1924; G. G. Mac Curdy *The field of paleolithic Art* Amer. Anthr. 26 (1924) S. 27—49.

Aurignacien-Plastiken: E. Piette *La station de Brassempouy et les statuettes humaines de la période glyptique* L'Anthrop. 6 (1895); ders. *Gravure de Mas d'Azil et statuettes de Menton* Bull. Anthrop. (5. Ser.) 3 (1902); S. Reinach *Statuette de femme nue découverte dans une des grottes de Menton* L'Anthrop. 9 (1898); R. de Saint-Périer *Statuette de femme stéatopyge découverte à Lespugue* (Haute-Garonne) ebd. 32 (1922); J. Szombathy *Die Aurignacienschichten im Löss von Willendorf* Anthr. Korr. Bl. 40 (1909); G. Lalanne *Découverte d'un bas-relief à représentation humaine dans les fouilles de Laussel* L'Anthrop. 22 (1911); ders. *Bas-reliefs à figuration humaine de l'abri sous roche de „Laussel" (Dordogne)* ebd. 23 (1912); R. Meringer *Einige primäre Gefühle des Menschen, ihr mimischer und sprachlicher Ausdruck* WuS 5 (1913) S. 129—171.

Magdalénien-Plastiken: Comte Bégouen *Les statues d'argile de la Caverne du Tuc d'Audoubert (Ariège)* L'Anthrop. 23 (1912); ders. *L'ébauche de Bison en argile du Tuc d'Audoubert* Rev. d'Anthrop. 31 (1921); Comte Bégouen und N. Casteret *La caverne de Montespan (Haute-Garonne)* Rev. d'Anthropol. 33 (1923).

Stilisierungen: H. Breuil *Exemples de figures dégénérées et stylisées à l'époque du Renne* Congr. intern. préh. I. Monaco 1906.

Ostkunst: Th. Volkov *Nouvelles découvertes dans la Station paléolithique de Mézine (Ukraine)* Congr. intern. préh. I. Genève 1912.

Zu **II**: H. Breuil *L'âge des cavernes et roches ornées de France et d'Espagne* Rev. arch. 19 (1912); H. Obermaier *Trampas cuaternarias para espíritus malignos* Boletín de la R. Socied. Españ. de Historia Natural. Madrid 18 (1918)

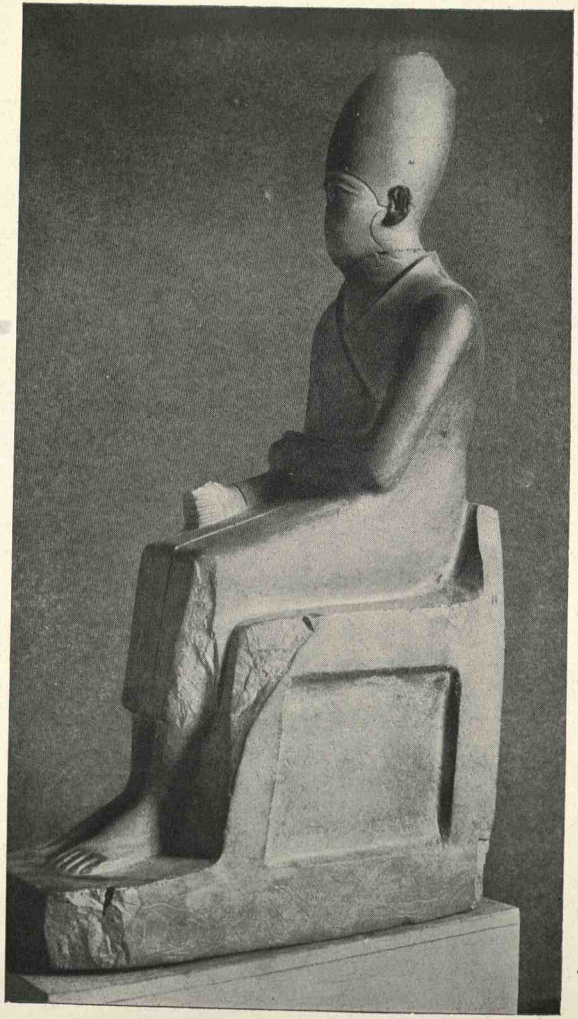
a

b

Kunst C. Ägypten

Frühzeit: a. Relief von einem vorgeschichtl. Steingefäß: laufender Krieger (mit Phallus-Tasche und Beil) treibt einen Gefangenen vor sich her. Berlin, Inv.-Nr. 15084. — b. Statue eines Privatmannes (Dyn. 2) aus Abusir. H. 42 cm. Berlin, Inv.-Nr. 21 839. — Nach Photographien.

a

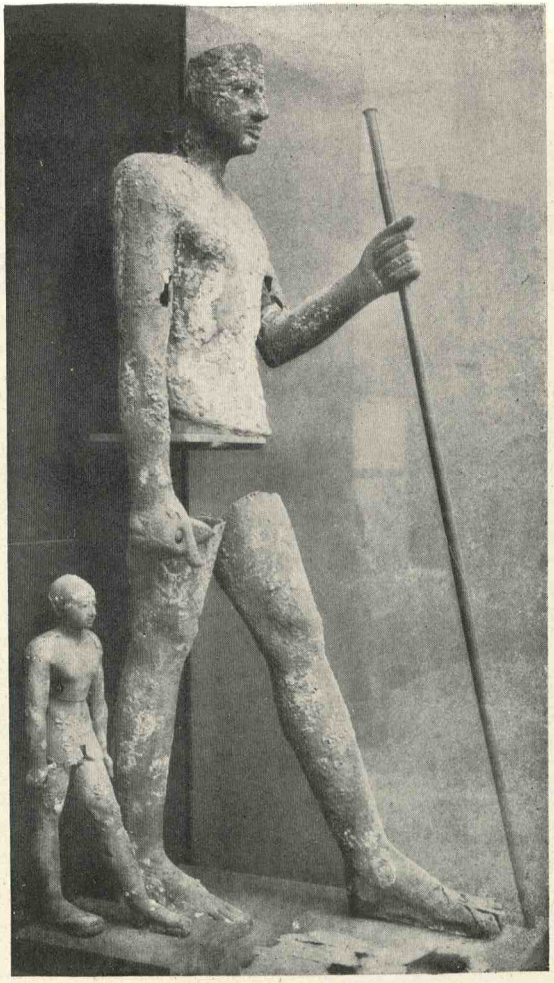


b

Kunst C. Ägypten

a. Archaische Sitzfigur. AR. — b. Schieferstatuette des Königs Chasechmui (Dyn. 2) aus Hierakonpolis. — Nach v. Bissing.

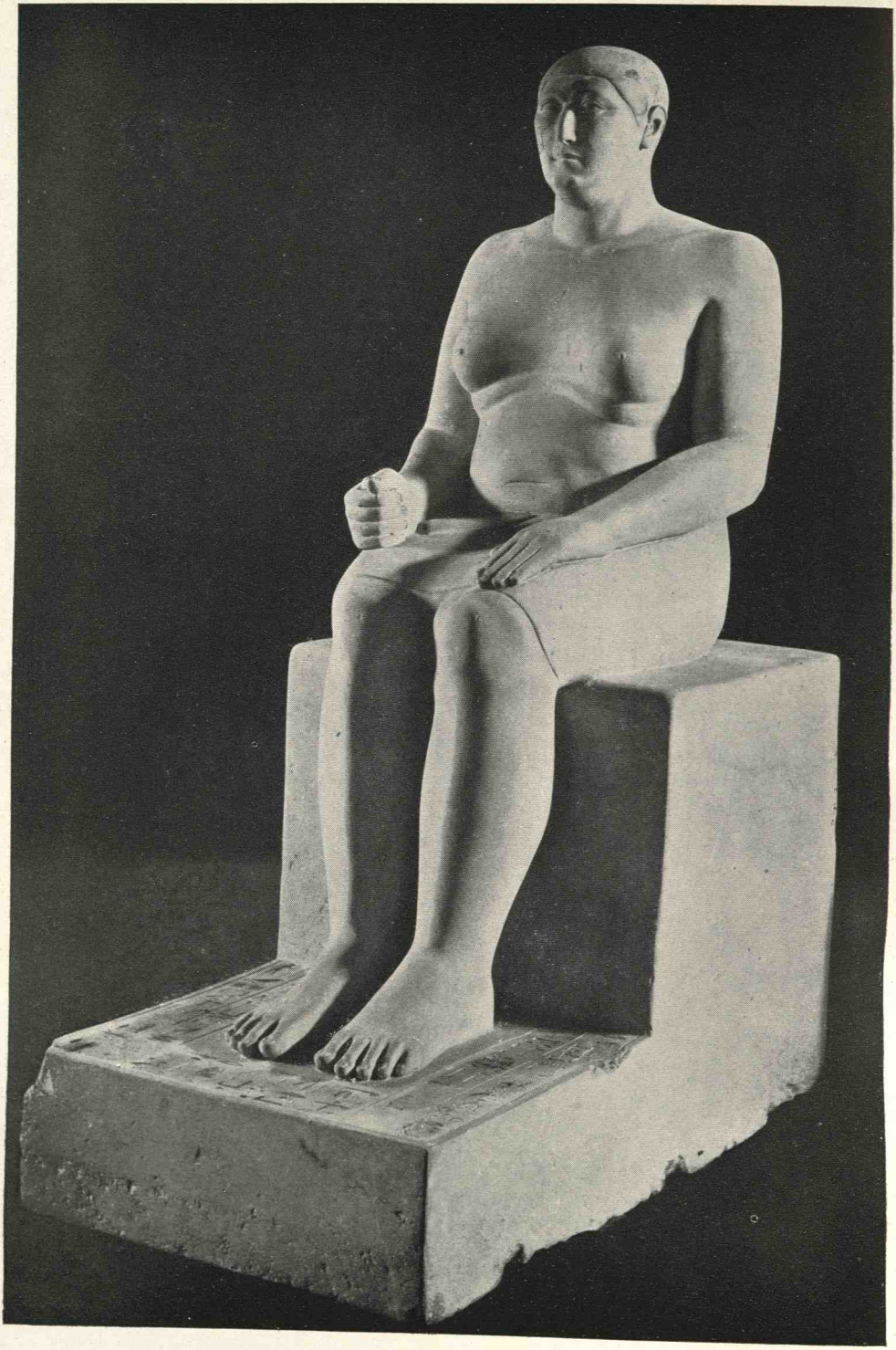
a



b

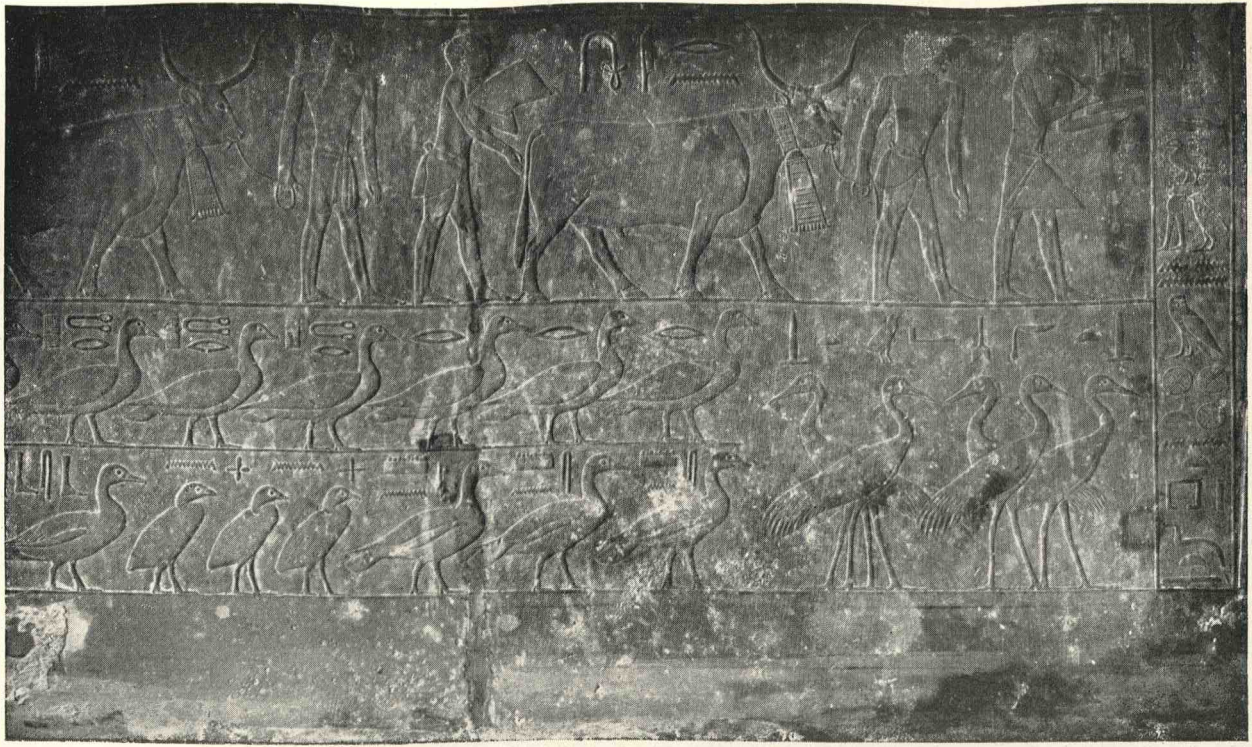
Kunst C. Ägypten

a. König Chefren, sitzend, mit dem Falken. Dyn. 4. Nach F. W. v. Bissing. — b. Kupferstatuen des Königs Phiops (Dyn. 6) und seines Sohnes. Museum Kairo. Nach v. Bissing.



Kunst C. Ägypten

Statue des Prinzen Hem-On. Anfang Dyn. 4. Kalkstein. H. 1,56 m. Hildesheim, Inv.-Nr. 1962. Nach Photographie.



Relief des AR.: Vorführung von Tieren aus dem Grabe des Manofer (Dyn. 5). Oben Schreiber, dann Leute mit Stieren. Unten Kraniche, Gänse, Enten, Wachteln usw. Die Art jedes Tieres ist durch die hieroglyphische Beischrift genau angegeben. Berlin, Inv.-Nr. 1108. Nach Photographie.

a

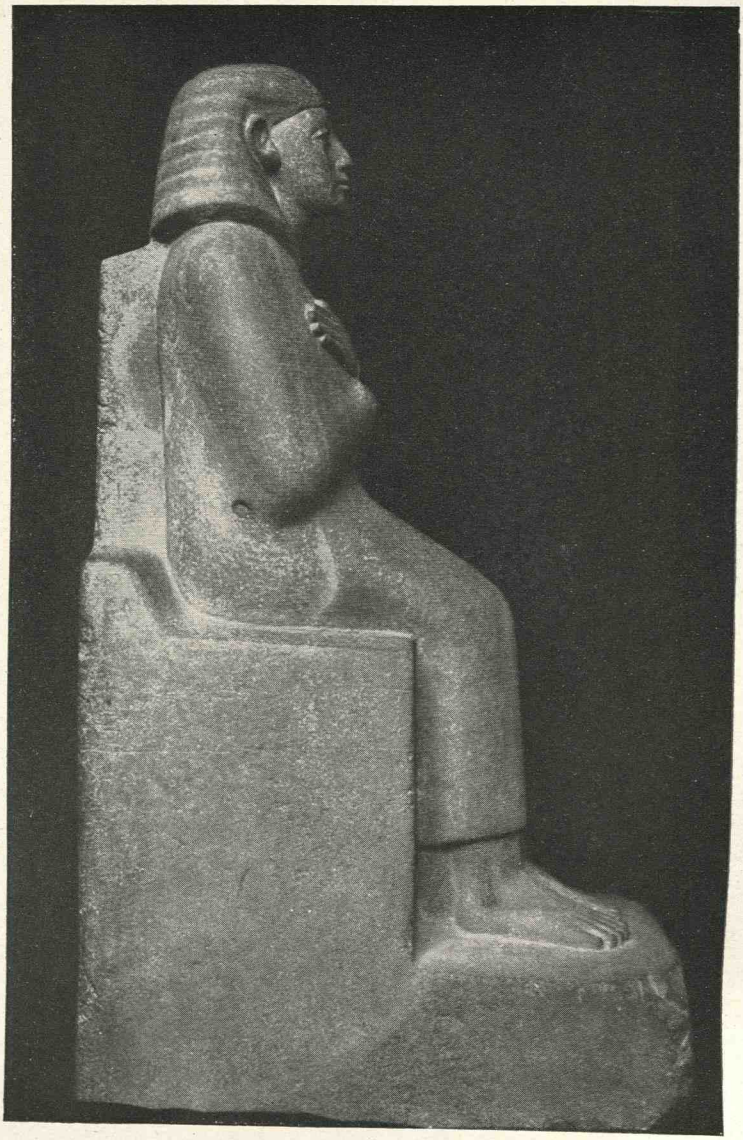
b

Kunst C. Ägypten

a. Dienerfigur (Mädchen, das Korn mit einem Stein auf einem anderen reibt [heute noch in Nubien üblich]; um das Haar ist ein Tuch gebunden). Kalkstein, AR. H. 29 cm. Hildesheim, Inv.-Nr. 19.
b. Statue des Si-Hathor als hockender, älterer, beleibter Mann in langem Schurz. H. 34 cm. Hildesheim, Inv.-Nr. 10. Nach Photographien.

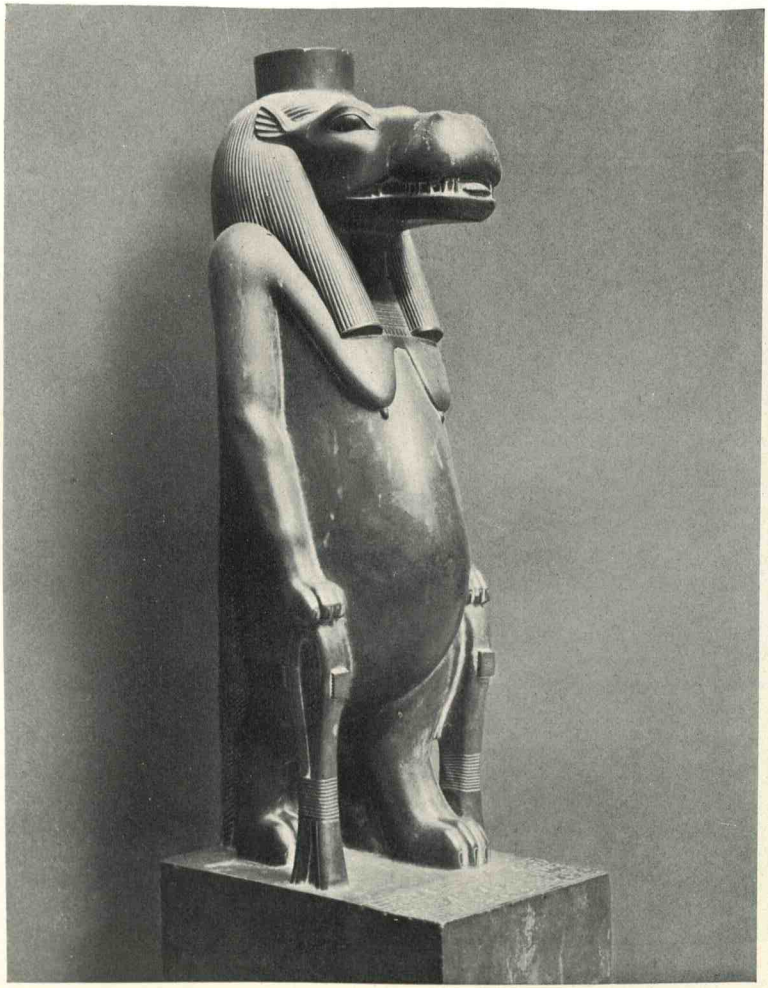
Kunst C. Ägypten

Statue eines dicken Mannes namens Sobk-em-saf. Lebensgroß. Wien. Nach F. W. v. Bissing.

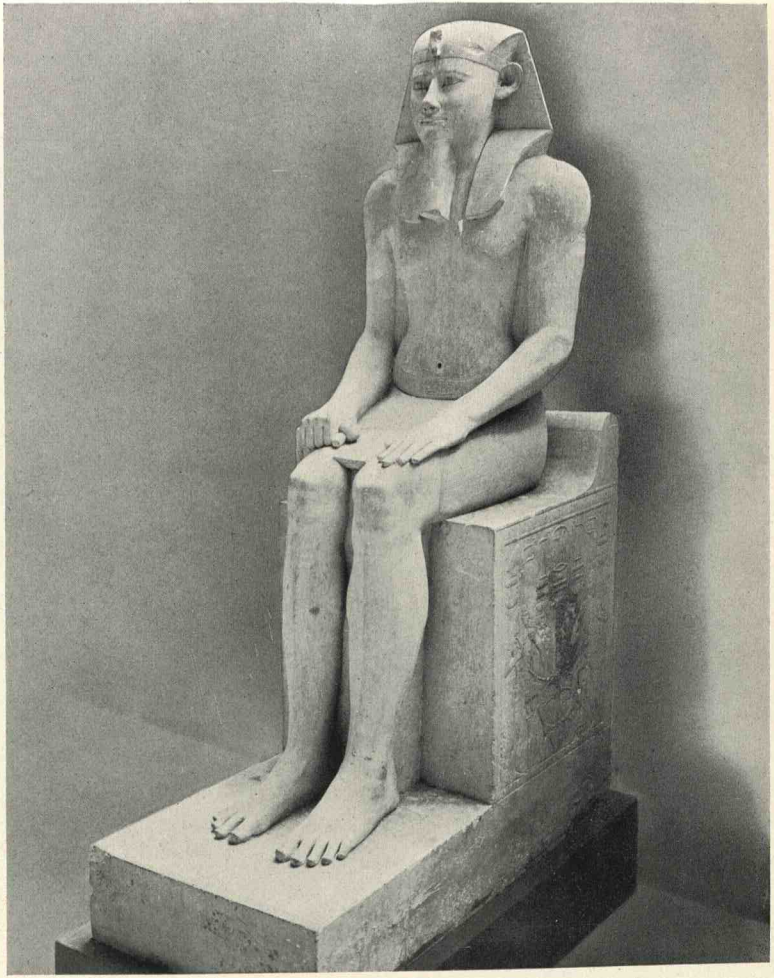


Kunst C. Agypten

Statue eines sitzenden Mannes in Kleid. Brauner Sandstein. Halbe Lebensgröße.
Berlin, Inv.-Nr. 15700. Nach Photographie.



a



b

Kunst C. Ägypten

a. Statue der Göttin Toëris als stehendes, tragendes Nilpferd mit „Schutz-Amuletten". Museum in Kairo. Nach Photographie. — b. Sesostris I. aus Lischt. Er tritt auf die „Neun Bogen", die Andeutung seiner unterworfenen Feinde. Lebensgroß. Museum in Kairo. Nach Photographie.

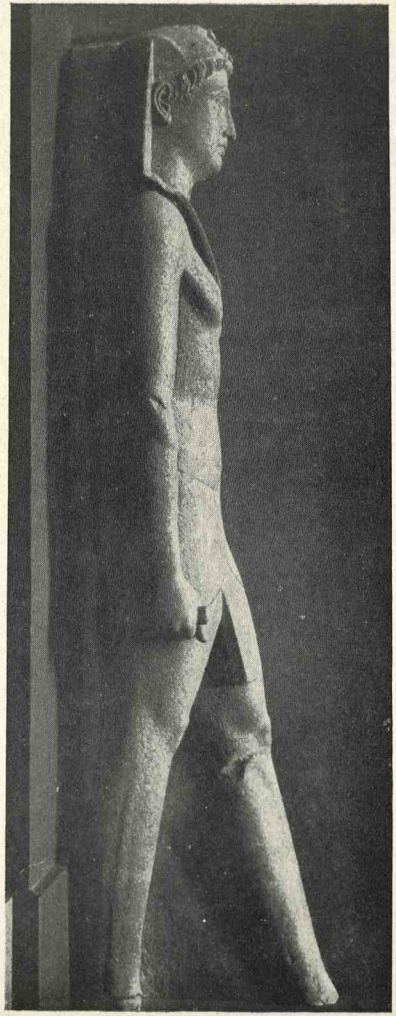
Kunst C. Ägypten

Statue eines sitzenden Mannes mit Halsketten (Orden). Kalkstein. Halbe Lebensgröße. Dyn. 18. Berlin, Inv.-Nr. 19286. Nach Photographie.

Kunst C. Ägypten

Statue eines knienden Mannes mit einem Pavian, dem heiligen Tier des Gottes der Schrift und Weisheit, auf dem Kopf. H. 62 cm. Kalkstein. NR. Berlin, Inv.-Nr. 2284. Nach Photographie.

a



b

Kunst C. Ägypten

a. Sitzendes Ehepaar. NR. — b. Alexander der Große in ägyptischer Tracht, jedoch mit griechischem Gesicht. Granitstatue.
Nach F. W. v. Bissing-Bruckmann *Denkm. äg. Skulptur.*

S. 162—169; L. Capitan, H. Breuil und Peyrony *Figures anthropomorphes ou humaines de la Caverne de Combarelles* Congr. intern. préh. I. Monaco 1906; Le Comte Bégouen *Un dessin relevé dans la Caverne des Trois-Frères (Ariège)* C. R. des séances de l'Acad. des Inscript. et Belles-Lettres 1920 S. 303.

Zu **III:** J. Cabré *El arte rupestre en España (Regiones septentrional y oriental)* Madrid 1915 [das Werk enthält Originalmaterial bez. Ostspaniens, ist jedoch mit Vorsicht zu benutzen, zumal es selbst in seinem graphischen Teile unzuverlässig ist]; H. Breuil *L'âge des cavernes et roches ornées* ... (wie oben II); Th. Mainage *Les religions de la Préhistoire*; *L'âge paléolithique* 1921.

Zu **IV:** H. Obermaier *Paläolithikum und steinzeitliche Felskunst in Spanien* Präh. Z. 13—14 (1921—22) S. 177—199; H. Breuil und H. Obermaier *Travaux de l'Institut de Paléontologie Humaine* L'Anthrop. 23 (1912) S. 1; 24 (1913) S. 1; 25 (1914) S. 225; P. Wernert *Representaciones de antepasados en el arte paleolítico* Comisión de Investigac. Paleontol. y Prehistóricas. Memoria Nr. 12 Madrid 1916; ders. *Figuras humanas esquemáticas del Maglemosiense* ebd. Nota Nr. 15 Madrid 1917; ders. *Figures biomorphes schématiques de l'ancien âge de la pierre du Danemark* L'Anthrop. 30 (1920); E. Hernández-Pacheco, J. Cabré und el Conde de la Vega del Sella *Las pinturas prehistóricas de Peña Tú* Comisión de Investig. Paleont. y Preh. Memoria Nr. 2 Madrid 1914.

H. Obermaier

B 1. Europa allgemein. Jüngere Perioden.

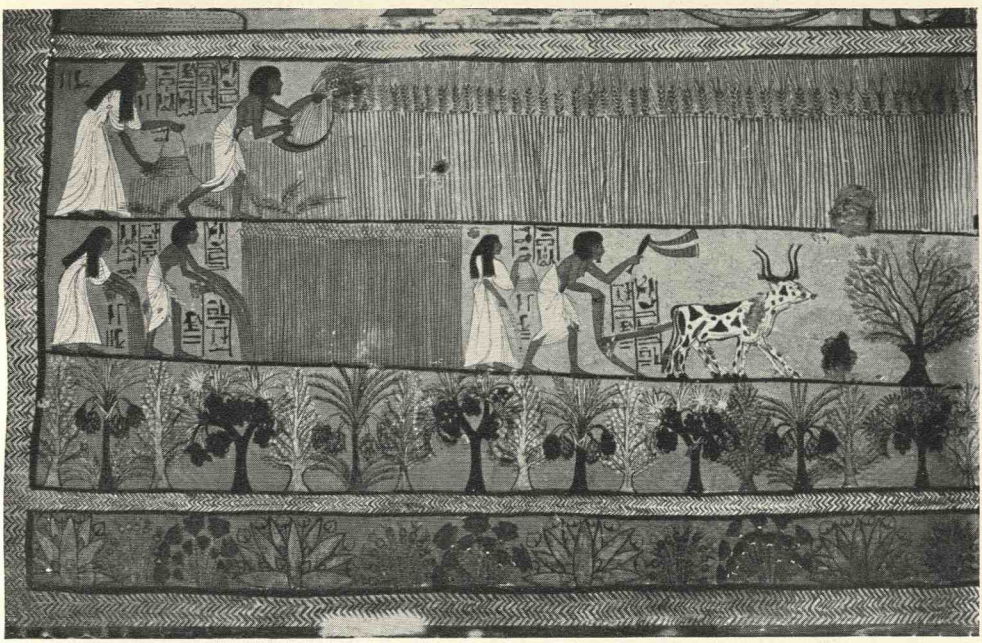
§ 1. Die vergleichende Betrachtung der diluv. und nachdiluv. K. in Europa sowie der altorient. und alteurop. K. lehrt, daß eine einheitliche Bestimmung vom Wesen und Werden der primitiven K. auf große Schwierigkeiten stößt, die durch die beliebte Heranziehung der K. der Naturvölker nur noch gesteigert werden. Soviel ist zunächst sicher, daß es keinen Sinn hat, mit dem Begriff „primitiv" den der relativen Unvollkommenheit, der noch mangelnden Beherrschung von Form und Technik, des ersten Tastens beim Verfolgen erst später erreichbarer Ziele zu verbinden. Die Tierdarstellung des Rentierjägers ist in dem Verständnis und der Wiedergabe der natürlichen Form oft von staunenerregender Vollkommenheit, die technische Meisterschaft in der Bearbeitung der besten Steingeräte (Nordeuropa, Troja, Ägypten) wäre auch mit den uns zu Gebote stehenden Hilfsmitteln nicht zu übertreffen, und dasselbe gilt zweifellos von dem hoch ausgebildeten dekorativen Kunstsinn, der sich in der Verzierung der Waffen und Geräte, namentlich der nord. BZ, der kelt. EZ, später der german. EZ, bekundet. Hier handelt es sich um ganz verschiedenartige, teils naturalistisch-imitative, teils abstrakt-dekorative Kunstgattungen, die jede für sich das gesteckte Ziel restlos erreichen.

§ 2. Der grundsätzlich verschiedene Charakter der K. des diluv. Jägertums und der jüngeren StZ in Europa hat zu der Unterscheidung zweier selbständiger Wurzeln der primitiven K. geführt: einer naturalistischen und einer geometrisch-ornamentalen (Conze). Diese Unterscheidung ist zu begrüßen, indem sie noch mit der viel verbreiteten Anschauung bricht, als sei die geometrisch-ornamentale Kunstform als solche aus einer Entartung der naturalistischen entstanden. Dagegen wäre es wieder verfehlt, die primitive K. allgemein aus einer Verschmelzung des primären Naturalismus und Geometrismus zu erklären. In der Blüte der paläol. K. stehen die naturalistische Tierdarstellung und ein rein geometrisches Ornament unvermittelt nebeneinander; findet in der Spätzeit eine Annäherung zwischen beiden mit der Entartung der darstellenden K. statt, so bedeutet das keineswegs die Geburt einer entwicklungs- oder auch nur existenzfähigen neuen K. Das europ. Ornament der jüngeren StZ und der Metallperioden verhält sich, soweit sich keine fremden Einflüsse geltend machen, völlig beziehungslos zu den Naturformen (s. Ornamentik A). Dagegen scheinen in Mesopotamien und Ägypten beide entgegengesetzte Kunstprinzipien von Anfang an nebeneinander existiert und sich gegenseitig durchdrungen zu haben, so daß wenigstens im alten Orient beide als Wurzeln der früh aufblühenden darstellenden K. und naturalisierenden Ornamentik in Betracht kommen. Schon aus diesem Fortleben des urzeitlichen Naturalismus in den alten Kulturen des SO ergibt sich, daß seine Ablösung durch den einseitigen Geometrismus im Abendland nicht allein aus der kulturellen Entwicklung — vom paläol. Jägertum zum neol. Bauerntum — zu erklären ist, sondern daß auch die geistige Veranlagung der Rasse eine entscheidende Rolle gespielt haben muß.

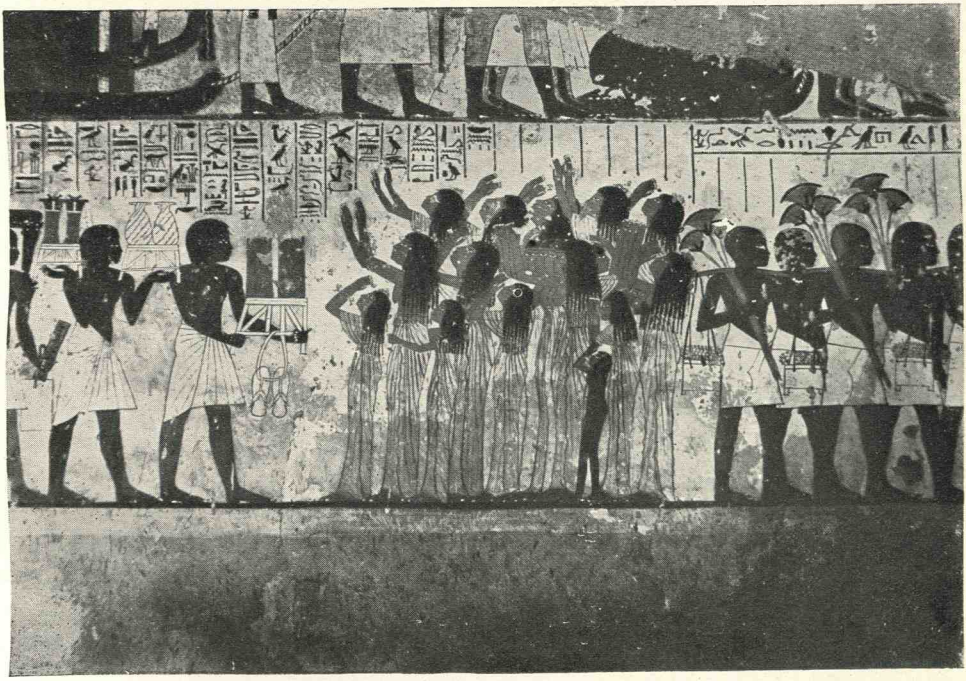
§ 3. Bei der Erklärung des Ursprungs und des Wesens der primitiven K. aus einer unmittelbaren Verknüpfung mit dem praktischen Zweck werden die ausschlaggebenden künstlerischen Momente gewöhnlich übersehen. Die aus der K. der Naturvölker bekannten und viel erörterten Totemzeichen, Eigentumsmarken, Piktogramme, oder die das Ansehen ihres Trägers steigernden Siegestrophäen, schützenden Amulette usw. haben an und für sich noch nichts mit der Geräteornamentik oder dem Körperschmuck zu tun, sondern erhalten erst dadurch diese künstlerische Bedeutung, daß sie in ein struktiv-symbolisches Verhältnis zu den Formen der verzierten Gegenstände und des menschlichen Körpers treten und sich dazu eine regelmäßige Anordnung bzw. Stilisierung nach den Kategorien der Reihung, der Symmetrie, des Rhythmus, der Proportion gefallen lassen (s. Ornamentik A). Außerdem lehrt die älteste abendländische K., die uns im Gegensatz zur K. der Naturvölker die geschichtliche Entwicklung der primitiven K. durch die Jahrtausende in einer großenteils gesicherten Reihenfolge der Erscheinungen erkennen läßt, daß hier von einer Umgestaltung nützlicher Zeichen zu Kunstformen keine Rede sein kann. Weder bei der impressionistischen Tierdarstellung des diluv. Jägers noch bei der geometrischen Zierkunst der nachfolgenden Per. spielt die Zweckbestimmung eine nennenswerte Rolle. Sind Formenreihen vorhanden, die in der fortschreitenden Geometrisierung naturalistischer Motive an gewisse Erscheinungen bei den Naturvölkern erinnern, so handelt es sich entweder um eine bloße Entartung des primären Naturalismus oder um die Assimilierung fremder — orient., myk., griech.-ital. — figuraler Motive durch das einheimische, abstrakte Ornament (s. Ornamentik A).

§ 4. Trotzdem kann bei der gesamten präh. K. des Abendlandes von einer unmittelbaren und grundsätzlichen Verknüpfung mit den praktischen Zweck- bzw. mit den Naturformen gesprochen werden, und diese Gebundenheit an ein zweckdienliches oder natürliches Substrat ist wahrscheinlich sogar als ein alle Gattungen der alteurop. K. verbindender Faktor anzusehen. — Bei dem Naturalismus des Jungpaläol. wird das sofort klar, wenn wir ihn nach Verworns „physioplastischer" Erklärung als die unmittelbare Reproduktion des Erinnerungsbildes auffassen, welches in dem unbeschriebenen, noch zu keiner Abstraktion fortgeschrittenen Gehirn des primitiven Jägers haften geblieben war. Aber auch bei den verschiedenartigen Kunstgattungen, in die die K. der nachdiluv. Per. sich spaltet, ist die innere Bindung an die Natur oder den Zweck bezeichnend, indem sie nicht wie die hist. K. darauf gerichtet sind, eine neue, künstlerisch idealisierte Wirklichkeit zu schaffen und der realen Erscheinungswelt gegenüberzustellen, sondern darauf, die schon vorhandenen Formen der Natur oder des Gebrauchszwecks selber zu betonen, zu steigern und zu umspielen. Aus diesem Grunde ist die alteurop. K. als eine dekorative in des Wortes umfassendster Bedeutung zu bezeichnen.

§ 5. Am klarsten ist diese Beziehung zu einem natürlichen Substrat beim festen und beweglichen Körperschmuck, der die Formen des menschlichen Körpers auszeichnet und betont, aber auch seine Farbe durch Kontrastwirkung steigert. Spätestens seit dem Anfang des Jungpaläol. nachweisbar (s. Schmuck A), ist der Körperschmuck als die primitivste K. überhaupt zu betrachten, insofern er als Selbstverzierung die einzige K. ist, bei der der Künstler mit seinem Objekt identisch ist, die einzige auch, bei der die Kunstform als solche sich mit der Zweckbestimmung deckt: durch die Betonung und scheinbare Steigerung der natürlichen Körperform und -farbe wird auch der für den Träger so wichtige Eindruck seiner Erscheinung auf Freund und Freundin oder auf den Feind gesteigert (s. Schmuck). — Das erhaltene Material ist erst seit dem Neol., namentlich aber seit der frühen BZ so reich, daß es gestattet, Entwicklungsreihen zusammenzustellen, die der eigentümlich künstlerischen Bedeutung des Körperschmuckes gerecht werden. Im allg. äußert sich diese Entwicklung, genau so wie beim Geräteornament, in einer zunehmenden Differenzierung und Komplizierung der Form, die zuletzt zu „barocken" Schmuckformen führt, welche weit über die von dem menschlichen Körper gestellten „tektonischen" An-



a



b

Kunst C. Ägypten

Wandmalereien aus thebanischen Gräbern des NR. Nach Wreszinski Atlas.

a. Der Grabherr und seine Frau pflügen und ernten auf Äckern im Gefilde der Seligen, die von Wasser umgeben sind. Am Ufer Dattelpalmen, Dumpalmen und Laubbäume; im Wasser eine Sandbank mit Papyrus und anderen Wasserpflanzen. — b. Szenen aus der Beisetzung des Grabherrn: Oben wird sein Sarg auf einem Schlitten gezogen. Unten in der Mitte klagende Frauen und Mädchen von seiner Leibeigenschaft; beiderseits Diener und Beamte, rechts mit Papyrusstengeln, links mit Sandalen und Ölkrügen

forderungen hinausgehen. Eine primitivste, aber auch später nie in Vergessenheit geratene Form des Körperschmuckes ist die bloße Aneinanderreihung von gleichförmigen Naturobjekten — Muscheln, Fossilien, Zähnen, auch Beeren, Blüten, Federn usw. — zu Ketten, die als Hals-, Gürtel-, Arm- und Bein- oder auch Kopfschmuck die gleichmäßige Rundung der einzelnen Körperteile in ähnlicher Weise begleiten wie die Punkt- und Strichreihen den Rand, den Halsansatz oder den Bauch der neol. Tongefäße. — Eine fortgeschrittene Differenzierung der gereihten Glieder zeigen schon die schönen Halsketten aus hessischen Gräbern (Wetterau; s.d.) der j. StZ, zu denen nicht mehr die Zufallsformen der Natur, sondern sorgfältig zurechtgeschliffene Steinchen oder Tonscherben gewählt wurden: nach unten und vorn nehmen die Glieder ständig zu an Größe oder erhalten noch außerdem ihre eigenen Hängeglieder (Präh. Z. 3 [1911] Tf. 2ff.). Ein schott. Halsgehänge aus Jettperlen und -plättchen zeigt, zu welchem Reichtum sich dieser aus einzelnen Gliedern zusammengestellte Halsschmuck in der BZ entwickelt hat (*Guide Brit. Mus. Bronze Age* Abb. 104).

§ 6. Wie die Tätowiermuster (s. d.) entsprechen auch die Ornamente des beweglichen Körperschmucks, falls sie vorhanden sind, selbstverständlich denen der Gerät- und Waffenverzierung; die ir. Lunulae (s. d. A; Tf. 212 b) zeigen die geradlinigen, noch neol. Motive der frühesten BZ, die Halskragen und Gürtelplatten der früheren nord. BZ das Spiralmuster der II. Per. Mont., die Gürtelglocken der späten nord. BZ das Wellenband- und Tierornament der V. Per. Mont. In all diesen Fällen entlehnt der Körperschmuck seine Bedeutung nicht mehr ausschließlich seiner Beziehung zum menschlichen Körper, sondern wird zum Schaustück, zum selbständigen Träger eines nur auf ihn bezogenen Ornaments. Die wachsende Selbständigkeit des Körperschmucks äußert sich weiter in einer Reihe von Symptomen: die Zierstücke selber bekommen eine extravagante Größe, sie werden immer reicher gegliedert, plastischer durchgebildet oder mit plastischen Auswüchsen, Klappern, Bommeln, Kettengehängen versehen, die Flächen und Konturen werden durch tiefe Schatten erzeugende Einkerbungen belebt: 14 cm br., in Spiralen abschließende Knöchelbänder der späten südd. BZ; breite, aus der Verschmelzung mehrerer Halsringe entstandene Halskragen der V. Per. Mont. der nordd. BZ; tief zerklüftete, abwechselnd tordierte „Wendelringe" (s. d.) der spätesten nord. BZ bzw. der HZ; riesige Hohlwülste und 14 cm br., mit Bommeln besetzte Bronzemanschetten der späten nord. BZ; bis zu 15 cm br. Tonnenarmbänder der südd. HZ; enorme Hohlkugelarmringe mit plastischen Wirbelmotiven aus der späten LTZ usw. (s. Hallstattstil, Latènestil, Schraubenwindung). Das sind Zeichen einer zunehmenden Prunkliebe, aber auch von einer Verschiebung des künstlerischen Interesses durch den Übergang der dienenden Unterordnung der schmückenden Kunstform unter den menschlichen Körper zu einer entschieden übergeordneten Stellung und autonom künstlerischen Bedeutung.

§ 7. Die Ornamentik verhält sich zu den Geräten und Waffen wie der Selbstschmuck zum menschlichen Körper, ihr natürliches Substrat ist nicht von der Natur, sondern vom Menschen für den praktischen Gebrauch geschaffen. Im Gegensatz zum Körperschmuck erforderte der Geräteschmuck die Einfühlung des Künstlers in die Formen eines fremden, sei es auch von ihm selbst angefertigten Gegenstandes, womit der Grund der vermutlichen Priorität der Körper- vor der Gerätverzierung angedeutet ist (Scheltema *Altnord. Kunst* 1923 S. 21ff.). Die Entwicklung des Geräteornaments zeigt aber eine ganz ähnliche Erfüllung der dekorativen Kunstform mit eigenem Leben und Befreiung von der ursprünglich maßgebenden Bindung an den Träger, nur daß das Ornament diesen Prozeß in ungleich reinerer Form vor Augen führt als der Körperschmuck (s. Ornamentik A).

§ 8. Die künstlerische Idealisierung der Gebrauchsgegenstände beschränkt sich nicht auf das Ornament, sondern sie kann sich auch auf eine über die Zweckbestimmung hinausgehende Um- oder Ausgestaltung der praktischen Grundform selber erstrecken. Nicht immer ist hier das künstlerische Moment vom praktischen zu unter-

scheiden: eine reich gegliederte nordgerm. Absatzaxt mit Schaftlappen, Rast, stark geschweifter Schneide und sich einziehender Klinge ist nicht nur viel eleganter, sondern auch viel praktischer als eine trapezförmige Flachaxt ohne Randleisten der Steinkupferzeit. In vielen Fällen, z. B. bei den mit größter Sorgfalt gearbeiteten Hammeräxten des nord. Neol., zwingt aber schon die große Zahl der vorhandenen Typen dazu, einen besonderen Sinn für die Schönheit solcher Formen in Rechnung zu stellen. Es liegt ganz im Sinn der unter § 5 und 6 angedeuteten Entwicklung, daß auch diese K., die „Geräteplastik", sich zunächst auf Betonung, Veredlung der Zweckform beschränkt, um dann in zunehmendem Maße über diese hinauszugehen. Die natürliche, weiche Profilierung der neol. Tongefäße wird in der BZ vielfach durch die scharfkantige „Metallprofilierung" ersetzt, die Henkel bekommen Flügelaufsätze, die Buckel der Lausitzer Gefäße führen eine eingreifende Umgestaltung der Gefäßform herbei, die in den Hausurnen (s.d.), den Gesichtsurnen (s. d.), den tierförmigen oder mit Tierplastik geschmückten Gefäßen der EZ ihren Höhepunkt, allerdings unter fremder Einwirkung, erreicht (s. Plastik B). Unter den Waffen lassen z. B. die Antennenschwerter (s. d.), von den ältesten Typen mit Spiralantennen aus der spätesten BZ, über die reich variierten Formen der HZ mit rechtwinklig gekrümmten, in Schalen abschließenden Antennen, zu den anthropomorphen Schwertgriffen der späten LTZ eine Entwicklung erkennen, die mit der praktischen Verwendbarkeit der Waffen nichts zu tun hat. Zu noch barockeren Formen führt die Entwicklung der sich dem Körperschmuck nähernden Schmuckgeräte, wie der Nadeln (s. d. A) und Fibeln (s. d. A—C), die besonders in der späten nord. BZ und mitteleurop. HZ durch ihre extreme Vergrößerung, die Bereicherung durch Kettengehänge und Bommeln, die Bildung breiter Platten und plastischer Auswüchse, die teilweise zoomorphe Umgestaltung der Teile den ursprünglichen Zweck kaum mehr erkennen lassen.

§ 9. Begreiflicherweise betätigte sich der Kunstsinn nicht gleichmäßig an den verschiedenen Gruppen von Gebrauchsgegenständen; bei den einen setzte schon die Zweckbestimmung enge Grenzen, bei den anderen regte die außergewöhnliche Bedeutung den Kunstsinn an. In der Keramik zeigen die Sepulkralgefäße die reichste Verzierung und Formgebung, während das eigentl. Gebrauchsgeschirr zu allen Zeiten völlig kunstlose Formen aufweisen kann. Nadeln und Fibeln können sich zu extravaganten Zierstücken entwickeln, nicht aber das für den Alltag bestimmte Arbeitsgerät. Die über Leben und Tod ihres Besitzers, seiner Familie, seines Stammes entscheidenden Waffen werden reicher ausgestattet als die Werkzeuge und Geräte. — Diese bis zum religiösen Kult gesteigerte Waffenverehrung, der wir auch in den frz.-iber., den ligur. und skand. Stein- und Felsenzeichnungen (s. d. sowie Figürliche Darstellung) begegnen, spiegelt sich auch zweifellos in den besonders schön gearbeiteten, oft aber für den praktischen Zweck völlig ungeeigneten „Prunk"- oder „Zeremoniell"-Waffen, die eine überraschend große Verbreitung aufweisen: u. a. steinerne Prachtäxte aus der III. Per. der II. trojan. Ansiedlung (Band II Tf. 62; Dörpfeld *Troja* S. 338f.), mit Gold belegte Axtdolche der ältesten BZ Schwedens (Fornvännen 1916 S. 7f.), über einen Tonkern gegossene, mit Gold und Bernstein verzierte Bronzeäxte der jüngeren schwed. BZ (ebd.), doppelaxtförmige Zierwaffen der ungar. BZ, vielleicht auch die Hallstätter Beilstöcke mit Pferde- oder Reiterfigürchen. Auch bei den Geräten haben religiöse Gründe zweifellos oft zu einer Steigerung oder Belebung der Form geführt; u. a. bei den tierförmigen oder in Tierprotomen abschließenden Feuerböcken der HZ und LTZ (s. Mondidol), den zu chirurgischen (?) Zwecken gebrauchten „Rasiermessern" (s.d.) mit Pferdekopfgriff der früheren nord. BZ, den goldenen Kultgefäßen (?) mit Pferdekopfgriff der späteren nord. BZ (s. Boeslunde), den Kesselwagen (s. d.) und Graburnen der früheren EZ. Bei der innigen Verknüpfung nicht nur der K., sondern auch der Religion mit dem natürlichen Leben des primitiven Europäers wird eine scharfe Trennung zwischen Profan- und Kultgeräten nicht immer möglich, der Anteil der Religion an der K. nicht immer zu bestimmen sein.

Kunst C. Ägypten

Wandmalerei aus dem Grabe des Puyemrê in Theben. NR. Vier ausländische Gesandte: zwei Syrer, ein Kreter (?) und ein Libyer. Nach N. de Garis Davies.

§ 10. Soweit die erhaltenen Denkmäler ein Urteil gestatten, bestätigen Baukunst und Plastik (s. d. B) auf eigentümliche Weise diese Gebundenheit der primitiven abendländischen K. an die Natur und den Zweck. Der Profanbau war zweifellos, wie noch jetzt unsere Bauernwohnung, ein dekorativ verschönerter reiner Zweckbau (s. Haus A). Daß das religiöse Bedürfnis sich daneben einen besonderen Sakralbau als künstlerisch idealisierten, geschlossenen Raum geschaffen hätte, wird, wenn wir von viel späteren Erscheinungen aus der frühhistorischen Zeit absehen, durch die Funde und Schriftquellen ausdrücklich widerlegt und ist auch mit Rücksicht auf die späte Entstehung des griech. Tempels (1. Jht.) höchst unwahrscheinlich. Anstatt des allseitig geschlossenen Tempels und neben dem — selber geheiligten — Wohnraum war wohl das monumentale Steingrab oder der Grabhügel und dessen Umgebung, war der heilige Hain, der rings umhegte, oft durch Steinsetzungen bezeichnete Bezirk, d. h. der geheiligte Ausschnitt aus der Natur, der Ort, den sich die Naturreligion des Alteuropäers als Kultstätte erwählte. — Hier schließt sich unmittelbar die bildlose Plastik (s. d. B) an, nicht nur in Gestalt der heiligen Geräte (Gefäße) und Waffen, sondern auch der von der Natur geschaffenen plastischen Formen (Bäume, Felsen, in gewissem Sinne auch die Tiere) oder der durch Menschenhand aufgestellten Grabbauten, Steinmäler, Holzpflöcke usw. Das Fehlen einer monumentalen Baukunst und Plastik im alten Europa ist demnach gewissermaßen nur scheinbar; auch die rein künstlerische, d. h. durch die Form erzeugte und beabsichtigte Wirkung einer Steinsetzung wie Stonehenge (s. d.) oder eines nord. Megalithgrabes (s. d. A—D) bzw. Grabhügels hat ihre ganz besondere kunstgeschichtliche Bedeutung.

§ 11. Ganz anders gestaltet sich das Verhältnis zur darstellenden K.: was die abendländische K. vor dem Überhandnehmen fremder Einflüsse an figuralen Darstellungen aufzuweisen hat, beschränkt sich wesentlich auf rein gegenständliche bildliche Mitteilungen, die jeder Spur künstlerischer Bedeutung oder künstlerischer Entwicklung entbehren, oder auf Bastardformen, die auf eigenartige Weise die Anpassung fremder figuraler Motive an die einheimische anikonische Plastik, das geometrische Ornament oder den plastischen Geräteschmuck vor Augen führen (s. Figürliche Darstellung, Ornamentik A, Plastik B).

§ 12. Ihren reinsten und bedeutsamsten Ausdruck fand die alteurop. Kunstentwicklung zweifellos in der Ornamentik. Nur sie ist imstande, uns bis in die kleinsten Einzelheiten über die verschiedenen Phasen der wachsenden Befreiung der geistigen Kunstform von ihrem natürlichen Substrat zu unterrichten: von der restlosen Unterordnung über die begleitende Nebenordnung bis zu einer Überordnung, die nur noch letzte Spuren der alten Verknüpfung mit dem Zweck oder der Natur erkennen läßt. — Man darf vermuten, daß sich auch die vielleicht ebenso wichtigen, aber uns fast gänzlich verschlossenen musischen Künste an dieser Entwicklung in entsprechender Weise beteiligt haben in dem Sinne, daß auch der Tanz und die Musik sich ursprünglich auf eine rhythmische Begleitung oder nachträgliche, zu einfachsten Rhythmen stilisierte Wiederholung natürlicher Vorgänge (Arbeit, Jagd, Kampf, Liebeswerbung bzw. einzelner Ereignisse in der Natur) beschränkten, um sich allmählich auf dieser natürlichen Grundlage zu immer reicheren und selbständigeren „Figuren" zu entfalten. — Zu einer völligen Erhebung der geistig-künstlerischen Form aus der Sphäre der Natur und des Zweckes, wie sie für die christl.-mittelalt. Kultur und K. bezeichnend ist, ist das vorhist. Altertum in Europa nicht fortgeschritten.

F. A. v. Scheltema

B 2. Ägäischer Kreis s. Ägäische Kultur, Geometrische Kultur, Goldschmiedekunst A 2, Kreta B, Mykenische Kultur, Vase B.

C. Ägypten (Tf. 116—130).

§ 1. Frühzeit. — § 2. Malerei und Relief. — § 3. Rundplastik. — § 4. Künstler.

§ 1. In den vorgesch. Gräbern aus Ä., den ältesten Denkmälern der K. in diesem Lande, treten uns Beispiele einer Kunstübung entgegen, die noch nicht in der später verfolgten Richtung liegen und noch nicht den charakteristischen Stil der Pharaonischen Zeit zeigen. Die ersten Anfänge künst-

lerischer Tätigkeit in Ä. tasten noch unsicher umher und suchen sich in derselben Weise ihren Weg, die wir auch sonst bei primitiven Völkern und bei Kindern beobachten können. Die ersten Zeichnungen, die aufgemalt (Tf. 116, vgl. Band I Tf. 15 a) oder eingeritzt sind, stellen Personen, Tiere oder Gegenstände einzeln dar und fügen sie erst allmählich zu Gruppen zusammen. Der Körper wird gezeichnet, wie die Beobachtung es an die Hand gibt, mit lebendiger Wiederholung eines beobachteten Ausdrucks, aber ohne eine bestimmte Stiltendenz. Die rundplastischen Figuren, anfangs aus Lehm geknetet und nicht gebrannt, streichen vom menschlichen oder tierischen Körper alle Nebensächlichkeiten weg; die Füße und Hände verschwinden meist ganz, und vom Gesicht bleibt nur ein allg. Eindruck. Von den Bauten dieser Zeit ist nichts erhalten, das im Original lehrte, wie Häuser und Kapellen der Urzeit ausgesehen haben. Wir können ein Bild der ältesten Architektur (s. Baukunst B) nur aus späteren Darstellungen rückschließend gewinnen, und da zeigt sich die Verwendung billigster und leichtester Stoffe in schlichtesten Formen. Hütten und Kapellen sind rund oder viereckig aufgeführt mit ein paar Holzbalken, einer Bespannung von Matten und später einem Bewurf von Lehm. Die Wohnungen der Götter tragen phantastischen Schmuck durch Stangen und Symbole, der königliche Bau hebt sich durch eine Gliederung heraus, die als Typus der Palastfassade auch später in Geltung bleibt. Das Kunstgewerbe (s. d. B) setzt auch in der Urzeit schon mit geschickter Verwendung der Techniken ein, um den Gegenständen des täglichen Gebrauchs eine zweckmäßige und ansprechende Form zu geben. Aus technischen und künstlerischen Gesichtspunkten entwickeln sich allmählich Schmuckformen und Ornamente, die zunächst noch an das Material gebunden sind.

Auf allen Gebieten vollziehen sich um dieselbe Zeit, in der die Einigung des Reiches erfolgte, Wandlungen der Ausführung, die auf die Formung eines bestimmten künstlerischen Stiles hinzielen. Die Festlegung der Richtungen ist auf den verschiedenen Gebieten nicht im gleichen Augenblick erfolgt; eine endgültige Folge der Ereignisse ist hierin schwer zu ermitteln, weil unser Material lückenhaft ist und eine vollständige Durcharbeitung der überlieferten Typen noch fehlt. Für das Kunstgewerbe sehen wir in einem Einzelfall in der Mitte der 1. Dyn. sich eine Veränderung vollziehen, die für die Zukunft bestehen bleibt: der Falke des Königsnamens auf der Palastfassade erhält eine neue Form. Einige Generationen früher ist schon die Zeichnung der menschlichen Gestalt nach einem Schema gefunden, das als Kanon für alle Zeiten beibehalten wurde. Von den Königen der 1. Dyn. sind uns Figuren, zunächst noch in kleinem Maßstab, erhalten, die schon alle Kennzeichen der äg. Plastik der Folgezeit zeigen, dabei auch schon die Heraushebung des Individuellen aus dem gegebenen Typus. An Bauwerken der 1. Dyn. besitzen wir Königsgräber (s. Grab D) und Tempel, in denen wir die schrittweise Steigerung der technischen Ausführung verfolgen können, die allmähliche Verwendung von Haustein neben Ziegeln, die Erfindung des echten und falschen Gewölbes (s. d. B) sowie endlich die Einfügung von Plastik und Malerei in die bauliche Wirkung. So sehen wir ungefähr gleichzeitig mit dem äg. Staate auch die Grundlagen der äg. K. entstehen, der er die großen Aufgaben stellte. Es ist ein selten zu beobachtender Vorgang von allergrößter Bedeutung, den wir in der Urzeit des Nil-Tals erkennen können: den allmählichen Übergang von der Arbeitsweise der Primitiven zum ausgesprochenen Stil des Kulturvolkes auf allen Gebieten des künstlerischen Schaffens.

Für die weitere Entwicklung der einzelnen Gebiete vgl. außer den folgenden §§ noch: Baukunst B, Kunstgewerbe B, Ziegelei.

§ 2. Das Verhältnis von Plastik und Malerei zu einander liegt für Ä. eigenartig, weil das Relief so flach ausgeführt wird, daß es wie eine Silhouette wirkt und in seiner Linienführung der eingeritzten oder aufgemalten Zeichnung nahesteht. Der grundsätzliche Unterschied zwischen Relief und Malerei, der z. B. für Griechenland gilt wegen der erhabenen, fast rundplastischen Ausführung des Reliefs, ist für Ä. beinahe nicht vorhanden. Es gibt allerdings Aus-

führungen der Malerei mit geschickter Ausnutzung der farbigen Behandlung und reichlicher Verwendung der Innenzeichnung, die ganz und gar im Sinne der Malerei gearbeitet und in Relieftechnik undenkbar sind. Anderseits haben wir gute Ausführungen des erhabenen oder versenkten Flachreliefs mit weicher Modellierung des Körpers und lebhafter plastischer Wirkung bei seitlicher Beleuchtung, so daß die Äg. es wohl verstanden haben, die Möglichkeiten der Wiedergabe in einer Stein- oder Holzplatte herauszuholen. Aber bei den durchschnittlichen Arbeiten und in der handwerksmäßigen Ausführung stehen sich Relief und Malerei nahe und folgen fast den gleichen Gesetzen.

Das umfangreichste Beispiel einer gemalten Komposition aus vorgesch. Zeit ist die mit figürlichen Darstellungen bemalte Wand in einem Grabe bei Kom el-Ahmar (Quibell und Green *Hierakonpolis* II [1902] S. 21 mit Tf. 68). Um 6 Schiffe gruppieren sich Männer im Kampf und auf der Jagd, dazu viele Tiere der Wüste, einmal auch die aus Babylonien bekannte Gruppe eines mit zwei Tieren (Löwen?) kämpfenden Mannes (Tf. 116). Von den letzten Herrschern der vordyn. Zeit und den ersten Königen der 1. Dyn. besitzen wir eine Anzahl von Reliefdarstellungen auf Paletten, Keulen und Jahrestäfelchen, in denen der größte Teil aller Gesetze der äg. Zeichnung bereits in Anwendung ist (Band I Tf. 16, Band VI Tf. 92). Allerdings waltet hier noch eine ungebundene Freiheit der Komposition, zu der sich Künstler der späteren Zeit erst unter Kämpfen durchgerungen haben. Auch herrscht im Stoff, z. B. in der Darstellung des Königs als Löwe oder Stier, und in der Auswahl der anzubringenden Motive eine Richtung vor, die unter den späteren Dyn. aufgegeben wird zugunsten einer schematisierenden Vereinfachung (Band I Tf. 15b).

Mit dem Beginn der 4. Dyn. ist für Relief und Malerei ein Höhepunkt erreicht, der alles wesentl. in sich schließt, das in den folgenden Epochen überhaupt gearbeitet worden ist. Malereien wie die Gänse von Medum oder Reliefs wie die Holzverkleidungen im Grabe des Hesi-Re sind meisterhafte Arbeiten, deren künstlerischer Gehalt niemals wieder von ähnlichen Stücken der späteren Zeit übertroffen worden ist. Zahl und Art der Typen, Umfang und Inhalt der Kompositionen sind im Laufe der Zeit von einzelnen Generationen natürlich bereichert worden; aber die Grundsätze, nach denen ein Entwurf gemacht und ausgeführt worden ist, haben sich nicht wesentl. geändert. Das Problem der Zeichnung ist in Ä. für alle Zeiten das gleiche geblieben, das es in frühdyn. Zeit geworden ist.

H. Schäfer *Von ägyptischer Kunst, besonders der Zeichenkunst*[2] 1922.

§ 3. Die ältesten Arbeiten der äg. Rundbildnerei sind aus Ton freimodellierte Figuren ohne Rückenstütze, rund herum ausgeführt und von allen Seiten zu betrachten; die späteren Gesetze der äg. Plastik liegen noch fast unerkennbar in ihnen. Die wichtigsten Beispiele der ältesten Zeit sind Frauen mit Steatopygie (s. d.) und ein im Schiff stehender Mann aus Ton aus vordyn. Zeit. Der Steinkopf des Königs Chasechemui (Dyn. 2) zeigt schon alle Kennzeichen der späteren Arbeiten. Das AR bildet die plastische Gestaltung des Menschen in stehender, sitzender (Tf. 118) und hockender Haltung in bestimmten Typen durch. Die meisten Steinstatuen haben eine breite Rückenplatte oder wenigstens einen Rükkenpfeiler, die aus dem Block ausgespart sind (Tf. 119a). Die Statuen des AR sind wie die späteren auf Vorder- und Seitenansicht berechnet, also nach dem uns aus der Folgezeit überlieferten Verfahren aus einem rechteckigen Block gehauen. Wir kennen dieses Verfahren aus unvollendeten Stükken. Es verwendet rechteckige Blöcke, bei denen auf die Vorderseite und die beiden Seitenflächen Ansichten der Statue gezeichnet werden, so wie sie sich dem vor der betreffenden Fläche stehenden Beschauer darbieten sollten. Das Aushauen erfolgte auf Grund der vorgezeichneten Linien und mußte zu Figuren führen, in deren Wirkung die Vorder- und Seitenansicht vorherrschte.

Die technische Ausführung der Statuen war verschieden in den einzelnen Rohstoffen. Steinfiguren sind fast immer aus einem einzigen Block gehauen, nur selten sind Nebenpersonen in den gemeinsamen Sockel eingelassen. Metallstatuen kleineren Umfangs werden in einem Stück nach einem ausgeschmolzenen Wachsmodell gegossen

(s. Bronzeguß B); größere treibt man in Platten, die zusammengesetzt oder auf einen Kern genagelt werden. Holzfiguren werden aus mehreren Stücken zusammengesetzt, wie der Verlauf der Schichten es ergibt. Die Holzfigur wird vollständig mit Gips überzogen und dann bemalt, so daß das fertige Stück ebenso wirkte wie eine bemalte Steinfigur. Metallfiguren waren im Gegensatz dazu nicht bemalt und zeigten, da die Patina erst nachträglich entstanden ist, eine glänzende Oberfläche. Auch die Bewegung der Glieder, das Einlegen von Stäben und Zeptern in die Hände, das Lösen vom Rumpf und das Anlehnen an Rückenpfeiler hing vom verwendeten Rohstoff ab. Der Metallguß erlaubte einen freistehenden und stark bewegten Körper (Tf. 119b); ebenso das Holz, wenn herausragende Teile angesetzt wurden; aber nicht der Stein, der zur Zusammenfassung als geschlossene Masse drängte. In allen Fällen konnten die Augen aus Glasflüssen oder Halbedelsteinen in Kupferrahmen eingesetzt werden. Ein wichtiges Dekorationsmittel war die Schrift (s. d. D), die fast niemals an einer Statue fehlt; sie konnte eingemeißelt, aufgemalt oder auch eingelegt werden.

Statuen sind in Gräbern und Tempeln wie Bauglieder verwendet worden. Meist stehen sie frei vor der Wand, oft als einziger bildlicher Schmuck des Raumes. Seltener sind sie im Stein mit der Wand verbunden und wirken dort im Zusammenhang mit Ornamenten und Schriftzeichen. Fast immer ist die äg. Statue zu einer bestimmten architektonischen Wirkung komponiert.

H. Schäfer *Die ägyptische Rundbildnerei* 1923; Fr. W. v. Bissing *Denkm. ägypt. Skulptur* 1906—1911; JPEK 2 (1926) Roeder.

§ 4. In der künstlerischen Hinterlassenschaft aus dem alten Ä. sind zahlreiche Meisterwerke erhalten, daneben viele handwerksmäßige Arbeiten und zuletzt Lernstücke aus den Bildhauerschulen. Wir erkennen nebeneinandergehende Strömungen, die bestimmte Lösungen von künstlerischen Aufgaben betonen und auf die Stilrichtungen der einzelnen Schulen zurückgehen mögen. Wir sehen ferner, daß künstlerisch wertvolle Arbeiten am häufigsten in der Nähe des königlichen Hofes entstehen, und daß die Arbeiten in den Provinzen dem dort herrschenden Schritt der Entwicklung nur langsam nachfolgen und mit ihren Erzeugnissen zuweilen unter dem Durchschnitt handwerklicher Güte bleiben. Man hat geglaubt, aus dieser Sachlage Folgerungen ziehen zu dürfen für eine Hofkunst und eine Volkskunst. Wenn auch beide Richtungen vorhanden sind, so wäre es übertrieben, aus ihnen zwei alleinwirkende Tendenzen machen zu wollen, die unabhängig voneinander laufen und sich fremd, zuweilen feindlich gegenüberstehen. Zweifellos wird kritische Sichtung der erhaltenen Kunstwerke dazu führen, die bisher undeutlich vorhandene Vorstellung der äg. Kunstschulen zu vertiefen und durch eine Reihe von Beispielen zu belegen, aus denen die stilistische Eigenart hervorgeht. Für das AR wird die Schule von Memphis, dessen Hoherpriester „der große Leiter der Künstler" heißt, im Vordergrunde stehen, und auch im NR hat Memphis seine selbständige Bedeutung neben den anders gerichteten Arbeiten aus Theben. Aus den anderen Städten Oberägyptens und des Deltas sind uns weit weniger Denkmäler erhalten, aber auch da glauben wir gelegentlich Sonderrichtungen des Stils zu erkennen.

Darüber hinaus wäre es für die äg. Kunstgeschichte wie für alle Länder das erstrebenswerte Ziel, die persönlichen Leistungen einzelner Künstler ausfindig zu machen und die Wirkung künstlerischer Charaktere zu ermitteln. Wir besitzen nun aber keine einzige äg. Statue, die mit dem Namen ihres Bildners versehen wäre. Werkstätten von Bildhauern sind mehrfach erhalten, besonders in Amarna (s. d. §4); aber aus den gefundenen Arbeiten lassen sich keine weittragenden Schlüsse entwicklungsgeschichtlicher Art ziehen. In einem einzelnen Falle kennen wir eine Darstellung eines Bildhauers, der an einer Figur der Königin Teje (Dyn. 18) arbeitet (Ludw. Borchardt *Der Porträtkopf der Königin Teje* 1911). Nicht viel besser liegt es für Reliefs und Malereien, wo wir wohl einmal vereinzelt in einem Grabe durch eine Darstellung einen Mann kennenlernen, der als Bildhauer oder Maler dort tätig gewesen ist (ÄZ 31 [1893] S. 97 Erman und 38 [1900] S. 107 Davies, für das AR; 42 [1905] S. 128 Erman und 54 [1918] S. 77 Spiegelberg, für das NR). Auf einem Grabstein des MR ist sein Maler genannt (ÄZ 32 [1894] S. 126

Kunst E. Vorderasien

Gipssteinstatue des Lugal-dalu von Adab, die älteste Statue der mesopotamischen Kunst. Konstantinopel (Nr. 3235). Nach Photographie.

a

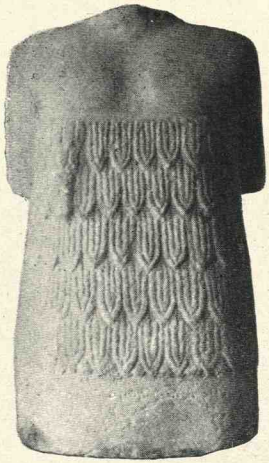
b

a. Rückseite der Statue des Lugal-dalu von Adab (vgl. Tf. 131). — b. Alabasterstatuette z. Z. des Ur-Nina, im Zottenrock, ohne Zeichnung der Zotten, aus Lagaš in Konstantinopel (Nr. 1581). Nach Photographien.

a

b

a. Unterteil einer arch. Statue aus weißem Kalkstein, nur untere Zottenreihe gezeichnet, in Konstantinopel aus Lagaš. Nach Photographie. — b. Dioritstatue des Entemena von Lagaš aus Ur (H. 0,76 cm). Nach Weidner.



a

b

c

Kunst E. Vorderasien

a—b. Basaltstatuette eines unbekannten Herrschers (um 3000 v. C.) im Zottenrock. Südbabylonien. Konstantinopel (Nr. 3053). — c. Kalksteinstatuette eines sitzenden Herrschers in sumer. Mantel aus Fell. Akkadisch (um 2700 v. C.). Lagaš. Konstantinopel (Nr. 5268).

a

b

Kunst E. Vorderasien

a. Sumerische Alabasterstatuette aus Lagaš in Konstantinopel. — b. Sumerischer Frauenkopf in Berlin. Nach Photographien.

Kunst E. Vorderasien

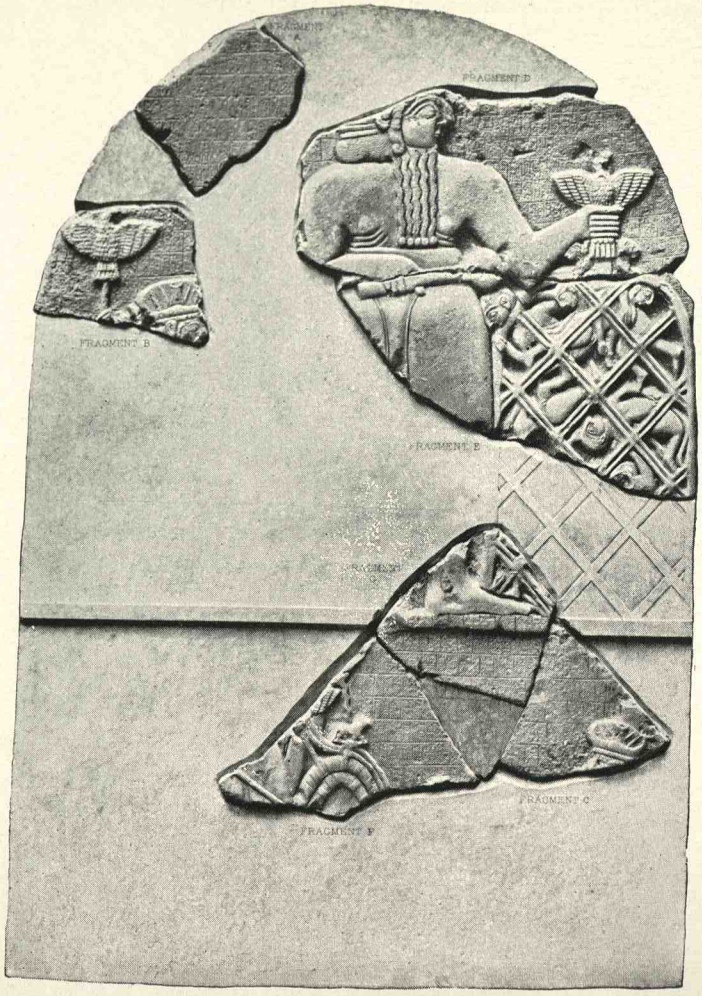
Relief des Ur-Nina von Lagaš in Paris. Nach Unger, Babylonisches Schrifttum.

a

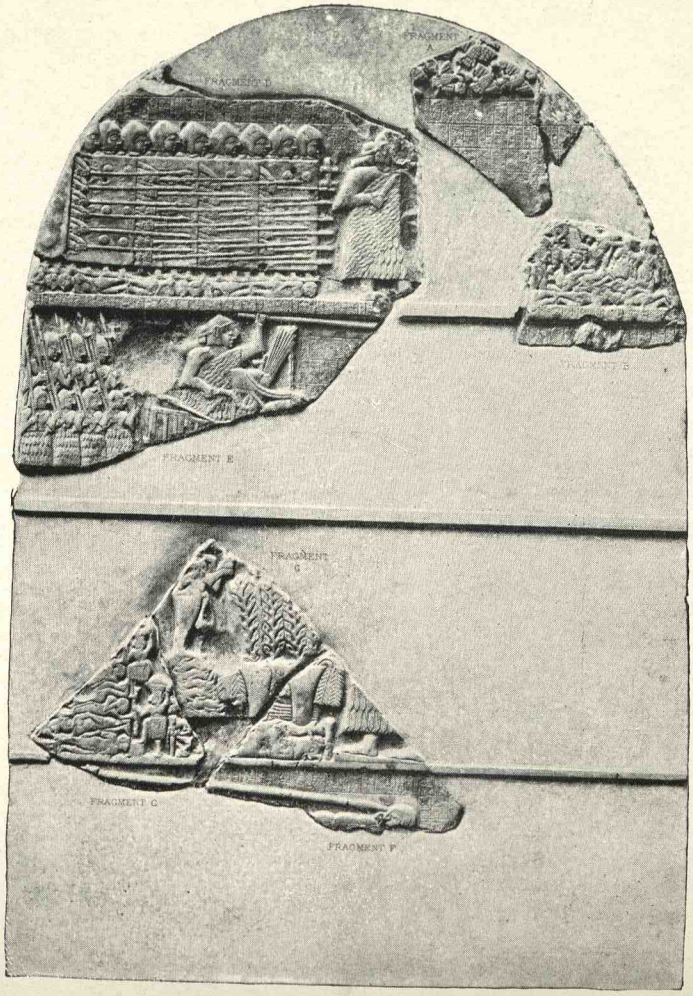
b

Kunst E. Vorderasien

a. Weihrelief des Ur-Nina von Lagaš. Konstantinopel (Nr. 401). Söhne und Minister des Königs. Kalkstein. H. 44 cm. — b. Dgl. Kalkstein. (H. 40 cm). Wappen von Lagaš. Nach Photographie.



a



b

Kunst E. Vorderasien

Die Geierstele des Eannatum von Lagaš in Paris. a. Vorderseite. — b. Rückseite. Nach B. Meissner.

Steindorff), und unter Tempelreliefs in Abusimbel stehen Namen, die wahrscheinlich nicht von Besuchern, sondern von Handwerkern stammen (ÄZ 50 [1912] S. 76 Roeder). Aber alle diese Beispiele sind vereinzelt und reichen nicht über zusammenhanglose Andeutungen hinaus. Wir werden also wohl für immer darauf verzichten müssen, die Entwicklung der äg. K. in wesentl. Zügen auf das Schaffen einzelner Persönlichkeiten gründen zu wollen. Ein in die 5. Dyn. gehöriges künstlerisches Experiment zeigt uns den Versuch, bei der Wiedergabe des menschlichen Körpers in Relief vom traditionellen Schema abzuweichen und den Rücken im Profil zu geben (ÄZ 42 [1905] S. 65 Madsen).

George Perrot *Histoire de l'art* I (1882), dtsch. von Pietschmann 1884; Wilh. Spiegelberg *Geschichte der ägypt. Kunst* 1903; Fr. W. v. Bissing *Einführung in die Geschichte der ägyptischen Kunst* 1908; Gaston Maspero *Histoire de l'art en Egypte* 1913, dtsch. 1913; Jean Capart *Leçons sur l'art ég.* 1920; ders. *L'art ég.* I—II (1909—11; 200 Bilder); Schäfer-Andrae *Die Kunst des alten Orients* (Propyläen-Kunstgeschichte II) 1925. Roeder

D. Palästina-Syrien s. Baukunst C, Goldschmiedekunst C, Vase E. E. Vorderasien (Tf. 131—165). S. a. Baukunst D, Felsdenkmal, Kunstgewerbe D, Perser A, Tuschpa.

§ 1. Kulturentwicklung. — § 2. Kunstwollen. — § 3. Übersicht über die Kunstgeschichte. — § 4. Sumer. — § 5. Akkad. — § 6. Neusumerer. — § 7. Babylonien. — § 8. Assyrien. — § 9. Elam. — § 10. Hatti. — § 11. Aramäer.

§ 1. Die Stellung eines altorient. Kunstwerks läßt sich vorderhand weniger nach künstlerischen Momenten bestimmen als zunächst durch die Beobachtung der kulturhistorischen Gesichtspunkte. Diese werden 1. bedingt durch den Fortschritt der technischen Kultur, der langsam, aber stetig vor sich geht. Die sumer. Zeit verwendet z. B. noch Fellkleider, die akkad. aber schon gewebte Gewänder. Die ältere Kultur kennt als Wagengespann den Esel, das Pferd wird erst in kassit. Zeit dauernd eingeführt; erst der Assyrer des 9. Jh. macht sich beritten. Namentlich sind es die Erfindungen auf kriegstechnischem Gebiete, die einen wertvollen Fingerzeig für die hist. Einordnung geben. Den Bogen (s. d. D) verdankt die Kultur den Akkadern, den Panzer (s. d. D), den Rammwidder, das zweischneidige Schwert (s. d. D) erst den Assyrern, die dadurch im 9. Jh. ihre Machtstellung begründeten. 2. Eine besondere Bedeutung haben die verschiedenen Sitten und Gebräuche. Sie sind zwar hauptsächlich den einzelnen Rassen eigentümlich, oder besser gesagt den Staatsgebilden, in denen eine gewisse Rasse die Oberherrschaft hat. Insofern sich aber diese Staaten in der Kulturhegemonie abwechseln, sind diese Sitten auch für die historische Bestimmung der Denkmäler von Wert. An der Barttracht (s. Haartracht D) haben wir ein wichtiges Merkmal. Die Sumerer und die Neusumerer rasieren Bart und Haupthaar, behalten nur die Augenbrauen. Die Hettiter rasieren den Bart, das Haupthaar dagegen nicht. Vollbart und Schopf, mitunter zu stattlicher Größe, lassen sich die Babylonier und Assyrer wachsen. Vollbart mit ausrasierten Lippen und rasiertem Haupthaar zeigt die älteste in Assur gefundene Rasse (Tf. 146 a). Denselben eigentümlichen Bart, aber vollgewachsenes Kopfhaar haben dagegen die Amoriter und Syrer (Hammurapi) und später die Aramäer (Tf. 165). Die Oberherrschaft eines anderen Staates hat, wie das Beispiel des Bar-Rekub von Samʿal zeigt, zur Folge, nicht nur, daß dieser Aramäer fremde Götter anbetet (s. Harrân § 3), sondern auch, daß er die Barttracht des Oberkönigs, hier des Assyrers, annimmt (E. Unger *Hettitische u. Aramäische Kunst* Archiv f. Keilschriftf. 1 [1923] S. 78f.). Die Tracht der Könige ist für ihren Staat charakteristisch: Der König von Babylon im 1. Jht. trägt einen bis zum Knöchel reichenden Chiton, gegürtet, sehr weit, so daß das Kleid hinten zahlreiche senkrechte Falten wirft. Die Krone (s. d. B) ist ein hoher spitzer Helm, von dessen Spitze ein Band hinten bis auf den Gürtel herabfällt. Dagegen hat der assyr. König über dem Chiton noch ein langes Gewand mit 3 spiralförmig aufwärtssteigenden befransten Borten. Ein Gürtel hält es zusammen. Die Krone ist ein abgestumpfter Kegel mit mittlerer kleiner Spitze. Das Diadem band ist um den unteren Rand gewunden und fällt mit seinen beiden Enden auf den Rücken. An einem Denkmal, der Stele des Asarhaddon aus Samʿal, sind der Kronprinz von Babylon und der von Assur demgemäß voneinander unterschieden

(Tf. 83 b und c; ZfAssyr. 31 S. 231 Unger). Der König eines Basaltreliefs aus Babylon, wahrscheinlich Asarhaddon darstellend, vereinigt beide Würden, indem er das assyr. Königsgewand und die Krone von Babylon trägt, entsprechend der zweifachen Königswürde Asarhaddons (vgl. Unger *Die autogenen Urkunden der assyr. Fürsten aus Babylon* Archiv f. Keilschriftf. 2 [1924] S. 19 f.). Von Wichtigkeit sind z. B. auch die Gebetsgesten, die im Laufe der Zeit wechseln und nach Staat oder Rasse verschieden sind. Die Sumerer umschließen dabei die zur Faust geballte linke Hand mit der Rechten und halten die Hände vor die Brust. Die Neusumerer legen einfach die rechte Hand in die geöffnete Linke. Die Babylonier erheben die geöffnete Rechte, wie im Redegestus, während die Linke geballt vor der Brust ruht. Die Assyrer heben die zur Faust geballte Rechte empor, dabei den Zeigefinger lang ausstreckend. Die linke Hand aber halten sie in Brusthöhe wagerecht offen, als wollten sie etwas empfangen. Die Hettiter aber ballen die Rechte zur Faust und erheben sie, während die Linke mit einem Gegenstande vor der Brust ruht.

§ 2. Die ältesten Bildwerke und die Grundlage der altorientalischen K. sind sumer. Ursprungs. Das Kunstwollen der Sumerer war daher maßgebend für den Stil der bildenden Künste des gesamten alten Orients, wie auch die sumer. Bilderschrift, die Keilschrift (s. d.), 3000 J. lang die führende Schrift gewesen ist. Das Kunstwollen des Sumerers ist auf klare und deutliche Darstellung gerichtet. Er wählt von jedem Gegenstand die charakteristische Ansicht. Er arbeitet aber nicht nach dem Modell, sondern nur nach dem Erinnerungsbilde. Er gibt auch keine perspektivisch verkürzte Wiedergabe des Bildes, sondern eine Abbildung der wirklichen Gestalt des Gegenstandes in der ausgeprägtesten Erscheinungsform, natürlich mit der Einschränkung, die das flüchtige Erinnerungsbild auferlegt. So sieht der Sumerer das Auge des Menschen stets von vorn, ebenso die Schultern und die Brust, das Gesicht meistens im Profil, so auch die Füße. Der Künstler faßt nur die einzelnen Teile auf und komponiert so die menschliche Gestalt aus verschieden orientierten Elementen. Der Sumerer gleicht darin dem Primitiven, der „kraft seiner konkreten Neigungen an Einzelheiten haften bleibt und noch nicht im Bild einen einheitlichen Organismus erkennt; denn er ist noch nicht fähig, von dem Einzelnen zu abstrahieren, auf Grund eines innerlichen Denkvorganges, innerlich abstrahierend zu sehen" (Th. Danzel *Anfänge der Schrift* S. 25). Die Zusammensetzung aus einzelnen Teilen, besser gesagt, Zusammenstückung, ist ein Grund der Proportionslosigkeit der Körper. Diese vermehrte sich dadurch, daß der Sumerer wichtige Körperteile, wie Kopf, Auge, Nase, Hände, durch auffallende Vergrößerung betonte.

Die Prinzipien des Kunstwollens, nämlich eine Darstellung, die der Wirklichkeit entsprach und in klarer, charakteristischer Form gegeben war, beschränkten natürlich die Motive auf ein geringes Maß und brachten die Entstehung von typischen Bildern mit sich. Die Erfindung neuartiger Motive ist daher sehr schwierig und selten, so daß sich alte Motive konservativ immer wiederholen. Das Typische erstreckte sich auch auf die Formgestaltung im einzelnen. Diese war ideal, regelmäßig und klar, ohne individuelle Charakterisierung. Für diese gab es nur äußere Abzeichen, Größe, besondere Kleidung, Schmuck, Symbole, die den Aufschluß über die Person des Dargestellten gaben, wenn nicht gar Beischrift dieselbe erläuterte. Irgendwelche Porträtähnlichkeit oder auch nur irgendein Charakterzug wird niemals im Gesicht zur Geltung gebracht. Man bemüht sich, die „Schönheit" durch gleichmäßige Wiederholung auszudrücken, namentlich bei nebensächlicheren Dingen des Beiwerks, zumal wenn sie sich aus kleinen, gleichartigen Bestandteilen zusammensetzten, wie der Schaf-, der Löwenpelz, Haare, Wasser, Gebirge, Blut, Feuer; alles wird in einzelne Zotten, Linien, Steine usw. aufgelöst und sauber nebeneinander und in Reihen übereinander gezeichnet. Das „Schöne" war den Sumerern das Regelmäßige, das konventionell Geordnete. Der Klarheit und Regelmäßigkeit der Formen im einzelnen entspricht auch eine gleichartige Behandlung ganzer Gruppen in der Komposition. Und zwar ist es das Prinzip der Zentralisierung, das die sumer. K. vorzugsweise beherrscht. Der Symmetrie zuliebe

wird dieselbe Person zweimal, im Gegensinne zur anderen, wiederholt (vgl. Band VIII Tf. 1 und 2a). Daraus entspringt die Monumentalwirkung dieser Kunstwerke, die bei kleineren Darstellungen ornamental-dekorativ ist. Erst in späterer Zeit traten ganz neue Kunstanschauungen hinzu, mitunter auch von Ägypten und Jonien beeinflußt, die den Stil der Kunstbilder veränderten.

§ 3. In Mesopotamien steht in alter Zeit die Rundskulptur gleichartig neben der Reliefkunst. Die frühesten datierten Denkmäler sind die Statue des Lugal-dalu (Tf. 131, 132a) von Adab (s. d.) und die Löwenkeule des Mesilim von Kiš (s. d.; Tf. 169a). Charakteristisch sind die aus buntem Material eingesetzten Augen und Brauen. In der Folgezeit, die durch Ur-Nina von Lagaš (3200 v. C.) gekennzeichnet ist, kommt daneben das plastisch gearbeitete, einst bunt bemalte Auge auf, vgl. die Statuette in Konstantinopel (Tf. 132b). Bemerkenswert ist für die ältere Zeit ferner die Verwendung von weichem Material, Kalk- und Gipsstein, der damaligen Kupferzeit entsprechend. Härteres Gestein, Diorit und Basalt, wird namentlich erst seit der Akkad-Zeit bevorzugt, mehr noch zur Gudea-Zeit. Es ist das Material für die Statuen, die so haltbarer und schwerer zerstörbar waren. Die Bildkunst war zu allen Zeiten an die Stätten der Bildung und Kultur gebunden; die Priester waren gleichzeitig Schreiber und Bildhauer (s. Schreiber). Die K. war also vorzugsweise Hofkunst. Dagegen spielt die Volkskunst nur eine nebensächliche Rolle im Gegensatz zu Ägypten. Die Terrakottenbildnerei, die Glyptik (s. d. C), also die Kleinkunst, sind das Gebiet der Volkskunst. Sie ist an der größeren K. nur durch wenige Werke beteiligt. Diese sind von altertümlicher, ungeschickter Ausführung, und ihre Kulturhöhe ist für ihre hist. Einordnung allein maßgebend. Sie sind besser als Werke der Provinzkunst anzusehen (B. Meissner *Babyl. u. Assyr.* I Tf. Abb. 171; AO 15 Abb. 22, 51, 52). Die Provinzkunst hatte mit der wachsenden Ausdehnung des assyr. Reiches auch eine größere Verbreitung (Tf. 154c, 156a, 157).

Was den Zusammenhang der K. der einzelnen Völker angeht, so haben die Akkader von den Sumeren Kultur und K. übernommen und hervorragend weiterentwickelt. Die Neu-Sumerer traten das akkad. Erbe an, griffen aber wieder mehr auf die alten sumer. Anschauungen zurück. Die sumer.-akkad. Kultur wirkte bis 1900, dem Ende der Hammurapi-Dynastie, worauf durch die Invasion der Hettiter ein 200jähr. Stillstand eintrat, gleichzeitig mit der Hyksos-Herrschaft Ägyptens. Das Übergewicht Assyriens bestimmte dann immer mehr die Linien der Kultur. Einigen Einfluß auf die Entwicklung müssen wir auch der Eroberung Syriens durch Ägypten zuschreiben, die um die Mitte des 2. Jht. stattfand. Sie gaben den Hettitern einige Kulturelemente, von denen die Sphinx und die geflügelte Sonne am augenfälligsten sind. Und die Hettiter vermittelten diese Typen weiter an Assyrer und Aramäer, die teils schon eine selbständige Kultur hatten, oder sie erst neu schufen, wie die Aramäer. In der Folgezeit stehen alsdann die Kulturen der Babylonier, Aramäer, Hettiter und Assyrer selbständig nebeneinander. Die letztere entfaltete sich zu großer Bedeutung. Im 7. Jh. kommt sie in Berührung mit Ägypten, was auf die K. nicht ohne Einwirkung ist. Der Ausläufer der assyr. K. ist die neubabyl. K., andrerseits hält sich aber die assyr. Kultur noch bis ins 2. Jh. n. C. in der alten Hauptstadt Assur und gibt sich kund in Denkmälern mit aram. Schrift und parthisch anmutender K. (SB. Preuß. Ak. 1919 S. 1042f. P. Jensen). Die unmittelbar nach der neubabyl. Epoche entstehende K. der Perser (s. d. A) lehnt sich bald, beeinflußt durch die Berührung mit der archaisch-griech.-jonischen Kultur, an deren eigenartige K. an. Den Anfang machte das große Relief des Darius Hystaspes am Berge Bisûtûn (s. d.). Seitdem dominiert der Einfluß der K. des Abendlandes im Orient.

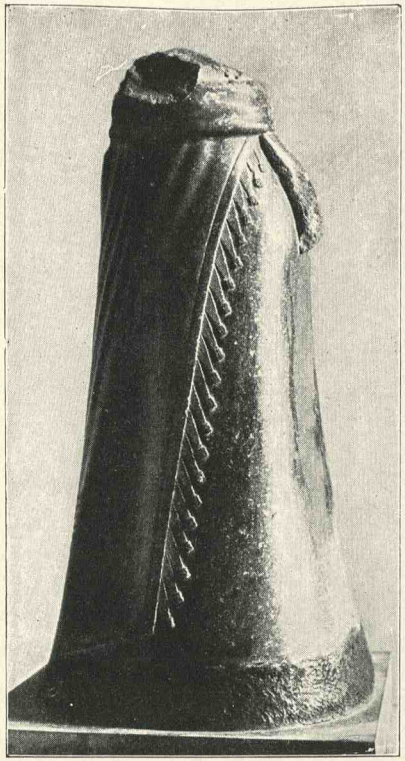
§ 4. Die sumer. K. zeigt sich am besten in den Denkmälern der Dynastie des Ur-Nina von Lagaš bis zu dem letzten Fürsten dieser Epoche in Lagaš, Urukagina (3200—2900 v. C.), da die Fürsten dieser Stadt in hist. Folge bekannt sind: Eine Reihe von plastischen Rundskulpturen, Statuen aus Kalkstein (Tf. 133a), aus Alabaster, die in der Ausführung besonders fein sind (Tf. 135a). Erwähnenswert ist ein Frauenkopf, der einer Prinzessin angehören mag (Tf. 135b)

und sich mit dem Kopf der Prinzessin Lidda auf dem Relief des Ur-Nina gut vergleichen läßt (Tf. 136). Dieser Fürst hat eine Reihe solcher Reliefs hinterlassen, die, in der Mitte durchbohrt, liegend aufbewahrt wurden und einen aufgerichteten Streitkolben trugen (Tf. 137a, b). Von Eannatum stammt die bekannte Geierstele (Tf. 138), deren profane Seite die Zerlegung in einzelne Teile, besonders bei dem Heerhaufen der oberen Reihe, vortrefflich zeigt, deren Köpfe, Schilde, Hände ohne Rücksicht auf eine gleichförmige Zahl gezeichnet sind, so daß jede Kombination über die „Phalanx" ohne Nutzen ist. Entemena hat u. a. eine Silbervase hinterlassen mit prächtigen Wappengravierungen (Band I Tf. 5a, b), außerdem noch eine Dioritstatue (Tf. 133b) aus Ur (s. d.; vgl. a. Tf. 134a, b). Aus dem letzten Zeitabschnitt stammen die ersten Siegelzylinder mit gravierten Bildern, die aber meist nur in Abrollungen auf Tonplomben (s. d.) vorliegen, eine Erfindung, die wohl damals gemacht wurde und Hand in Hand mit der Erfindung der Kontrakt-Tontafel gegangen ist (s. Glyptik C).

§ 5. Die akkad. K. des in Mesopotamien um 2800 v. C. zur Herrschaft gelangten sem. Volkes geht zwar zunächst in den sum. Bahnen, schlägt aber bald durch neue Kunstanschauungen andere Wege ein. Der Akkader übernimmt die Gesetze der Darstellung nach Wirklichkeit und klarer Charakteristik, aber er übersieht die ganze Gestalt, die Proportionen werden bedeutend besser. Bei Gruppen sind die Figuren einzeln herausgelöst, treten plastischer hervor. Die Komposition bevorzugt an Stelle der sumer. Zentralisierung im Gegensatz dazu die Reihung. Die Ausführung ist lebendiger, der plastische Sinn zeigt sich in der Wiedergabe von Gewandfalten. Das Relief Sargons, des Begründers der Dyn. von Akkad, ist von M. Pézard und E. Pottier *Les Antiquités de la Susiane* 1913 Nr. 1 S. 29f. beschrieben und Rev. d'Assyr. 21 (1924) S. 65f. von E. Nassuhi veröffentlicht. Gleichzeitig ist die Statue Tf. 134c in Konstantinopel. Ein Schlachtbild gibt Einzelkämpfe; Falten des Gewandes als besondere Neuerung sind plastisch dargestellt, sie divergieren sogar etwas von der Mitte aus nach den Seiten. Darnach hält sich dies Werk schon neuartig gegenüber der sumer. Kunstweise. Aber schon der König Maništusu entwickelt die neuen Kunstideen weiter in seiner Statue (Tf. 139b), die noch dazu einen technischen Fortschritt, gewebtes Gewand, hat und in der Faltengebung von großer Feinheit ist. Das Relief Naram-Sins (Tf. 139a) zeigt in der Königsfigur einen neuen Typus und hat nicht mehr die gedrängte Massenkomposition der Sumerer, sondern die Reihung und plastischere Gestaltung mit Luftzwischenraum. Der Künstler dieser Stele geht noch darüber hinaus, indem er das ganze große Relieffeld in eine einzige Szene zusammengezogen hat mit Benutzung der Natur von Wald und Berg, ein neues Element in der Kunst, die Einbeziehung der Landschaft. Ähnlich sind die feinen Siegel des Šarkališarri (vgl. Band IV Tf. 157d), des Ubil-Ištar u. a. (Tf. 149a). Denkmäler dieser Fürsten fanden sich in Susa, in Babylonien, selbst in Armenien (Relief Naram-Sins aus Miafarkein ö. von Diarbekr (Band V Tf. 93), entsprechend der Ausbreitung ihrer Herrschaft. S. a. Glyptik C.

§ 6. Die neusumer. K. bildet um 2600 v. C. einen neuen Aufschwung der alten sumer. K., überhaupt den Gipfelpunkt der sumer. Kultur in den Werken des Gudea von Lagaš, der das Erbe des akkad. Staates, wohl mit Ausnahme des assyr. Gebietes, beherrschte, dem Reiche Nebukadnezars II. (605—562 v. C.) vergleichbar. Beide Könige reden nicht von ihren kriegerischen Erfolgen, sondern von ihren religiösen Bauten zu Ehren der Götter. Gudea war ein großer Förderer der K., er erbaute den Haupttempel von Lagaš, das *Eninnu* des Gottes Ningirsu, und schmückte ihn mit 7 Reliefstelen, mit Statuen, von denen sich bisher 16 ziemlich gut erhaltene gefunden haben, und mit anderen Weihgegenständen. Die vollständige Statue Gudeas (Tf. 140c) nähert sich in bezug auf die Proportionslosigkeit der alten K.; in der eleganten, bei weicheren Gesteinen oft lebenswahren Durchbildung der einzelnen Teile aber ist sie von Akkad abhängig. Die Reliefs der Stelen (z. B. Tf. 140a, 145a) übernehmen die plastische Gestaltung der Figuren, verschmähen die gedrängte Füllung nach sumer. Art, nähern sich aber der zentralisierenden Komposition der Vorfahren. Die fruchtbare Kunsttätigkeit Gudeas gelangte

a



b

Kunst E. Vorderasien

a. Bundsandsteinstele des Naram-Sin aus Susa in Paris. — b. Unterteil einer Statue des Manischtusu aus Susa in Paris (Pézard Catalogue Nr. 46).

a

b

c

Kunst E. Vorderasien

a. Oberteil einer Kalksteinstele. Relief mit Gudea und Göttern in Berlin (VA 2909). Nach Hunger-Lamer. — b. Dioritkopf des Gudea in Paris (Louvre; Heuzey Nr. 55, H. 0,23). Nach Photographie. — c. Dioritstatuette (I) des Gudea in Paris. Nach B. Meissner.

auch zur Erfindung neuer Typen. Besonders eigenartig ist das in Vorderasien bisher unbekannte und kühne Motiv der am Himmel schwebenden Gottheit, die das Weihbecken in Konstantinopel (Nr. 5555; Band IV Tf. 200c) offenbart hat. Dies Denkmal ist eine Verherrlichung des fruchtbringenden Regen- und Quellwassers, personifiziert durch Göttinnen, die 7 Zwillingstöchter des Ningirsu (die Igigi des Himmels), die im Verein das segensreiche Wasser spenden, dessen wellenförmige Bewegung das ganze Relief wunderbar durchwebt (E. Unger *Das Weihbecken des Gudea* Altor. Texte u. Unters. II 2/3, S. 27ff.). Das Becken ist eins der schönsten Kunstwerke des Alten Orients, anziehend auch durch seinen allg. menschlichen Gedankeninhalt, das Lob des segenspendenden Wassers, wie der Klagefrauensarkophag in Konstantinopel in der Wiedergabe einer stillen Trauer. — Vgl. a. die Statuetten Tf. 141.

§ 7. Der Vorläufer der babyl. K. ist in der wenig bekannten K. der auf Gudea folgenden Dyn. von Ur III. und Isin I. zu suchen. Sie ist eine Fortsetzung der vorigen Periode der K., wie aus den Miniaturbildern der Siegelzylinder hervorgeht. Ein vortreffliches Beispiel ist die Statue von Mari (Tf. 142; um 2300 v. C.) und ihre Schwester, die eine Inschrift des Puzur-Ištar von Mari (s.d.; Band VIII Tf. 5) trägt. Neben der Gudea-Statue (Tf. 140c) ist sie die einzige, die ihren Kopf wiedergefunden hat. Das plastische Element ist durch Falten hervorgehoben; auch einige Statuen von *Patesis* dieser Zeit sowie ein Relief (Tf. 143, 144) haben ähnliche Stilisierung. Die Reliefs Hammurapis (2000 v. C.) aber zeigen deutlich eine gewisse Steifheit, eine schematische, flauere Darstellung der weichen, plastischen Formgebung (Tf. 145b). Nach der 200jährigen Lücke begann für die K. in Babylonien unter den Kassiten eine neue Epoche, die nur wenig Denkmäler hinterlassen hat (Band IV Tf. 202a, 205b, 206) und von den Kunstanschauungen der Assyrer abhängig ist. Eine Abweichung von ihnen bildet jedoch die Wiedergabe der Gewandfalten, wenn auch nicht in natürlicherer Weise wie früher, sondern steif regelmäßig stilisiert, vgl. das prächtige Relief des Marduk-apla-iddina II. (um 715 v. C.; Tf. 161). Die neubabyl. Zeit Nebukadnezars II. schließt sich an die spätassyr. K. an, namentlich in der ausdrucksvollen Darstellung der Tiere am Ištar-Tor von Babylon (Tf. 150a). Damals dominierte die Architektur über die anderen Künste (s. Baukunst D).

§ 8. Die assyr. K. gleicht in ihren ältesten, noch schriftlosen, also vorgesch. Werken der K. der Sumerer. Auch die Kultur stand auf derselben Höhe, aber eine eigenartige Rasse, nach der Barttracht zu urteilen (s. § 1, 2), herrschte hier, vermutlich selbständig von Sumer. Die Statue des „Konsistorialrats" aus Assur (Tf. 146a) und ähnliche mit dem Schafpelz bekleidete Plastiken sind aus dieser Zeit erhalten (W. Andrae *Die archaischen Ischtartempel in Assur* WVDOG 39 Tf. 30ff.). Selbständigkeit wechselte mit Abhängigkeit zur Zeit des Bur-Sin von Ur III. (2500 v. C.) und des Hammurapi (2000 v. C.); doch haben sich bisher nur geringe Reste erhalten, z. B. die Gipssteinstatue (Tf. 146b). In der steifen, scharfkantigen Stilisierung der Falten gibt sich schon die assyr. Eigenart kund, die auf besondere Regelmäßigkeit, peinlich saubere Angabe von Einzelheiten, Haare, Locken, Troddeln, Stickereien, später immer größeren Wert legte und nach Erlangung der dauernden Selbständigkeit um 1400 einen eigenen Kunststil entwickelte, nachdem vorher, wie es scheint, die Hettiter einen Einfluß in kultureller Hinsicht ausgeübt hatten. Die Rundplastik wird stark vernachlässigt, die Reliefs sind mehr zeichnerisch, hartkantig abgesetzt. Die Proportionen der Figuren sind gut, diese werden aber sorgfältig aus ihren einzelnen Teilen zusammengefügt. Die Darstellung der Falten wird gänzlich verabscheut. So erhalten die Bilder etwas Steifes, Hartes, aber doch auch Ernstes, Feierliches und Würdiges, besonders im ideal gehaltenen Gesichtsschnitt. Einen ersten Höhepunkt bezeichnet der Thronaltar des Tukulti-Ninurta I. (1250 v. C.; Tf. 147). Ein anderer Altar (s. Altar E § 5) dieses Königs zeigt eine Eigenart assyr. K.: dieselbe Person auf einem Relief nebeneinander zweimal in kinematographischer Art zur Darstellung zu bringen. Andere Beispiele dafür bieten die Löwenjagdreliefs Assurbanipals (ZfAssyr. 31 S. 233f. E. Unger), ferner die Wiederholung einer ganzen Szenerie in späte-

rem Zeitpunkte auf dem Bronzerelief O von Imgur-Enlil (s.d.). Der Kunststil bleibt in den folgenden Jh. im wesentl. gleich. Die Jagdreliefs des Assurnassirpal II. (880) und das Trankopfer (VA 959, 962, 964 und 939 in Berlin aus dem Palaste in Kalḫu; Tf. 148—150) haben die saubere, etwas steife Behandlung bei Mensch und Tier (s. a. Tf. 156b). Beispiele der Rundplastik geben die Statuen der Zeit des Salmanassar III. (830 v. C.) aus Assur (Tf. 154a, 155); ein Beispiel der als Herrschaftszeichen errichteten Stelen ist die seines Sohnes Šamši-Adad V. (Tf. 154b). Beispiele der provinziellen K. Assyriens, entfernt von der Residenz angefertigt, geben die Reliefstelen Adadniraris III. aus Sabaʿa in Konstantinopel (Nr. 2828; Tf. 156a), des Oberhofmeisters Bêl-harrân-bêli-uṣur aus Tell Abta, ebenfalls in Konstantinopel (Nr. 1326; Tf. 154c), und das Relief Tf. 157. Seit Tiglatpileser III. (730 v. C.), der sich einen Palast in Kalḫu erbaut, kommt aber ein neuartiger Zug in die K., der sich in natürlicherer Darstellung des Beiwerks (Haar, Gebirge) und in der Körperhaltung kundgibt; so wird die Schulterpartie mitunter auch im Profil gegeben, die Gewänder erscheinen als einheitliches Ganzes, nicht als Stückwerk, wie früher (Tf. 153b). Vor allem aber werden die Tiere realistischer gezeichnet, in den Löwenjagdreliefs Assurbanipals (Tf. 152a, b) zu höchster Lebendigkeit gesteigert, daneben behalten aber Haare, Blut, Wasser usw. die regelmäßige Gestaltung. Vgl. das Relief Tiglatpilesers III. einer Araberschlacht (Tf. 151a), die Reliefs Sargons II., der sich einen Palast in Dur-Sargon (s. d.) errichtete (Tf. 153a); letzteres zeigt die Vorliebe für landschaftliche Darstellung; ferner das Kriegerrelief Sanheribs (Tf. 158, 159) und die Basaltstele Asarhaddons aus Samʿal, von dem überhaupt wenig Skulpturen bisher bekannt sind (Tf. 160a). Den Höhepunkt und Abschluß der assyr. Bildkunst erreichen die berühmten Reliefs Assurbanipals, dessen Elamiterschlacht mit ihrer Kleinmalerei und dem wilden Durcheinander des Kampfes von den ähnlichen Schlachtdarstellungen der Ramessiden an den Tempeln von Theben in Ägypten abhängig ist, das damals für längere Zeit dem assyr. Reiche untertan war (Tf. 160b). Die Reliefs dieses bedeutenden assyr. Herrschers (Tf. 152 Löwenjagd; Tf. 151b Araberschlacht) mit ihrer seltsamen Mischung von strenger Stilisierung der menschlichen Gestalten und des Beiwerks und mit der naturalistischen Darstellung der Tiere gehören zu den eigenartigsten Schöpfungen und Zeugnissen des Kunstwollens überhaupt. Für die assyr. K. ist fernerhin noch bezeichnend, daß die Abmessungen der Reliefs sich im Laufe der Zeit verkleinern, wobei sich die Darstellungen immer mehr verfeinern.

§ 9. Die elamische K. liegt zur Zeit der sumer. K. noch in der Primitivität befangen, und man kann die erhaltenen Denkmäler dieser Zeit nur als provinzielle, ungefüge Machwerke bezeichnen (Tf. 162c). In das Licht der Geschichte tritt Elam in akkad. Zeit, als es von Sargon, ebenso von Naram-Sin erobert und anscheinend kultiviert wird. Derselbe, etwas altertümlich anmutende Kunststil gegenüber den Skulpturen von Akkad zeigt sich in der Sitzstatue der Göttin Narude, die *BA-ŠA* (Puzur) — *Schuschinak*, Statthalter von Elam, in Susa weihte. Die Göttin (Tf. 162d) trägt eine Vase und ein Zepter und ist in das göttliche Kleid gehüllt, das sich damals aus dem ehemaligen Zottenrock (Schaffell) der alten Sumerer zu dem Göttergewande der Akkadzeit entwickelt hatte, wobei die früher aus Stilgrundsätzen in einzelne Zotten und in Reihen aufgelösten Fellhaare nunmehr volantartig übernommen sind. Es handelt sich hier um ein Phantasiegewand, für die Götter allein vorbehalten (zur Inschrift vgl. C. Frank *Die altelamischen Steininschriften* 1923 S. 14f.). Das Relief eines Weihgegenstandes, vor dem heiligen Pflock kniender Gott und segnende Göttin hinter ihm (Tf. 162a), zeigt im Stil die Nähe der Gudea-Zeit (M. Pézard *Antiquités de la Susiane* 1913 Nr. 6 S. 36). Die Abhängigkeit Elams von Mesopotamien spricht sich auch weiterhin in den spärlichen wertvollen, echt elamischen Denkmälern aus. Durch die Raubzüge des Kuturnaḫunte (2280 v. C.) und Šutruknaḫunte II. (1176 v. C.) wurden zahlreiche babyl. Skulpturen nach Susa verschleppt und dort ausgegraben, während umgekehrt Assurbanipal (um 640 v. C.) 36 elam. Statuen nach Ninive entführte, so daß verhältnismäßig wenige elam. Kunstwerke in Susa (Tf. 163) zutage traten.

Um 1500 v. C. war König Untaš-Gal als großer Tempelerneuerer tätig. Interessant ist die Schlangenstele mit 4 Friesen (Rev. d'Assyr. 13 S. 119f. M. Pézard; ebd. 17 S. 113f. M. Rostovcev) und die mit Metall ausgegossene Bronzestatue seiner Gemahlin Napir-Asu (Tf. 162b). Höchst eigenartig ist die Bronzeplatte des Schilchak-In-Schuschinak, des Sohnes von Šutruknaḫunte II. Hier sind zahlreiche Opfer- und Weihgegenstände und Anbeter in Rundplastik aufgesetzt. Diese Skulpturen sind aber nicht von besonderer Feinheit der Ausführung, die auch in Babylonien in der damaligen kassit. Epoche, wenigstens soweit bis jetzt bekannt ist, nicht vorhanden war.

§ 10. Die hettit. K. liegt in ihren Anfängen in tiefem Dunkel. Es ist für die Kultur der Hettiter (s. d.) kein günstiges Zeichen, daß ihre 200jährige Herrschaft über Babylonien von 1900—1700 v. C. von dieser nicht nur keine Spuren hinterlassen hat, sondern auch die Kultur und K. des eroberten Landes auf ein Nichts herabgedrückt hat, so daß völliges Dunkel über diese Per. herrscht. Als angeblich ältestes Denkmal, schon aus dem 3. Jht. stammend, wird von O. Weber (*Die Kunst der Hethiter* Orbis Pictus 9 Abb. 1 S. 10) die Bronze eines sitzenden Gottes im Zottenrocke (VA 5257) angesprochen. Es handelt sich hier um eine im Kunsthandel erworbene Fälschung, die der Verfertiger aus zwei aneinandergelöteten Blechplatten herstellte, die an einer Stelle eigenartig durchbohrt und in der Mitte umgebogen sind, so daß die Figur in sitzende Stellung kommt. Der Fälscher hatte sich als Vorbild die Plastik eines Skorpionsmenschen aus Gusana (s. d.; Tell Halaf) genommen, die er bei der dortigen Ausgrabung gesehen haben wird. Diese Figur hat einen Vollbart mit ausrasierten Lippen. Sie wäre selbst, wenn sie echt wäre, schon deshalb nicht hettitisch. Eine Scheidung der Denkmäler der Hettiter von den bisher irrig hinzugezählten Denkmälern kann wegen der Unkenntnis der Bilderschrift nur durch äußere Merkmale der Kultur geschehen. Der echte Hettiter ist rasiert, trägt aber langes Kopfhaar. Diese Tracht hat er in seiner Hauptstadt Hatti (s. d.) sowohl auf den Reliefs des Jasilikaja-Felsens (Band III Tf. 48, Band I Tf. 5c) als auch bei anderen Skulpturen mit und ohne die Hieroglyphen-Inschriften. Diese sind erhaben gemeißelt. Die eingeritzte Schrift ist sehr spät, etwa vom 7. Jh. abwärts, und ist wahrscheinlich zur Schreibung einer anderen Sprache (aramäisch?) verwendet worden (s. Palanga). Die Skulpturen von Hatti (s. d.) gehören etwa ins 14.—13. Jh. Demselben Kunstkreise gesellen sich Denkmäler folgender Orte zu: Öjük, Melidia, Karabel, Karkamisch, Iflatun (s. diese Artikel nebst Tafeln), ferner Fraktin im Taurus (E. Meyer *Reich u. Kultur d. Chetiter* 1914 Abb. 81) und das Relief aus Jarre bei Angora (E. Meyer a. a. O. Abb. 33); endlich die ältesten Skulpturen aus Samʿal (s. d.), die des Südstadttores. Die hettit. Kultur stand unter ägyptischem Einfluß, der durch Kriege, Verträge und den Briefwechsel der Fürsten aus dem Funde von Tell Amarna dokumentiert ist. Allenthalben ist die äg. geflügelte Sonne übernommen, in Hatti und Öjük auch die weiblichen Löwensphingen. Offenbar ist auch die Bilderschrift in Nachahmung der äg. entstanden. Die Reliefs sind in Hatti plastisch, rund und weich, in Öjük dagegen flach, scharfkantig und hart. Doch mag das hier daran liegen, daß die Skulpturen teilweise unvollendet sind, also den anscheinend fertigen Reliefs wohl der letzte Schliff noch fehlt. Auch das Felsenrelief von Fraktin ist nicht vollendet. Die Darstellungen geben meist Prozessionen, Anbetungs- und Opferszenen, in Öjük und Melidia auch Jagden auf Löwe, Hirsch und Eber. Die hettit. Reliefs von Samʿal sind etwas später, um 1000 v. C., anzusetzen, die von Melidia aus ders. Per. (die Jagd auf einen Löwen, der sich spiralförmig dreht), die jüngeren von Karkamisch (s. d.) aus dem 8. Jh., doch ist es ungewiß, ob hier hettit. K. vorliegt. Ob nach der Eroberung von Karkamisch durch Sargon II. von Assyrien (717 v. C.) noch hettit. Denkmäler entstanden sind, ist nicht sicher. Jedenfalls sind die dargestellten Personen unhettitisch (s. Iwris; Band VI Tf. 40). Die Inschriften werden später eingeritzt und noch bis um 550 v. C. geschrieben (s. Palanga). Es liegt nahe, für die Sprache dieser Inschriften eine andere Sprache zu vermuten als das Het-

titische, nämlich das Aramäische, das sich in der Gegend des Hatti-Reiches bis ins 5. Jh. hinein erhalten hat (vgl. die Denkmäler von Arabisson; vgl. § 11 Schluß).

§ 11. Die K. der Aramäer, die seit dem 14. Jh. in Mesopotamien auftauchen, ist bisher wenig beachtet worden. Das Kennzeichen der Aramäer ist ihre eigenartige Barttracht, Vollbart mit ausrasierter Ober- und Unterlippe und lange Haare, wie namentlich aus den Denkmälern von Samʿal (s. d.) hervorgeht. Die Aramäer waren noch zur Zeit Tiglatpilesers I. (1100 v. C.) Nomaden, haben sich aber bald darauf seßhaft gemacht. Um 1000 v. C. ging „der König von Arumu" erfolgreich gegen den Assyrerkönig Ašurrabi vor (Salmanassar III.; Monolith von Kurḫ II, 37/8). Ob damals ein einheitliches aram. Reich in Syrien-Nordmesopotamien bestanden hat, ist ungewiß. Aus dieser Zeit, der 1. Kunstperiode, stammen die älteren Skulpturen von Gusana (s. d.), Basalt-Orthostaten mit flachen, scharfkantigen Reliefs, auf denen das Beiwerk, Muskeln, Haare, Gewand, z. T. eingeritzt sind. Aus der Nähe Assyriens erklärt sich die Verwendung von Keilschrift. Außer den in „Gusana" § 4 erwähnten Skulpturen (die meisten sind unpubliziert, andere in schlechten Bildern) das Relief mit der geflügelten Sonne, die mit ihrem Schwanz auf einem Schemel ruht, den zwei Stiermenschen mit dem Gesicht in Vorderansicht halten; unter dem Schemel befindet sich der „Wilde Mann" im Knielauf. Ferner das Relief eines Bogenschützen, der auf einen Wildstier schießt. An Rundplastiken sind zwei Skorpionsmenschen bemerkenswert, der eine mit konischer, der andere mit runder, hörnergeschmückter Kopfbedeckung, das Vorbild für die in § 10 (Anfang) erwähnte Fälschung. Aus der 2. Per. sind aus Gusana die Reliefs des Kapara, Sohn des Hadiani, ebenfalls mit Keilschrift, erhalten, die dem 9. Jh. angehören (Band IV Tf. 272). Die K. Kaparas ist roh und provinziell. Seine Reliefs sind kleiner als die älteren, die zum großen Teil in schlechter Art kopiert sind, z. B. das Relief der Sonne zeigt die Stiermenschen im Profil, der „Wilde Mann" fehlt. Andere Reliefs geben Darstellungen der Stierjagd zu Wagen, der Löwenjagd ebenfalls zu Wagen, sowie mythologische Szenen: eine Tierkapelle; ein Löwe im Kampf mit einem Stier, über Kreuz stehend; zwei Männer, von zwei Seiten einen bösartigen wilden Mann bekämpfend; ein stilisierter Palmbaum; ein Mensch mit zwei Löwenköpfen, seine Hände sind mit Stricken an Pflöcke in der Erde gefesselt; ein Fischmensch, von einem schlangenartigen Band ringsherum umschlossen. Auch Rundskulpturen, eine männliche, eine weibliche, sowie die Doppelskulptur des Königs und der Königin sitzend, sind das Werk Kaparas, wie die Reliefs plump, ohne Proportionen, kantig gearbeitet. Die Augen waren im allg. farbig inkrustiert.

Der gleichen Zeit entstammen die älteren aram. Reliefs von Samʿal aus dem Burgtore — dazu kommen die Reliefs aus Arslan-Tasch (Tf. 165 b) und Um-Šeršuḫ (Tf. 164 a) —, sind jedoch inschriftlos, wie überhaupt die Keilschrift niemals von den Aramäern von Samʿal geschrieben wurde, sondern nur die phön. Schrift. Die Reliefs von Samʿal haben nicht die plumpe Ausführung derer von Gusana, die Konturen sind gerundet, die Haltung der Figuren ist energischer und kraftvoller, besonders bei dem Wettergott Hadad. Die Rundskulpturen sind massig und plump, aber gerundet. Eine aram. Eigenart scheint zu sein, daß die Statuen, Menschen oder Tiere, das eine Bein gelegentlich in Bewegung vorsetzen, bei den Löwen des Statuenpostaments (Tf. 165 a), so auch schon bei den Statuen von Gusana (vgl. a. Karkamisch).

In diese Zeit gehören wohl auch die Skulpturen von Marqasi (s. d.), die den aram. Typus zeigen (Tf. 164 b), ihre Inschriften aber in der erhabenen hettit. Bilderschrift abgefaßt haben, so daß erst nach ihrer Entzifferung Sicherheit über den Ursprung dieser Denkmäler zu erlangen ist. Eine 3. Per. der aram. K. bezeichnen in Samʿal die Königsnamen Kalammu, Karallu und Panammu I. um 800 v. C., die schon aram. Inschriften schreiben, eine kolossale Hadadstatue und einige Königsreliefs hinterlassen haben. Ihre K. ist noch ganz bodenständig. In diese Zeit sind die älteren Skulpturen des Burgtores von Saktschegözü (s. d.) zu datieren. Es sind mythische Jagden dargestellt, die Reliefs sind von einem Flechtband allseitig umschlossen.

a b c

Kunst E. Vorderasien

a—c. Drei Gipsstatuetten der Gudeazeit aus Lagaš. Konstantinopel. a. Männliche Statuette, geweiht an Göttin Bau (Nr. 7974). — b. Mit untergeschlagenen Beinen sitzende Beterin (Nr. 6425). — c. Sitzende Göttin in Volantrock mit Tafel auf dem Schoß, in 6×4 Vierecke geteilt (Nr. 2324). — Nach Photographie.

a b

Kunst E. Vorderasien

a—b. Dioritstatue des Tura-Dagan (?), Statthalters von Mari. Zur Zeit des Amar-Sin von Ur aus Babylon. Konstantinopel (Nr. 7814). Ohne Inschrift. Rück- und Vorderseite. Nach Photographie.

Kunst E. Vorderasien

Kalksteinrelief. Susa. Paris (Nr. 6034). König, vor dem Sonnengott opfernd (um 2300 v. C.). Nach Photographie.

Kunst E. Vorderasien

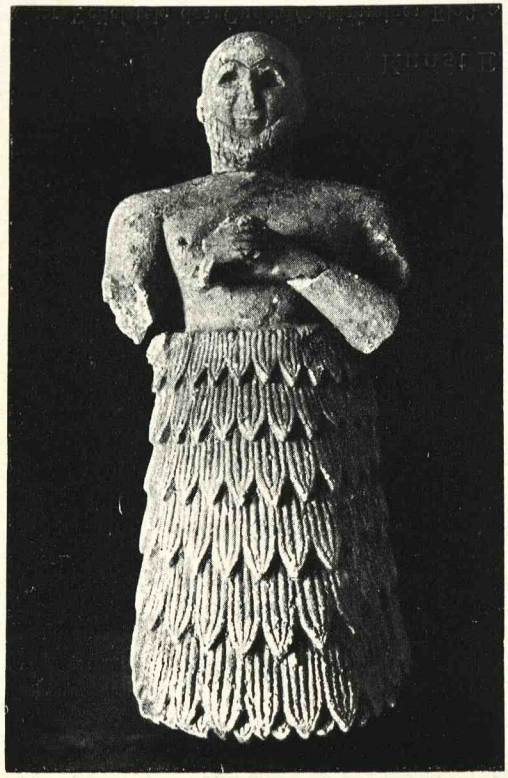
Basaltstatue eines sitzenden Patesis von Tupliaš (um 2300 v. C.). Susa. Paris. Nach Photographie.

a

b

Kunst E. Vorderasien

a. Eckstück einer Reliefstele des Gudea (3 stämmiges Floß auf dem Tigris, Gudea im Beschluß einer Prozession [rechts]), in Konstantinopel (Nr. 6016). Nach Photographie. — b. Hammurapi und der Sonnengott. Relief von der Gesetzesstele in Paris. Nach B. Meissner.



a

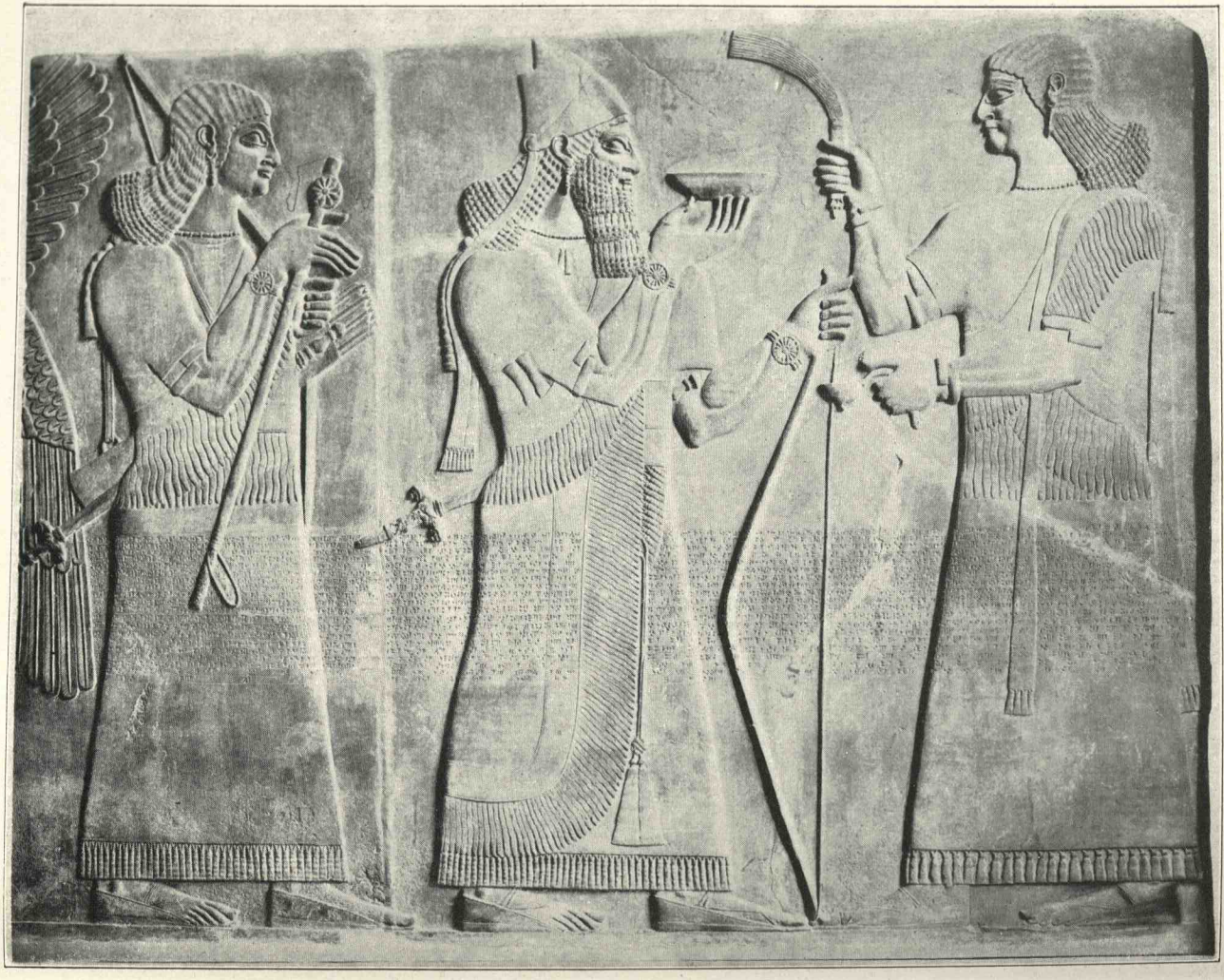
b

Kunst E. Vorderasien

a. Statuette eines archaischen Herrschers aus Assur in Berlin. — b. Archaische assyrische Gipssteinstatuette aus Assur. Nach B. Meissner.

Kunst E. Vorderasien

Thronaltar des Tukulti-Ninurta I. von Assyrien in Konstantinopel (Nr. 7802). Nach Photographie.

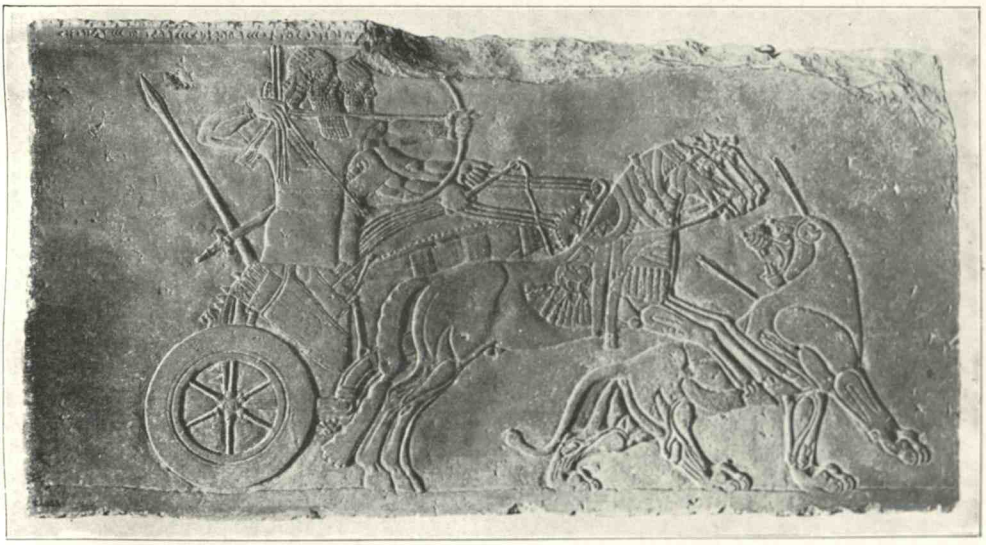


Kunst E. Vorderasien

Trankopfer des Assurnassirpal II. Relief in Berlin (VA 939). H. 2,45. Nach Photographie.

a

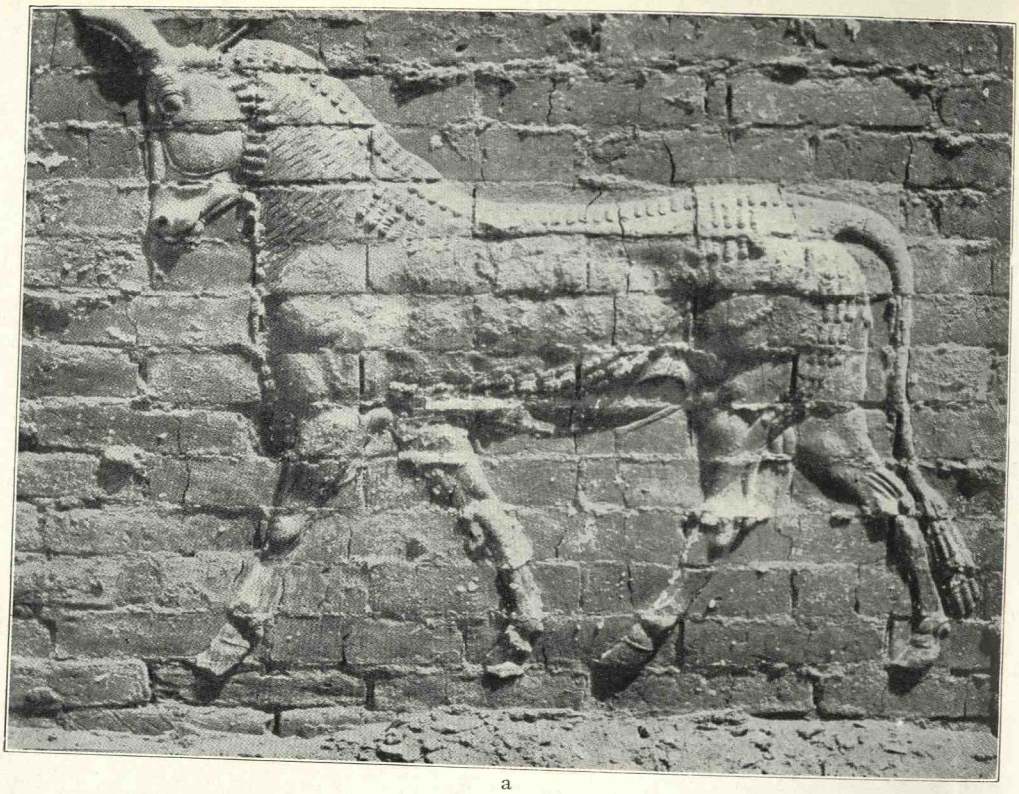
b



c

Kunst E. Vorderasien

a. Löwenjagd. Akkad. Siegelzylinder in Wien. — b. Löwenjagd Assurnassirpals II. aus Kalchu in Berlin (VA 964). — c. Dgl. (VA 959). Nach Photographien.



a

b

Kunst E. Vorderasien

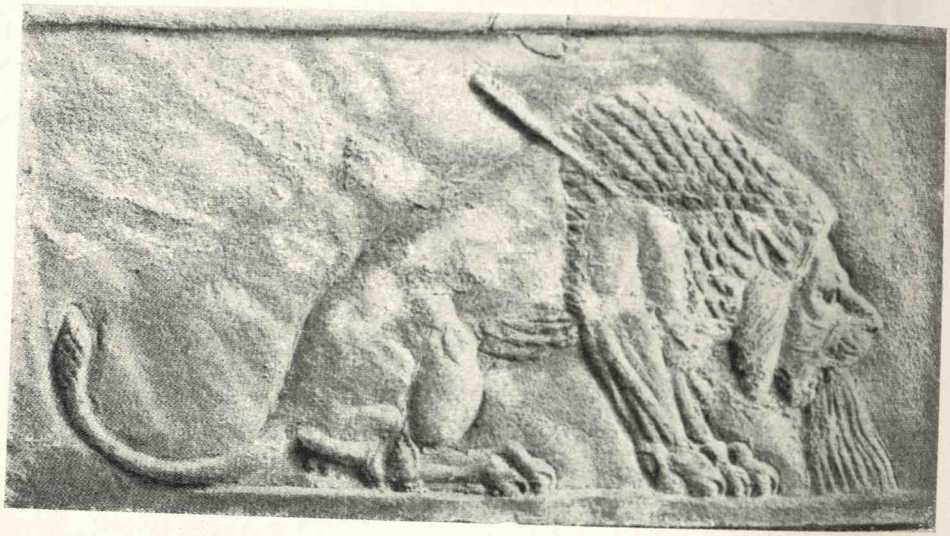
a. Urstier. Emailrelief von Ištartor Nebukadnezars II. in Babylon. Nach Koldewey. —
b. Urstierjagd Assurnassirpals II. aus Kalchu in Berlin (VA 962). Nach Photographie.

a

b

Kunst E. Vorderasien

a. Araberschlacht Tiglatpilesers III. aus Nimrud (Unger Nr. 1). H. 1,00. Nach O. Keller, Antike Tierwelt. — b. Relief aus dem arabischen Feldzug Assurbanipals in London. Nach B. Meissner.

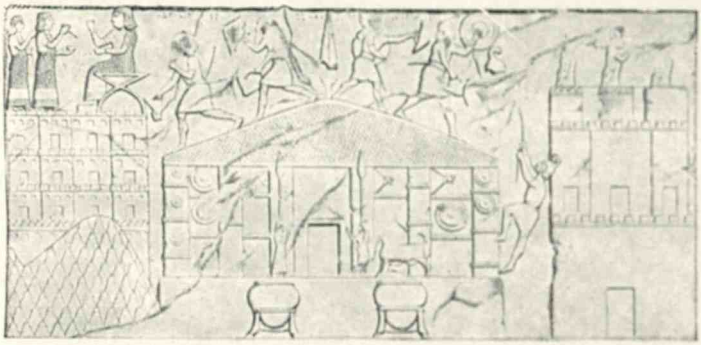


a

b

Kunst E. Vorderasien

a. Blutbrechender Löwe. Relief Assurbanipals aus Ninua in London. Nach Bezold. — b. Assurbanipal auf der Löwenjagd. Relief in Berlin (VA 963, 960). Nach Photographie.



a

b

Kunst E. Vorderasien

a. Relief Sarngos II. aus Dur-Sargon. Plünderung von Mussassir. Nach Meissner. — b. Reliefs Tiglatpilesers III. aus Nimrud (Unger Nr. 2—3). Eroberte Stadt. Abziehende Beute wird von Schreibern verzeichnet. London. Nach Photographie.

a

b

c

Kunst E. Vorderasien

a. Basaltstatue Salmanassars III. aus Assur in Konstantinopel (Nr. 4650). — b. Stele Schamschi-Adads V. aus Kalchu in London. — c. Stele des Bel-Harrân-bêli-ussur aus Tell Abta in Konstantinopel (Nr. 1326). Nach B. Meissner.

a

b

Kunst E. Vorderasien

a—b. Unvollendete, bossierte Basaltstatue eines assyr. Königs (9. Jh.) aus Assur in Konstantinopel (Nr. 4651).

a

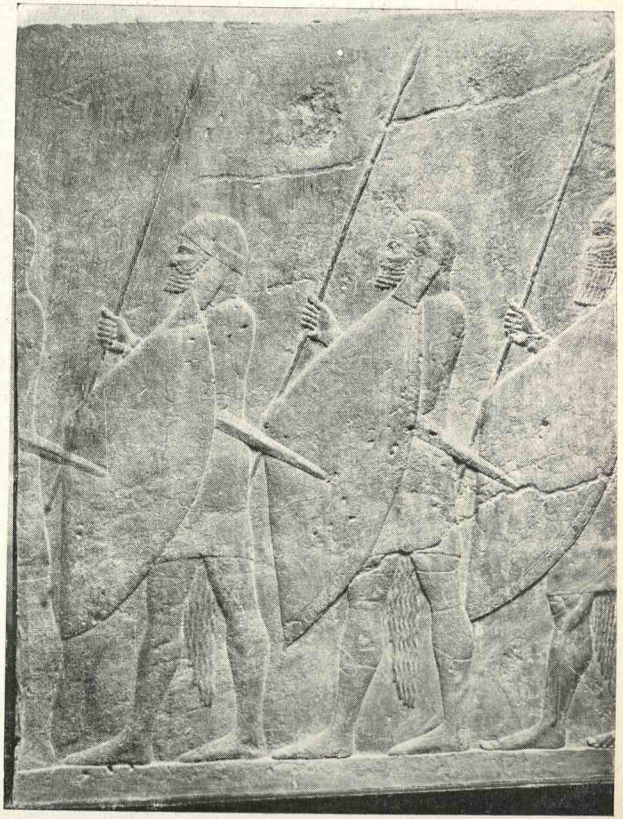
b

a. Basaltstele Adadniraris III. aus Saba'a in Konstantinopel (Nr. 2828). — b. Reliefstele des Assurnassirpal II. aus Kalchu in London (Br. M. 847 Assyr. Transept). Nach Photographien.

Parade assyr. Soldaten. Relief Tiglatpilesers III. aus Arslan Tasch (Unger Nr. 18—22) in Konstantinopel. Nach Photographie.

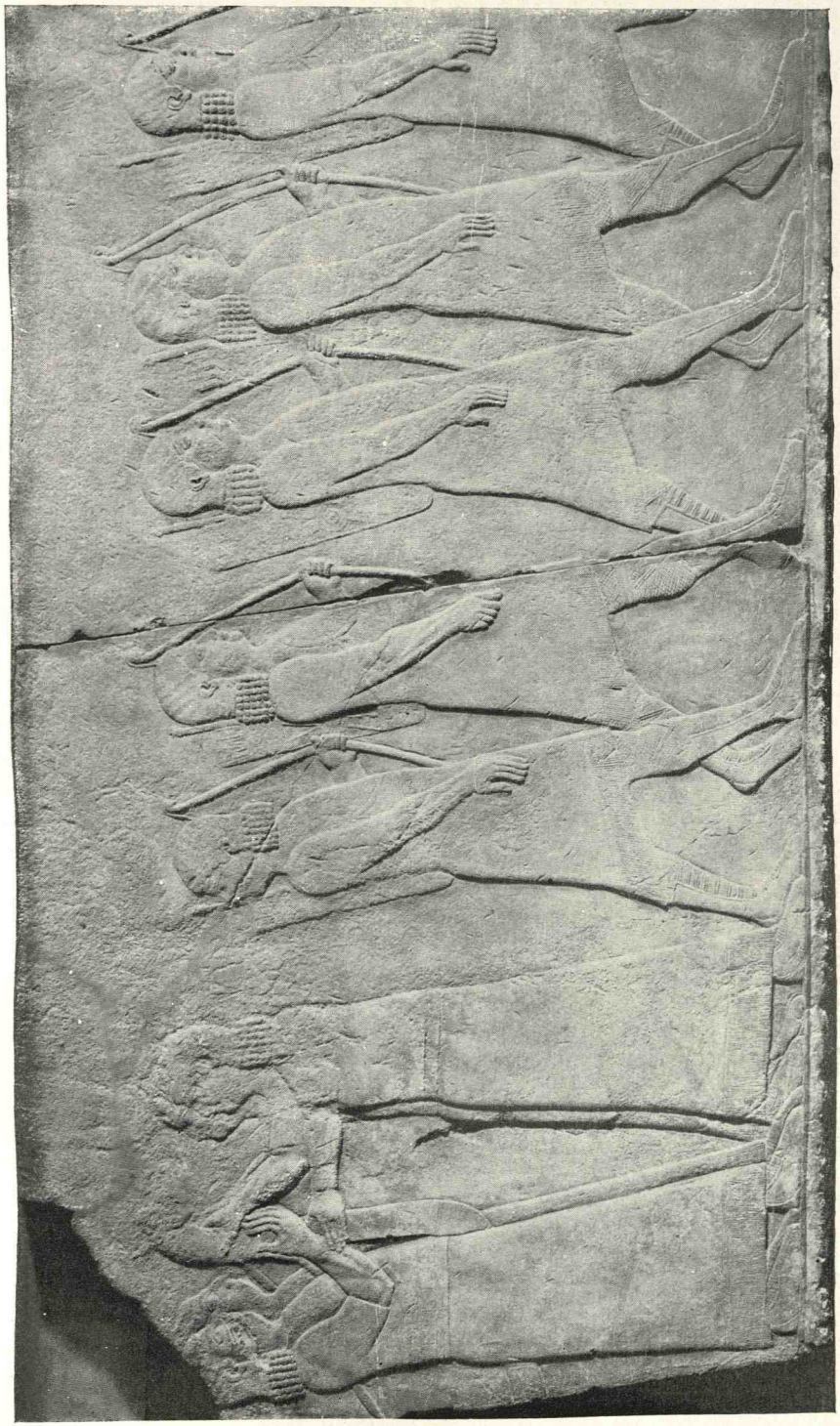
a

b



c

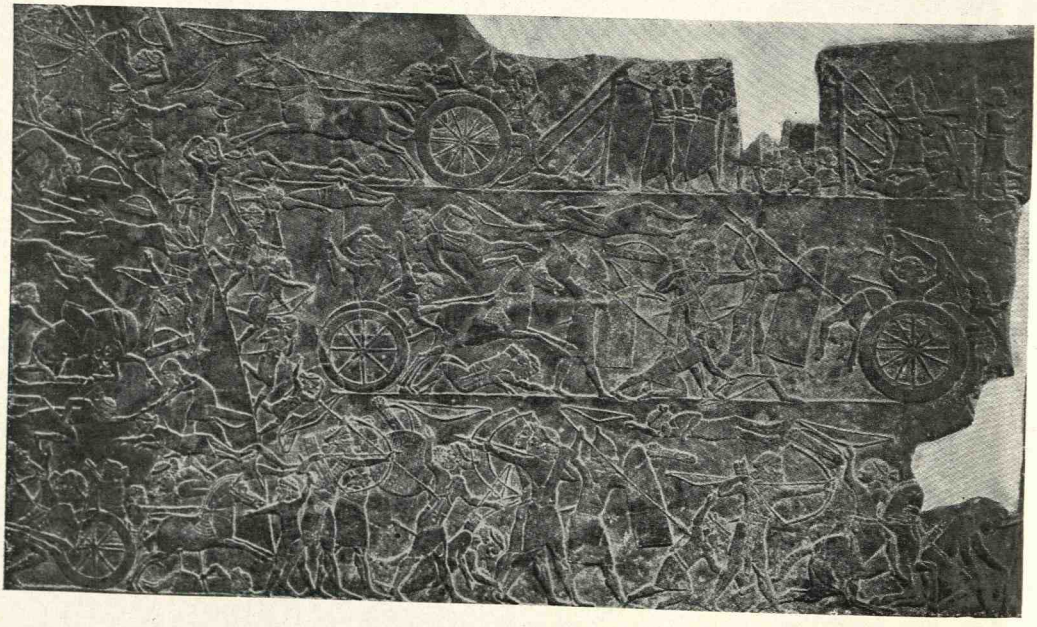
a—c. Parade assyr. Soldaten. Reliefs Sanheribs in Berlin (a. VA 957, c. VA 953), b. in London (Br. M.). Nach Meissner.



Kunst E. Vorderasien

Assyr. Pagen. Relief Sanheribs von einer Rampe; in Paris (Pottier Nr. 59). H. 1,42. Nach Photographie.

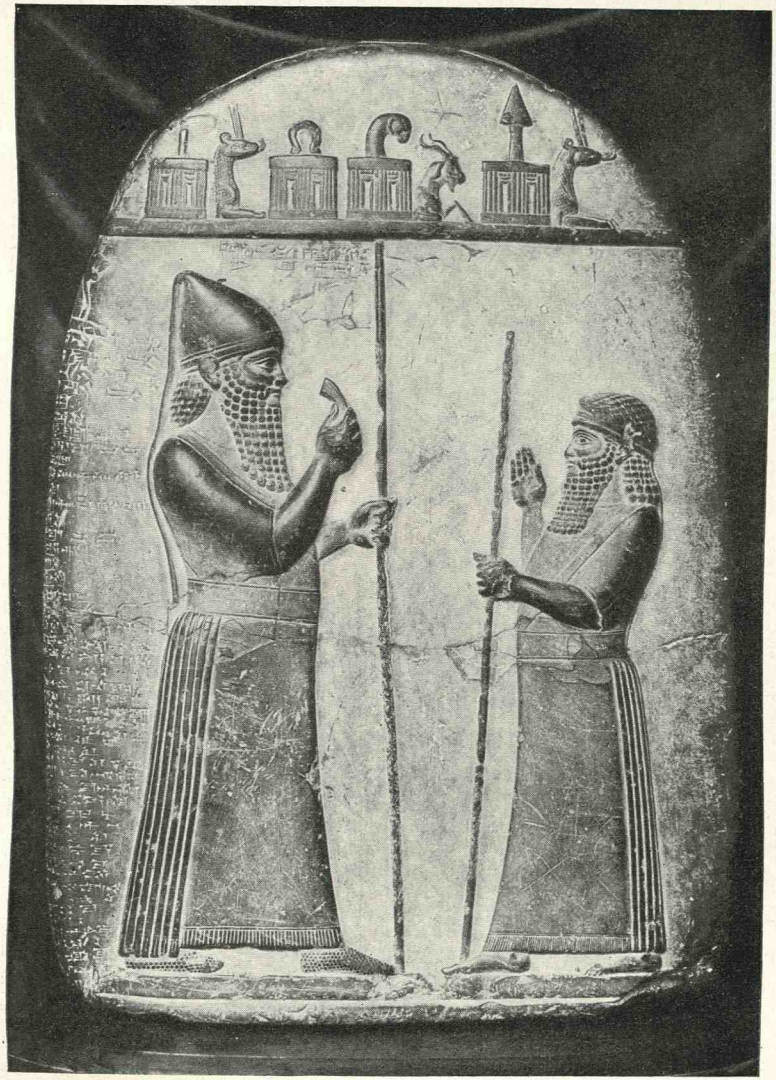
a



b

Kunst E. Vorderasien

a. Stele Asarhaddons aus Sam'al in Berlin. Nach B. Meissner. — b. Elamiterschlacht Assurbanipals Relief aus Ninua in London. Nach Hunger-Lamer.



Kunst E. Vorderasien

Grenzsteinurkunde des Königs Marduk-apla-iddina II. von Babylon (um 715).
Nach E. Meyer in Berlin (VA 2663).

a

b

c

d

Kunst E. Vorderasien

a. Elam. Relief des Puzur-Šušinak (2600 v. C.). — b. Bronzestatue der Napirasu. — c. Archaisches Relief. — d. Göttin Narude. Nach C. Frank, Babyl.-assyr. Kunst.

a

b

a—b. Elamische Reliefs. König vor Sonnengott. Susa (um 2200 v. C.). Paris. H. 0,62 bzw. 0,65. Nach Photographie.

b

Kunst E. Vorderasien

Aramäer: a. Basaltrelief eines Gottes aus Umm-Scherschuch bei Höms in Konstantinopel (Nr. 7786). — b. Relief aus Marqasi (Mar'asch) in Konstantinopel (Nr. 7785).

Die 4. Per. dieser K. ist in Sam'al durch den König Bar-Rekub (730 v. C.) bestimmt, der seinen Palast durch zahlreiche Reliefs schmückte, mit aram. Inschriften dazu. Bar-Rekub war assyr. Vasall; er verehrte nicht nur den assyr. Gott Sin von Harrân (s. d.), sondern veränderte sogar seine und seiner Untertanen Barttracht nach der assyr., indem er Schnurrbart und Fliege nicht mehr rasierte. Die Reliefs atmen den Einfluß der assyr. Kultur und K. Sie sind flach, weich und zeigen bessere Proportionen gegen früher. Sie sind sogar selbständig in der Wiedergabe weicher Falten, die nach babyl. Art beim Unterkleide senkrecht parallel, bei dem Mantel aber unregelmäßig verlaufen (Tf. 161). In derselben Epoche sind die jüngeren Reliefs von Saktschegözü (s. d.) gearbeitet, in denen sich der gleiche Stil wie in Sam'al, doch etwas provinzieller wiederholt.

Aus späterer Zeit möchte ich vermutungsweise die Ausläufer der aram. K. in kleinas. Werken mit geritzter sog. hettit. Schrift sehen, die wie die Stele von Bor den aram. Rassentypus darstellen (E. Meyer *Reich u. Kultur der Chetiter* 1914 Tf. 8). Die letzten Denkmäler sind die Basaltreliefs von etwas roher und primitiver Art, die in Arabisson gefunden sind, aram. Schrift und Sprache haben und dem 5. Jh. angehören (Eph. f. sem. Epigr. 1 S. 59f. M. Lidzbarski).

L. Heuzey *Quelques règles d'interprétation pour les figures assyriennes* Mélanges Perrot 1903 S. 273f.; Frhr. Fr. W. v. Bissing *Beiträge zur Geschichte der assyr. Skulptur* Abh. Bayer. Ak. 26, 2 (1912) S. 12ff.; B. Meissner *Grundzüge der babyl.-assyr. Plastik* AO 15; B. Meissner *Untersuchungen zur neuassyr. Plastik* Altor. Texte u. Unters. 2 (1920); B. Meissner *Babylonien u. Assyrien* I 315ff.; E. Meyer *Sumerier und Semiten* Abh. Preuß. Ak. 1906; E. Unger *Reliefstele Adadniraris III. aus Saba'a*; ders. *Stele des Bel-harranbeli-ussur*; ders. *Die Reliefs Tiglatpilesers III. aus Nimrud*; ders. *Die Reliefs Tiglatpilesers III. aus Arslan Tasch* PKOM 2, 3, 5, 7; ders. *Über das Wesen der altmesopotamischen Kunst*; ders. *Das Weihbecken des Gudea an Ningirsu* Altor. Texte u. Unters. 2, 2/3; L. Heuzey *Les origines orientales de l'art* Paris; Perrot-Chipiez *Hist. de l'art* II, III; Messerschmidt *Corp. inscr. Hett.*; E. Unger *Hettitische und Aramäische Kunst* Archiv f. Keilschriftf. 1 S. 78f.; C. Frank *Babyl.-Assyr. Kunst* Kunstgeschichte in Bildern² Leipzig; L. Curtius *Die Antike Kunst. Ägypten und Vorderasien* I Handbuch der Kunstwissenschaften 1924 S. 220ff.; E. Unger *Sumerische und Akkadische Kunst* 1926.

Eckhard Unger

Kunstgewerbe. A. Europa s. „Geometrische" Kultur; Glyptik A; Goldschmiedekunst A; Kreta B; Kunst A, B; Mykenische Kultur; Primitive Kunst; Vase B.

B. Ägypten. § 1. Die großen Leistungen des äg. K. gehen Hand in Hand mit den Arbeiten der hohen Kunst (s. d. C) und stammen z. T. von denselben Herstellern, die in vielseitiger Weise auf allen Gebieten tätig waren. Die künstlerische Ausgestaltung der handwerklichen Arbeit betrifft nicht nur die für den Hof aus kostbaren Stoffen hergestellten Stücke, sondern hat auch die einfachen Gegenstände des täglichen Gebrauchs in Form und Schmuck geadelt. Die Einzelheiten der Gestaltung und Entwicklung möge man in den Artikeln nachlesen, in denen die Rohstoffe und ihre Bearbeitung, meist nach technischen Gesichtspunkten, behandelt sind.

§ 2. Für die vorgesch. Zeit liegen Beispiele des Kunstgewerbes in den Beigaben (s. d. B) der Gräber. Die größte Menge bilden Tongefäße, in deren Form, aufgemaltem oder aufgelegtem Schmuck mehrere Epochen zu unterscheiden sind (s. Vase C, D). Daneben stehen Gegenstände des täglichen Gebrauchs und Teile der Tracht (s. Kleidung C) sowie des Schmucks (s. d. C), außerdem höchstens noch Spiele (s. d. B) und Modelle von Nahrungsmitteln und ganz vereinzelt Gegenstände religiösen Gehalts. Alles dieses ist im wesentl. aus Ton, Stein und Feuerstein gearbeitet, während Metalle, zuerst Kupfer und Gold, wegen ihrer Kostbarkeit nur selten verwendet werden. Als besondere technische Leistung von ästhetischer Bedeutung ist hervorzuheben, daß man eine gebrannte Tonerde zu glasieren weiß und so in der Frühzeit schon die Grundlage für die wundervollen äg. Fayencen (s. d. B) gelegt hat. Als weichere Stoffe sind gern Knochen (s. d. B) und Elfenbein (s. d. C) verarbeitet worden, dazu Leder (s. d. B) und Geflecht (s. Korbflechterei B), ebenso Horn (s. d. B) und Schildpatt (s. d.), auch Muscheln (s. d. B); ferner Leinen, auf dem Webstuhl gewebt.

§ 3. Alle diese Verarbeitungen erreichen eine höhere Stufe der Ausführung in der frühdyn. Zeit, gewiß z. T. durch die erhöhte

Verwendung metallener Geräte. Das Holz (s. d. B) wird sorgfältig behauen, geglättet und mit fein modellierten Reliefs geschmückt. Für die Herstellung der Tongefäße kommt die Drehscheibe in Aufnahme, durch die die Oberfläche geglättet wird. Man lernt den Stuck als Auflage auf Holz und in freier Modellierung verwenden.

§ 4. Leider läßt die Zahl der Kleinfunde im AR nach, weil es nicht mehr üblich ist, viele Beigaben ins Grab zu legen. Aber einzelne Stücke verraten eine technische und künstlerische Höhe, wie wir sie nach den sonstigen Arbeiten aus dieser Zeit auch für das K. erwarten können. Die königlichen und privaten Grabanlagen des MR liefern dann wieder eine Fülle von kunstgewerblichen Arbeiten, in denen alte und neue Techniken meisterhaft gehandhabt werden. Dabei setzt schon leise ein fremder Einfluß, in der Goldschmiedekunst (s. d. B) besonders aus Kreta, ein. Dieser wird stärker im NR und bringt durch die äg. Kolonien aus Syrien und Nubien Rohstoffe und Motive und Techniken, auch fertige Arbeiten nach Ä. hinein. An einer Reihe von äg. Erzeugnissen ist deutlich zu sehen, daß ihre Verfertiger ausländische Kunst gekannt haben.

Wiedemann *Äg.* 1920 S. 323; Erman-Ranke *Äg.* S. 511, 533; Petrie *Arts and Crafts* 1909, übersetzt von Capart *Arts et métiers* 1912; Petrie *Egyptian Decorative Art* 1895; G. Jéquier *Décoration égyptienne* 1911. Roeder

C. Palästina-Syrien s. Goldschmiedekunst C, Vase E.

D. Vorderasien (Tf. 166—175).

§ 1. Allgemeines. — § 2—3. Stein. — § 4. Ton. — § 5. Fayence. — § 6. Edel- und Halbedelsteine. — § 7. Elfenbein, Knochen, Perlmutter, Muschel. — § 8. Holz. — § 9. Metall. — § 10. Textilien. — § 11. Künstliches Material.

§ 1. Im kleinas. Gebiete Vorderasiens sind Arbeiten des K. meist nur durch den Kunsthandel erworben worden; dürftige, kurze Grabungen in Hatti (s. d.) und Tuschpa (s. d.) haben nur geringfügige Denkmäler des K. zutage gefördert, die jedoch z. T. auch noch unveröffentlicht geblieben sind. Ein wenig besser steht es mit der Kenntnis des K. in Mesopotamien, obgleich hier ins besondere nur bei den Ausgrabungen von Babylon und Assur auf sorgfältige Feststellung der FU Wert gelegt worden ist. Doch ist hier noch nicht genügend publiziert. Dieser Mangel wird aber dadurch einigermaßen ausgeglichen, daß die mesopot. Kunst vorwiegend höfische Kunst war und die Fürsten zu allen Zeiten Wert darauf gelegt haben, inschriftlich ihren Namen und ihr Eigentum zu verewigen. Also gibt es eine Reihe von festdatierten Denkmälern. Wenn daher erst durch weitere Ausgrabungen die Zahl der Denkmäler sich bedeutend vermehrt hat, wird die mesopotam. Kunst so genau wie keine andere bekannt sein.

§ 2. An Steinarbeiten des K. sind vor allem die Vasen zu nennen. Die Freude an buntfarbigem, schimmernden Material, vorzüglich an Onyx, und an einer äußeren Form befriedigte schon. Diese war in ältester Zeit etwas ungefüge und plump, wie die Tassen mit Inschrift des Ur-Nina und Eannatum (?) von Lagaš und die unvollendete Rohform (Tf. 166a, d, e) zeigen. Später werden die Formen eleganter. In der sem.-akkad. Epoche mit ihrer Neigung zum Naturalismus werden die Becher in der Mitte eingezogen für die umspannende Hand (Tf. 166b, 167a, Rohform Tf. 166c), während die neusumer. Zeit schlanke Becher mit geraden nüchternen Wänden vorzieht (Tf. 167b, c). Die Anfertigung solcher Steinvasen ohne Schmuck wird in wechselnder Form auch in späten Zeiten geübt. Nebenher werden in alter Zeit die äußeren Vasenflächen mit plastischem Schmuck versehen, der Lebendiges oder Ornamentales nachbildet. Als ältestes Beispiel gilt die in drei Bruchstücken erhaltene Vase aus Adab (s. d.) mit federgeschmückten, z. T. farbig eingelegten Gestalten, vermutlich eine Maskerade darstellend. Die Vase besteht aus Diorit. Sicher datierbar ist die Darstellung der sitzenden Göttin Nina (? [s. Band IV Tf. 200b]) auf der reliefierten Vase des Entemena in Berlin (Amtl. Ber. Pr. S. 36 [1915] S. 114f. O. Weber). Inschriftlich aus der Zeit des Rimuš von Akkad (2800) ist ein Vasenfragment in Berlin erhalten, einen Kampf zwischen Schlange und Löwe oder Panther darstellend. Die Körper waren farbig eingelegt mit knopfartigen Stücken von Perlmutter (s. u. § 7; Meissner *Babyl. und Assyr.* I [1920] Tf. Abb. 125). Ähnliches Bruchstück in Konstantinopel, Adler mit Schlangen (s. Götter-

a

b

Kunst E. Vorderasien

Aramäer: a. Vergöttlichter König auf Löwenpostament aus Sam'al in Konstantinopel (Nr. 7768). Nach Hunger-Lamer. — b. Stele aus Arslan Tasch (Unger Nr. 28) in Konstantinopel (Nr. 1981). Nach Photographie.

symbol E 1 § 5a). Eine kultische Szene mit Paukenschläger zeigt eine Vase der Zeit des Gudea in Paris (Rev. d'Assyr. 9 Tf. 3; Meissner *Babylonien und Assyrien* I Tf. Abb. 182). Vortrefflich erhalten ist die Steatitvase des Gudea (Heuzey *Catalogue des Antiquités Chaldéennes* 1902 Nr. 125). In ähnlicher Technik wie die beiden akkad. Bruchstücke gearbeitet, vermutlich mit Perlmutter inkrustiert (wie bei der Vase: Heuzey Nr. 124), ist die symmetrische Komposition der beiden geflügelten Drachen und der zwei um einen Stab geringelten Schlangen frei auf der Gefäßwand modelliert; durch die scharfe Krümmung des Bechers wird die Lebendigkeit der Darstellung gesteigert. Interessant ist eine Vase, wahrscheinlich in Schiffsform (Tf. 168i), mit Reliefdarstellung eines Schiffes, darin ein sumer. Ruderer und eine segnende Göttin sich befinden, aus Adab (s. d.), der Inschrift nach der Zeit bald nach Gudea angehörig (Banks *Bismaya* S. 342). Steinvasen mit figürlicher Darstellung sind selten, daher sei noch auf drei Fragmente aufmerksam gemacht, zwei aus Alabaster, eins aus grünem Diorit mit einem Ziegenkopf (Tf. 168d, f, h). Allem Anschein nach hat man nach der Mitte des 3. Jht. diese Art des K. nicht mehr ausgeübt. — Steinvasen mit Ornamentschmuck sind ebenfalls sehr alt. Im Zentralhügel von Lagaš (s.d.) fand sich in 6 m T. das Bruchstück einer zylindrischen Vase aus Steatit mit flachem Boden von ca. 0,18 m Dm (Cros *Nouv. fouilles de Tello* S. 41). Die geometrische Darstellung gibt hier anscheinend Häuser- oder Tempelfronten, merkwürdig ist jedoch der sich im Halbkreis nach unten senkende Türsturz. Die Zwischenräume sind mit Zickzacklinien ausgefüllt oder auch mit quadratischem Steinmuster oder querschraffiertem Muster. Ein ähnliches Stück besitzt Konstantinopel aus Adab (Tf. 168c), wo sich dieselben Muster wiederholen, die noch um ein flußartiges Doppelband im bergigen Gelände bereichert sind. Der Deckel eines Gefäßes aus Alabaster, von Obeid (s.d.) stammend, hat ähnliche Zickzacklinien und dazu Kreise mit Punkt (Tf. 168g). Andere Steinvasen, ebenfalls einer nicht genau fixierbaren älteren Zeit (um 2900) angehörend, haben einfachere Ornamente, sich kreuzende Striche, leiterartige Ornamente, zwei konzentrische Kreise mit Zentrumspunkt (Tf. 168a, b). Das letztere Bruchstück ist außen stark schwarz angekohlt, gehört also wohl zu einem über dem Feuer benutzten Gefäß. Zu nennen sind hier einige kahnartige, schwarzgebrannte Vasen mit gleichartigen Kreismustern in Konstantinopel. Aus späterer Zeit (7.—6. Jh.) stammt eine oblonge Palette aus schwarzem Schiefer, die an der erhaltenen Schmalseite einen durch Einritzung verzierten Griff hat; zwei Hühnerköpfe (?) seitlich der Komposition von zwei Lotosblumen (Tf. 168e).

§ 3. An Steingeräten haben einige Gattungen eine besondere Vorliebe und Ausbildung in Mesopotamien erfahren, besonders die Keulenköpfe, die Zepterknäufe und die Gewichte (s. d. E). Die Keulenköpfe sind wie die Vasen zum größten Teil nur als Zweckform gestaltet, als runder oder ovaler Kopf, mit abschließendem oberen und unteren Bande. Als einzige Zutat kam die Inschrift hinzu (Tf. 169b, i). Von besonderem Reiz ist der von König Mesilim von Kiš (3300) in Lagaš geweihte Keulenkopf, jetzt in Paris (Tf. 169a). Der nicht ganz durchbohrte Kopf trägt auf der Oberfläche das Relief des löwenköpfigen Adlers von Sumer. Er ist schwebend gedacht über den 6, an der Seitenfläche des Weihgegenstandes linkshin gehenden Löwen, die sich gegenseitig in lebhafter Bewegung festhalten und beißen. Augen und Zunge waren inkrustiert mit Jaspis oder dgl. (s. Obeid), wodurch die Lebendigkeit erhöht wurde (vgl. Heuzey a. a. O. Nr. 4; weitere verzierte Keulenköpfe ebd. Nr. 14—17). Gudea (2600) stiftete eine andere Art Keulenkopf, komponiert aus drei Löwenköpfen (Heuzey a. a. O. Nr. 117). In späterer Zeit kommen neue Formen auf: je vier Vogelkrallen, von oben und von unten her ineinandergreifend, bilden den Kopf einer in Babylon gefundenen Prunkkeule (um 1300 v. C.) des Ulaburariaš (Meissner *Babyl. u. Assyr.* I Tf. Abb. 128; vgl. Weissbach *Miscellen* Nr. 1 WVDOG 4 [1903]). Ähnlich ist ein Keulenkopf aus Assur, noch unveröffentlicht, der aus 6 hinaufgreifenden Vogelkrallen besteht, als wenn sie einen an der Spitze des Keulenkopfes befestigten Edelstein gehalten hät-

ten. Eine andere Form, die des Morgensterns, sechszackig, zeigt ein Keulenkopf aus Magnesit, neben anderen ähnlichen im Gurgurri-Tore von Assur gefunden (WVDOG 23 Tf. 12 Nr. 19; S. 35, Assur 10275, in Konstantinopel Nr. 7052). Das Stück stammt aus Westmedien, ö. von Mendeli; denn eine dreizeilige Inschrift des assyr. Königs Salmanassar III. weiht den Keulenkopf dem Gotte Nergal als Beutestück (*kišitti*) von Marduk-mudammiq, König von Namri (*láḫ*!). Gemäß Obelisk-Inschrift 94 (KB 1 S. 140) geschah die Erbeutung im Jahre 843 (Tf. 169g). — Die Gewichte haben einfachere Gestaltung. Über die Entwicklung der Entenform, die seit dem Sohne des Gudea, Ur-Ningirsu von Lagaš, nachgewiesen ist, vgl. E. Unger *Gewichte und gewichtsähnliche Stücke. Katalog d. Babyl. Assyr. Slg.* Konstantinopel 1918 (vgl. Tf. 169c, h). Außer den Enten sind besonders die Muschelgewichte (Tf. 169d—f) beachtenswert. S. a. Gewicht E.

§ 4. Die Tonarbeiten des K., namentlich die Vasen (s. d. F), zeigen in Mesopotamien keine Bemalung, aus dem einfachen Grunde, weil es dem Lande an Farben fehlte. Die am Rande des Landes, z. B. in Obeid (s. d.) häufiger, sonst aber in Lagaš und Schuruppak (s. d.) spärlich auftauchenden bemalten Vasen sind aus dem O importiert, und nur im gebirgigen Assyrien ist eine einfache Bemalung von Vasen bodenständig. Auch die mit Farbe eingelegten Töpfe sind ausländische Ware. — An weiteren Tonsachen sind zu nennen die assyr. Tonhände mit Inschrift Assurnassirpals II. (880), wohl als Stützen für die Decke verwendet, und Nachbildungen der Schafsleber als Instrument der Wahrsagekunst (E. Unger *Babylonisches Schrifttum* 1921 Abb. 22, 32).

§ 5. Für die in Fayence gearbeiteten Erzeugnisse des K. s. a. Fayence D. Die für Assyrien charakteristischen Knauffliesen, mit bunten Ornamenten bemalte Platten, die einen mittleren Knauf (*zigatu*) tragen, sind seit Tiglatpileser I. (1100 v. C.; Assur Nr. 197 MDOG 20 S. 28; 21 S. 11) nachgewiesen. Sehr zahlreich sind solche von Assurnassirpal II. in Kalḫu gefunden worden, in Berlin VA 2278 (*Verz. Vorderas. Altert.* 1889 S. 92), in Paris (Pottier *Antiquités Assyriennes* 1917 Nr. 191—194), in London (Layard *Monuments* II Tf. 54). Andere Fliesen stammen aus dem Palaste desselben Königs in Assur (MDOG 21 S. 11; WVDOG 23 Abb. 36 S. 37 Tf. 82 W. Andrae). Die gewöhnliche Ornamentierung bilden das Flechtband (s. Flechtband und Band III Tf. 39, 40, 149), Palmetten, offene und geschlossene Lotusblumen und die konzentrisch gemalte Keilinschrift des Königs. Von Salmanassar III. (850 v. C.) stammen wohl die Fliesen aus *Baḫšeiqa*, n. von Ninua, die Layard zusammen mit Ziegeln desselben Herrschers fand (Layard *Monuments* II Tf. 55, 2—3, 55, 8; ders. *Populärer Bericht* dtsch. v. Meissner 1852 S. 203; ders. *Nineveh und Babylon* S. 133). In Assur saßen die Fliesen an einer Wand horizontal in 1 m Entfernung voneinander; daraus hat M. Meurer (Arch. Jahrb. 1914 S. 15f.) auf das Aufhängen von Vorhängen an den Knauffliesen geschlossen. Bunte glasierte Knäufe (*zigati*), zwischen bunten Ziegeln in die Wand gesetzt, hat Sargon II. (710 v. C.) am Assur-Tempel in Assur als Schmuck verwendet (MDOG 26 S. 22 Abb. 5). — Emaillierte Terrakotten sind sehr selten (Andrae *Farbige Keramik aus Assur* 1924 und das Relief eines betenden Assyrers mit Inschrift [Assur 11573], ein Werk der Volkskunst aus Assur; ferner vgl. AO 15 [1915] Abb. 199 S. 116 B. Meissner; WVDOG 23 S. 133 Tf. 93 W. Andrae). Für Glas s. d. D. Vgl. a. Band II Tf. 223.

§ 6. Edelsteine (s. d. D sowie Stein D 1 § 3) und Halbedelsteine wurden für farbige Inkrustationen verwendet (Tf. 170) oder als Knöpfe, Perlen, sog. „Augen" (Tf. 170g, h, und Götterbild E 1 § 2, 1) zum Schmuck verarbeitet (s. a. Obeid). Im allg. begnügte man sich mit der Zuschneidung des Steins oder mit der Eingravierung einer Inschrift, z. B. die Perle des Tiglatpileser III. in Slg. de Clercq (*Catalogue* II Nr. 253 S. 263) oder die Achat-Perle der Gemahlin des Sanherib, Naqi'a (Rec. de Trav. 20 S. 200 Nr. 8 V. Scheil), in Slg. Rouvier, Beirut. Seltener gestaltete man einen Halbedelstein plastisch aus, z. B. einen Onyx zu einem Löwenkopfe (Tf. 170i). Schmuckperlen sind in größeren Mengen gefunden, ihre ehe-

malige Anordnung ist unbekannt und jetzt nach gleichartigen Steinen vorgenommen worden (Tf. 171, 172). Die weitaus beliebteste Verwendung der Halbedelsteine im altoriental. K. findet man bei den Siegelzylindern und Siegelstempeln (s. Glyptik C).

§ 7. Elfenbein, Knochen verarbeitete man zu allerlei Nadeln, Haarpfeilen (Tf. 173), zu Kämmen (Tf. 173p; im Louvre: Perrot-Chipiez *Hist. de l'art* II 759; Hunger-Lamer *Altor. Kultur im Bilde*[2] 1923 Abb. 161; aus dem Marduk-Tempel in Babylon, pers. Zeit angehörig: MDOG 7 S. 18; Meissner *Babyl. u. Assyr.* I [1920] Abb. 83 S. 273), mit ornamentaler Darstellung verziert, zu Garnwickeln (Tf. 173a, g—i), zu Bechern mit Reliefschnitzerei (Hunger-Lamer *Altor. Kultur i. B.*[3] Abb. 159), zu plastischen Gestalten, meist eine nackte Frau darstellend, die ihre Brüste faßt. Die Figuren sind flach, nur für die Vorderansicht gearbeitet (Tf. 173o, r—u) und gehören vermutlich in die spätere altorient. Zeit. Die rundgehaltenen Figuren mit geometrischer Zeichnung (Tf. 173n, v) dürften parthischen Ursprungs sein. Die FU sind wenig bekannt. — Die Gravierung von Perlmutter und das Schnitzen von Muscheln (Tf. 170f) wurden sicher in sehr alter Zeit geübt. Plättchen mit Federritzzeichnung, auf einer Seite rundgeschnitten, waren mit Kupferdraht befestigt und bildeten einst das schillernde Mosaik einer kultischen Figur. Neben glänzenden Perlmutterplättchen (Cros *Nouv. Fouilles de Tello* 1910 S. 109) gibt es andere aus rosa Stein und schwarzem Schiefer, ferner dreieckige mit gebogener Spitze, von Rillen durchzogen, die mit Weiß ausgefüllt sind, ebenfalls aus Schiefer, und andere ähnliche, nur gravierte, aus Perlmutter. Dies ist eine Nachahmung der Flocken des Löwenfells. Sie und die Feder-Mosaikplättchen dürften zu Darstellungen des Wappens von Lagaš gehört haben, das aus dem löwenköpfigen Adler, über zwei Löwen schwebend, besteht. — Andere, bildliche Zeichnungen tragende Einlageplättchen vgl. Cros a. a. O. S. 110, Tf. 2, 1 (Bild des Ur-Nina); Heuzey *Catalogue des Antiquités Chaldéennes* 1902 Nr. 232—240; Schnitzereien aus Muschel ebd. Nr. 219—231.

§ 8. Arbeiten des K. in Holz haben sich bisher nicht erhalten, allenfalls Nachbildungen von Möbeln, Geräten auf den alten Denkmälern (Koeppen und Breuer *Geschichte des Möbels* 1904; C. L. Ransom *Studies in ancient furniture* 1905). Vier Typen von Möbeln treten in späterer Zeit deutlich hervor: Das Polsterlager (die Kline), der Tisch, der Thron und der Schemel. Das bekannte Gartenrelief Assurbanipals (650) in London (Br. M. 121; *Guide*[3] 1922 S. 50) zeigt sie zusammen vereinigt (Cohn-Wiener Abb. 50). Die Formen sind durch Verzierung gegliedert, die Beine gehen in Tierfüße aus und stehen noch auf spitzen Kegeln. Manches wird aus Metall (AO 15 Abb. 192—93) gewesen sein, die Schnitzereien aus Elfenbein. Erhaltene Reste sind meist phön. Ursprungs (*Guide*[3] Tf. 41—42). Am interessantesten ist die Kline, die auch nicht häufig dargestellt wird. Die älteste Darstellung gibt das Relief Assurnassirpals II. (880) in London (Mansell Phot. 385): die auf einem Schiff umgestülpt liegende Kline. Die Bronzereliefs von Imgur-Enlil (s. d.) bringen sie viermal: Platte J (D) 1 unten; L (M) 1 unten, 3 oben, 7 oben. L (M) 7 oben ist besonders wichtig, da hier der aram. König Irḫuleni von Hamat (848) halbliegend auf dem Bette abgebildet ist. Die Kline hat in dieser Zeit seitlich zwei niedrige, geschweifte Lehnen. Im 8.—7. Jh. aber ist ihre Gestalt verändert, sie besitzt nur eine stark gebogene, höhere Lehne am Kopfende, vgl. Layard *Monuments* I 66 (als Beutestück [Relief Tiglatpilesers III.: PKOM 5 Unger Nr. 21]); I 77; II 24; II 36; II 50 (Reliefs von Sanherib und Assurbanipal); auf den Reliefs Sargons (Botta-Flandin Tf. 146); Reliefs des Assurbanipal in Berlin (VA 965; vgl. Bezold *Ninive und Babylon*[3] Abb. 11); endlich das obenerwähnte Gartenrelief Assurbanipals mit dem liegenden Könige. Die im klassischen Altertum so beliebte Sitte des Liegens auf der Kline ist also im Orient seit dem 9. Jh. nachzuweisen.

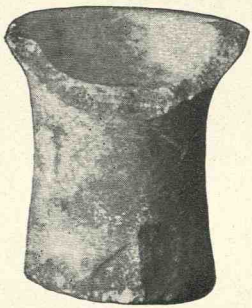
§ 9. In Metall hat das K. Mesopotamiens Bedeutendes geleistet, sowohl bei selbständigen Arbeiten als auch bei solchen, wo das Metall zur Verkleidung und Verzierung verwendet wurde. Gegossene Kup-

ferfiguren von Nagelgöttern und -göttinnen finden sich seit Urninas Zeiten (3200 v. C.; s. Bronzeguß D, Gründungsurkunde; Band IV Tf. 265, Band VIII Tf. 138—140). Ein assyr. Amulett s. Tf. 175 b. — Ein Meisterstück gestriebener Arbeit mit Gravierung ist die Silbervase des Entemena von Lagaš (Band I Tf. 5 a, b), auf kupfernen Löwenfüßen ruhend (Heuzey *Catalogue des Antiquités Chaldéennes* 1902 Nr. 218; Hunger-Lamer a. a. O. Abb. 157). Neben der eleganten, gediegenen Form haben die Verzierungen dieselbe Verteilung auf Schulter und Bauch, die später im klassischen Altertum geübt wurde (Cohn-Wiener Abb. 38). Später sind die in Kupfer und Gold getriebenen Plastiken von Obeid (s. d.), Hirsch, Stier und Löwe, in vorzüglicher Lebendigkeit gehalten (Tf. 170 l, m; 175 c, d). Ihr Inneres ist mit Asphalt ausgegossen; sie sind jetzt in London Br. M. 114308—09, 114312—13, *Guide*[3] Tf. 23. An Einzelfunden wäre zu nennen ein stehender Bronzestier (Ur) mit silberner Inkrustation, vielleicht der Aufsatz einer Standarte (Heuzey a. a. O. Nr. 173), der Kopf eines Urstiers aus Lagaš mit farbig eingesetzten Augen (Heuzey a. a. O. Nr. 165), ein gleichartiger in Konstantinopel (Nr. 1576), ein ähnlicher Kopf in Berlin (VA 3142; Delitzsch *Mehr Licht* 1907 Abb. 17 S. 20), zwei Köpfe einer Ziege mit Schraubenhörnern aus Schuruppak (s. d.), von Hilprecht (*Bêl-Tempel zu Nippur* Abb. 53 S. 67) erworben; endlich ein kleiner Widderkopf aus Lagaš (?) in Konstantinopel. Alle diese Köpfe, die der 1. Hälfte des 3. Jht. angehören, zeigen eine lebendige Auffassung und Wiedergabe der Tierdarstellung. Stilisierter ist der assyr. Bronzestierkopf in London (Br. M. 91240 *Guide*[3] S. 172). Das umfangreichste Denkmal der Treibarbeit sind die 16 Bronzestreifen vom Beschlage der Doppeltür von Imgur-Enlil (s. d.; Band III Tf. 97 b; Band IV Tf. 72, 73), die Salmanassar III. um 847 anfertigen ließ. Die Mannigfaltigkeit der zahlreichen Bilder veranlaßte die Künstler dabei zu Variationen, die eine große Vielseitigkeit an Motiven erkennen lassen. Schmuckgegenstände aus Metall sind vorläufig wenig gefunden bzw. publiziert. Das Inventar eines späten Grabes aus Assur (Tf. 175 k) zeigt einen ägyptischen Skarabäus, Bronzeringe und zwei goldene Ohrringe (bei a!); goldene Knöpfe vgl. Meissner *Babylonien u. Assyrien* I Abb. 81 S. 272; Koldewey *Das wieder erstehende Babylon* 1914 Abb. 186, 188; goldener Halsschmuck, runde Scheiben und viereckiges Goldplättchen mit Darstellung eines Tors aus dem Nabopolassar-Palast in Babylon (Koldewey a. a. O. Abb. 20 S. 34). Auch der Halsschmuck der assyr. Könige, aus aufgereihten Symbolen bestehend, dürfte aus Gold gewesen sein (vgl. Meissner a. a. O. I Abb. 80 S. 272; Band IV Tf. 207 a), ein ähnlicher Schmuck aus Gold befindet sich in Slg. Hahn in Berlin AO 15 (Abb. 115 B. Meissner). Eine Gurtschnalle aus Bronze zeigt zwei nackte Göttinnen, seitlich zweier Hörner, über denen ein Bett (?), mit sitzenden Äffchen zur Seite, angebracht ist (Tf. 174). Ein ähnliches Stück aus Adab (s. d.): Banks *Bismaya* S. 380. Vielleicht Mitte des 3. Jht. Zahlreicher sind die Funde an elam. Metallwerken aus Susa mit gegossenen und getriebenen, goldenen, silbernen und bronzenen plastischen Figuren (Band III Tf. 2 b), namentlich auch Schmuck wie Ringe u. a. (C. Frank *Kunstgesch. in Bildern* I 2^2 Tf. 51, 5—9; 52, 1—2; Délég. Perse Mém. 7).

§ 10. Von der Textilkunst ist natürlich bei dem Klima Mesopotamiens nichts erhalten. Zeugnis geben wieder nur die auf den Denkmälern abgebildeten Kleider. In ältester Zeit trug man den wollenen Schafpelz als Unterrock oder — bei Frauen — über die linke Schulter hinaufgezogen. Seit Manischtusu (2800) aber verstand man es schon, gewebte Gewänder zu fertigen, mit Quastenschmuck daran. Von besonderem Wert sind die assyr. Reliefs des 9.—7. Jh., da sie Einzelheiten der eingewebten Verzierungen der Gewänder, die auch mit figürlichen Szenen geschmückt waren, erkennen lassen, das einzige, was die eigenen Denkmäler Mesopotamiens als Zeugnis für den Ruhm ihrer glänzenden Textilkunst selbst bieten (Cohn-Wiener Abb. 45—46, 50). Eine blasse Vorstellung von den Teppichen geben in Assyrien die Türschwellen mit reichornamentierter Dekoration in Relief (Bezold *Ninive u. Babylon*[3] Abb. 86 S. 109). Vgl. a. W. Reimpell *Geschichte der babyl.-assyr. Kleidung* 1921.

b

a



c

d

e

Kunstgewerbe D. Vorderasien

a. Alabastertasse des Ur-Nina von Lagaš (Nr. 427). — b. Alabasterbecher des Rimusch von Akkad aus Nippur (Nr. 1261). — c. Unvollendeter Alabasterbecher aus Nippur (?) H. 11 cm (Nr. 5241). — d. Alabastertasse des Eannatum (?) von Lagaš, ergänzt (Nr. 2675). — e. Unvollendete Alabastertasse aus Assur (Nr. 7146; Ass. 16803). Konstantinopel. Nach Photographien.

b a c

Kunstgewerbe D. Vorderasien

a. Alabasterbecher des Naram-Sin von Akkad (Nr. 5207). H. 16 cm. Aus dem Kunsthandel. — b—c. Alabasterbecher mit ausgemeißelten Inschriften aus Lagaš (Nr. 2454, 6910 [H. 12 cm]). Konstantinopel. Nach Photographien.

§ 11. An künstlichem Material sind in späterer, assyr. Zeit zwei Arten hergestellt und zu Arbeiten des K. gebraucht worden. Eine Art weißes Porzellan, z. B. eine reliefierte und beschriftete Vase aus Kalḫu (Layard *Nineveh und Babylon*, dtsch. v. Zenker, Tf. 17 R S. 272 [358]), dem 9. Jh. angehörend (Meissner *Babylonien und Assyrien* I 234 Anm. 3). In Assur fand man Formstücke aus Porzellan, wohl zum Einlegen in die Augen, auch Perlen in blauer, gelber und weißer Farbe. Das blaue Porzellan bezeichnet man am besten als künstliches Lapislazuli. Es ist wohl gleichzeitig mit dem anderen Material nachzuweisen und wird zu Bärten und Haarlocken (Tf. 175 a, f) von Statuetten, zum Löwenkopf (Tf. 175 i) verarbeitet gefunden, aber auch als einfache, längliche, glatte Zylinder geformt (Tf. 175 g). Ein ähnlicher durchbohrter Zylinder ist in London Br. Mus. *Guide*[3] S. 237 Nr. 23 aus Sippar, andere Gegenstände ebd. Nr. 129—130. Aus welchen Materialien diese künstlichen Massen hergestellt wurden, ist noch nicht untersucht worden.

B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I 228 ff.; Hunger-Lamer *Altoriental. Kultur im Bilde*[2] 1923 S. 52 f. Abb. 146—170; E. Cohn-Wiener *Das Kunstgewerbe des Ostens* 1923 S. 44 ff.; H. Frankfort *Studies in early pottery of the Near East* I (1924). Eckhard Unger

Kupfer. A. Europa. § 1. Die für die vorgesch. Technik wesentlichsten Eigenschaften des K. sind seine Dehnbarkeit, die es geeignet zum Schmieden und Treiben macht, sowie seine geringe Härte und schwere Schmelzbarkeit, die dahin drängten, es mit anderen Metallen zu legieren. Das unlegierte K. enthält immer gewisse natürliche Nebenbestandteile (Arsen, Antimon, Blei, Eisen, Zink, Zinn, Silber, Nickel, Schwefel, Wismut), die auch in den Analysen der Bronzen erscheinen; man bezeichnet es als ungemischtes K. im Gegensatz zum reinen, künstlich raffinierten K. Schmelzpunkt des reinen K. 1100° C.

§ 2. In der Geschichte der Technik nimmt das K. eine bedeutsame Stelle ein. Ist es doch dasjenige Metall, das der Mensch neben dem Gold zuerst sich dienstbar gemacht hat. Vor diesem, das sich nur zu Schmuck eignet, hat es den Vorzug, daß es zur Anfertigung der ersten metallenen Werkzeuge und Waffen diente. Die Ursache der frühen Ingebrauchnahme mag wie beim Gold gewesen sein, daß es in gediegenem Zustand vorkommt und so ohne weiteres verarbeitet werden konnte. Die ersten Bearbeitungsversuche hat gewiß schon der neol. Mensch gemacht, als er dem durch seine Schwere und schöne Farbe in die Augen fallenden Stoff in der von der Steintechnik her gewohnten Weise mit dem Hammer zu Leibe ging. Allerdings kommen hierbei nur kleine Gegenstände in Betracht, denn abgesehen von Nordamerika haben die gediegenen Kupferstücke eine geringe Größe. Die Herstellung größerer Gegenstände war erst möglich, nachdem man gelernt hatte, die kleinen Stücke zusammenzuschmelzen. Seine Bedeutung als wesentl. Kulturfaktor erlangt es in Europa erst, als man zur Verhüttung von Kupfererzen überging und das K. in Formen gießen lernte: eine weittragende Entdeckung, die das Verdienst des Urmenschen der alten Welt ist, während die Urbewohner Amerikas das Stadium des Hämmerns, also eine im Grund neol. Technik, nicht überschritten. Mit der Entdeckung des Gießens war der Weg für die gesamte weitere Entwicklung der Metallurgie geöffnet.

§ 3. Wann und wo das K. zuerst gegossen wurde, steht noch nicht fest. In Troja vielleicht in der I., sicher in der II. Stadt. Sehr früh, im 5. oder 4. Jht., erscheint es in Chaldäa (Bronzefigur von Tello, angeblich den König Gudea darstellend) und in Ägypten. Aber auch in verschiedenen neol. Kulturen Nord- und Mitteleuropas, die unmöglich alle erst dem Ende des Neol. angehören können, kommen hin und wieder kleine kupferne Gegenstände vor. Hauptzentren einer frühen Kupferindustrie sind Zypern, Spanien, das ö. Alpengebiet, Ungarn und Irland. Es schiebt sich da zwischen StZ und vollentwickelte BZ und in beide hineinreichend eine Fundgruppe ein, deren hauptsächlichstes Werkmaterial das K. ist (Kupferzeit; s. d.). Durch einen nicht unbedeutenden Handel (s. d. A), bei dem gewisse doppelaxtförmige Barren (s. Geld § 14; Band IV Tf. 96 e, f) eine Rolle spielen, verbreiten sich kupferne Gegenstände über ganz Europa hin, so daß man überall den

Einfluß einer „Kupferperiode" spürt, ohne daß doch daraus immer eine besondere Kulturstufe entstand. Nachdem das K. als Kulturträger eine kurze Blütezeit erlebt hat, geht sein Gebrauch nach Erfindung der überlegenen Bronze sehr schnell zurück. Für Waffen und Werkzeuge, die eine gewisse Härte verlangen, kommt es bald ganz außer Gebrauch, aber auch beim Schmuck muß es der leichter zu gießenden Bronze weichen. Um so mehr nimmt seine Bedeutung als Grundstoff der Bronze zu.

§ 4. Die Verarbeitung des K. unterscheidet sich im allg. nicht wesentl. von derjenigen der Bronze (s. Bronzeguß A, Bronzetechnik A), beschränkt sich aber wegen der schweren Schmelzbarkeit auf die einfachen Methoden. Überdies fällt die Hauptepoche der Kupferbearbeitung in eine Frühzeit, in der die Geräte und Waffen noch eine derb-einfache Gestalt hatten und keine verfeinerte Technik beanspruchten. Daß man aber bereits bei den frühesten Typen, z. B. den die Gestalt von Steinbeilen nachahmenden Kupferäxten, das Gußverfahren anwandte, läßt sich an der hin und wieder sichtbaren Gußhaut zweifelsfrei erkennen. Zur Vollendung der Rohgüsse wurde der Hammer ausgiebig benutzt, um den Gegenstand symmetrisch zu formen und die Dichtigkeit des Metalls und damit seine Brauchbarkeit zu vergrößern. Wahrscheinlich hat man den Gegenstand zuweilen unmittelbar aus dem Rohbarren durch Schmieden geformt. Nach Colini wurden die besseren Exemplare des ital. Äneol. mit Sand oder Schleifstein geglättet und die Schneiden geschliffen. Auffallenderweise sind in dem gut bekannten Äneol. Italiens bisher weder Gußformen noch Schmelztiegel noch andere Gießereigeräte gefunden worden. Dagegen kennt man Gußformen für Gegenstände, deren Typus ihre Ausführung in K. vermuten läßt, von El Argar (Spanien; s. Argar [El]) und aus England. Daß aber die Art der Gußform nicht immer einen Schluß auf den Ausguß mit K. gestattet, lehrt das Beispiel einer analysierten Flachaxt vom „Kupfertypus" aus Troja II, die 8,49% Zinn enthält (Dörpfeld *Troja* S. 421 Nr. 2). Bei der Bearbeitung der Kupfergegenstände fanden ferner das Treiben, Glätten, Punzen und Gravieren Anwendung (s. Bronzetechnik A § 3, 12, 13).

Ungünstig für das Studium der Technik der Kupfergeräte ist einmal ihre verhältnismäßige Seltenheit, dann, daß ihre Oberfläche durch Mehlpatina (s. Patina A § 2) häufig zerstört ist.

S. a. Bergbau, Bronzeguß, Bronzetechnik, Bronzezeit, Kupferzeit, Legierung.

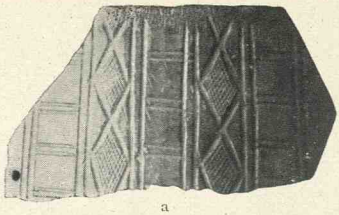
H. und L. Siret *Les premiers âges du métal dans le Sud-Est de l'Espagne* 1887; M. Much *Die Kupferzeit in Europa*[2] 1893; Sv. Fornm. Tidskr. 8 (1893) S. 203ff. Montelius; ZfEthn. 28 (1896) S. 57ff. Hampel; ZfEthn. Verh. 32 (1900) S. 270 Götze; Treptow *Die Mineralbenutzung in vor- und frühgeschichtl. Zeit* 1901 S. 23, 27; Chassaigne und Chauvet *Analyses de bronzes anciens* 1903 Anhang; Dörpfeld *Troja* S. 366f.; Bull. Paletn. Ital. 26 S. 256ff. Colini; Forrer *Reall.* S. 78, 188, 431. Alfred Götze

B. Naher Orient s. Bergbau C—E, Bronzezeit, Metall B—D.

Kupferbergbau, Englisch-irischer. S. a. Bergbau A. § 1. Gleichzeitig mit dem Zinn in Cornwall, das von grundlegender Bedeutung für die Stellung Englands während der Vorgeschichte Westeuropas war (s. Zinnbergbau), wird auch das dort teilweise in denselben Erzen wie das Zinn vorkommende Kupfer abgebaut worden sein. Außerdem ist vorgesch. K. in England auch in Wales, besonders seinen n. Teilen, nachgewiesen. Alte Stollen und Bergwerke sind hier auf Anglesey (Amlwch Parys-Grube), in Carnarvon (Llandudno), Cheshire (Alderley Edge) und weiter s. in Cardigan (Langynfelin-Grube) nachgewiesen worden. Die Funde, die in allen diesen vorgesch. Bergwerken gemacht wurden, weisen sie in die BZ. Namentlich die vom Mitterberg bekannten Schlegel und Hämmer mit umlaufender Schaftrille sind in allen vier Bergwerken gefunden worden, oft von erstaunlicher Größe (L. bis 30 cm, Gew. bis 20 kg). So werden alle diese Gruben derselben Zeit wie der Mitterbergbau — nach Kyrle dem Ausgang der BZ — angehören. In Llandudno wird (zwei Fragmente eines Bronzepickels) diese Datierung auch anderweitig bestätigt.

J. Evans *Stone impl.*[2] 1897 passim, bes. S. 233ff.; Archaeol. Journal 7 Stanley; Journ. anthr. inst. 5 (1876) Dawkins; Archaeologia Cambrensis 2. Ser. 1.

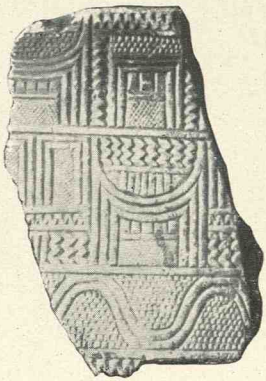
e



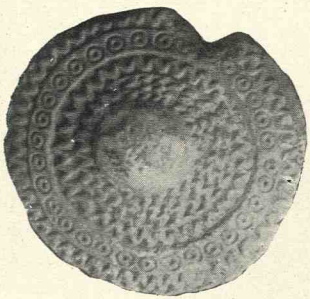
a

b

d

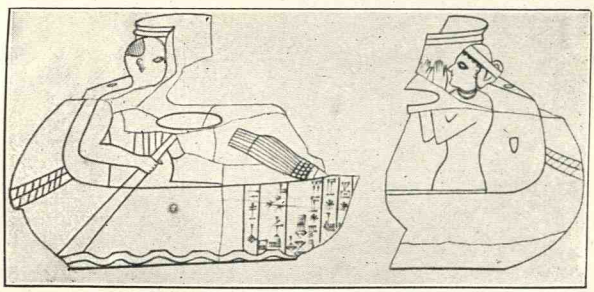


c



g

h



i

Kunstgewerbe D. Vorderasien

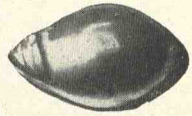
a—c. Ornamentierte Steinvasenscherben (Nr. 6457 [Nippur]; 4115 [Assur 4871]; 3116 [Adab]). — d. Ziegenkopf auf reliefiertem Vasenfragment aus Diorit, Sippar (Nr. 1362). — e. Schieferpalette aus Babylon (Nr. 7835; Bab. Nr. 35464). — f, h. Reliefierte Vasenbruchstücke aus Schuruppak (Nr. 5576—77). — g. Ornamentierter Vasendeckel aus Obeid (Nr. 2235) a—h. In Konstantinopel. Nach Photographien. — i. Reliefvasenfragmente aus Adab. Nach Banks.

a

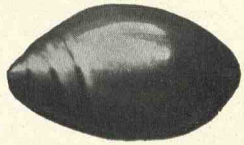
b

c

d



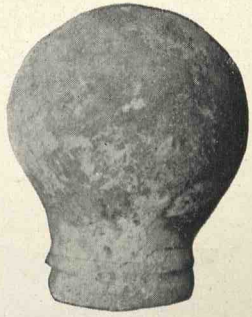
e



f

g

h



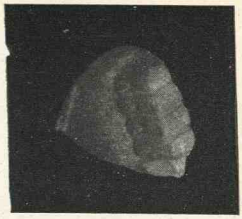
i

Kunstgewerbe D. Vorderasien

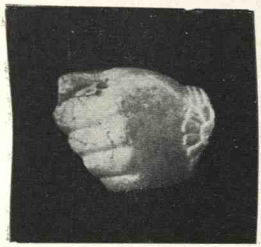
a. Keulenkopf des Mesilim von Kiš. Lagaš. In Paris. Nach B. Meissner. — b. dgl. des Ur-gigir von Uruk. Paris (AO 8663). Nach Thureau-Dangin. — c. Entengewicht des Dungi von Ur (Nr. 1562; Katalog Nr. 179). — d—f. Muschelgewichte aus Sippar (Nr. 7282—84; Katalog Nr. 197, 196, 195). — g. Morgenstern des Marduk-mudammiq von Namri. Assur (Nr. 7052, Ass. 10265). — h. Entengewicht des Dadum von Tupliaš. Assur (Nr. 7073; Ass. 3925). — i. Keulenkopf aus Magnesit des Bêl-ilai, Statthalter von Arbaḫa (769 v. C.; Nr. 7057; Ass. 10275). — c—i. In Konstantinopel. Nach Photographien.

b

a



c



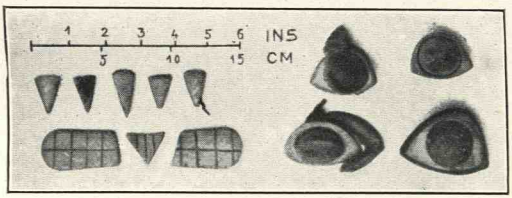
d

f

e

g

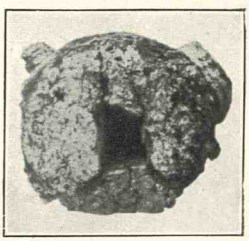
h



k

l

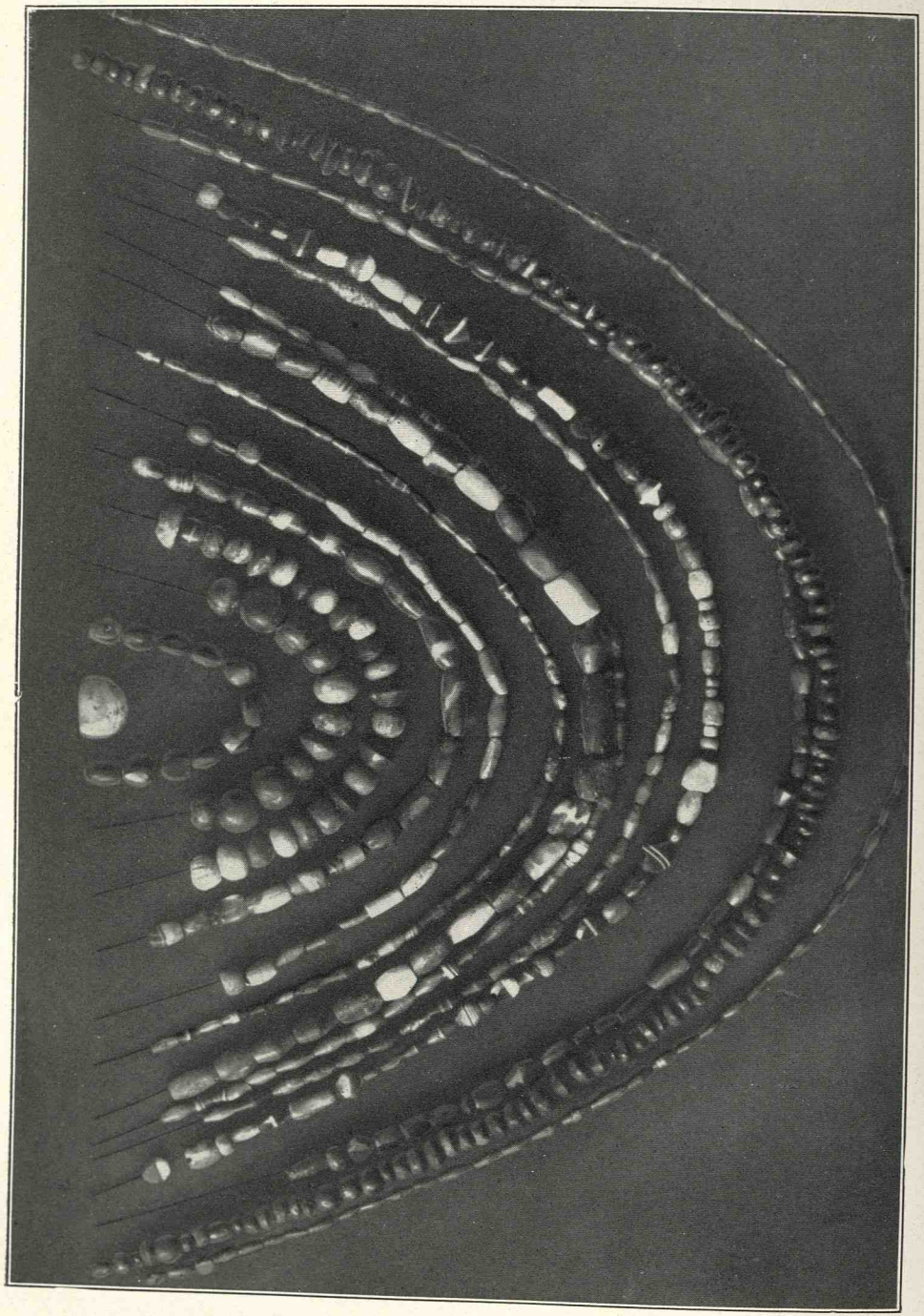
n



m

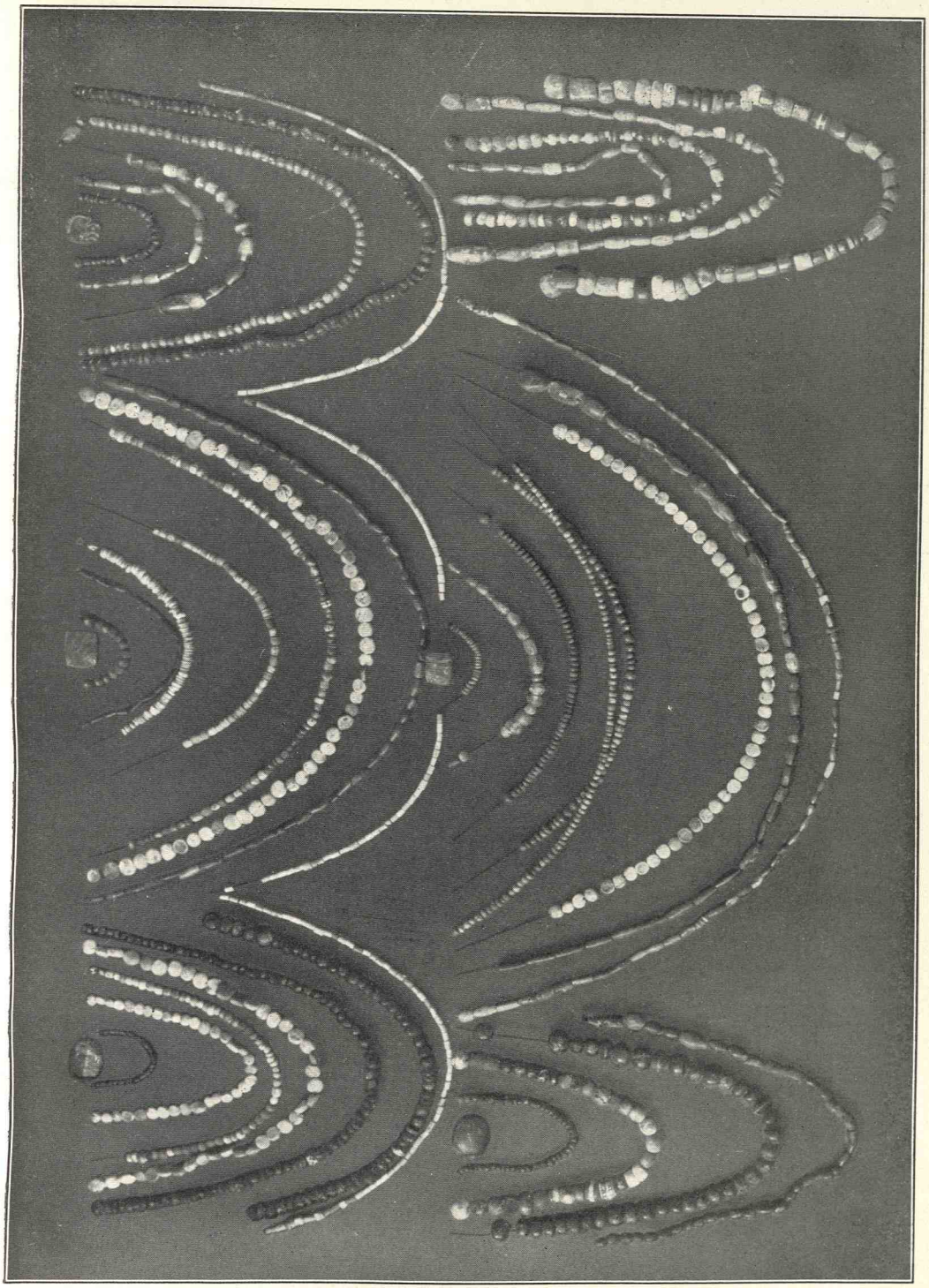
Kunstgewerbe D. Vorderasien

a. Vogelkopf mit rot eingelegtem Auge vom Henkel einer Vase aus grünlichem Kalkstein. Ninive (Nr. 7837). — b—c. Rechte Hand einer Gipssteinstatuette von 1/4 Lebensgröße. Ninive (Nr. 7839). — d—e. dgl. 1/2 Lebensgröße. Ninive Nr. 7838). — f. Gravierte Muschel. Ninive (Nr. 7014). — g. „Auge", geweiht von Kurigalzu. Nippur (Nr. 1907). — h. „Auge", geweiht von Kadašman-Enlil. Nippur (Nr. 1919). — i. Löwenkopf aus Onyx. Nippur (Nr. 985). a—i. In Konstantinopel. — k. Inkrustationen von Zähnen und Augen von Obeid, London. — l—m. Inkrustierter Löwenkopf aus Kupfer von Obeid, Vorder- und Rückseite, in London. — n. Sumererkopf mit inkrustierten Augen und Brauen. Nippur Nach Hilprecht.



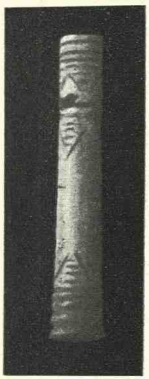
Kunstgewerbe D. Vorderasien

Schmuckperlen aus Babylon in Konstantinopel (Nr. 369). Nach Photographie.

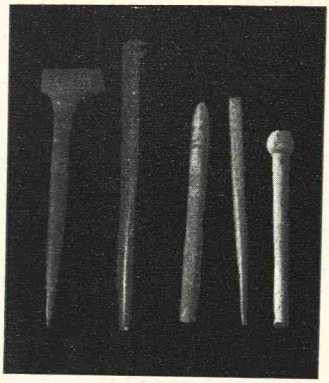


Kunstgewerbe D. Vorderasien

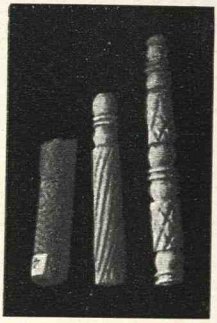
Schmuckperlen aus Babylon in Konstantinopel (Nr. 368). Nach Photographie.



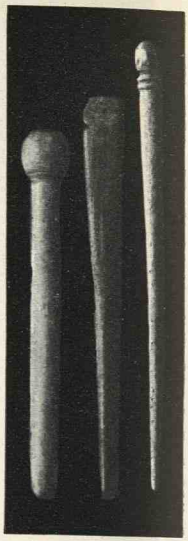
a



b c d e f



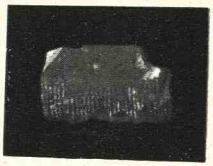
g h i



k l m

n

o

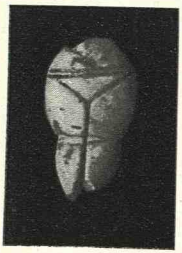


p

q

r

s



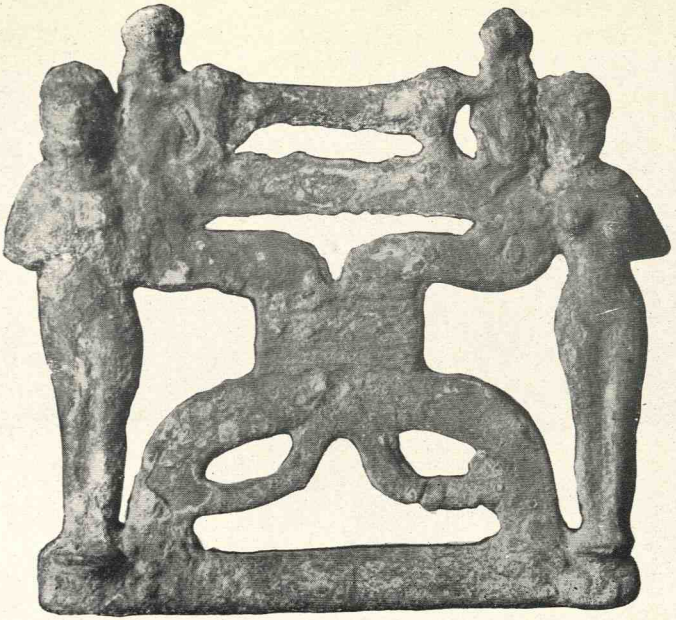
t

u

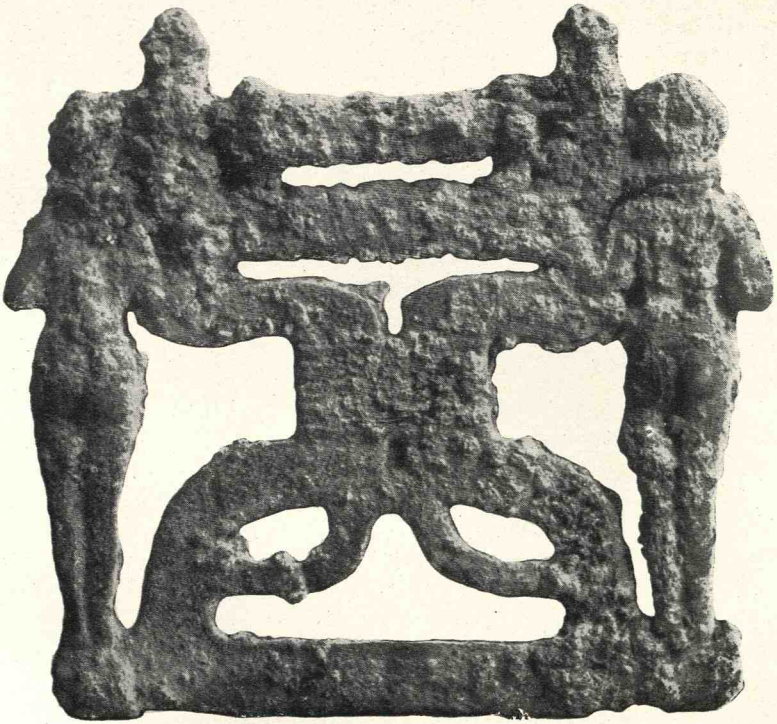
v

Kunstgewerbe D. Vorderasien

a. Stäbchen aus Knochen. Nippur (Nr. 933). — b. Haarpfeil mit Kamm. Adab (Nr. 3086). — c. dgl. ohne Kamm, oben eingezackt. Adab (Nr. 3093). — d—f. Stäbchen und Haarpfeil. Nippur (?). — g. Stäbchen. Assur (Nr. 4256; Ass. 1907). — h, i. Stäbchen. Nippur (Nr. 2027, 2026); von parth. Gräbern. — k—m. Haarpfeile. Nippur (?). — n. Elfenbeinkopf. Nippur (Nr. 942). — p. Kamm. Lagaš (Nr. 6367). — q. Elfenbeinstäbchen. Nippur (Nr. 943). — o, r—u. Frauenfigürchen aus Elfenbein. Nippur (Nr. 935—937, 940, 944). — v. Elfenbeinfigürchen. Babylon (?; Nr. 1638). In Konstantinopel. Nach Photographien.



a



b

Kunstgewerbe D. Vorderasien

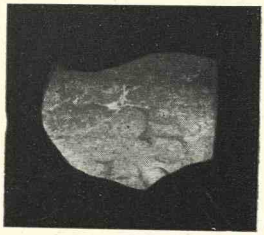
a—b. Bronzene Gürtelschnalle von Babylon, in Konstantinopel (Nr. 6260). Vorder- und Rückseite, H. 9,5 cm. Nach Photographie.

a

b

c

d



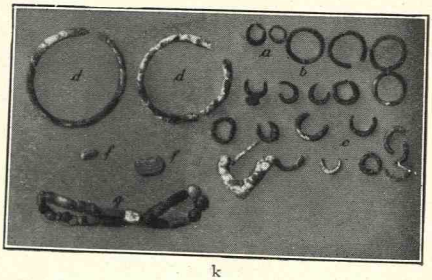
e

g

h

f

i



k

Kunstgewerbe D. Vorderasien

a. Vollbartstück aus künstlichem Lapislazuli. Babylon (Nr. 162). — b. Gegossenes Bronzeamulett. Ištar auf Löwen und assyr. Anbeter. Babylon (Nr. 1643). — a—b. In Konstantinopel. — c—d. Stier- bzw. Hirschkopf aus Kupfer von Obeid, London. — e. Oberteil eines Schlangenkopfes (?) aus künstlichem Lapislazuli von Assur (Nr. 4140). — f—g. Haar, Zylinder aus künstlichem Lapislazuli. Babylon (Nr. 163, 166). — h. Rosette aus künstlichem Lapislazuli. Assur (Nr. 4137; Ass. 1685). — i. Löwenkopf. Dgl. Assur (Nr. 4131; Ass. 2549), H. 2,7 cm. — k. Grabinventar. Assur (Nr. 4164; Ass. 2594). — e—k. In Konstantinopel. — Nach Photographien.

§ 2. Auch in Irland ist das Kupfer häufig, bes. im S in den Grafschaften Kerry, Cork, Waterford, Tipperary, Wicklow und in Galway. Auch hier sind, z. B. bei Killarney, Co. Kerry, häufig Steinschlegel der oben genannten Form gefunden, die für die Bergwerke der BZ bezeichnend sind, und auch Steinwerkzeuge aus Gruben bei Boumahon, Waterford, und Kielmore, Cork, gehören hierher. Die bedeutendsten vorgesch. Kupfergruben Irlands sind die von Derrycarhoon bei Ballydehob, Cork, die auf Tagebau in breiten Gräben hinweisen; sie reichen bei wenig über 1 m Br. 18 m t. in die Erde. Derartige Gruben können nur bei starker Holzversteifung angelegt sein. Schon aus der Überwachsung durch ein 4 m hohes Torflager erhellt das hohe Alter dieser Anlage. Hier wurden auch Gerölle als Hämmer benutzt. Eichenholzrohre dienten offenbar zur Wasserregulierung. Bemerkenswert ist auch ein roh ausgehauener Steigbaum aus Eichenholz und verschiedene Holzgeräte (auch bei Boumahon). Diese ir. Kupferbergwerke scheinen derselben Zeit wie die engl. anzugehören.

Proceedings R. Ir. Ac. 33 (1917) Sect. C Armstrong; J. Evans a. a. O.; Wilde *Catal. mus. Dublin;* R. Kane *Industrial Resources of Ireland*[2] 1845 S. 189; Journal of the R. Geol. Soc. of Ireland 1887 Kinahan. W. Bremer

Kupferzeit (Europa).

§ 1. Erstes Auftreten des Kupfers. — § 2. Fabrikationszentren und Kupferbarren. — § 3. Kupfergruben. — § 4. Die wichtigeren Typen der Kupfergeräte: Flachäxte. — § 5. Schaftlochäxte, Doppeläxte mit parallelen und gekreuzten Schneiden, Hammeräxte, Pickel. — § 6. Dolche, Axtdolche, Speere und Pfeilspitzen, angebliche Kupferpanzer. — § 7. Sonstige Gebrauchsgeräte und Schmuckgegenstände aus Kupfer, Obsidiangeräte. — § 8. Gold und Silber, Türkis und Callaïs in der K. — § 9. Die Keramik der K. — § 10. Die Bestattungsriten und Grabformen während der K. — § 11. Ursprung der Kupfertechnik.

§ 1. Die Frage, ob es in Europa eine besondere, zwischen Spätneol. und früher BZ einzugliedernde K. gegeben habe, ist, seitdem sich W. Wilde zuerst für eine solche ausgesprochen hat, ebenso oft bejaht wie verneint worden. Vereinzelte, offenbar durch Handel eingeführte Kupfergeräte treten in Mittel- und Nordeuropa jedenfalls schon verhältnismäßig früh auf. So, um nur einige Beispiele zu nennen, in vielen Schweizer Pfahlbauten, in Schlesien in Gräbern vom Jordansmühler Typus (s. d.), in Mitteldeutschland in Verbindung mit Kugelamphoren (s. d. A), Bernburger Typus (s. d.) und selbst schon Spiralmäanderkeramik, in Dänemark und Skandinavien in Steinkisten- und jüngeren Ganggräbern usw., ganz abgesehen von zahllosen Einzelfunden oder kleineren Depots, deren genauere zeitliche Eingliederung bei dem Fehlen sicher datierbarer Begleitfunde nicht möglich ist.

§ 2. Von einer eigentl. K. kann jedoch nur da gesprochen werden, wo einmal die Kupfergeräte in größerer Menge auftreten, und wo anderseits, sei es durch deren Formverwandtschaft mit den seitherigen bodenständigen Steingerätetypen, die als Vorbilder für jene dienten, sei es durch Gußformen u. dgl., die eigene Fabrikation nachweisbar ist. So fand Messikomer in dem Pfahlbau von Robenhausen (s. d.), lange bevor hier noch die erste kupferne Flachaxt zum Vorschein kam, löffelartige Tongebilde mit starken Brandspuren und mit Kupferoxydresten in den Gefäßporen, die er mit Recht als Gießlöffel bestimmte. Und in einem ebendort aufgedeckten axtförmigen Holzkeil, dessen Gestalt genau den kupferzeitl. Kupferäxten entspricht, und der anderseits für einen bloßen Holzkeil viel zu zart und fein gearbeitet ist, erkannte Forrer sehr richtig ein Holzmodell für eine Kupferaxt, wie ja auch heute noch von den Metallgießern die Gußform durch Eindrücken eines Holzmodells in den Ton hergestellt wird. Endlich scheinen auf eine einheimische Verarbeitung des Kupfers auch noch gewisse Gerätetypen hinzudeuten, so namentlich neben den bekannten, in Depotfunden oft in enormer Zahl auftretenden Ösenhalsringen die Doppeläxte mit engem Schaftloch, das nur für eine Schnur durchgängig ist und daher nicht als Stielloch für eine Gebrauchsaxt gedient haben kann (Rohmaterial; Band IV Tf. 96 e, f). Mit Recht werden deshalb diese dünnlochigen Kupferäxte, die sich über Frankreich, die Schweiz und Nordwestdeutschland verbreiten (ZfEthn. 1905 S. 517ff., 770, 1007 Lissauer), im Gegensatz zu den für den Gebrauch bestimmten Exemplaren mit weitem Schaftloch ziemlich allgemein für Metallbarren (von

mancher Seite freilich auch für Votiväxte) gehalten, und zwar um so mehr, weil nach Forrer (*Urg. d. Europ.* S. 271ff.) auch ihre Gewichte ganz bestimmte Proportionen erkennen lassen, die auf einen Zusammenhang mit der kret. Mine zu 618 g hinzuweisen scheinen. (Vgl. hierzu auch Bull. Paletn. Ital. 1904ff. Pigorini über das Vorkommen von Kupferbarren auf Zypern, Kreta, Euböa und Sardinien, die sich freilich von den mitteleurop. Doppeläxten wesentlich unterscheiden.) S. aber Geld § 14.

§ 3. Eine noch jüngere Phase der K. äußert sich — außer durch die fortgeschritteneren Formen — darin, daß man sich durch Erschließen einheimischer Kupferquellen vom Import des ausländischen Materials unabhängig zu machen sucht. S. a. Bergbau A, B; Handel A, Kupferbergbau.

§ 4. Überblickt man das Fundinventar an Kupfergeräten der europ. K., so läßt sich eine fortschreitende Differenzierung der Geräteformen, die zugleich eine Weiterentwicklung der metallurgischen Technik bekundet, nicht verkennen. Die ältesten Kupferäxte (Band VI Tf. 23 c) sind Flachäxte und zeigen noch ganz die Form der seitherigen trapezförmigen Steinäxte, während spitznackige Formen anscheinend sehr selten sind. Sie sind in ganz Europa in sehr großer Zahl vertreten (vgl. das Fundverzeichnis bei Montelius *Chron. ält. BZ.* S. 8ff., das jedoch jetzt der Ergänzung bedarf) und finden sich in Skandinavien bereits in den Ganggräbern. Eine schon etwas jüngere Entwicklungsstufe zeigen die Flachäxte mit mehr oder weniger stark ausladender Schneide (Band IV Tf. 251 a 1, Band VI Tf. 23 b; Montelius a. a. O. Abb. 9), die der Steintechnik widerstrebt, dennoch aber bisweilen bei steinernen Flachäxten nachgeahmt wurde (a. a. O.). Aus ihnen entwickeln sich durch noch weitere Krümmung des Schneidenteils bei gleichzeitiger Verschmälerung des Stielteils die Vorstufen der Randäxte. Eine für die Beurteilung größerer Kulturzusammenhänge wichtige Erscheinung bei manchen dieser Flachäxte, besonders denen mit ausladender Schneide, besteht darin, daß sie etwas unterhalb des Bahnendes ein rundes, bisweilen auch quadratisches oder rhombisches Aufhängeloch aufweisen (Montelius a. a. O. S. 11 Abb. 11—14). Solche Äxte aus Kupfer sind namentlich aus Ungarn bekannt (v. Pulszky *Kupferzeit in Ungarn* 1884 S. 50 Abb. 9), während die Stücke aus Zypern, Troja und Griechenland bereits aus Bronze bestehen. Im übrigen Mittel- und Nordeuropa fehlen sie, doch finden sich sowohl in den Pfahlbauten (Keller *Pfahlbauten* 5. Ber. Tf. 9 Abb. 10; Antiqua 1885 Tf. 8, 1; Anz. f. Schweiz. AK. 3 [1876] Tf. 8 Abb. 5, 6) wie in den nord. Ganggräbern (Madsen *Gravh. i. Dan.* I Tf. 20 Abb. t u. u, Tf. 27 s, II Tf. 3 Abb. 33; Worsaae *Nord. oldsager* Abb. 16 u. 17 u. a.) ganz gleichartige Stücke aus Stein, Knochen und Bernstein.

§ 5. Von sonstigen Äxten sind besonders häufig die Schaftlochäxte mit nach unten ausladender Schneide und unterer Schaftdülle am Bahnende; die Oberfläche verläuft bald gerade, bald leicht nach abwärts gebogen, bald mehr oder weniger stark geschweift. Diese auch in den Gräbern von Tepe Mussian in Westpersien (Jahrb. d. Städt. Mus. f. Völkerk. zu Leipzig 7 [1915/17] S. 42 Abb. 36 Wilke) häufig vorkommende Form (vgl. Band VIII Tf. 48 m von Susa) ist in Ungarn sehr verbreitet und auch noch im benachbarten Jugoslavien (s. d. B § 5) sowie in Bulgarien (s. d. C; Band II Tf. 100, 101) in großer Zahl vertreten. Ebenso findet sie sich häufig in Rußland. Dagegen tritt sie in Deutschland nur mehr vereinzelt, und zwar nur innerhalb des ostd.-österreich., von mir den Illyriern zugeschriebenen Formenkreises auf. So in Marienberg bei Strehlen (Alt-Schlesien 1 S. 47 Abb. 14), in Kwieciszewo, Kr. Mogilno (Präh. Z. 3 [1911] S. 389 Abb. 1 c), in Lissa (Mannus 9 S. 150) und an einigen anderen Punkten. Eine andere, gleichfalls in Ungarn, Jugoslavien und Bulgarien sehr häufige K.-Form bilden die Äxte mit gekreuzten Schneiden (Band II Tf. 99). Sie treten auch im ostd.-österreich. Formenkreise nicht allzu selten auf, wo sie u. a. auch mehrfach im Freistaat Sachsen (Großenhain, Elster i. Vogtlande) und in der Prov. Sachsen (Carow, Kr. Jerichow II; Auleben, Kr. Sangerhausen; Sächs. Jahresschr. 10 [1911] S. 73ff.) gefunden worden sind; ebenso sind sie in Rußland ziemlich häufig. Nahe verwandt mit dieser Form sind die breiten, stumpfnackigen Hacken, die vereinzelt gleichfalls auf ostd.

Gebiete wiederkehren (z. B. Mertins *Wegweiser* S. 34 Abb. 51). In Ungarn und Jugoslavien ebenfalls sehr häufig sind vierkantige Axthämmer mit senkrechter Schneide und rektangulärem Bahnende (= Splieth *Inventar* Tf. 1, 5); dieser Typus ist auch im nord. Formenkreise weit verbreitet, besteht aber hier meist schon aus zinnarmer Bronze, bisweilen auch aus Stein. Einen weiteren ungar.-jugoslav. Typus stellen die Spitzhacken dar, die anscheinend nur auf das sö. Mitteleuropa beschränkt sind (z. B. Brestovac und Balakonje in Serbien; MAGW NF 9 [1889] Tf. 5 Abb. 9 u. 10). Im Gegensatz zu den bisher genannten Typen, deren Verbreitungszentrum Ungarn und die n. Balkanländer bilden, bleiben die unter § 2 erwähnten Doppeläxte mit gleichgerichteten Schneiden vorwiegend auf das w. Mitteleuropa (Westdeutschland, die Westschweiz und Frankreich) beschränkt. Man könnte daher ihren Ausgangspunkt auf der Pyrenäenhalbinsel suchen, doch sind dort — von einer reichverzierten Nachbildung aus Knochen abgesehen — weder durchbohrte Steinäxte, noch kupferne Doppeläxte, die als Nachbildung von ihnen aufzufassen wären, bekannt, und es ist daher anzunehmen, daß es sich bei diesen sw. bis zur Rhône-Mündung sich ausbreitenden westeurop. Doppeläxten um orient. Importstücke handelt (Wilke *Südwesteurop. Megalithkultur* S. 59, 161, 163). Als lokale nord. Nachbildungen der von Åberg (Mannusbibl. Nr. 17 [1918]) eingehend behandelten jütischen Streitaxttypen sind jedenfalls die vereinzelt vorkommenden, formverwandten, eleganten kupfernen Streitäxte mit knaufartigem Bahnende (Montelius a. a. O. S. 13 Abb. 22) zu betrachten, die in Ungarn und dem kaum weniger kupferreichen Jugoslavien anscheinend völlig unbekannt sind. Auffallend ärmlich ist der Formenschatz der span.-portug. Kupferäxte, so gut auch sonst die K. gerade auf der Pyrenäenhalbinsel vertreten ist. Das rührt offenbar nur daher, daß auch die als Vorbilder für die Kupferäxte dienenden Steinaxttypen in diesen Gebieten sehr wenig abwechslungsreich sind. Ähnlich liegen die Verhältnisse, soweit dies aus der Literatur zu ersehen ist, auch in dem gleichfalls sehr kupferreichen Irland.

§ 6. Neben den mannigfaltigen Axttypen kommen als Leitformen für die K. besonders die in mehreren Abarten auftretenden triangulären Dolche in Betracht. Bei den einfachsten, meist sehr kurzen Typen fehlt jede Spur einer Griffangel oder Zunge, und die Dolchbasis wurde mit 3 oder mehr Nieten in dem Holzgriff befestigt. So beispielsweise in einem interessanten, an Remedello erinnernden Skelettgrabe von Fontaine-le-Puits (s. d.; Band III Tf. 152 b). Einen zweiten Typus bilden die Dolche mit kurzer Griffzunge, die bisweilen nur aus einem halbkreisförmigen Vorsprung der bogenförmigen Griffbasis besteht, hin und wieder aber auch etwas höher und dann in der Mitte eingezogen und zur Befestigung des Griffes hochgekantet ist (z. B. ein Kupferdolch aus Böhmen; Památky 2 Tf. 8 Abb. 8). Als Übergangsform zwischen beiden Typen kann man die Dolche mit dreieckiger Griffbasis betrachten, die auch, wie die beiden ersten, häufig bei den eleganten äneol. Feuersteindolchen der Pyrenäenhalbinsel, Südwestfrankreichs und Oberitaliens wiederkehrt (Munro *Les stations lacustres d'Europe* 1908 Tf. 23, 6; Kupferdolch vom Mondsee; ebd. S. 229 Abb. 68, Nr. 18 u. 19; Feuersteindolche von Polada). Einen sehr scharf ausgeprägten Typus bilden endlich die sog. kyprischen Dolche mit langer, schmaler, oben hakenförmig umgebogener Griffangel (Band IV Tf. 50, 6). Dieser Typus, der im ö. Mittelmeerbecken (Ägypten, Beirut in Syrien, Tell-el-Hesy in Palästina [s. Dolch C], auf den Kykladen, Troja usw.) weit verbreitet ist und sich von dort ostwärts bis Kurdistan (Wilke *Die Herkunft d. Indo-Iranier* Jahrb. d. Städt. Mus. f. Völkerk. zu Leipzig 7 [1915/17] S. 42 Abb. 35, 4), westwärts bis Süditalien (ZfEthn. Verh. 1899 S. 320 Ohnefalsch-Richter) verfolgen läßt, kehrt auch in Ungarn (v. Pulszky a.a.O. S. 77 Nr. 3, 5—7), der Schweiz (Heierli *Urg. d. Schweiz* S. 267 Abb. 270) und Böhmen, in diesem allerdings wohl nur aus Bronze, wieder. In Nord- und Westeuropa ist er unbekannt, doch erscheinen in Frankreich schmale Schwerter mit gleicher Griffangel, die offenbar auf sie zurückgehen. Mit den triangulären Dolchen in ihrer Form noch völlig übereinstimmend und von ihnen oft nur schwer zu unterscheiden sind die

frühsten Stufen der sog. Axtdolche (Dolchstäbe), bei denen die trianguläre Klinge an einem langen Holzstab senkrecht zu dessen Längsachse befestigt war (s. Axtdolch). Die Speer- und Pfeilspitzen, die besonders in den kupferzeitl. Gräbern der Pyrenäenhalbinsel und Oberitaliens gut vertreten sind, zeigen durchaus die steinzeitl. Formen der betr. Gebiete; Typen mit Tülle sind noch nirgends vorhanden. Von Schutzwaffen glaubt Hampel für Ungarn durch einen Fund von Miskolcz eine Art Panzer (der ja, aus Eberzähnen hergestellt, schon im Neol. erscheint; vgl. den Fund von Pecquigny, Dép. Somme; L'homme préhist. S. 203 Figuier) feststellen zu können, der aus 17, seiner Meinung nach auf einer Leder- oder Stoffweste befestigten, abgeplatteten Kupferstäben von 0,22—0,24 m L. bestand (ZfEthn. 1896 S. 77 Abb. 41 Hampel), und ähnliche Kupferstäbe sind auch in den Schweizer Pfahlbauten gefunden worden (a. a. O. S. 78). Doch ist diese Deutung zweifelhaft, und die Kupferstäbe stellen jedenfalls nur Metallbarren dar. S. Bronzebarren § 3.

§ 7. Von Gebrauchsgeräten aus Kupfer erscheinen außer den bereits erwähnten Äxten in der Hauptsache nur Angelhaken, während für Messer, Sicheln usw. im allgemeinen wie bisher der Stein, in einzelnen Gebieten vorwiegend Obsidian (s. u.), weiter Verwendung fand. Ebenso fehlen kupferne Trensen, die man nach wie vor aus Knochen verfertigte. Dagegen wurde das Kupfer vielfach zu Schmuckgegenständen benutzt. Besonders häufig finden sich rundstabige Ösenhalsringe (die freilich oft wohl nur als Metallbarren aufzufassen sind; s. o. § 2), einfache Ösennadeln, Ösenringnadeln mit Achterschleife, Hülsennadeln, Hammerkopfnadeln und Spiralkopfnadeln (vgl. Band II Tf. 93 e, f; Band IV Tf. 27 v, w, Tf. 50 Abb. 13). Auch Nadeln mit doppeltem oder vierfachem Spiralkopfe stellt man her, und da die Gußtechnik noch nicht genügend entwickelt ist, um derartige Nadeln in einem Stück zu gießen, hilft man sich, indem man beiderseits am Nadelschaft mit Draht eine einfache oder Doppelspirale befestigt (z. B. Much *Atlas* Tf. 18, 6 aus der Šipka-Höhle in Mähren). Ebenso gehen die ältesten kyprischen Schleifennadeln, die, aus zinnarmer Bronze hergestellt, auch in der Aunjetitzer Kultur (s. d. A § 7) sehr häufig vorkommen, bis in die K. zurück (ZfEthn. 1907 S. 789). Als Armschmuck dienen große Armspiralen, als Hals- und Brustschmuck außer den schon erwähnten Ösenhalsringen Ketten aus Kupferperlen (Band II Tf. 7 c) und Anhängsel verschiedener Form, besonders häufig Doppelspiralen aus rundem oder kantigem Draht, die man in Ungarn in Verbindung mit Doppelspiralen mit hakenförmig gekrümmtem Bügel nach Art unserer heutigen Heftel auch zum Verschluß der Kleidung verwendet (ZfEthn. 1896 S. 80 Abb. 46 Hampel). Daneben werden natürlich auch noch die seither üblichen Schmuckstücke (Muschelringe, Anhängsel aus Zähnen usw.) weiter verwendet, und das gleiche gilt auch für die Waffen und Gebrauchsgeräte. Unter diesen sind, namentlich im sö. Mitteleuropa (Bodrogkeresztúr [s. d.], Lengyel [s. d.] u. a.) besonders die zahlreichen Obsidiangeräte bemerkenswert, die zwar schon in der Tripolje-Kultur (Gräberfelder am Bükker-Gebirge) auftreten, in größerer Menge aber erst in der eigentl. K. erscheinen. Außer in Ungarn und den Nachbargebieten (Mähren, Böhmen und Schlesien), deren Bezugsquelle der Karpathengebirgszug Hegyalja in Oberungarn war (Schl. Vorz. NF 7 [1916] S. 65 Seger), finden sie sich in großer Zahl im griech. Archipel, in der Gegend von Neapel, auf Pantellaria (s. d.), in den Gräbern von Remedello-Sotto (s. d.; Bull. Paletn. Ital. 1899 S. 228 Colini), auf Korsika (Tomasi *L'obsidienne en Corse* L'homme préh. 1904 S. 327) und in manchen Gegenden Frankreichs (Cantal; Déchelette *Manuel* I 628).

§ 8. Außer dem Kupfer wird in der K. in manchen Gebieten auch noch Gold und Silber in großen Mengen verwendet. Schmuckgeräte aus Silber finden sich besonders häufig in den freilich schon ganz dem Ende der K. und der frühsten BZ angehörigen Steinkistengräbern der Almeria-Gruppe Spaniens (El Argar, El Oficio, Zapata, Ifre, La Bastida, Gatas, Fuente Alamo, San Anton bei Orihuela und zahlreiche andere), in denen die Skelette oft einen silbernen Kopfschmuck und Ringe von Silber tragen. Ebenso spielt dieses Metall in der K. Zyperns (s. Kypros) eine große Rolle, und auch in Hissarlik-Troja

(s. Troja) findet es sich in dieser Per., hier auch zu Gefäßen, vielfach verwendet. Außerdem traf man silberne Schmuckgeräte ebenfalls noch öfter in Remedello (s. d.), wo u. a. eine Krückennadel (s.d.) daraus besteht. Endlich begegnen wir ihm in dieser Zeit in größerer Menge auch noch in der Bretagne und an einigen Punkten Frankreichs (Déchelette *Manuel* II 2 S. 316). Dagegen scheint es der mitteleurop. K. vollständig zu fehlen, wohl aber treffen wir es wieder in den kupferzeitl. Kammergräbern der südruss. Ockerkultur (M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 48) und vor allem in dem großen Königskurgan von Maikop (s. d.; Tf. 217, 218), wo sich neben zwei Gold- und 14 z. T. mit Gold adjustierten Silbergefäßen mit interessanten Gravierungen auch goldene und silberne Stangen vom Grab-Baldachin fanden (Ebert a. a. O. S. 53).

Weiter verbreitet als das Silber ist das Gold, das außer in den ebengenannten Fürstengräbern der südruss. Ockergräberkultur auch in den kupferzeitl. Gräbern Ungarns auftritt (s. Bodrogkeresztúr). In Ägypten findet es sich schon in den vordyn. Gräbern von Negade (s.d.) usw., in Hissarlik-Troja in den reichen Schatzfunden der II. Stadt. Ebenso erscheint es ziemlich häufig in den Gräbern der Los Millares- und El Argar-Gruppe der Pyrenäenhalbinsel und in einigen kupferzeitl. Dolmengruppen Frankreichs, so im Pouy-Mayou (Dép. Hautes-Pyrénées; Band IV Tf. 30b), in der Höhle von Castellet (Band IV Tf. 18b, c) und vereinzelt auch in den Dolmen der Bretagne (Slg. des Herrn du Châtellier in Schloß Kernuz; Déchelette *Manuel* II 1 S. 360; vgl. Vorgeschichtliches Jahrbuch 1 [1926] S. 145 f.). Besonders reich an Gold ist Irland, wo es vor allem zu den bekannten (freilich schon mehr in die frühste BZ fallenden) Lunulae (s. d.; Tf. 212, 213, Band IV Tf. 50 Abb. 18) verwendet wird, die dann auch vielfach nach Frankreich, Dänemark und vereinzelt auch nach Norddeutschland exportiert wurden. S. a. Gold und Goldfunde.

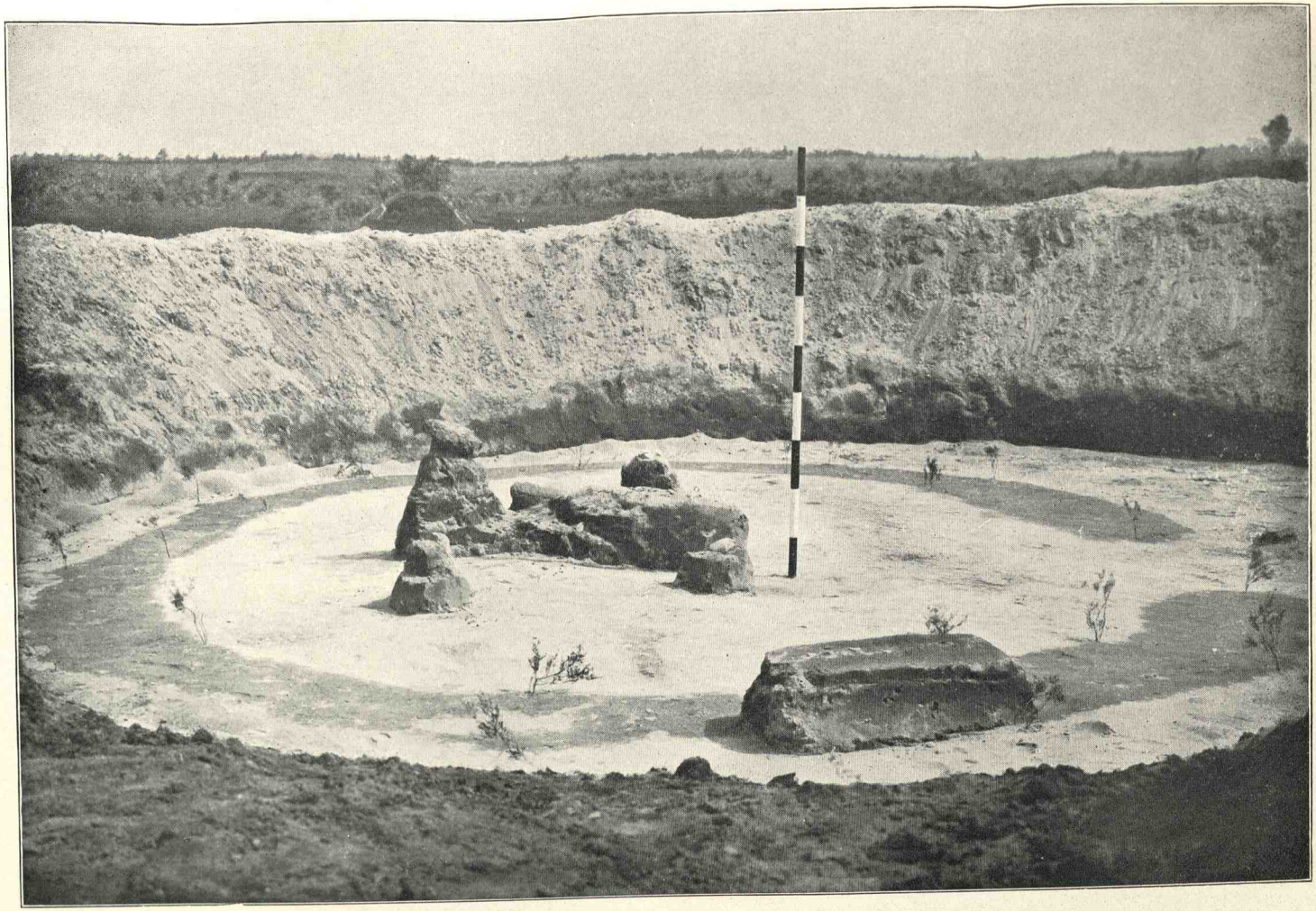
Mit Gold zusammen erscheinen in Westeuropa in den Dolmen des Morbihan (G. Aveneau *Les parures préhistoriques* 1897), in Castellet bei Arles in der Provence (Congr. intern. préh. Lisbonne 1880 S. 320 Cazalis de Fondouce), auf dem Plateau de Ger (Général Pothier *Les tumulus du plateau de Ger* 1900) und in einigen anderen Gegenden Frankreichs (Déchelette *Manuel* I 621) sowie in den Gräbern der Palmella- und Los Millares-Gruppe Spaniens und Portugals auch noch zahlreiche Perlen aus Türkis und Callaïs (s. d.; Band IV Tf. 18b, 30c).

§ 9. Die Keramik zeigt in den verschiedenen Gebieten mit einer echten K. natürlich einen sehr verschiedenen Charakter. In der ostalpinen Pfahlbaukultur (s. d. F) überwiegen Töpfe und Krüge mit großen Henkeln und weiß inkrustiertem Furchenstichornament, darunter Kreisfiguren mit eingezeichnetem Kreuz- und Sparrenmuster, Malteserkreuze, Sanduhrfiguren, „Sonnenräder" u. a. m. (Band VIII Tf. 103, 104), doch finden sich auch noch öfter spiraloide Muster, die ebenso wie die eigentümlichen gatterartigen Figuren lebhaft an gewisse zyprische Ziermotive erinnern und wohl auf einen wenn auch nur mittelbaren Zusammenhang beider Kulturprovinzen hinweisen (Much *Kupferzeit*; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 345 ff.). In Ungarn bilden — wenn man von der Tripolje-Kultur absieht, die zwar schon Kupfergeräte in größerer Menge enthält, aber doch noch nicht der entwickelten K. zuzuweisen ist — die vorherrschenden Formen blumentopfartige Becher mit Buckelgruppen, amphorenartige Gefäße mit oder ohne Füße und konischem Hals, schlanke Gefäße mit terrinenartigem Körper, hohem konischen Hals und niedrigem konischen, mit Löchern versehenen Hohlfuß, schlanke, nach oben leicht konisch verbreiterte Pokale mit gleichfalls durchlöchertem hohen Hohlfuß, Fußschalen mit profiliertem oder gerundetem Gefäßkörper usw. Verzierungen fehlen hier wie in der frühen BZ so gut wie vollständig (s. Bodrogkeresztúr, Lengyel; Band II Tf. 13c, 14d). Im Gegensatz zu dieser ornamentfeindlichen Keramik des sö. Mitteleuropa zeichnet sich die kupferzeitl. Keramik der Pyrenäenhalbinsel gerade durch die reich entwickelte Ornamentik aus. Es ist dies die hier aus älteren Vorstufen hervorgegangene, überaus schöne, der Palmella- und Los Millares-Stufe angehörige Glockenbecherkeramik (s. Glockenbecherkultur nebst Tafeln), mit ihren

fein polierten, roten oder schwarzen, an Terra sigillata und nigra erinnernden Gefäßen und ihren oft auch aus metopenartigen Bändern bestehenden, weiß inkrustierten Verzierungen (Mannusbibl. 7 [1912] S. 31ff. Wilke; ZfEthn. 41 [1913] S. 245ff. H. Schmidt), die sich dann von ihrem Ursprungsgebiete aus, getragen von ausgeprägt brachykephalen Jägerstämmen (Archiv f. Anthr. 1909 S. 293f., Präh. Z. 4 [1912] S. 44 A. Schliz), ostwärts bis Sizilien (Villafrati bei Palermo), Sardinien (Anghelu Ruju; s. d.) und Oberitalien (Remedello; s. d.), n. über fast ganz Frankreich bis zu den brit. Inseln (Abercromby *Pottery*) und in nö. Richtung über Mitteleuropa, jedoch unter Ausschluß des nordd.-skand. Megalithkreises (Mannus 6 [1914] S. 239 Wilke), bis zur Insel Csepel bei Budapest (ZfEthn. 45 [1913] S. 249ff. H. Schmidt; s. a. Tököl) und Szenthes a. d. Theiß ausbreitet. Erst in den ganz dem Schlusse der K., in der Hauptsache aber schon der frühen BZ angehörigen Gräbern der Almeria-Gruppe (El Argar, El Oficio usw.; s. § 8) erscheint auch auf der Pyrenäenhalbinsel eine vorwiegend ornamentlose Keramik.

§ 10. Die fast allein herrschende Bestattungsform bildet in den Gebieten mit reich entwickelter K. — im Gegensatz zu vielen spätsteinzeitl. Provinzen des übrigen Europa, wo schon frühzeitig die Brandbestattung (s. d.) Platz greift — die Körperbestattung, und zwar vorwiegend in Form der liegenden Hocker mit stark angezogenen Beinen (Lengyel, Bodrogkeresztúr [Band II Tf. 14d] und zahlreiche andere Nekropolen), daneben auch in typischer Schlafstellung mit leichter Krümmung der Beine und bisweilen unter den Kopf gelegter Hand (z.B. Fontaine-le-Puits [Band III Tf. 152a], Remedello, Jordansmühl [Band VI Tf. 52a] und zahlreiche andere). Seltener finden sich gestreckte Skelette (Remedello u. a.). Sehr verschieden sind die Grabformen in den einzelnen kupferzeitl. Provinzen. Während auf der Pyrenäenhalbinsel wie auch in der Bretagne und Irland die vollentwickelten Ganggräber und Kuppelbauten vorherrschen und nur ganz am Ende der Epoche Steinkistengräber (Almeria-Gruppe) auftreten, überwiegen in Ungarn einfache Erdgräber, die allerdings teilweise wohl Holzeinbauten hatten. In der der K. angehörigen Ockergräberkultur Südrußlands (s. d. C) endlich lassen sich 4 zeitlich aufeinanderfolgende Grabtypen unterscheiden: Schachtgräber, Kammergräber, Schachtgräber mit Balkenverkleidung und Steinkisten, und auch die oben erwähnten „Großkurgane" des Kuban-Gebietes fallen in diese Periode (Ebert a. a. O. S. 46ff.).

§ 11. Noch nicht sicher geklärt ist die Frage, ob die Kunst der Kupferbearbeitung an verschiedenen Punkten selbständig oder nur an einem Punkte entstanden, und wo im letzteren Falle ihr Heimatgebiet zu suchen ist. An sich ist ja die erste Annahme keineswegs unwahrscheinlich, denn überall, wo sich das rotglänzende Metall anstehend fand, konnte der Wunsch auftauchen, es irgendwie zu verwerten, und man wird dabei sofort seine Schmiedbarkeit erkannt haben. Aber wo das Kupfer gediegen vorkommt, erscheint es gewöhnlich nur in geringen Mengen, die meist zu klein sind, um auf kaltem Wege Werkzeuge daraus zu formen, und das Massenauftreten am *Lake superior*, das zu der entwickelten Kupferschmiedekunst der Indianer Nordamerikas geführt hat, steht einzig da. Bei uns war man dagegen im allg. bei der Kupfergewinnung für den Massenbetrieb, wie schon Olshausen erkannt hat, nur auf die anstehenden Erze angewiesen, und wenn sich auch zu deren Auffindung verschiedenerlei Möglichkeiten boten (Wandbrände über anstehenden Erzen; Verwendung von kupferhaltigen Steinen als Herdsteine usw.), so war diese doch keineswegs so einfach, daß die Annahme einer mehrmaligen selbständigen Erfindung dieses Reduktionsverfahrens besonders wahrscheinlich würde. Dazu kommt noch, daß das Kupfer in dem ganzen geschlossenen Gebiete von Mesopotamien bis zur Pyrenäenhalbinsel überall annähernd gleichzeitig und — von Gold (s. d.), Silber (s. d.) und Antimon (s. d.) vielleicht abgesehen — überall als erstes Metall erscheint, und daß endlich auch die Bezeichnung dafür in allen idg. Sprachen die gleiche ist (got. *aiz*, lat. *aes*, altind. *áyas*). Ich halte daher einen gemeinsamen Ursprung der gesamten alten Kupferindustrie für am wahrscheinlichsten. Als Ausgangspunkt käme dann vor allem Mesopotamien



Kuppelgrab A. Veluwe

Balkenspuren innerhalb eines Grabes bei Vaasen. Nach J. H. Holwerda.

oder Ägypten (Sinai-Halbinsel) in Betracht, denn in jenem sehen wir es schon in altsumer. Zeit, in diesem in der vordyn. Per. in ausgiebiger Weise verwendet (Reisner a. a. O.). Für die erstere Annahme ließen sich auch noch sprachliche Gründe anführen, da die idg. Bezeichnung für Axt **pelecu-* (griech. πέλεκυς, indoiran. *paraçú-*) dem babyl.-assyr. *pilakku* und sumer. *balag* entspricht (Anth. Korr. Bl. 35 [1904] S. 137 R. Much) und damit auf einen Zusammenhang zwischen beiden Gebieten hinweist. Doch ist auch ein span.-portug. Ursprung keineswegs auszuschließen, da Kupfergeräte auf der Pyrenäenhalbinsel schon in den der Palmella-Los-Millares-Kultur vorausliegenden entwickelten Ganggräbern auftreten und gerade damals eine sehr mächtige Kulturströmung von diesen Gebieten nach dem ö. Mittelmeerbecken bestand, durch die recht wohl auch die Kunst der Kupferbearbeitung dem Orient zugeführt werden konnte. (Vgl. Wilke *Südwesteurop. Megalithkult. u. ihre Bezieh. zum Orient* 1912.) Dadurch würde sich auch die Übereinstimmung des Namens für Kupfer im Sumerischen (*urud*) und Baskischen (*urraida*) erklären, wie ja auch sonst noch ein sprachlicher Zusammenhang zwischen beiden Gebieten angenommen wird (Hommel *Die sumerisch-akkadische Sprache u. ihre Verwandtschaftsverhältnisse* S. 61). Ebenso dürften Irland und England die Kunst der Kupferbearbeitung von der auch durch zahlreiche sonstige Kulturbeziehungen mit ihnen eng verbundenen Pyrenäenhalbinsel erhalten haben, gleichgültig, ob sie hier selbständig entstanden oder erst vom Orient übernommen worden ist. Dagegen haben die großen mitteleurop. Kupferindustrie-Zentren, das ostalpine Pfahlbaugebiet (Mondsee [s. d.], Attersee) und Ungarn mit Siebenbürgen in Anbetracht der zahlreichen, in sonstiger Hinsicht bestehenden Kulturzusammenhänge die Technik jedenfalls vom ö. Mittelmeerbecken (Zypern; s. Kypros) erhalten, wenn sich auch in Ungarn, Jugoslavien und Bulgarien diese Kunst, wie das Auftreten zahlreicher spezifisch ungar. Sondertypen ja zur Genüge lehrt, schon bald von ihren mittelländischen Lehrmeistern unabhängig gemacht hat.

Wilde *Catal. mus.* Dublin 1863; Fr. v. Pulszky *L'âge du cuivre en Hongrie* Congrès internat. préh. Budapest 1876 I 220; ders. *Die Kupferzeit in Ungarn* 1884; M. Much *Die Kupferzeit* 1893; Ad. Jeanjean *L'âge du cuivre dans les Cévennes* Nîmes 1885; Archiv f. Anthr. 13 (1895) S. 425ff. Montelius; ders. *Chron. ält. BZ.*; Déchelette *Manuel* II 1 S. 98f.; M. Hoernes *Nat.- u. Urgesch. d. Menschen* II 236ff.; G. A. Reisner *Naga-ed-Dêr* I (1908) S. 114f.

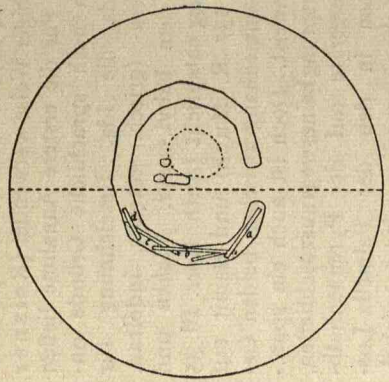
G. Wilke

Kuppelbau s. Gewölbe.

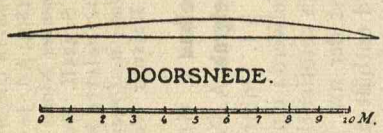
Kuppelgrab. A. Veluwe (Holland; Tf. 176—178). § 1. Unter dieser Bezeichnung hat J. H. Holwerda eine Reihe von Grabhügelbefunden veröffentlicht. Die Veluwe („fahle Aue") ist der nw. Teil der Provinz Gelderland und enthält die höchsten Erhebungen Hollands (110 m). Es handelt sich stets um vereinzelte Grabhügel der Glocken- und Zonenbecherzeit.

§ 2. Der Befund ist der folgende: Die ziemlich großen Grabhügel zeigen etwa in Höhe des gewachsenen Bodens eine annähernd runde, von 5—9 m Dm haltende Standspur eines hölzernen Baues. Mehrfach sind Holzreste und verkohlte Balken gefunden, die im Winkel, sich überdeckend, nebeneinander lagen. Über diesen Winkeln befand sich eine höhere Lage von Balken. Mehrmals traf man statt dessen eine runde Reihe von Pfostenlöchern an, so am Uddeler Meer und Hanendorp (Mededeelingen 5 [1911] Abb. 13 u. 27; aus letzterem Hügel [ebd. Abb. 28] die Glockenbecher). Eine kleinere Palisade um die Grabgrube fand sich im Hügel 9 am Uddeler Meer (ebd. Abb. 9, die punktierte Linie). Etwa in der Mitte des Hügels lag eine Grabgrube, bis zu 1,30 m t., darin das oder die Skelette, fast stets sehr vergangene Leichen, bei denen nur die Sandfärbung erkennen ließ, daß es sich um liegende Hocker handelt. Mehrfach fanden sich zwei Leichen übereinander, mit Beigaben ziemlich gleicher Zeit. Holwerda denkt dabei an längere Benutzung jedes Hügels.

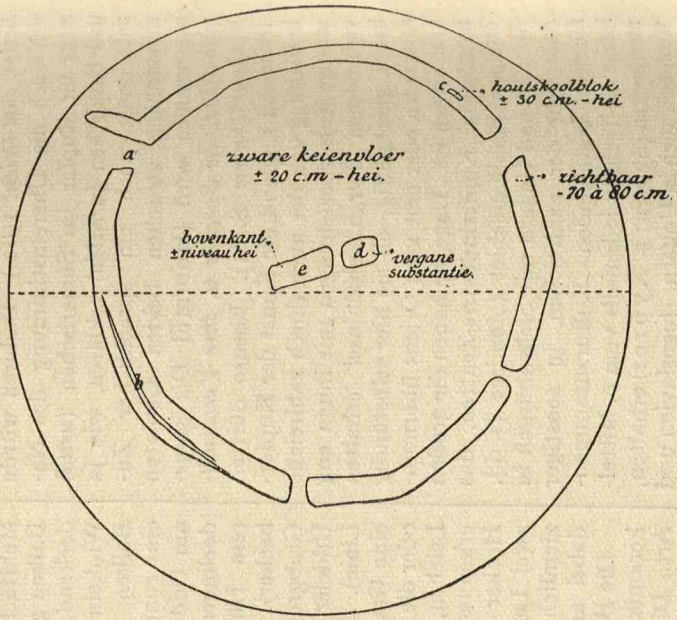
Die Beigaben sind: Glocken- und Zonenkeramik sowie Schnurbecher jütländischer Art. Die schönen glockenförmigen Becher gehören in eine besondere Gruppe, die sich von Urmitz (ein schönes Stück in der Staatsslg. Berlin) nach Holland zieht und der engl. Ware verwandt ist (Band IV Tf. 150 d—f). Bedeutsam für diese Keramik sind die



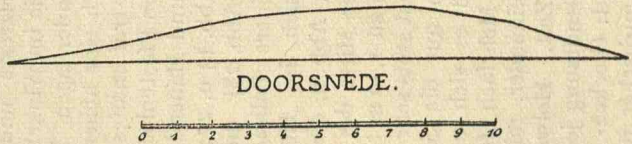
PLATTE GROND



a



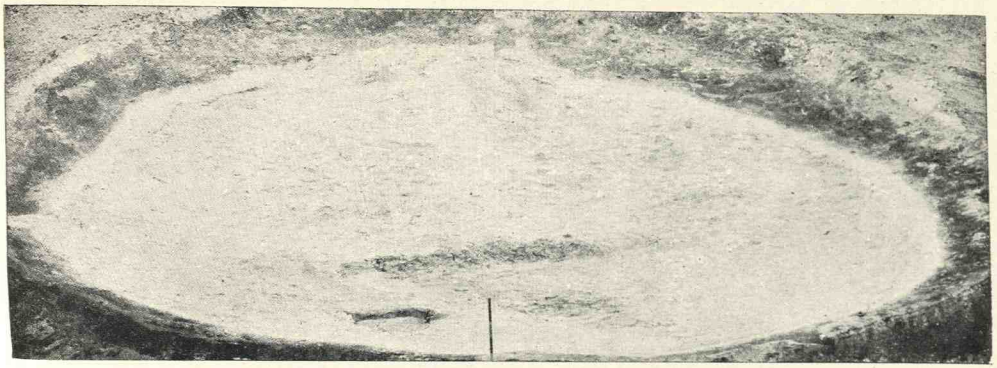
PLATTE GROND.



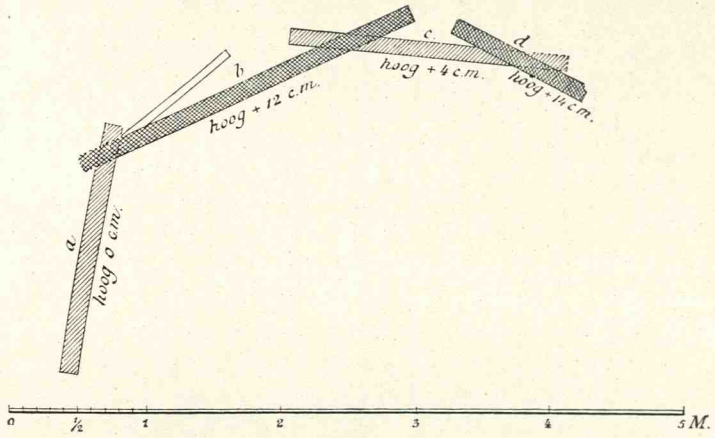
b

Kuppelgrab A. Veluwe

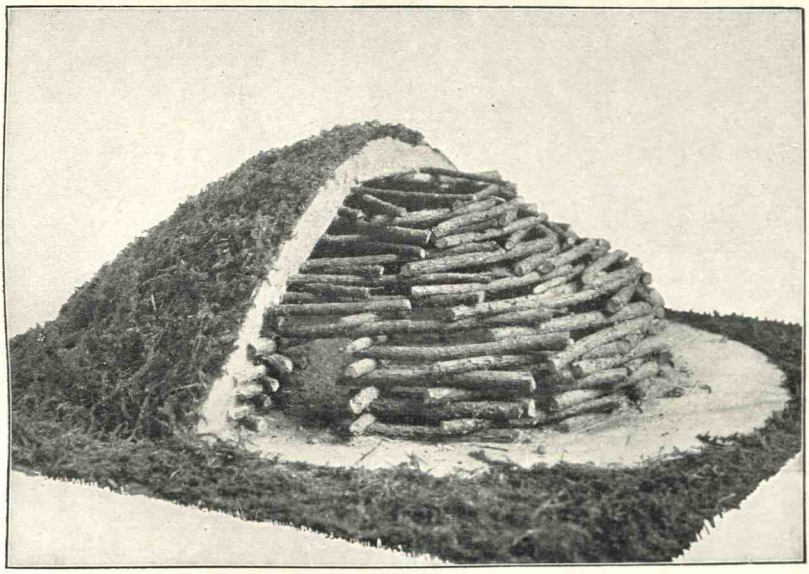
a. Plan eines kleinen Hügels mit Balkenspuren (= Tf. 176; vgl. Tf. 178 b). — b. Plan eines größeren Hügels mit Balkenspuren (= Tf. 178 a). — Nach J. H. Holwerda.



a



b



c

Kuppelgrab A. Veluwe

a. Spuren eines hölzernen Rundbaues im Hügel (vgl. Tf. 177 b). — b. Lage der Holzbalken des Rundbaues (vgl. Tf. 177 a). — c. Modell eines Kuppelgrabes. — Nach J. H. Holwerda.

häufigeren, plastisch heraustretenden Bänder. Außer diesen Bechern finden sich Stücke größerer glockenförmiger Gefäße derselben Zeit. Ein Teil dieser Hügelfunde gehört der holl. Einzelgräberkeramik an, die sich hier mit den Glocken- und Zonenbechern mischt. Der Befund lehrt die Gleichzeitigkeit dieser späten neol. Keramik mit der am Niederrhein; nur scheint die Einzelgräberkeramik etwas älter zu sein.

An weiteren Beigaben fanden sich einmal ein Pferdekopf, dann Feuersteine und ein durchlochter Hammer verblaßten jütländischen Types, ein Glättstein, sog. Pfeilstrecker (Hügel 9 am Uddeler Meer; Mededeel. 5 [1911] Abb. 7).

In allen Hügeln hat ein Opferfeuer, bisweilen über der Leiche, gebrannt. Diese Hügel sind die Vorgänger von solchen der BZ am Niederrhein, von denen erst wenige bekannt sind. Einer von Roisdorf bei Bonn hatte dieselbe tiefe Grabgrube im gewachsenen Boden, darin die (gestreckte) Leiche mit schön verzierter Absatzaxt und kleinerem Dolch (Museum Köln).

§ 3. Holwerda ergänzt nun die beobachteten Reste des Grabbaues dahin, daß er aus den übereckgelegten Balkenlagen eine Kuppel aufbaut, die er als europ. Urgrabtypus mit den griech. Kuppelgräbern in Zusammenhang bringt (Tf. 178c). Daran schließt er chronol. Bemerkungen, die auf seiner Ansicht beruhen, daß diese Glocken- und Zonenbecherkultur etwa um 800 v. C. fällt (Holwerda *Nederlands vroegste Beschaving* 1907 S. 52).

Von dieser nicht zutreffenden Datierung abgesehen, bleibt die Möglichkeit derartiger Kuppelbauten überhaupt unglaubhaft. Daß der Unterbau da war, hat Holwerda bewiesen, daß er aber eine gewölbte Kuppel trug, dürfte nicht richtig sein. Die Palisaden von Hanendorp u. a. sprechen dagegen. Eine andere Form der Eindeckung wäre wohl möglich. Die von Holwerda angenommene Kuppel mit Erddecke müßte einen ganz flachen Hügel ergeben, was nicht der Fall ist. Wahrscheinlicher ist die Annahme eines senkrechten Holzbaues, worauf die Palisadenreihen und ein Befund von Niers-sen mit seinen leiterartigen, horizontal liegenden Hölzern deuten. Letzterer Bau ist von Holwerda selbst als ein solcher Rundbau mit senkrechter Wand rekonstruiert worden (Mededeelingen 1 [1907]).

§ 4. Solche Rundbauten in den Hügeln der Spät-Stein- und Kupferzeit sind nicht nur in Holland beobachtet. Kofler in Hessen, dann Schuchhardt, und Rademacher in der Kölner Gegend fanden sie ebenso. Das schönste Beispiel veröffentlichte van Giffen (Präh.Z. 1924 S. 52 ff.) aus Holland (Band V Tf. 103 A). Ein Blick auf den stark an Stonehenge (s. d.) erinnernden Plan genügt, um jeden Gedanken an einen Kuppelbau fallen zu lassen. Der senkrechte Rundbau, der ganz nach Art der Megalith-Gräber (s. Drouwen, Emmen) die Hügelfüllung hielt, war zuerst teils massiv aus Balken, teils aus Palisaden erstellt. In Altenrath bei Köln ist beobachtet, daß die Balkenlage verbrannt war; hier ist also offenbar das Grab eines Toten angezündet worden.

Die Palisaden werden schon in der Kupferzeit weitständiger (oft nur 5 Stück, Holland). Dann treten Steine, zuerst große (Altenrath), in weitem Kreise auf. Dieser Kreis verkleinert sich immer mehr, desgleichen die Steine selbst, und in der HZ blieben von dem großen Rundbau nur kleine Kreise von faustdicken Kieseln um den Urnenfuß im niederrhein. Grabhügelkreise übrig. S. Niederrheinische Hügelgräber-Kultur.

§ 5. Das Wichtigste an diesen holländ. Hügeln ist die Vergesellschaftung von nord. Einzelgrab-Keramik mit der Glockenbecher-Kultur und der rhein. Zonenbecher-Ware.

Oudheidkundige Mededeelingen H. 2, 4, 5, 6 J. H. Holwerda; Präh. Z. 1 (1909) S. 374 ff., 4 (1912) S. 368 ff. ders. E. Rademacher

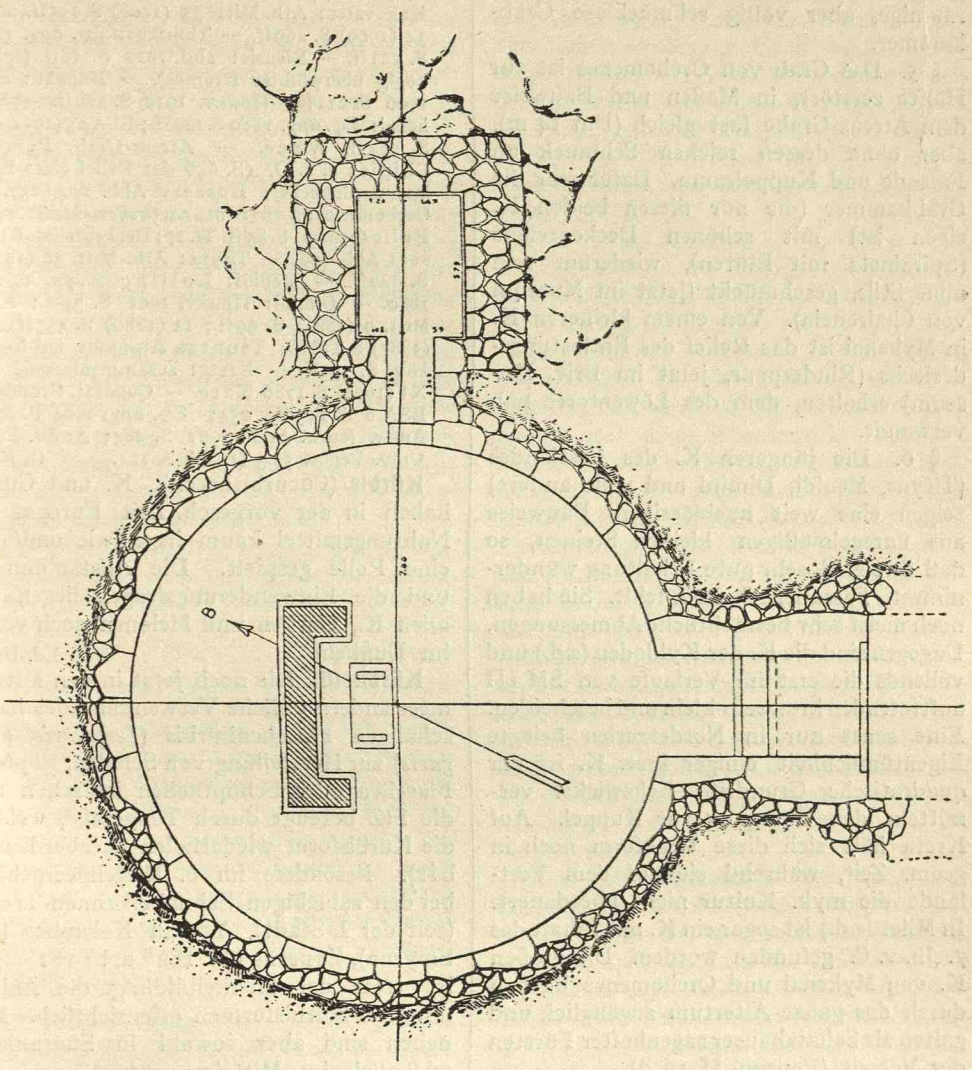
B. Ägäischer Kreis (Tf. 179). § 1. Im weiteren Sinne sind die großen FM-Steinringe der Messarà (s. Kreta B; Tf. 38), die nach neuen Forschungen auch steinerne Wölbungen trugen, sowie die kleinen gewölbten Steingräber auf Syros (s. Grab C; Band IV Tf. 212 a) auch K.; aber die Archäologie bezeichnet damit die kunstvollen Grüfte der myk. Kultur, die als Schöpfung festländischer Architektur seit dem 15. Jh. v. C. erwiesen sind. Diese Datierung ergibt sich mit Sicherheit daraus, daß die ältesten K. (Heraion bei Argos (s. d.), Vaphio (s. d.), Pylos-Kakovatos (s. d.;

Band IV Tf. 213 b), Thorikos (s. d.), Kapakli bei Volo (s. d.), zeitlich unmittelbar auf die dem 16. Jh. angehörigen Schachtgräber von Mykenai (s. d.) folgen: diese enthielten bloß Funde aus SM I, jene aus SM II.

§ 2. Bezeichnend schon für jene frühesten K. ist ihre bedeutende Größe (Dm 10—12 m, H. einst gegen 10 m) und der sorgsame Quaderbau. Zunächst wurde aus einem Hügelhang die Baugrube ausgehoben, auf ebener Fläche mit einer Schnur um einen mittl. Pflock (Loch und Holzreste mehrfach nachweisbar) ein genauer Kreis gezogen (nur ein Grab von Thorikos hat ovalen Grundriß), dann die Quadern so geschichtet, daß sie allmählich in bienenkorbförmiger Wölbung vorkragten, jede Schicht rückwärts durch Steine und Erdmauern beschwert, bis sich die falsche Kuppel schloß. Der Schlußstein hat ebenso wenig statische Bedeutung wie bei dem myk. Spitzbogengewölbe. Die stets sehr hohe Tür besteht aus großen Blöcken, der Türsturz ist durch ein leeres, mit Steinen oder einer Platte vorn geschlossenes Dreieck entlastet (Band IV Tf. 214 a, vgl. Band VIII Tf. 123). Ein offener, ebener Gang (Dromos), der bald mit Quadern verkleidet wird, führt zur Tür. Seine Seitenwände senken sich dem natürlichen Hang des Geländes entsprechend nach außen. Die Leichen lagen gewöhnlich in Gruben unter dem Boden der Kammer, bisweilen fanden sich solche auch im Dromos (Vaphio, Pylos); eine Opfergrube im Eingang des Grabes von Vaphio (s. d.) bezeugt Totenkult. Eine bestimmte Orientierung des Dromos und der Tür gibt es nicht, man wählte geeignete Abhänge und weiches Gestein ohne Rücksicht auf die Himmelsrichtung.

§ 3. Da leider kein K. unversehrt, fast alle ganz ausgeraubt sind, können wir weder über die Art der Bestattung genaueres sagen noch eine sichere Chronologie der zahlreichen Kuppelgräber von Mykenai aufstellen. Diese sind über das Stadtgebiet verstreut, es scheint, daß jeder Fürst im 15.—14. Jh. sich seine Gruft erbaute, wie die ägyptischen Könige (s. Grab D). Wichtig ist der von Wace durch Funde unter der Schwelle des sog. Atreus-Grabes erbrachte Nachweis, daß dieses prächtigste K. (Band IV Tf. 214 a; VIII Tf. 122) erst dem Beginn von SM III (14. Jh.) angehört. Damit werden das zweitschönste K. von Mykenai, das sog. Grab der Klytaimnestra (oder der Frau Schliemann), und das dem Atreus-Grabe genau entsprechende, wohl von demselben Künstler erbaute von Orchomenos (s. d.; Tf. 179, Band IV Tf. 215 b) erheblich später datiert, als man bisher dachte. Das Klytaimnestra-Grab ist aus verhältnismäßig kleinen Quadern sehr sorgfältig errichtet, nur in der Höhe des Türsturzes läuft eine Schicht großer Blöcke um. Jederseits der Tür steht vor dem abgetreppten Gewände eine dorisch kaneelierte Säule. Die Kapitelle fehlen. Von Reliefschmuck keine Spur. Der Dromos war nahe seinem Eingang durch eine Quermauer abgeschlossen.

§ 4. Das Atreus-Grab (Band IV Tf. 214 a, VIII Tf. 122) ist die Krone der gesamten myk. Architektur, an großartiger Monumentalität kann sich auf Kreta nichts auch nur annähernd mit ihm messen. Das Kuppelgewölbe (nach Schliemann Dm und H. gegen 15 m, nach Thiersch Dm 14,20, H. 13,60 m) besteht aus großen, regelmäßigen Quadern. Die gesamte Kuppel war nach erhaltenen Löchern mit (vermutlich bronzenem) Zierat geschmückt, von dem leider nichts mehr übrig ist. Das gewaltige Portal (H. 5,40, Br. 2,66, T. 5,10 m) trägt auf seinen riesigen Gewänden einen monolithischen Türsturz (3,25 × 0,50 m). Unter der aus mehreren Steinen bestehenden Schwelle fand Wace etwas Goldblech und jüngermyk. Scherben, welche den leider sonst völlig ausgeraubten Bau datieren. Eine mächtige zweiflüglige Tür verschloß das Portal, das außen zwei reich skulptierte Halbsäulen min. Stils und über dem Türsturz Platten verschiedenfarbigen Gesteins, mit Ornamentbändern gleichen Stils (Spiralen, volle und halbierte Rosetten), aufweist. Am Türsturz waren bronzene Ornamente angenagelt. Dieser ganze Schmuck ist wie ein fremdartiger Vorhang vor den ganz unmin. Bau gelegt (Fragmente im Athener Nat.-Museum, dem Brit. Museum u. a.). Der Dromos mit seinen z. T. ganz ungeheuren Konglomerat-Blöcken (der größte gegen 6 m l.) bildet dazu den stärksten Gegensatz. Es spricht daraus eine ganz nord. Freude an megalithischen



Kuppelgrab B. Ägäischer Kreis

Plan des Kuppelgrabes von Orchomenos (vgl. Band IV Tf. 215 b).
Nach Arch. Anzeiger 1915 S. 206.

Monumenten. Der Kuppelraum diente dem Totenkult, in seiner Nordseite öffnet sich eine kleine Pforte in die eigentl., geräumige, aber völlig schmucklose Grabkammer.

§ 5. Das Grab von Orchomenos ist zur Hälfte zerstört, in Maßen und Bauweise dem Atreus-Grabe fast gleich (Dm 14 m), aber ohne dessen reichen Schmuck an Fassade und Kuppelraum. Dafür war die Grabkammer (die nur diesen beiden K. eigen ist) mit schönen Deckenreliefs (Spiralnetz mit Blüten), wiederum rein min. Stils, geschmückt (jetzt im Museum von Chaironeia). Von einem kleineren K. in Mykenai ist das Relief des Entlastungsdreiecks (Rinderpaar, jetzt im Brit. Museum) erhalten, dem des Löwentores nah verwandt.

§ 6. Die jüngeren K. des Festlandes (Tiryns, Menidi, Dimini und viele andere) zeigen eine weit nachlässigere Bauweise aus unregelmäßigen kleinen Steinen, so daß ihre z. T. sehr gute Erhaltung wundernimmt. Fassadenschmuck fehlt. Sie haben noch meist sehr beträchtliche Abmessungen. Dagegen sind die K. der Kykladen (s.d.) und vollends die erst im Verlaufe von SM III auftretenden kret. sehr klein und bescheiden. Eine sonst nur in Nordetrurien belegte Eigentümlichkeit einiger kret. K. ist der quadratische Grundriß; Eckzwickel vermitteln den Übergang zur Kuppel. Auf Kreta hält sich diese Grabform noch in geom. Zeit, während sie auf dem Festlande die myk. Kultur nicht überdauert. In Milet (s.d.) ist sogar ein K. mit Inhalt des 7. Jh. v. C. gefunden worden. Die großen K. von Mykenai und Orchomenos blieben durch das ganze Altertum zugänglich und galten als Schatzhäuser sagenhafter Fürsten der Vorzeit (Pausan. II 16, 2).

Leider fehlt eine zusammenfassende Bearbeitung der K., ebenso wie eine getreue Publikation der bedeutendsten. Literatur bei Fimmen *Kret.-myk. Kultur*[2] 1924 S. 2ff., vgl. 61f. Grundlegend C. Belger *Beitr. z. Kenntn. d. griech. Kuppelgr.* 1886. — Eine Reihe von Abb. bei Bossert *Altkreta*[2] Abb. 199ff.; Noack *Bauk. d. Altert.* Tf. 13f., 162; Perrot-Chipiez VI (1894) S. 389ff., 593ff. Tf. 3—7; Springer-Michaelis-Wolters *Kunst d. Altert.*[12] 1924 S. 128ff. — Kret. FM-Rundgräber: Mem. Ist. Lomb. 21 (1905) Tf. 9f.; Fimmen a. a. O. S. 60; Xanthudides *The Vaulted Tombs of Mesarà* 1924. — Kleine K. auf Syros: Fimmen S. 57. — Heraion: Ath. Mitt. 3 (1878) Tf. 11. — Vaphio: Ἐφ. ἀρχ. 1888 S. 197ff., ebd. 1889 S. 129ff. — Pylos: ebd. 1909 S. 274ff., 1912 S. 268, 1914 S. 99ff. — Kakovatos: Ath. Mitt. 33 (1908) S. 295ff., ebd. 34 (1909) S. 269ff. — Thorikos: Ἐφ. ἀρχ. 1895 S. 221ff. — Eleusis: ebd. 1912 S. 18ff. (spitzbogig überwölbter Dromos). — Kapakli: ebd. 1906 S. 211ff.; Πρακτ. 1912 S. 229ff. — Mykenai: Ἐφ. ἀρχ. 1880 S. 120ff.; BSA 25 (1921—3) S. 283ff. Wace. — Atreus-Grab: Perrot-Chipiez a. a. O. (S. 646 das Relief eines Entlastungsdreiecks); Bossert Abb. 202, 237. — Orchomenos: Schliemann *Orchomenos* Tf. 1, 2; Bulle *Orchom.* S. 85ff. Tf. 27; Deckenrelief: Bossert Abb. 206. — Tiryns: Ath. Mitt. 38 (1913) S. 347ff. — Menidi: Lolling *Kupp. v. M.* 1880. — Dimini: Πρακτ. 1901 S. 37ff.; Ath. Mitt. 9 (1884) S. 99ff., 11 (1886) S. 435ff., 12 (1887) S. 136ff.; Tsuntas Διμήνιον καὶ Σέσκλον S. 152ff. — Kreta: zusammenfassend *RE* XI (1921) S. 1786 Karo. — Quadrat. Grundriß: BSA 8 S. 245ff., 254; Ἐφ. ἀρχ. 1904 S. 23f.; Amer. Journ. Arch. 1901 S. 284; Anthr. Publ. Univ. Penns. 3, 3 (1914) S. 124. G. Karo

Kürbis (Cucurbitaceen). K. und Gurke haben in der vorgesch. Zeit Europas als Nahrungsmittel kaum irgendwie und -wo eine Rolle gespielt. Die Abstammungs- und die Einwanderungsfragen liegen bei allen K., Gurken und Melonen noch völlig im Dunkeln. Ed. Hahn

Kürbisstil. Die noch jetzt in den Mittelmeerländern übliche Verwendung des hartschaligen Flaschenkürbis (*Lagenaria vulgaris*) zur Herstellung von Schalen, Näpfen, Flaschen oder Schöpfkellen ist schon für die StZ bezeugt durch Tongefäße, welche die Kürbisform wiederholen (s. aber Kürbis). Besonders im ö. Mittelmeergebiet, bei den zählebigen Schnabelkannen Trojas (seit der I. Stadt), Yortan Kalembos (bei Smyrna), Zyperns (Tf. 182[B] a, b; 182[C] a, b) ist trotz der Henkelbildung die Anlehnung an Kürbisformen offensichtlich. Daneben sind aber sowohl in Südrußland wie auch im Mittelmeergebiet, von der asiat. Küste und Ägypten bis zur iber. Halbinsel, andere Gefäßtypen, die mit der Kürbisform in keinem Zusammenhang stehen, so zahlreich vertreten, daß von einer Herrschaft des K. in dieser der Verbreitung des Flaschenkürbis entsprechenden Zone nicht gesprochen werden kann. Ob bei den bomben- und birnenförmigen Gefäßen der Donau- und Rheinländischen Bandkeramik ein Zusammenhang mit Kürbisformen vorliegt, scheint

fraglich. Die wichtigste Verbindungslinie zeigt nach Südrußland, wo die charakteristischen bemalten Vasen keine Kürbisform aufweisen; eine kuglige Gestaltung der unteren Gefäßhälfte ist auch in den nord. Gruppen keineswegs selten (Kragenflaschen, Megalith-, Kugelamphoren [s. d.]), sicherlich ohne Anlehnung an Kürbisgefäße. Die Annahme einiger Forscher, daß der K. zu der Entwicklung einer freieren, dem tektonisch gebundenen nord. Stil entgegengesetzten Ornamentik geführt habe, findet m. E. in der Gefäßverzierung des südeurop. Neol. und der frühen Metallzeit keine Stütze (s. a. Europa § 10). Das neol. Gefäßornament Spaniens, Siziliens, Kretas zeigt den gemein-europ. geradlinigen Stil, und gerade die trojanische und zyprische Gefäßverzierung hat, trotz der reichlichen Verwendung von Kürbisgefäßen, erst sehr spät ihren konservativen, streng geometrischen Charakter aufgegeben.

J. H. Holwerda *Die Niederlande in der Vorgesch. Europas* 1915 S. 34ff.; Scheltema *Altnord. Kunst* 1923 S. 83ff.; C. Schuchhardt *Alteuropa* 1919 S. 44, 46, 104, 174, 202, 235; Präh. Z. 1 (1909) S. 49ff. ders. F. A. v. Scheltema

Kuren s. Baltische Völker B § 6a.

Kurgan. Tatarisches Wort für Grabhügel, in die russ. Sprache übernommen. Da K. jeden Grabhügel schlechthin innerhalb des russ. Sprach- und Einflußgebietes bezeichnet, ganz gleich, aus welcher Zeit er stammt oder welcher Kultur er angehört, ist es irreführend, eine bestimmte Kultur Südrußlands, die der ältesten Metallzeit angehört (Ockergräber), „Kurgan-Kultur" zu benennen. M. Ebert

Kurische Nehrung (Ostpreußen und Memelgebiet). § 1. Die Kenntnis der ostpreuß. neol. Kultur stützt sich zu einem nicht kleinen Teil auf die Fundobjekte der K. N. Kein anderer Teil der Provinz hat ein so reichhaltiges neol. Material geliefert wie gerade dieser Landstrich. Die Keramik, Stein-, Knochen- und Horngeräte — letztere beide allerdings nur in beschränkter Anzahl — geben mit ihren Formen, ihrer Technik und Ornamentik ein ziemlich klares Bild von der Gesamtentwicklung der neol. Kultur Ostpreußens überhaupt.

§ 2. Die neol. Siedlungsstätten der K. N. liegen fast durchweg auf der sog. *Palwe*, einem ebenen oder mit kleinen Hügeln (*Kupsen*) versehenen Terrainstrich, der dem Westabhang der ö. am Haff sich hinziehenden Wanderdüne vorgelagert ist. Die hier befindliche humose Schicht, in der die Funde gemacht sind, deutet auf ehemaligen alten Waldboden hin (H. Heß v. Wichdorf *Geologie der Kurischen Nehrung* 1919 S. 145).

§ 3. Ältere Keramik, wie sie z. B. in der Zedmar (s. d.) zutage getreten ist, fehlt vorläufig auf der K. N. Nur spärlich ist Tiefstichkeramik mit Strichzonen- und Zickzackmuster vorhanden. Bei weitem reichhaltiger ist das schnurkeramische Material, das auch in der älteren Sondergruppe mit dem ornamentalen Mischstil von Tiefstich- und Schnurverzierung (Oderschnurkeramik) vertreten ist. Die Schnurmusterung der Gefäße ist außerordentlich mannigfaltig, doch überwiegt die horizontale Anordnung. Nicht gerade selten tritt auch die Schrägstrich-Zonenkeramik auf. In das Ende des Neol. fallen Strich-, Wulst- und Rillenornamentierung. Vollständig fehlt auf der K. N. die sonst in Ostpreußen, wenn auch nur spärlich, auftretende Kammkeramik (s. d.). Die Grübchenornamentik ist nicht gerade häufig und gewöhnlich mit der Schnurverzierung gepaart. Auch Verzierung in Furchenstichmanier ist auf der K. N. vertreten.

§ 4. Mit Ausnahme der Grübchenornamentik weisen alle übrigen Verzierungsarten auf w., mitteld. Ursprung hin. Dies trifft auch für die Gefäßformen zu, soweit sich diese aus dem trümmerhaften Scherbenmaterial erkennen lassen. In der Schnur- und Schrägstrichzonenkeramik vorherrschend ist die S-förmig geschweifte Form, die aber meist in unschönem, stark degenerierten Profil in Erscheinung tritt, mit gewöhnlich nur kurzem Halsteil. Daneben stehen Bechertypen, teils mit gerader, teils mit geschweifter Wandung, und zwei Arten von Schalen, die eine von länglich ovaler, die andere von runder Form. Auch der Trichterbecher in seiner spätmegal. Form ist auf der K. N. heimisch gewesen. Andere Gefäße stehen den kugligen Schnuramphoren sehr nahe;

sie sind mit Schnittmustern verziert, wie die Keramik derselben Gattung aus dem Elbe-Saale-Gebiet.

§ 5. Nicht minder zahlreich als das keramische Material ist das der Steingeräte. Die Silexindustrie zeigt in ihren Kleingeräten hohe Kunstfertigkeit. Dicknackige Flintäxte sind in mehreren Exemplaren gefunden. Doch werden diese zahlenmäßig weit übertroffen von den teils spitz-, teils breitnackigen Äxten mit ovalem Querschnitt aus Geröllgestein. Diese älteren Formen der schaftlochlosen Äxte scheinen auf der K. N. ein langes Nachleben geführt zu haben. Von den Typen der Schaftlochäxte dominiert der bootförmige von durchweg ö. Gepräge mit platter Oberseite (s. Ostpreußen A § 5). Von Schleifmitteln sind einige Karussellschleifsteine mit kreisförmiger Schliffffläche, die einen ö. Typus darstellen, bemerkenswert.

§ 6. Der neol. Kultur der K. N. gehören ferner eine größere Anzahl von Bernsteinartefakten an, die teils auf dem Festlande gefunden, teils in seiner Nähe aus dem Kurischen Haff ausgebaggert worden sind (s. Bernstein A § 10, Schwarzort; Band I Tf. 133 c, d, i).

Die bisher auf der K. N. aufgedeckten 6 Gräber gehören der Gattung der Flachgräber an, die, anscheinend stets innerhalb von Wohnplätzen angelegt, die Skelette in „liegendem Hocker" (Schlafstellung) zeigten.

Allem Anscheine nach hat die neol. Kultur auf der K. N. länger angedauert als sonst in Ostpreußen. Darauf dürften wenigstens das völlige Fehlen von typisch bronzezeitl. keramischem Material und die wenigen bisher bekannt gewordenen Funde (3) von bronzezeitl. Gegenständen hindeuten. S. a. Schwarzort.

Ph. Ö. Schr. 14 (1873) S. 39ff. Schiefferdecker; Sitzungsber. Prussia 18 (1893) S. 36ff., ebd. 19 (1895) S. 160f., 173ff. Bezzenberger, S. 146ff. Hollack; ebd. 20 (1896) S. 117ff. ders.

W. Gaerte

Kurium s. Kypros.

Kurtes. Dorf am südlichsten Ausläufer des Ida-Gebirges, unweit Gortyn auf Kreta. In der Nähe kleine Kuppelgräber mit schon fast ganz geom. Inhalt. S. Kreta B.

Amer. Journ. Arch. 1901 S. 287ff., 294ff., 302ff.

G. Karo

Kurvenbau s. Apsidenbau, Baukunst, Gewölbe, Grab, Haus, Kuppelgrab.

Kurzschädel. Schädel bzw. Köpfe, die sich durch Kürze (von vorn nach hinten) auszeichnen; sie mit den Brachykephalen (s. Breitschädel) gleichzusetzen, ist nicht ganz richtig, denn es gibt auch Kurzschädel, die gleichzeitig so schmal sind, daß sie rein zahlenmäßig in die Gruppen der Mesokephalen und sogar Dolichokephalen fallen (s. a. Kraniometrie).

Archiv f. Anthr. NF 10 (1911) S. 74 ff. O. Reche.

Reche

Kusch. Äg. Bezeichnung für das Nil-Tal oberhalb des ersten oder zweiten Katarakts bis in den Sudan hinein. Die Grenzen nach N und S sind nur in wenigen Fällen genau bestimmbar und mögen während der verschiedenen Epochen geschwankt haben. Das äg. Wort (hierogl. *k'š*, später *kš*) pflegen wir auszusprechen nach der hebr. erhaltenen Vokalisierung *kuš*, die auch keilschriftlich in *kušu* vorliegt. Die Griechen bezeichneten die am oberen Nil wohnenden Völker als Äthiopen (s. Äthiopien), Αἰθίοπες; wir vermeiden diese vieldeutige Benennung besser, um einer Verwechslung mit den Abessiniern und der von ihnen gesprochenen äthiopischen (sem.) Sprache vorzubeugen. Wir pflegen das Land mit der seit der griech. Zeit vorhandenen Bezeichnung Nubien (s. d.) zu benennen, mit der sich das äg. K. ungefähr decken mag. Das äg. Wort wird nach allg. Sprachgebrauch vorzugweise für das Land, gelegentlich aber auch für seine Bewohner verwendet; in der hieroglyphischen Schrift kann der Bedeutungsunterschied durch Deutzeichen angegeben werden, lautlich trat er vielleicht in verschiedener Vokalisation zutage. Nach der politischen Angliederung Nubiens an Ä. im NR waren die Länder am oberen Nil einem hohen Verwaltungsbeamten unterstellt, der den Titel „Königssohn von K." führte (Journ. Eg. Arch. 6 [1920] S. 28—55, 73—88 mit Tf. 9—10; Rec. de Trav. 39 [1921] S. 179—238 Reisner).

Breasted *History of Egypt* 1905, dtsch. von Ranke 1910 s. Index; E. Meyer *G. d. A.*[3] § 165 A; C. R. Lepsius *Nubische Grammatik* 1880 S. XCI.

Roeder

Kuseime s. Ägypten A § 2.

Kuss. S. a. Gruß § 5. — (Vorderasien) Der K. ist erstlich ein Zeichen der Liebe. Ehegatten begrüßen sich morgens mit einem Kusse (F. Küchler *Beitr. zur Kenntn. der babyl. Medizin* 1903 S. 32 III 54), der Vater küßt die Kinder usw. Dann aber ist der K. auch ein Zeichen der Reverenz. Wenn der Besucher zur Audienz vor den König kommt, so fällt er 7 und 7 mal zu den Füßen des Königs nieder und küßt die Erde vor dem Könige oder die Füße des Königs. Ebenso küßt der fromme Beter auch die Füße der Götterstatue (*KAT*³ S. 611 Schrader). B. Meissner

Küstenfunde (der nord. StZ) s. Nordischer Kreis A § 3b 1.

Kûta. K. sumer. *Gú-dū-a*^{ki} (d. i. 'Anbetungsstätte'), babyl. Stadt, ö. von Babylon, sö. von Sippar, an einem Kanal, dem *nâr Kûta* (j. *habl Ibrahîm*), gelegen. Ruinen im Tell Ibrahîm. Hauptkultort des Toten- und Unterweltgottes Nergal (s. d.), der auch nach seinem Tempel *Ê-meslam* den Namen *Meslam-ta-êa* führt. K. war bevorzugt als Begräbnisstadt.

Verhältnisse vorgesch. Zeit spiegelt die Legende vom „König von K." wider. Patesis von K. erwähnen die Drehem-Texte. — Šulgi von Ur (2278—2229 v. C.) erbaute den Tempel Ê-meslam, den u. a. später Ḫammurabi und Nebukadnezar II. renovierten. Sargon II. siedelte in K. Leute aus Samarien an.

F. Delitzsch *Wo lag das Paradies?* 1881 S. 217f.; F. Hommel *Grundriß d. Geographie u. Geschichte des alten Orients*² 1904 S. 340f.; R. Zehnpfund *Babylonien in seinen wichtigsten Ruinenstätten* 1910 S. 11f. O. Schroeder

Kutalla. Der heutige Hügel Tell Sifr, 46° 0′ O. Gr. und 31° 22′ N zwischen Schatt el Kâr und Schatt el Hai gelegen, ist wahrscheinlich der kleinen altbabyl. Stadt K. gleichzusetzen. Er wurde von Fraser, Ainsworth, besonders von W. K. Loftus untersucht, der hier eine Menge Tontafeln der Zeit der Dyn. von Larsa von den Königen Gungunum, Nur-Adad, Siniddinam sowie Rim-Sins von Larsa, ferner Hammurapis und Samsu-ilunas von Babylon, sowie eine große Anzahl von kupfernen Geräten und Waffen entdeckte. Regelrechte Grabungen haben noch nicht stattgefunden. Da weder Fürsten von K. bekannt noch auch der Name von K. später genannt ist, selbst nicht in geogr. Listen, so ist K. vermutlich eine neue Siedlung der Larsa-Zeit, hat die Hammurapi-Zeit aber nicht überlebt. Es existierte von ca. 2200—1900 v. C.

J. N. Straßmeier *Die altbabyl. Verträge von Warka* 1889; F. Hommel *Grundriß der Geographie* S. 358; W. K. Loftus *Travels* S. 263ff.; B. Meissner *Babylonien u. Assyrien* I (1920) S. 367; LSS VI 4 S. 111; E. Meyer *G. d. A.* I 2³ S. 566. Eckhard Unger

Kuznice (Kongreßpolen). Von K. stammt ein Bronze-Depotfund, der folgende Teile enthält: Drei gleiche Armbänder (davon zwei unvollständig), außen mit abwechselnd senkrechten und schrägen Strichgruppen verziert; vier Hand- oder Fußringe von einer Windung, die in zwei Endspiralen ausgeht („Hand- oder Fußberge"); zwei Beinspiralen aus breitem Bande mit Mittelrippe, an den Enden in Spiralen auslaufend und durch eingeschlagene Punktreihen verziert; drei Armspiralen aus schmalem Bande mit Mittelrippe und Endspiralen, unverziert. — Der Fund wird z. T. im Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig, z. T. im Städtischen Museum in Thorn aufbewahrt.

Die erwähnten Formen sind im Donaugebiet beheimatet, von wo aus sie sich bis ins n. Ostdeutschland, z. T. bis nach Dänemark verbreitet haben. Der Fund gehört dem Ende der Per. II Mont. (Kossinna IIc) an.

A. Lissauer *Bronzezeit* S. 11/12 Tf. 4, 1—7; Semrau *Führer d. d. Städt. Mus. in Thorn* 1917 S. 4; G. Kossinna *Die deutsche Vorgeschichte*² S. 64 Tf. 15 Abb. 134, 135; W. La Baume *Vorgesch. von Westpreußen* 1920 S. 26 Abb. 34—37. W. La Baume

Kvarnby s. Nordischer Kreis A § 6d.

Kydonia (Canea). Hauptstadt des w. Kreta (s. d. B). Bisher ist hier nur Spätmin. (SM III Felskammern und Vasen, diese im Museum von Canea) aufgetreten; ob die Stadt älter ist, können nur Ausgrabungen lehren. W. bei Maleme ein Kuppelgrab.

Ath. Mitt. 25 (1900) S. 466; ebd. 35 (1910) S. 150 Prinz; Mon. Lincei 6 S. 203. G. Karo

Kykladen. § 1. Die Inselgruppe, welche sich von Keos und Andros im NW bis Amorgos und Thera im SW durchs Ägäische Meer erstreckt und die Fortsetzung von

Attika und Euboia bildet. Die größten und wichtigsten Inseln sind im N Andros, Tenos, Syros, Mykonos, in der Mitte Amorgos (s. d.), Naxos (s. d.), Paros, Siphnos, im S die vulkanischen Inseln Melos (s. d.) und Thera (s. d.). Funde aus neol. Zeit fehlen auf den K. bisher völlig, obwohl der Obsidian-Handel von Melos (s. d.) sicher schon in diese Zeit hinaufreicht. Dagegen finden wir im 3. Jht. v. C., dem Frühmin. und Frühhelladischen entsprechend, eine entwickelte Kultur besonders auf der mittl. Inselgruppe und auf Syros, die zwar starke ausländische Einflüsse zeigt (Urfirnisware vom Festlande, FM aus Kreta), aber doch einen durchaus eigenartigen, bodenständigen Charakter trägt. Bezeichnend sind vor allem, dem Marmorreichtum dieser Inseln entsprechend, die marmornen, z. T. auf der Drehbank hergestellten Gefäße (vor allem Kugelgefäße, flache, rechteckige Reibschalen, flache und tiefe runde Schalen und Näpfe) und die Idole (s. d. B; Band VI Tf. 3, 4), die auch nach anderen Inseln und bis nach Kreta, Mittel- und Nordgriech., sogar Troja (s. d.) exportiert werden.

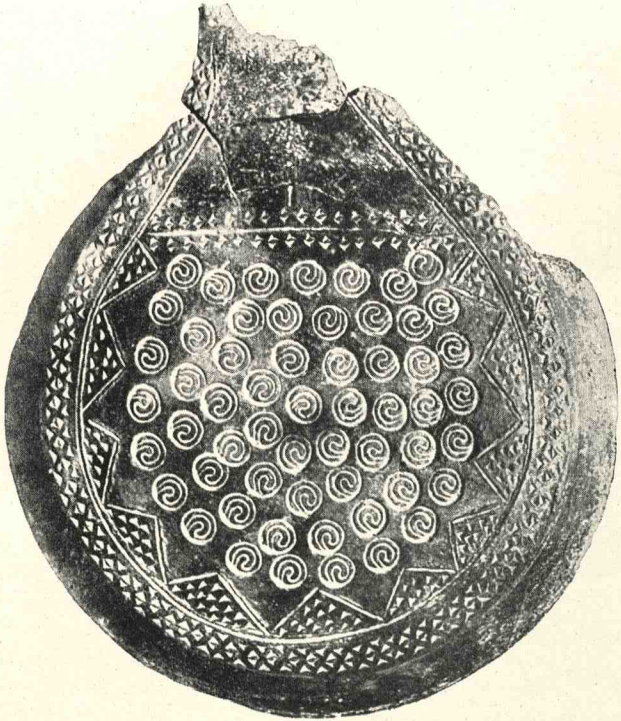
§ 2. Die einheimische Keramik umfaßt neben Nachahmungen der importierten min. (Band I Tf. 9a) und helladischen Vasen eigenartige, z. T. in den Formen von Marmorgefäßen abhängige Typen, Kugelgefäße, Schalen, Näpfe, Pyxiden (vgl. Band V Tf. 73d), ferner die ganz eigenartigen „Bratpfannen" (Tf. 180). Der Ton ist mit einer schwarzen oder bräunlichen Glasurfarbe („Urfirnis") überzogen und mit geritzten, gekerbten oder gestempelten Mustern verziert, die weiß, selten rot inkrustiert waren: Winkel Dreiecke, Punkt- und Strichreihen, konzentrische, durch Tangenten verbundene Kreise (Band I Tf. 9e), selten Spiralreihen. Auf den Bratpfannen erscheinen mitten unter diesen Mustern eingravierte Schiffe und Fische. Neben Steingerät (besonders Obsidian [s. d. E] aus Melos) und -schmuck sind auch kupferne Waffen (Dolche, Lanzenspitzen, Messer) und Geräte (Nadeln, Spachteln, Pinzetten, Angelhaken) häufig. Einheimische Herstellung beweisen Gußformen und Schmelztiegel. Manches (z. B. zwei silberne Diademe) mag von Kreta gekommen sein. Blaue und rote Schminke in gravierten Knochenröhren ist mehrfach gefunden worden.

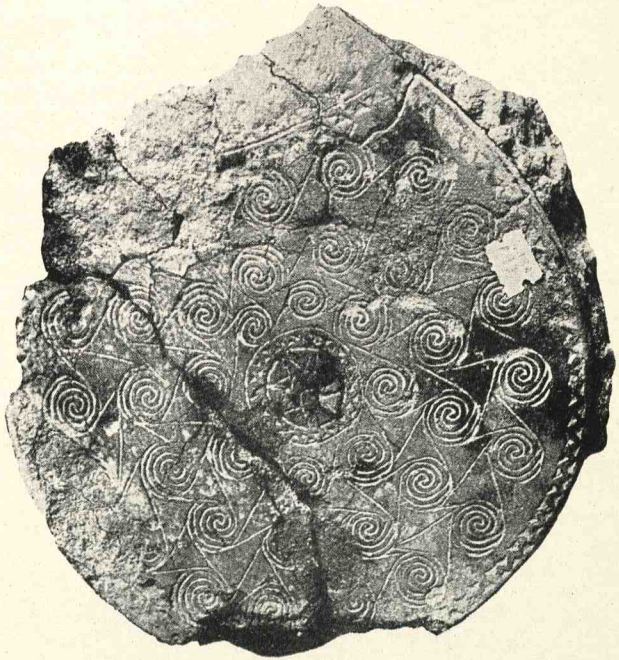
§ 3. Die Ansiedlungen scheinen meist befestigte Gehöfte gewesen zu sein, in der von einem doppelten Mauerring umgebenen Zufluchtsburg auf dem H.-Andreas-Hügel von Siphnos (Band I Tf. 7b) fehlen Hausruinen, während an der Innenmauer der ähnlichen, mit vielen Türmen bewehrten Befestigung von Chalandriani auf Syros eine ganze Reihe unregelmäßiger, rechteckiger und ovaler kleiner Hausgrundrisse erhalten ist. Rundhütten sind noch nirgends nachgewiesen, aber die kleinen Kuppelgräber von Syros (Band IV Tf. 212a; s. Grab C, Kuppelgrab B) sind wohl solchen Hütten nachgebildet. Sonst sind Kistengräber, mit Steinen oder Platten ausgelegt, die Regel. Die Leichen wurden stets unverbrannt, als liegende Hocker, bestattet. Kultstätten sind nirgends gefunden worden. Melos, das unter stärkstem min. Einfluß steht, und Thera (s. d.) nehmen unter den K. eine Sonderstellung ein. Die Erforschung der K. wird nach den ersten richtunggebenden Arbeiten F. Duemmlers vor allem den griech. Archäologen Chr. Tsuntas und K. Stephanos verdankt. S. Ägäische Kultur § 3, 13; Vase B.

§ 4. In der myk. Zeit sind die meisten K. recht unbedeutend. Ausnahmen bilden Delos, wo eine ausgedehnte Ansiedlung unter dem Apollon-Temenos liegt, Melos und Thera und vielleicht Amorgos. Die geom. nachmyk. Keramik von Thera s. Thera. Ein Grabbezirk dieser Periode auf Rheneia gegenüber Delos.

Genaue Zusammenstellung der Literatur bei Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² 1924 S. 13ff.; ebd. S. 80ff. Behandlung der Keramik. Wichtig besonders die Berichte von Duemmler *Kl. Schr.* III 45ff. (= Ath. Mitt. 11 [1886] S. 15ff.), Tsuntas (Ἐφ. ἀρχ. 1898 S. 137ff., 1899 S. 73ff.), K. Stephanos (Congrès arch. d'Athènes 1905 S. 216ff.; Πρακτ. 1906 S. 86ff., ebd. 1908 S. 114ff., ebd. 1909 S. 209ff., 1910 S. 270ff.). Zu den Idolen auch W. Müller *Nacktheit und Entblößung* 1906; H. Bossert *Altkreta*² Abb. 8—23. — Zur Keramik: Ath. Mitt. 38 (1913) S. 148ff. U. Kahrstedt (dagegen Fimmen S. 80); Ath. Mitt. 42 (1917) S. 1ff. Rubensohn (Paros). — Delos: CR acad. inscr. 1907 S. 338ff.; Bull. corr. hell. 35 (1911) S. 351; *Explor. de Délos* V (1912) S. 63ff. — S. Grabkultus. — Rheneia: Ath. Mitt. 23 (1898) S. 361.

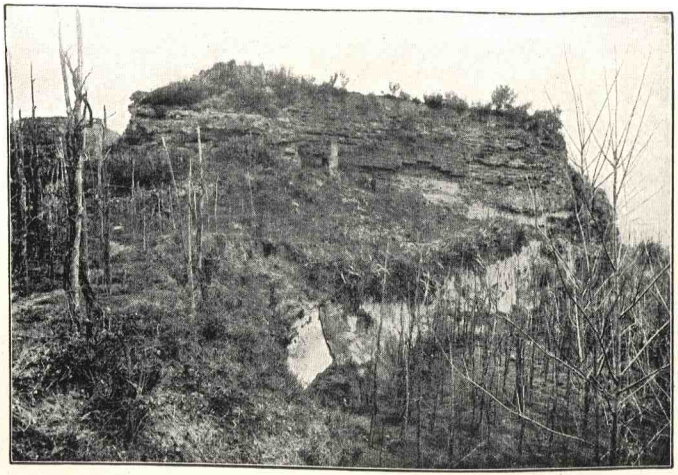
G. Karo



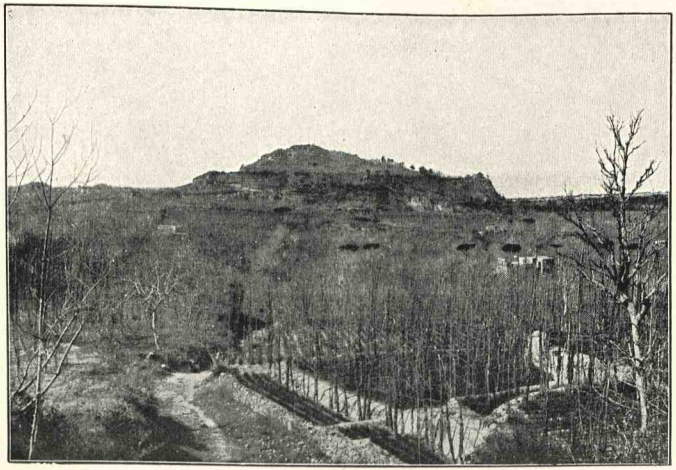


Kykladen

Gravierte Pfannen von Syros. Nach Athen. Mitt. 1913.



a



b

c

Kyme

a. Kyme von der Landseite. — b. Akropolis von K. — c. K. Arco felice. Nach F. v. Duhn *Pompeji.*

Kyme (Cumae; Tf. 181). § 1. Nur durch einen schmalen Strand vom Meeressaum getrennt, erhebt sich unvermittelt aus der Küstenebene Kampaniens, gegenüber der Inselgruppe von Procida-Ischia, ein schwer zugänglicher, steiler Trachyt-Fels, 82 m h., der die älteste Griechenstadt Italiens und Siziliens, K., trug, wenigstens ihren Ausgangspunkt und die Akropolis bildete. Die ersten Griechen, aus Chalkis und Eretria stammend, sollen sich auf Ischia und Procida niedergelassen haben (Strabon 247, wozu Liv. VIII 22), auf der Insel und im Schutz ihrer Schiffe sich wahrscheinlich sicherer wähnend als auf dem Festland. Schreckenerregende vulkanische Erscheinungen hätten sie jedoch von dort vertrieben — an sich sehr wohl denkbar; war der Monte Epomeo doch zuletzt noch 1302 tätig, und hat ja das Erdbeben von 1881 auch unserer Generation gezeigt, wie gefährlich sich die unterirdischen Gewalten dort zeigen können. Und von katastrophaler Tätigkeit des Vesuv — des Feuerberges, wie der Name besagen wird — haben Tiefgrabungen in der Ebene sö. von Pompeji für jene frühen Jh. den Beweis geliefert (v. Duhn *Pompeji*[3] S. 7—8; ders. *Ital. Gräberk.* I 554—56). So siedelten sie sich auf jenem Burgberg von K. an, vermutlich in friedlicher Auseinandersetzung mit den Landeseinwohnern, deren Vertrauen sie sich durch Handelsbeziehungen bereits gewonnen haben mochten. Denn daß K. schon vor den Griechen besiedelt war, haben Funde von Bestattungsgräbern sabellischer Art erwiesen, die unterhalb des Burgberges nach verschiedenen Richtungen hin auftauchten, meist da, wo später, vielfach sogar schon gleichzeitig, die älteren griech. Gräber sich fanden. Tongeschirr vom Burgberg bestätigt auch dessen Besetzung durch Leute, die vor oder noch zur Zeit der Griechen dort oben wohnten (Mon. Lincei 22 [1913] S. 5—212 Tf. 1—29 Gabrici; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 535—547).

§ 2. Die Behauptung der Alten, K. sei die älteste aller Griechenkolonien gewesen, wird durch die Funde, namentlich solche keramischer Art, aus den frühesten Griechengräbern von K. erwiesen. Man wird besonders nach dem noch stark geometrischen Einschlag der Vasendekoration um einige Jahrzehnte vor die Anlage der ersten wirklichen Kolonien auf Sizilien hinaufgehen müssen (Ath. Mitt. 43 [1918] S. 34—43 Schweitzer), vielleicht sogar noch etwas weiter, wenn auch nicht bis zu den phantastischen Höhen des 11. Jh. Aber wenn ein Grab wie die Tomba del guerriero von Corneto (s. d. § 3) um etwa ein Jh. höher gesetzt werden muß als das Gefäß des Bokhan-renf (um 730; s. Corneto § 3; Etrusker A § 4; Band II Tf. 166), also in das ausgehende 9. Jh., so zwingt der Parallelismus der dort gefundenen geometrisierenden Vasen mit K., wenigstens die Einfuhr griech. Erzeugnisse nach Campanien ebenfalls bereits im 9. Jh. beginnen zu lassen (Mac Iver *Villanovans und Etruscans* 1924 S. 175—177).

Die merkwürdig scheinende Tatsache, daß die kühnen Chalkidier so weit ins Westmeer vorstießen, ohne vorher wenigstens die Meerenge und die Ostküste Siziliens unter ihre Hand gebracht zu haben — was sie nachher vorsorglich taten (Thuk. VI 4, 5) —, erklärt sich durch das heiße Verlangen, den Metallquellen Toskanas, Elbas, vielleicht auch Sardiniens, nicht ganz fernzubleiben und nicht immer auf Bezug aus Zwischenhändlerhand angewiesen zu sein (s. Etrusker A § 1; Italien B § 17). Der Ausschluß von Spanien, durch Karthagos Gründung erzwungen, mochte für die griech. Metallindustrie von Chalkis, Sikyon, Korinth schon schwer genug sein. Alles kam für sie darauf an, auch neben dem Punier den neuen Herren der westital. Metallgebiete, den Etruskern, begehrenswerte Kunden zu werden. Und das gelang ihnen. Sonst würden die Etrusker nicht von ihnen Maß und Gewicht, ja auch das Alphabet, übernommen haben (s. Altitalische Alphabete § 2) und so manches andere, was sowohl stofflich wie künstlerisch schon im ältesten Etrurien nach Griechenland weist, neben allem Orient., was z. T. auch durch Ostgriechen herübergebracht sein mag. Den kymäischen Beziehungen zu Südetrurien kam es jedenfalls zugute, daß K. nicht bloß Rohmetall, vielleicht auch andere Rohstoffe, von dort übernahm, sondern der Anpassungsfähigkeit etrur. feiner Metallarbeit sogar ihren anerkennenden Tribut zahlte durch Bezug

feiner Goldschmiedearbeit, wie man sie in Caere (s. d.) herstellte und von dort ins Innere, z. B. nach Praeneste (s. d.), verhandelte. Denn nur als etrusk. Bezugsware lassen sich die Schmuckstücke Caeretaner Gepräges verstehen, welche in frühen Griechengräbern von Kyme zutage gekommen sind (Mon. Lincei 13 [1903] S. 225—39 Pellegrini; Bull. Paletn. Ital. 30 [1904] S. 28 Karo; Studi e Mat. 3 [1905] S. 197 Milani; *Guida Ruesch Museo Napoli* S. 488—89 Patroni; Mon. Lincei 22 S. 429 Gabrici; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 496) und von dort sogar weiter vertrieben wurden, wie eine gewiß auf diesem Wege nach Pontecagnano unweit Salerno gekommene Silberschale phön.-kypr. Art zeigt (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 626); denn was dieser Fundplatz ergeben hat, gehört nach K., noch nicht nach Poseidonia-Paestum (Mon. Lincei 22 S. 399, 5 Gabrici). Anderseits sind namentlich Gefäße, Waffen und andere Gegenstände von K. wohl schon vor der festen Siedlung nach Etrurien verhandelt, und eine umfassende Gattung hellgrundiger Tongefäße mit linearen Verzierungen „protokorinthischer" Art, die vor allem in Corneto, aber auch an anderen Punkten des etrusk. Küstenlandes im 9. Jh. auftritt und besonders auf das s. Binnenland befruchtend wirkt, berührt sich so eng mit Gleichartigem aus K., daß kym. Vorgang unabweislich ist (Memor. d. R. Acc. di archeol. lettere e belle arti, Napoli 2 [1911] S. 59—108 Gabrici; Mon. Lincei 22 [1913] S. 372—413 Abb. 136—147 Tf. 31—34 ders.; s. a. Etrusker A § 3).

§ 3. Bald jedoch überflügelte die eigene Initiative der handelsfrohen und technisch und künstlerisch frischer und selbständiger veranlagten Griechen die etrusk. Konkurrenz. Schon das 6. Jh. zeigt dort ihres Reichtums genießende Bewohner (Athenäus XII S. 528d); das von den Kymäern durchaus abhängige, blühende kampanische Hinterland wurde mit den Erzeugnissen Kymäer Werkstätten und den durch ihre Schiffe herbeigebrachten Waren überschwemmt (s. Capua, Suessula), und bis weit ins Innere hinein beherrschte K. den Markt. Und es tat das gewiß vielfach auf Kosten der Etrusker und der mit ihnen durch kommerzielle Interessengemeinschaft verbundenen Punier, denen auch andere Griechen, wie die Phokäer, lästig wurden, die das durch ihre Vertreibung von Korsika nach der Seeschlacht von Alalia (540) und ihre harte Behandlung in Caere (s. d.) erfahren mußten. In Etrurien selbst verdrängte der griech. Import, zum guten Teil wohl kym., den Orient, wie am greifbarsten die Keramik beweist; aber auch Großkunst, wie die Tonplastik von Veii, die auch nach Rom ausgriff, die volsk. Kunst, wie sie sich uns in Velletri und Satricum offenbart, und die etrusk. Metallkunst, wie die Wagen von Perugia und Monteleone (s. d.) oder zahlreiche Bronzegefäße aus Etrurien und Umbrien sie vertreten, atmen griech. Wesen. Der auf solche Weise in den Hintergrund gedrängte Osthandel, besonders die Punier, trieben Verteidigungspolitik. Kampanien unter K. Führung hielt sich frei von ihren Produkten, nachdem die Zeit der ersten Einfuhr aus oder über Etrurien vorüber war. Selbst Ionisches, in Etrurien so häufig, fehlt in Kampanien so gut wie vollständig, wenigstens soweit die Keramik Schlüsse erlaubt. Denn wie weit z. B. etwa miles. Textilwaren über Milet-Sybaris noch im 6. Jh. den Weg auch nach Kampanien gefunden haben, vermögen wir nicht mehr zu sehen.

Nicht nur die Konkurrenzempfindungen der Punier, welche ihrerseits aufreizend auf die Etrusker wirken mochten, mit denen sie ein schon vor Alalia betätigtes Bündnis verknüpfte (Arist. pol. III 9 S. 1280), sondern auch Neid und Hunger der sabellischen und anderer Bewohner des Inneren wurden in der 2. Hälfte des 6. Jh. für K. gefährlich. Brandete doch schon um 520 eine Welle einbrechender Binnenvölker gegen K. Mauern (Dionys. VII 3), die also bereits damals, vielleicht in Voraussicht solcher Gefahr gebaut, den Stadtberg umsäumten, auf den die Stadt noch wesentlich beschränkt sein mochte. Auf seinem Gipfel thronte ein Vorgänger des in röm. Zeit neu errichteten Apollo-Tempels, von dem schöne Terrakottaverkleidungen erhalten sind (Koch *Dachterrakotten aus Kampanien* 1912 S. 15—18; Rendiconti d. R. Acc. dei Lincei 1912 S. 205), und seine niedrigere Ostterrasse nahm einen

neuerdings aufgedeckten, großen Bau sonderbaren kreuzförmigen Grundrisses auf, der nach dort gefundenen osk. und lat. Inschriften dem Juppiter als Herrn der Blitze geweiht gewesen zu sein scheint. Da der olympische Zeus der Hauptgott der Mutterstadt Chalkis war, wie Apollon Eretrias, die wir neben Chalkis als Ausgangspunkt K. genannt wissen, und wir ihm auf der Burgspitze begegneten, bleibt zu untersuchen, ob nicht trotz bis jetzt fehlender archaischer Spuren schon vor dem neuen hellenistischen Heiligtum ein älteres dort gestanden haben kann (Rendic. accad. Lincei 1912 S. 202—05 v. Duhn).

§ 4. Neben der Mutterstadt Chalkis wurde es im 6. Jh. das unter den Peisistratiden sich zu einer führenden See- und Handelsmacht entwickelnde Athen, das des vorgeschobenen Postens im umstrittenen Westmeer sich zu bedienen anfing, um seinem Handel diese weiten Gebiete bequemer als durch eigene Kolonien zu öffnen. Ganz Westitalien füllt sich mit att. Vasen, Grabmalereien in Etrurien und Kampanien sind Nachklänge att. Malerei und Zeichenkunst, woraus auf vieles andere geschlossen werden darf. K., auf seiner offenen Reede gegen die Scirocco-Stürme nicht geschützt, hatte sich den tief einschneidenden Golf von Pozzuoli durch Anlage einer Landungsstelle hinter dem vorspringenden Felsriff von Pozzuoli gesichert (Dikaiarcheia). Dann hatte es jedoch vermutlich um den Anfang des 5. Jh. es für geraten gehalten, auch den für Schifffahrt und Handel eminent günstigen Golf von Neapel in seinen Machtbereich zu ziehen durch Besetzung einer bequemen, für ein rechtwinkliges Straßennetz wie geschaffenen, nach dem Meer sanft abgedachten, fast quadratischen Terrasse. Diese war zwar nicht naturfest, aber durch einen tief einschneidenden Meeresarm, ähnlich wie Palermo und Brindisi, auch zur Aufnahme größerer Schiffe, als sie von den alten Chalkidiern nach K. gelenkt wurden, ungemein geeignet: Neapel, die „neue Stadt". Bereits im 8. und 7. Jh. war die große und reiche kampanische Ebene n. des Vesuv mit K. in so enge Beziehung gebracht, ihre am Ausgang der natürlichen Talstraßen ins Innere gelegenen Städte Capua, Suessula, Nola so stark mitinteressiert am guten Ergehen von K., daß sie schon im 5. Jh. nahezu hellenisiert scheinen, Münzen mit griech. Aufschriften prägten, griech. Grabsitten annahmen usw. (s. oben § 3 und v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 547—54). Da mochte es den Kymäern nicht mehr nötig erscheinen, für ihre Neuanlage einen Platz zu wählen, wie etwa die steil aufragende Felsrippe des Pizzofalcone, die zwar gegen Überfälle gesicherter, aber für den Verkehr ungleich weniger geeignet war. Auf ihr erhob sich schon lange vor Gründung Neapels eine einheimische Siedlung, welche jedoch begreiflicherweise früh unter den kulturellen Einfluß der Griechen getreten ist, die Altstadt „Palaiopolis" genannt, nachdem sich an K. Gründung der Name „Neapolis" geheftet hatte. Dies Palaiopolis hat noch in vorgerückten Zeiten durch das Vertrauen auf seine feste Lage den Römern zu schaffen gegeben (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 556; Pais *Storia di Roma* IV [1920] S. 105—119; 457—462). Die Zustände erschienen befriedet, und die Kymäer mochten es für weniger notwendig halten, von ihrer hohen Seewarte des Meeres Wege zu beobachten, den Blick vorsichtig bis zum Kap Circello hinaufschweifen zu lassen und den Inselarchipel unter Augen zu haben, als der neu erstandenen Großschiffahrt gute Häfen zu schaffen und für bequeme Handelswege für Ab- und Zufuhr nach dem Innern zu sorgen. Bezeichnend, daß K. zu Anfang des 5. Jh. seine äginet. Münzwährung und damit natürlich auch Maß und Gewicht durch att. ersetzt. Sie ahnten schwerlich, wie rasch sie durch ihre neue glückliche Gründung ihrer eigenen Stadt das Wasser abgruben.

§ 5. Aber zunächst hielten die erfreulichen Hoffnungen und Verhältnisse, die zu Neapels Gründung geführt hatten, noch an. Die Etrusker, Herren auch von Rom bis gegen Ende des 6. Jh., hatten ihren Expansionsdrang durch Aneignung beträchtlicher Teile umbrischen Landes und hernach durch ihren n. Vorstoß über den Apennin und Besetzung großer Landstriche des Po-Landes noch nicht genügend befriedigt. Zwar soll der letzte etrusk. König Roms Zuflucht beim Tyrannen von K. gefunden haben. Aber wir finden bald darauf die Kymäer an der Seite der Latiner

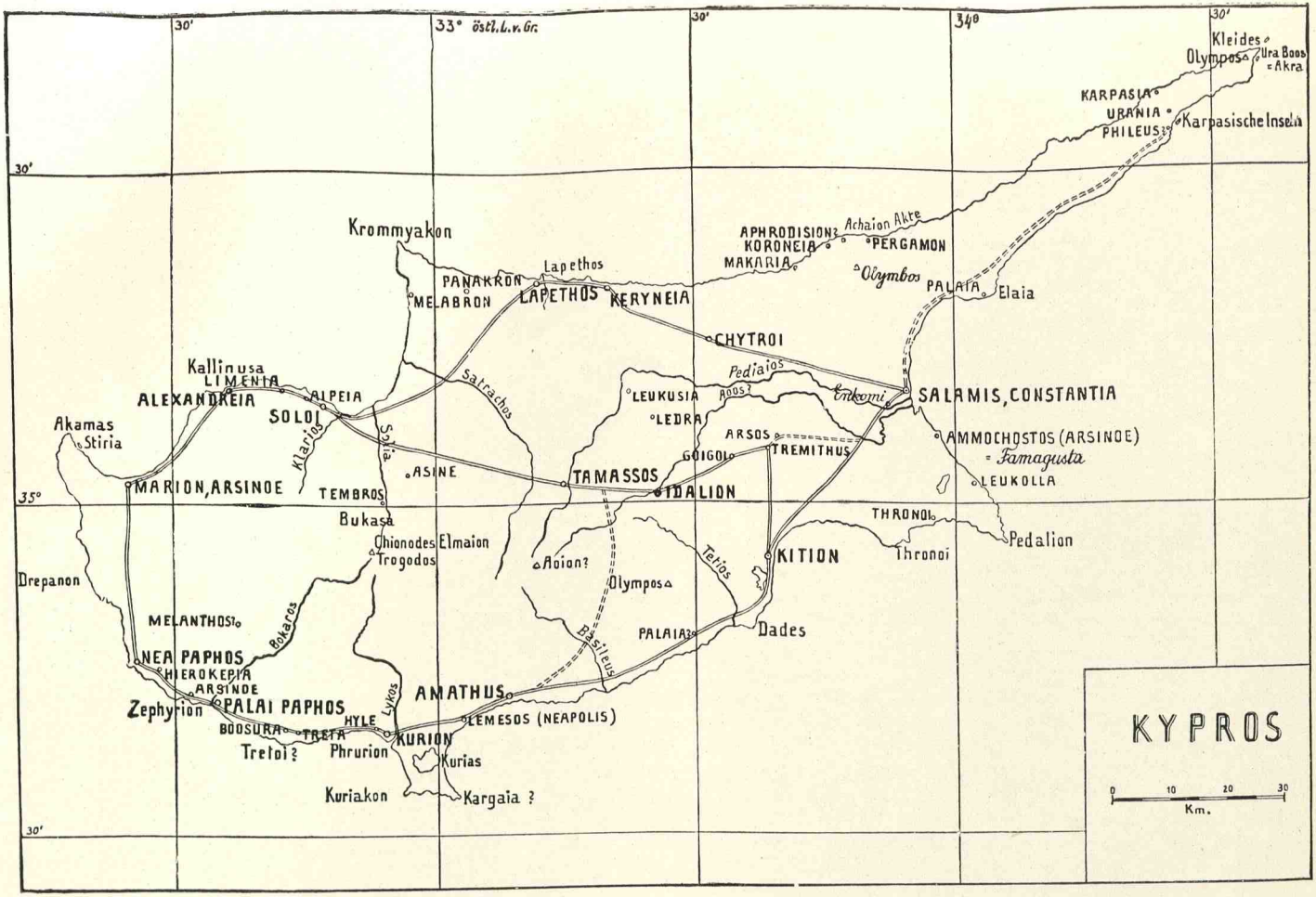
am Fuß der Albaner Berge neue Versuche der Etrusker, ihre Macht auch über die Latiner auszudehnen, zurückschlagend, zu einer Zeit, wo eigentlich Rom schon freie Republik sein sollte, aber ihr Fehlen unter den Kämpfern in jener Schlacht bei Aricia doch den Verdacht erweckt, daß tatsächlich die etrusk. Hand noch irgendwie schwer auf der Stadt lag (De Sanctis *Stor. dei Romani* I 452). Der hier zutage tretende Gegensatz zwischen K. und den Etruskern sollte sich bald in noch viel stärkerer Weise äußern. Die Karthager, auf Sizilien durch die blutige Schlacht bei Himera (480 v. C.) von den Griechen scharf zurückgewiesen, wollten wenigstens das Tyrrhener Meer sich offen und die bösen Griechen von dort möglichst fern und sich den etrusk. Handel frei halten. Und wahrscheinlich wäre ihnen dies Zurückweisen K. gelungen und damit ganz Kampanien für die Etrusker mehr oder minder dauernd gesichert, welche zu Lande einen Vorstoß an den Latinern vorüber nach Kampanien gemacht hatten und sich dort für einen großen Teil des 5. Jh. festsetzten (Riv. di stor. ant. 5 S. 35—38 v. Duhn). Aber Hieron von Syrakus half den bedrängten Kymäern, und eine Seeschlacht, der die griech. Frauen und Greise mit gleichen Gefühlen von den Mauern K. zugeschaut haben mögen wie die troischen von Ilions Mauern, rettete die Stadt und damit auch den Golf von Neapel vor dem Schicksal, etrusk. zu werden. In hohen Tönen besang Pindar diese entscheidende Tat des Jahres 474, deren Bedeutung für das gesamte Griechentum vom König Hieron nach Olympia geweihte Beutehelme auch im Mutterland bezeugten. Mochten auch die Etrusker einen beträchtlichen Teil des Hinterlandes zunächst in ihrer Hand haben, viel Nutzen konnte er ihnen nicht bringen, da die Küste in griech. Hand und damit auch die Etrusker, ebenso wie vorher und nachher die sabellische Grundbevölkerung, auf die wohlwollende Vermittlung der Kymäer und Neapolitaner für ihre Außenverbindung angewiesen blieben.

Bald nach 430 war das Ende dieser kurzen Etruskerherrschaft gekommen durch den Einbruch neuer sabellischer Scharen aus dem Inneren, die bald nacheinander Capua und K. sowie natürlich auch die anderen Ortschaften und Städte Kampaniens überrannten. Es bildete sich ein neuer Nationalstaat, in dem allmählich die osk. Sprache an Stelle der griech. trat und auch da, wo die griech. Verwaltung erhalten blieb, wie in dem volkreichen Neapel, sabellische Mitglieder zur Mitwirkung zugelassen wurden. Aber die von K. ausgegangene griech. Kultur hatte viel zu feste Wurzeln geschlagen, um einem neuen Barbarentum zu weichen. Wie später Rom, so unterjochte sie auch in Kampanien selbst jene s. vom Vesuv abgetrennte kleinere Ebene. Zwar wurde die Amtssprache osk., aber das weiche Kampanien milderte auch die Sitten jener Söhne der Berge, die ja Zeugen wurden aller der Wohltaten, welche hellenisches Können und Wollen ihren Stammesgenossen gebracht hatten. Mag auch der Historiker melden „Cumanos Osca mutavit vicinia" (Vell. I 4), so setzte sich doch Handel und Wandel in den alten Bahnen fort. Baukunst und Malerei, Metallarbeit und Tonfabrikation, Tuchweberei und Konservenherstellung, die noch in röm. Zeit in Cumae, Neapel, Capua, Pompeji blühen, sie sind alle griechisch. Die Darstellungen auf den kym. Tonvasen und den pompejanischen Wänden bringen in immer neuen Gestaltungen griech. Geistesbesitz zur Schau und bezeugen tiefes Eindringen griech. Poesie, Kunst, Sprache in diese gottgesegnete Landschaft, die dadurch die wichtigste und unmittelbarste Brücke wurde für den Geistesweg von Griechenland nach Rom und damit nach dem übrigen Europa. Das alles verdankt die Welt der geweihten Stätte von K.

v. Duhn *Aus dem classischen Süden* 1896 S. 5—8 (mit der dort angef. Lit.); Nissen *Ital. Landesk.* II (1902) S. 721—26; Mon. Lincei 22 (1913) Gabrici; v. Duhn *Pompeji*[3] 1918 S. 6—14.

v. Duhn

Kypros (Tf. 182[A, B, C, D]). § 1. Große Insel im östlichsten Winkel des Mittelmeeres, wo Kleinasien und Syrien zusammentreffen, von ersterem nur 44, von der syrischen Küste 69 Seemeilen entfernt. Der Flächeninhalt ist nach Oberhummers Messung 9380 qkm, übertrifft also nur um weniges den von



Kypros

Karte nach Oberhummer in Pauly-Wissowa-Kroll *Realenzyklopädie.*

a

b

c

d

e

Kypros

Kupferzeitliche Keramik. — Nach R. Dussaud.

Kreta. Die Küsten sind arm an guten Häfen. Auf dem größten Teil der Nord-, West- und Südküste treten die beiden Hauptgebirge der Insel bis ganz nahe an die Küste heran. Es sind dies eine schmale, steile Kette im N (H. bis 1019 m) und die gewaltigen Gebirgsmassen im SW, die nach ihrer höchsten Gruppe (H. 1935 m) Troodos genannt werden. Auf dem Gipfel lag einst eine Kultstätte noch nicht näher bestimmter Zeit. Dagegen ist der im Altertum Olympos genannte Berg eine nur 689 m h. Kuppe im O dieses Gebirges. Zwischen den Bergwällen zieht sich die einzige große Ebene der Insel hin, die Messaria, von rom. *Massaria* 'Landgut' (vgl. die kret. Messarà). Die Nordkette besteht aus Kreidekalk, der Troodos in seinen höheren Lagen aus jungeruptiven Gesteinen, die ehemals reich an Kupfer waren; ihnen sind im N und S breite Terrassen aus hellem Kalkstein und Mergeln vorgelagert. Auf diesen gedieh Getreide und Laubwald, auf den Höhen Nadelhölzer, während die Ebenen Ölbäume und Weinreben trugen. So war das Land in antiker Zeit von der Natur besonders reich ausgestattet.

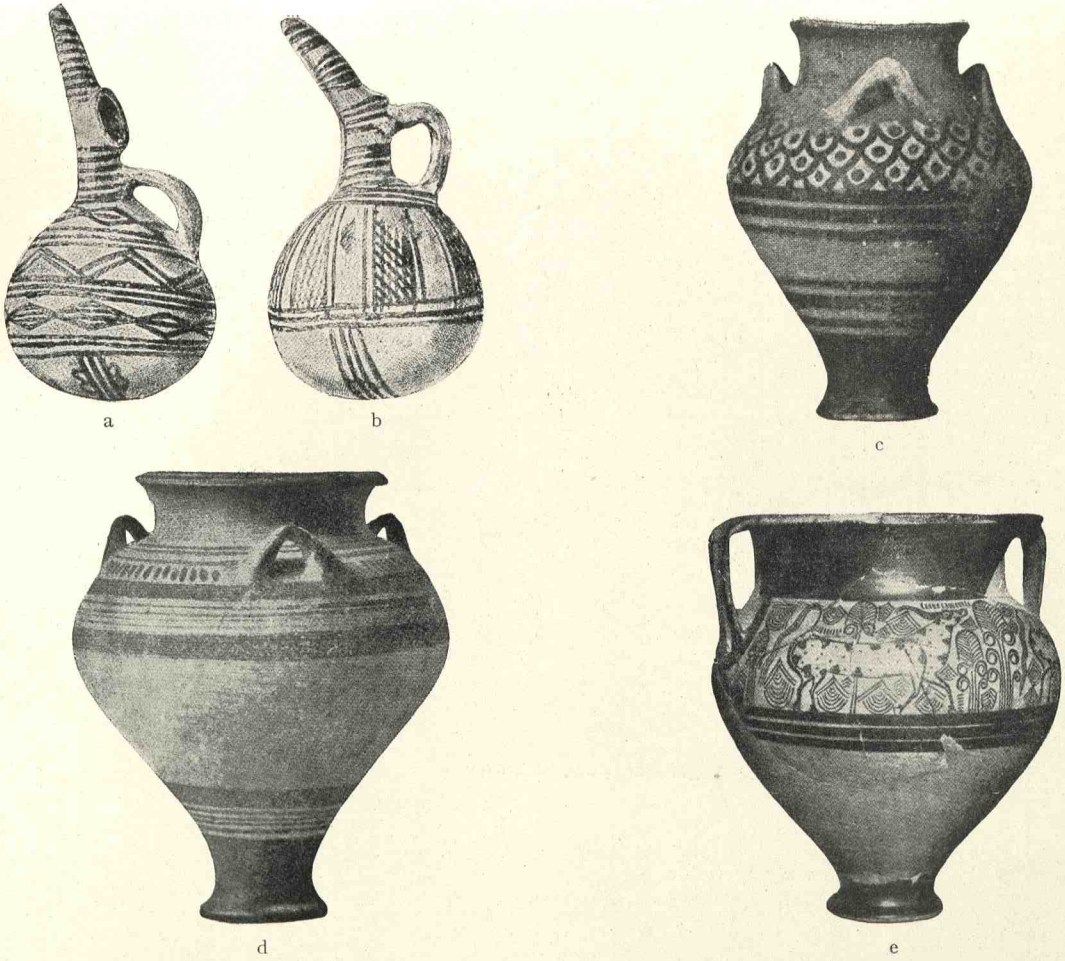
§ 2. Dennoch ist es weder in der ä. noch, wie es scheint, in der j. StZ bewohnt gewesen. Die wenigen hier gefundenen Steinwerkzeuge gehören schon der Kupfer-BZ an. Die ältesten Ansiedlungen lagen auf den fruchtbaren Terrassen über den damals noch versumpften Ebenen. Die Reste bezeugen von Anfang an Ackerbau und Milchwirtschaft (Kornstößel, große Schalen und Löffel für Milch). Die früheste bronzezeitl. Kultur entspricht der gleichzeitigen an den Küsten von Syrien und Kleinasien, wenigstens in den Typen der einfachen kupfernen, später bronzenen Dolche (Band IV Tf. 50, 6), Äxte und Nadeln. Die gleichzeitige rote, glänzend polierte Tonware ähnelt technisch zwar der vordyn. in Ägypten, weicht aber in ihren Formen und ihrer gravierten Verzierung durchaus von dieser ab. Charakteristisch ist die Nachahmung von Flaschenkürbissen und Schläuchen, welche den kypr. keramischen Formenschatz beherrscht, ferner die überlegene Technik gerade der ältesten Keramik; diese läßt darauf schließen, daß sie von einem, vielleicht dem ersten einwandernden Volk schon fertig ausgebildet mitgebracht worden ist. Die Verzierung besteht ausschließlich aus einfachen, eingeritzten linearen Mustern, Strichgruppen, Zickzack, gestrichelten Dreiecken, Rauten usw., konzentrischen Kreisen; keine Spiralen oder sonstigen Wellenmuster, keine Beziehungen zu anderen äg. Kulturkreisen. S. Tf. 182 B.

§ 3. Auf diese erste Per. der BZ (etwa 3. Jht.) folgt eine mittl. (etwa 2000—1500): die rotpolierte Ware wird immer schlechter und verschwindet am Ende dieser Zeit ganz. Vasen mit rotem oder schwarzem Überzug, z. T. von ganz grotesken Formen, mit einfacher, gravierter Verzierung, treten auf, dann Vasen mit weißem Überzug und aufgemalten Mustern in mattem Braun, das gelegentlich überpoliert erscheint (vielleicht Einfluß der myk. Firnismalerei; Band I Tf. 10 c, d); sehr selten schwarzer Überzug mit aufgemalten Mustern in mattem Rot. In dieser Per. ist der kret.-myk. Einfluß noch sehr gering, während anderseits Parallelen zur kypr. (aber keineswegs importierte kypr. Vasen!) in der Keramik der myk. Schachtgräber erscheinen. Mit der III. Per. der BZ (etwa 1500—1200) setzt ein ständig wachsender kret.-myk. Import ein (Tf. 182 C c—e), dem dann auch die Anlage von Kolonien dieser Kultur gefolgt sein muß, wie die großen Nekropolen von Salamis (Enkomi) und Kurium (Episkopi) beweisen. Daneben geht aber eine Reihe verschiedener Spielarten einheimischer Keramik weiter, die in Formen und Ornamenten die uralte kypr. Tradition weiterführen. Auch finden sich hier lokale Nachahmungen und Umgestaltungen myk. Vasen und eine im Gegensatz zu den handgemachten kypr. Vasen auf dem Rade hergestellte rot polierte Ware, die in äg. Gräbern der 18. Dyn. und in gleichzeitigen Schichten von Syrien und Palästina (s. Ägäischer Einfluß auf Palästina-Syrien § 2) häufig ist (typische Form die schlanke, griech. Lekythen nicht unähnliche Kanne). Diese Ware wird wohl von der syr. Küste stammen. Dagegen ist die Herkunft einer merkwürdigen, ebenso weit verbreiteten, monochromen, schwarzen Keramik mit einfachen Mustern aus eingestochenen Punkten (vgl. Band I Tf. 10 b) noch nicht nachweisbar. Die Datierungsmöglichkeiten für die kypr. BZ bieten: 1. äg. Fundstücke von der 12. Dyn. an; 2. babyl.

Siegelzylinder, deren einer (Band IV Tf. 163b; Neuyork Nr. 4300; Cesnola *Atlas* III Tf. 118, 5) einem Beamten des Königs Naram-Sin von Akkad (um 2600 v. C.) gehörte (s. a. Glyptik C § 1); 3. die myk. Funde; 4. die eben erwähnte rote, vielleicht syr., und die schwarze Ware.

§ 4. In der I. Per. der BZ finden sich neben kupfernen Geräten auch Keulenköpfe, Schleifsteine und Perlen aus Stein. Das Kupfer stammt natürlich aus der Insel selbst, das für die Herstellung der Bronze nötige Zinn mußte importiert werden. Bronze erscheint seit der II. Per., zugleich mit einer merkwürdigen Legierung von Silber und Blei für Schmucksachen, offenbar einheimischer Produktion. Daneben kommt seit der Mitte des 2. Jht. eine Unmenge Schmuck und Kostbarkeiten aus Gold, Silber, Elfenbein, Glas und Fayence ins Land, darunter zahlreiche datierbare äg. Skarabäen aus der 18. und 19. Dyn. (1600—1200), wobei es nicht ganz sicher ist, inwieweit direkte Beziehungen zwischen Ägypten und K. bestanden oder die Verbindungen über Syrien oder Kreta liefen. Die Gleichsetzung der in äg. Inschriften erscheinenden Namen Alasia und Asy (Isj) mit K. ist neuerdings vielfach bestritten worden, ebenso die des biblischen Kittim. Diese Fragen haben für die Beurteilung der kypr. BZ aber nur sekundäre Bedeutung; deren Bild läßt sich aus sich selbst heraus fest umreißen. Die Einwirkung der min.-myk. Kultur ist besonders deutlich geworden durch den Nachweis Blinkenbergs, daß das berühmte Aphrodite-Heiligtum von Paphos in seiner Gestalt unmittelbar von min. abzuleiten ist. Dagegen steht das Übergewicht der nackten Muttergöttin unter den frühen Terrakotten auf dem allg. ägäischen Boden des 3. und 2. Jht., während die min. Kultur nach der neol. Zeit Darstellungen nackter Menschen fast ganz vermeidet. Die frühen kypr. Tonfigürchen sind z. T. brettartig flach, z. T. rund modelliert, entsprechen in ihrer Technik und Verzierungsweise der Keramik und bilden stilistisch wie diese eine selbständige Gruppe. Die Gräber sind in der BZ zunächst einfache, runde Löcher im Boden, während die sonst im ägäischen Gebiet so häufigen Steinkisten mit liegenden Hockern zu fehlen scheinen. Die große Mehrheit der bronzezeitl. kypr. Gräber besteht dagegen aus Kammern, die in den weichen Mergelkalk eingegraben und durch einen senkrechten Schacht, seltener durch einen schmalen Dromos zugänglich waren. Eine Steinplatte verschloß den Eingang. Die Kammern waren z. T. kaum groß genug, eine zusammengepreßte Leiche zu bergen, z. T. maßen sie bis zu $2 \times 2^1/_2$ m bei $1^1/_2$ m H., so daß an jeder Wand eine Leiche lang ausgestreckt liegen konnte. Die Kammern pflegen gerundet zu sein, einige haben Nischen in den Wänden, selten nur waren sie mit Steinmauern verkleidet und mit Steinplatten bedeckt. Die Leichen sind stets unverbrannt bestattet worden, in voller Kleidung, oft mit Schmucksachen und einer mehr oder minder reichen Ausstattung von Waffen, Gerät, Speise und Trank in zahlreichen Vasen. S. Band I Tf. 10a.

§ 5. Die myk. Kunst zeigt auf K. eigenartige Züge, die wohl den hier stärker als anderwärts eindringenden ägypt.-syr.-hett. Einflüssen zuzuschreiben ist. Besonders auffällig ist dies bei Elfenbeinreliefs (Spielbrett und Spiegelstützen aus Enkomi; Tf. 182 D d) und Bronzen (merkwürdige Untersätze für Kessel, auf Rädern; s. Kesselwagen B); auch die großen tönernen Kratere mit Darstellungen von Frauen und Gespannen bilden eine Sonderspielart spätmyk. Keramik. Verwilderte Ausläufer derselben finden sich auf K., wie an anderen Orten der Ägäis, auch nach dem Untergang der myk. Kultur und führen zur kypr. geometr. Ware über. In der älteren Per. der EZ auf K. (etwa 1200—1000 v. C.) scheint das Reingeometr. noch zu fehlen. Dafür gibt es eine schwarze und rote, dem ostgriech. und etrusk. Bucchero technisch (nicht in den Formen!) verwandte monochrome Ware in mehreren Spielarten. Diese lebt noch während der mittl. EZ (etwa 1000—750 v. C.) fort, tritt aber immer mehr in den Hintergrund gegenüber der sehr einfachen geometr. Keramik, die in Formen, Technik und Ornamenten vielfach auf alteinheimische Tradition der BZ zurückgreift. (Daneben nicht ganz wenige importierte Dipylonvasen.) Überhaupt ist für die Scheidung der Per. weit mehr als die Keramik bezeichnend das ganz plötzlich in Massen auftretende Eisen;



Kypros

Bemalte kyprische Kugelflaschen (a, b) und mykenische Vasen (c—e). — Nach R. Dussaud.

a

c

b

d

Kypros

a. Rhyton aus Fayence (Widderkopf). $^1/_2$ n. Gr. — b. dgl. (Frauenkopf). $^1/_2$ n. Gr. — c. Golddiadem. $^2/_3$ n. Gr. — d. Elfenbeinerner Spiegelgriff (Vorderseite). $^1/_1$ n. Gr. Sämtlich von Enkomi. Nach Arch. Jahrb. 26 S. 221, 223, 234, 237.

obwohl es auf K. selbst gewonnen wurde (Hauptbergwerke bei Tamassos und Soloi), deuten die Formen vor allem der Schwerter auf fremden, nord. Einfluß. Schmucksachen sind in dieser Zeit sehr selten, importierte Gegenstände fehlen fast ganz, die wenigen Zylinder und Skarabäen zeigen ein zunehmendes Verrohen des kypr. Handwerks, kegelförmige und pyramidale Petschafte treten wie in Nordsyrien und Kleinasien auf, an Stelle der geraden Nadel tritt die Fibel mit hohem, bogenförmigen oder geknickten, knopfbekrönten Bügel (s. Fibel C). Auch die figürlichen Terrakotten sind spärlich und roh. Für die letzten Jh. des 2. Jht. liefern kleine Nekropolen bei Paphos, Nikosia, Salamis, Kurium, Soloi, Amathus das beste Material (Berlin, Grassi-Museum in Leipzig). Die Grabkammern sind nun meist rechteckig mit flacher Decke, sonst aber denen der BZ ähnlich. Gräber des angehenden 1. Jht. sind selten. Verbrennung tritt neben Bestattung auf. Im 8. Jh. setzt dann eine neue mächtige Welle orient., vor allem assyr. Einflusses ein, die über den Rahmen unserer Darstellung hinausreicht (709 huldigen sieben kypr. Fürsten Sargon II. von Assyrien: Inschrift aus Kition in Berlin; vgl. a. Band IV Tf. 208a).

§ 6. Das verfügbare Material stammt fast nur aus Gräbern. Von Städten, Häusern, Heiligtümern auf K. haben wir vor dem 7. Jh. kaum Kunde; die nur auf reiche Einzelfunde gestellten Ausgrabungen haben jene Probleme völlig vernachlässigt. Die Massenfunde von steinernen und tönernen Statuen stammen sämtlich aus Heiligtümern der orientalisierenden und späteren Zeit. Dasselbe gilt von den großen, aufgemauerten Kammergräbern von Salamis, Kition, Amathus. Undatierbar sind bisher eine Reihe merkwürdiger steinerner Pfeiler mit einer rechteckigen Durchbohrung in der Mitte, bis gegen 3,5 m h., nach oben stark verjüngt. Auch ihre offenbar religiöse Bedeutung ist noch nicht näher erklärt; das Kultsymbol der Aphrodite von Paphos hatte nach Darstellungen auf Münzen zwar Kegelgestalt, aber es fehlen die Öffnungen. Erst planmäßige Forschung kann hier wie in so vielem auf K. weiter führen. S. a. Alašia.

Zusammenfassend E. Oberhummer *Die Insel Cypern* I (1903) [mit der besten Karte; hier Tf. 182 A] und *RE* XII (1924) S. 59ff.; L. Cesnola *Cypern* dtsch. 1881; der Verf. hat als amerik. Konsul auf K. von 1865—1876 unwissenschaftlich, aber mit erstaunlichem Erfolge gegraben; seine Sammlung kam zum größten Teil nach New York: *Atlas of the C. Collection* 1884—1903; J. L. Myres *Handbook of the C. Coll.* 1914, mit guter Einleitung und Bibliographie. Dieser beste Kenner von K. hat auch zusammen mit dem Deutschen M. Ohnefalsch-Richter das Nationalmuseum auf K. geordnet: *Cat. of the Cyprus Museum* 1899; Ohn.-Richter *Kypros, die Bibel u. Homer* 1893; R. Dussaud *Les Civilis. pré-helléniques*[2] 1914. Die Ergebnisse der Ausgrabungen des Brit. Museums: Murray-Smith-Walters *Excav. in Cyprus* 1900 (dazu Arch. Jahrb. 26 [1911] S. 215ff. F. Poulsen). — Zur Keramik: Ath. Mitt. 11 (1886) S. 209ff. F. Duemmler; E. Pottier *Cat. d. vases ant. du Louvre* 1896 S. 82ff.; H. B. Walters *Cat. of Greek Vases, Brit. Mus.* I 1 (1912) S. 1ff. — Schwarze punktierte Keramik: *RE* XII 87. — Geometr. Keramik: B. Schweitzer *Untersuch. z. Chron. d. geom. Stile* 1917 S. 14, 24ff. und Ath. Mitt. 43 (1918) S. 50ff. — Terrakotten: L. Heuzey *Cat. d. figur. ant. de terrecuite du Louvre* I (1882) S. 114ff. — Goldschmuck: F. H. Marshall *Cat. of Jewellery Brit. Mus.* 1911 S. 1ff. — Alasia-Asy: *RE* XII 59f., 87. — Elfenbein: *Excav. in Cyprus* Tf. 1f. — Kesselwagen: Ath. Mitt. 45 (1920) S. 128ff. Karo. — Steinpfeiler: *RE* XII 62f. — Heiligtum von Paphos: Sitz.-Ber. d. dän. Akad. 1924 S. 1ff. Chr. Blinkenberg. — [E. Gjerstad *Studies on Prehistoric Cyprus* Uppsala 1926.] G. Karo

Kyrkslätt und Esbo (Finnland). Diese in Südfinnland, am Ufer des Finn. Meerbusens, w. von Helsingfors, gelegenen Kirchspiele sind wegen ihres Reichtums an steinzeitl. Wohnplätzen erwähnenswert. Die auf einem kleinen Gebiet zusammengedrängten, in ihrem Fundinventar sich wesentlich voneinander unterscheidenden Wohnplätze gewähren die Möglichkeit, mit Zuhilfenahme von Höhenmessungen die relative Chronol. der verschiedenen Kulturstufen und die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Kulturgruppen zu studieren. Die ältesten Wohnplätze (Sikunsuo und Mäkipelto) gehören der sog. Suomusjärwi-Kultur (s. d.) an und dürften bereits dem Anfang der j. nord. StZ zuzurechnen sein, da sie oberhalb der 34-m-Kurve liegen, welche der Litorina-Grenze dieser Gegend entspricht; den Hauptbestandteil der Funde bilden kleine, oft an Scheibenspalter erinnernde, primitive Äxte und Meißel aus Gestein (Band III Tf. 124c); neben diesen treten in geringerer Zahl schon besser ge-

schliffene Steingeräte, wie z. B. krummrückige Hohlmeißel (vgl. Band III Tf. 124g), auf. — Die nächstfolgende Stufe der Besiedlung ist durch Wohnplätze vertreten, die — wenn auch selten — noch primitive Beile, als leitende Typen aber gut geschliffene und oft schon vierseitige Steinmeißel (Band III Tf. 126g) geliefert haben; Keramik fehlt noch. — Die ältesten Tongefäßscherben sind vom Wohnplatz bei Sperrings in E. und gehören teils der Wickelschnurkeramik, teils der sog. Urjala-Gruppe an (s. Kammkeramik § 3; Band VI Tf. 58B c, d); dieser Wohnplatz stammt aus der Zeit des Meeresniveaus von 30—27 m und ist spätestens in den Anfang der III. Per. Mont. zu setzen. Jünger ist der Wohnplatz von Mynt, der zur Zeit des Meeresniveaus von ca. 24 m bewohnt gewesen ist, und dessen Tongefäße der Uskela-Keramik (s. Kammkeramik § 3) angehören. Alle oben erwähnten Wohnplätze vertreten den einheimischen kammkeramischen Kulturkreis. Die um die Mitte der III. Per. nach Finnland gedrungene Bootaxtkultur ist in E. und K. durch mehrere Wohnplätze vertreten, mit genau derselben Schnurkeramik wie die der finnländischen Einzelgräber und auch mit vierseitigen Geradbeilen sowie einigen Bruchstücken und Vorarbeiten von Bootäxten (s. Bootaxt-Kultur B und Band III Tf. 127b, c, f—h). Diese Wohnplätze liegen in verschiedener Höhe über dem Meere, woraus hervorgeht, daß die Bootaxt-Kultur nicht wie die kammkeramische Siedlung von der unmittelbaren Nähe der Meeresküste abhängig war; aus der Höhenlage der niedrigsten Funde dieser Kultur geht hervor, daß die Strandlinie am Ausgang der Bootaxt-Kultur hier ungefähr der 20-m-Kurve entsprach. — Die jüngsten Wohnplätze, welche die Kiukainen-Gruppe (s. d.) vertreten, beweisen, daß der Meeresstrand am Ende der StZ hier auf der 15—16-m-Kurve lag. — Unter den Einzelfunden befinden sich ein ostbalt. Knochengerät (Band III Tf. 124a), das auf phytopaläontologischem Wege in die Ancyluszeit gesetzt worden ist — eine Datierung, die bei dem Fehlen von genauen Fundangaben für unsicher angesehen werden muß —, sowie eine Tierkopfwaffe (s. Tierkopfförmige Steinwaffen), die wegen des niedrigen Niveaus ihres Fundortes ganz an das Ende der StZ zu verlegen ist. — Zu erwähnen sind schließlich Felsenmalereien (s. Felsenzeichnung A § 1; Finnland A § 10) auf einem Berge am Witträsk-See in K.: geometrische Ornamente, wie sie auch in Norwegen in gewissen neol. Felsenritzungen neben naturalistischen Tierbildern vorkommen. S. a. Finnland A.

A. Europaeus *Fornfynd från Kyrkslätt och Esbo socknar* Z. d. Finn. Altert.-Ges. 32, 1 (1922).

Aarne Europaeus

Kythera. Insel s. von Lakonien, gegen 285 qkm groß, gebirgig und kahl (der Berg Vigla im SW 550 m h.), nur wenige einigermaßen fruchtbare Niederungen. Da K. die Brücke zwischen Kreta und dem Peloponnes bildet, war hier Min. zu erwarten. Doch sind bisher erst wenige Kammergräber von Stais aufgedeckt worden, mit interessanten SM II-Vasen und einer kyklad. Steatitvase (Athener Nationalmuseum). Ein Marmorgefäß von den Kykladen war schon viel früher gefunden. Aus einem altgriech. Grabe eine Keilinschrift aus Tilmun (s. d.).

Ath. Mitt. 16 (1891) S. 53ff.; vgl. SB. Preuß. Akad. 1897 S. 265; Arch. Anz. 1915 S. 196; Ἐφ. ἀρχ. 1915 S. 191ff. Stais; im allg. *RE* XII (1924) S. 207ff. Bürchner-Maull.

G. Karo

L

Labartu s. Dämon C § 3; Mischwesen § 28a.

La Bertarina s. Bertarina (La).

Labrys s. Doppelaxt A, Labyrinth.

Labyrinth. Es ist wahrscheinlich, daß die späteren Griechen das L. von Knossos, in dem der Minotauros (s. d.) hauste, in den gewaltigen Ruinen des min. Palastes mit ihrem Gewirre kleiner Zimmer und Gänge erkannten (Tf. 46). Da gerade in Knossos überall die Labrys (Doppelaxt; s. d. A) als Steinmetzzeichen und Kultsymbol erscheint, wäre auch die Ableitung Labyrinthos = Haus der Labrys hier einleuchtend. Ein Beweis läßt sich nicht erbringen, wir wissen auch nicht, wie früh die Ruinen des Palastes verschüttet wurden. Die in später Zeit und auch in unseren Tagen als L. gezeigten riesigen Steinbrüche im Gebirge n. von Gortyn haben mit dem sagenhaften L. nichts zu tun.

RE XII (1924) S. 312ff. Humborg-Karo.

G. Karo

Lac d'Annecy s. Pfahlbau C.

Lac de Châlain (Frankreich). Die Pfahlbauten dieses kleinen, im frz. Dép. Jura gelegenen Sees wurden im J. 1904 entdeckt. Die Pfähle weisen derzeit 2—7 m L. auf und bilden längs des Nord- und Westufers mehr oder weniger zahlreiche Gruppen, welche dann und wann mit dem Festlande durch Pfostenreihen verbunden sind, als den Resten ehemaliger Stege.

Die Funde lagern in einer einheitlichen Schicht und bestehen 1. aus geschlagenen Silexgeräten, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Klingen u. dgl., bisweilen aus Feuerstein von Grand-Pressigny (s. d.); 2. aus geschliffenen Äxten, zumeist von kleinen Dimensionen; 3. aus überaus zahlreichen Hirschhorngeräten, wie Stielen und Zwingen, Haken und Dolchen, einschließlich Schmuckgeräten; 4. aus Knochenpfriemen; 5. aus Holzgeräten, darunter Gefäße, Stiele, und ein aus einem Eichenstamme ausgehöhlter Einbaum (s.d.) von über 9 m L.; 6. aus Töpferei-Resten, welche größerenteils auf große Gefäße schließen lassen, die mit plastischen Wülsten verziert sind; 7. aus Geweberesten, Schnüren, Seilen, gegerbten Häuten; 8. Überbleibseln von Wildfauna und Haustieren (darunter Hund, Pferd, Rind, Ziege und Schaf); 9. vegetabilischen Residuen, wie Nüsse, Eicheln, Gerstenkörner, getrocknete Äpfel und Birnen, Leinsamen, und Überbleibseln einer teigigen Masse.

Diese Pfahlbauten sind jenen des Clairvaux-Sees sehr ähnlich und äneol. Alters; ihr Untergang ist jedenfalls auf eine Feuersbrunst zurückzuführen, und diesem Umstande verdanken wir wohl die Erhaltung größerer Mengen von solchen Stoffen, welche sich, wie z. B. die Gewebereste, ohne starke Verkohlung innerhalb des Wassers kaum konserviert hätten.

A. de Mortillet *Palafittes du lac de Châlain (Jura)* L'Homme préh. 4 (1906) S. 65 ff.

J. de C. Serra-Ràfols

Lac de Clairvaux (Frankreich). Im J. 1870, anläßlich eines besonderen sommerlichen Tiefstandes des großen Clairvaux-Sees (frz. Dép. Jura), wurde hier eine Pfahlbausiedlung entdeckt. Es ließen sich verschiedene Pfahlgruppen feststellen, vorab im n. Teile. Aus den Nachgrabungen ging hervor, daß unter einer 20 cm starken Schlammschicht eine rund 1 m t. Torfstrate lag, welche auf dem natürlichen Seegrunde ruhte und zahlreiche Kohlen-, Kultur- und Küchenreste einschloß.

Das reiche Fundmaterial setzte sich zusammen aus 1. Silexgeräten, wie Splitter, Klingen mit manchmal sehr feiner Retusche und von über 14 cm L., Pfeilspitzen (von gestreckter Lanzett-, Rhomben- oder Dreieckform; des öfteren mit leicht konkaver Basalpartie); ein Teil des Feuerstein-

materials stammt von Grand-Pressigny (s. d.); 2. meist kleinen, geschliffenen Äxten, deren größte 12 cm L. aufweist; sie sind der Mehrzahl nach aus besseren Gesteinsarten hergestellt und finden sich des öfteren noch mit Originalschäftung aus Hirschhorn; 3. handgefertigter Keramik, dick und schwärzlich; die rundlichen Gefäße tragen plastische Zierwülste, Stichmuster und Warzen; einzelne Exemplare sind von feinerer Arbeit; 4. überaus zahlreichen Hirschhorngeräten (Stiele u. ä., Hacken, Augensprossen mit scharfgeschliffener Spitze); 5. Knochenartefakten, besonders Pfriemen; 6. Holzgeräten (Stiele, Gefäße, Bogenbruchstücke usw.); 7. Ziergegenständen, wie geöhrte Schweinshauer, Süßwasserschnecken, Callaïs-Perlen und Kalksteinperlen, welche entweder an ihrer Unterseite in zwei kleine ovoide Fortsätze auslaufen oder schmal-flach sind und an den Rändern Einschnitte tragen, Typen, welche auf eine sehr späte Stufe der Megalithkultur Südfrankreichs hinweisen; 8. pflanzlichen und tierischen Resten (Weizenkörner, Haselnußschalen, Brombeer- und Schlehenkerne — Knochen von Hirsch, Wildschwein, Hausschwein, Rind und Ziege).

Die Pfahlbauten vom L. de C. wurden wohl nur zum Teil durch Brand zerstört, da die Kohlen- und Verkohlungsreste lokalisiert erscheinen. Der Hirsch scheint in der Gegend so häufig gewesen zu sein, daß A. de Mortillet annimmt, seine Geweihe bzw. die daraus gefertigten Gerätschaften hätten geradezu einen Exportartikel gebildet. Zeitlich sind die Vorkommnisse in das Äneol. zu stellen, vielleicht an dessen Ende.

A. de Mortillet *Palafittes du Lac de Clairvaux (Jura)* L'Homme préh. 3 (1905) S. 44 ff.

J. de C. Serra-Ràfols

Lachis (Lakisch; Tf. 183, 184).

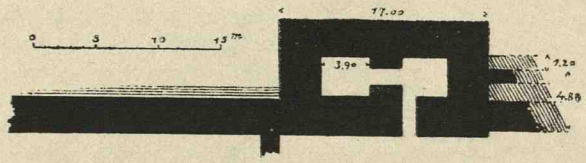
§ 1. Äg. Nachrichten, Amarnabriefe. — § 2. Das AT. — § 3. Die Grabung. — § 4. Schichtenfolge. — § 5. Einzelfunde. — § 6. Name des Ortes.

§ 1. Bereits in der Mitte der Regierungszeit Thutmosis III. (um 1500 v. C.) wird eine Stadt *Rakiša* in Palästina erwähnt, aus der Gesandte nach Ä. gekommen sind (Petersburger Papyrus Golenischeff 1116 A Z. 2; OLZ 17 [1914] S. 202f. W. M. Müller). Öfter erscheint derselbe Ort in den Amarna-Briefen unter den Namen *alu-lakiša*, *lakisi* oder *lakiši*. Als Stadtfürsten werden Jabniilu (Knudtzon 328, 4) und Zimrida (288, 43; 329, 5; 333, 6. 9) genannt. Der erste versichert dem Pharao, daß er genau nach den Befehlen des an ihn gesandten äg. Vorstehers Maja gehandelt habe. Dasselbe schreibt Zimrida (329, 1ff.). Die Stadt gehört also unter die Botmäßigkeit der Ägypter. Aber die Bewohner haben sich den Ḫabiru (s. Ḫabiri) angeschlossen und ihnen Zimrida ausgeliefert (288, 43f.), auch den Feinden Speisen, Öl und allen Bedarf gegeben (287, 14ff.). Auch sonst hören wir, daß die Stadt abgefallen sei (335, 8ff., 16ff.). Vielleicht war Šipṭiba'al, der Verfasser von 3 Briefen an den Pharao (330—332), ein Sohn des Zimrida. Diese Personen nennt auch ein auf dem *tell el-ḥesî* selbst gefundener Brief (333; vgl. H. Greßmann *Altorientalische Texte und Bilder zum AT* I [1909] S. 127ff.), aus dessen schwer verständlichem Inhalt sich nur so viel erkennen läßt, daß Šipṭiba'al und Zimrida den Kampf gegen den Pharao vorbereiten.

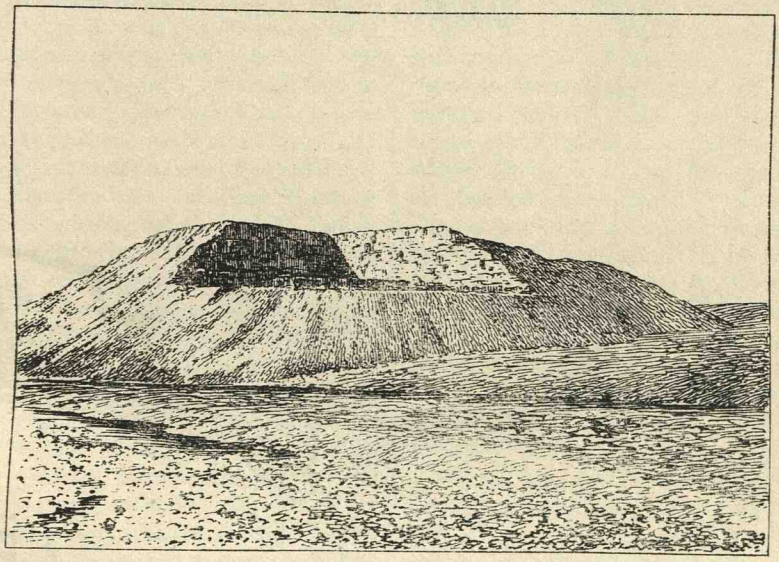
§ 2. Nach dem AT hat Josua die kanaanitische Königsstadt *lākîš* erobert (Jos. 10, 3. 31ff.; 12, 11). Seitdem galt sie als Besitz Judas (15, 39) und wurde von Rehabeam befestigt (2. Chron. 11, 9; Micha 1, 13). In ihr suchte der judäische König Amazja vergeblich Schutz vor Verschwörern (2. Kön. 14, 19; 2. Chron. 25, 27). Im Jahre 701 belagerte Sanherib die Stadt längere Zeit (dargestellt in Kujundschik A. H. Layard *The Monuments of Nineveh* II [1853] Tf. 21ff., KB II 114; s. hier Band III Tf. 93, Band IV Tf. 81). Daraus kann man schließen, daß sie eine besonders starke Festung gewesen ist (2. Kön. 18, 14ff.; 19, 8). Sie scheint sich bald erholt zu haben, denn Nebukadnezar mußte sie wiederum belagern (Jerem. 34, 7). Eine genaue Angabe über die Lage wird im AT nicht gemacht; nur so viel erfährt man, daß sie in der Schefela (also im sw. Hügellande) lag.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 382.

§ 3. Als der Palestine Exploration Fund zum ersten Male Ausgrabungen in Palästina begann, entschied sich W. M. Flinders Petrie nach kurzem Suchen für den *tell*



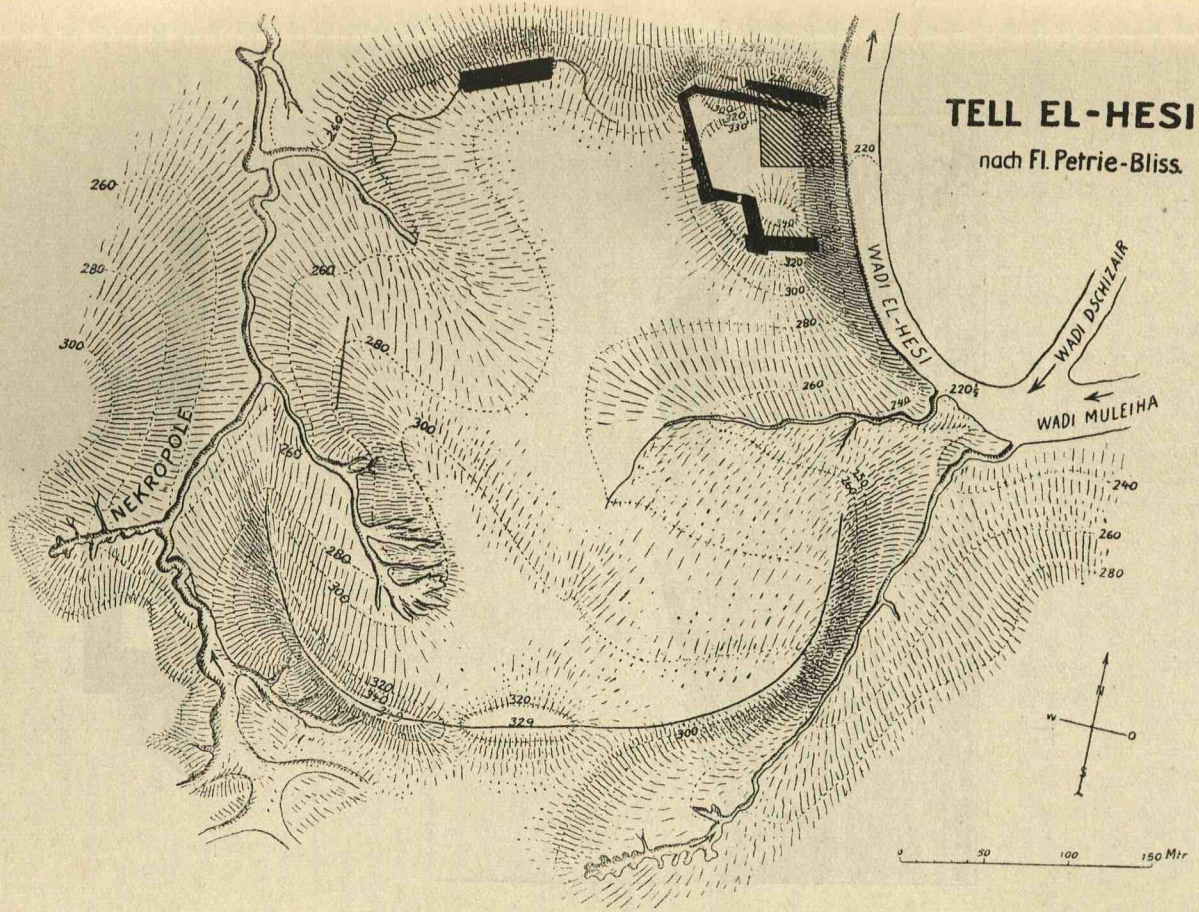
a



b

Lachis

a. Turm der Ringmauer der ältesten Burg. — b. Ansicht des Tell-el-ḥesî.
Nach Arch. Anzeiger 1908.



Lachis

Plan des Tell-el-ḥesî. (Die Ziffern der Höhenkurven = engl. Fuß ü. d. M.) Nach Arch. Anzeiger 1908.

el-ḥesî (Tf. 183b, 184). Dieser heute etwa 30 m h. Hügel erhebt sich w. von dem gleichnamigen *wâdi* und sperrte einst einen Weg, der von *bēt ǧibrîn* nach Gaza (s. d.), also nach Ägypten, lief. Er war wohl ursprünglich annähernd gleichmäßig nach allen Seiten abgerundet und nur im S durch einen schmalen Rücken mit den übrigen Höhen verbunden. Das Bachbett und die Regengüsse haben im Laufe der Zeit die Gestalt des Hügels verändert. Am Nordostrande ist ein ungefähr 8 m breiter Streifen unterwühlt und weggespült worden. Von der Mitte aus haben Rinnsale tiefe Furchen nach verschiedenen Seiten hin in die einst etwa 12000 qm große Oberfläche gegraben. Petrie selbst hat nur 6 Wochen im Jahre 1890 hier gearbeitet, aber mit dem ihm eigenen Scharfblick das Wichtigste erkannt und festgestellt. 1891—1893 setzte dann sein Schüler F. J. Bliß die Arbeit fort. Er war freilich der großen Aufgabe um so weniger gewachsen, als damals eine wirklich arch. Forschung in Palästina, von den Grabungen in Jerusalem (s. d.) abgesehen, noch nicht begonnen hatte, also Erfahrungen und Einzelkenntnisse durchaus fehlten. Von dem Wunsche getrieben, möglichst viel zu leisten, beging Bliß einen schweren Fehler. Ein Drittel der im NO gelegenen Erhebung, auf der die Burg und das Heiligtum (der Hathor?) gelegen haben müssen, ließ er abstechen und den Schutt in das Bachbett hinabwerfen. So war eine Nachprüfung für alle Zeit unmöglich gemacht. Die übrigen Teile des Hügels sind weder von Petrie noch von Bliß genauer untersucht worden, so daß die einstige Beschaffenheit der Stadt nur in großen Zügen bekannt ist.

§ 4. Bereits Petrie hatte vor allem aus den gefundenen Tonwaren, deren Bedeutung er als erster betonte, verschiedene übereinanderliegende Schichten erkannt und den Beginn der Besiedlung um 1700 v. C. angesetzt. Bliß unterschied dann genauer 11 Schichten, die er 8 „Städten" zuwies. In der Mitte dieser Ablagerungen befand sich eine fast 2 m h. Brandschicht, die von einer umfassenden Zerstörung aller Gebäude innerhalb der Ringmauer herrührt. Diese Vernichtung hat die 3. Stadt betroffen. Bereits die erste Niederlassung war durch eine stattliche Ringmauer geschützt (Tf. 183a; s. Festung C § 14), die aus einer 3,50 m starken Ziegelmauer auf abgeschrägtem Sockel, an einigen Stellen aber vielleicht nur aus Erdwällen bestand. Sie wurde wie die Mauer der 2. Stadt verbrannt, wohl durch die Ägypter. Die 3. Stadt könnte die Burg des obengenannten Zimrida gewesen sein. Mit der 4. Stadt beginnt die EZ. Aber man erkennt deutlich, daß der Umkreis der Befestigung immer enger wurde und sich schließlich fast nur auf die Zitadelle beschränkte. Der Ausbau der 5. Stadt wird auf Rehabeam zurückgehen. Mit der durch Nebukadnezar 590 zerstörten Festung (7. Stadt) endet die Geschichte des Ortes, der nur eine bescheidene Siedlung, anscheinend von Phönikern, im 5. und 4. Jh., folgte.

§ 5. Die verhältnismäßig spärlichen Einzelfunde bekräftigen zumeist diese Zeitfolge. W. F. Albright hat allerdings bei mehrmaligen Untersuchungen festgestellt, daß die Besiedlung bereits im 3. Jht. bebgonnen habe (ä. BZ) und die 3. Stadt schon um 1700 v. C. zerstört worden sein müsse (Bulletin of the American Schools of Oriental Research Nr. 17]1925] S. 7f.). Die Gebäude im Innern der Stadt sind nur ungenügend geklärt worden (s. Baukunst C § 10 und Band I Tf. 91c, d). Die Tonwaren beginnen mit handgemachten, rohen Gefäßen, auf deren Scherben eingeritzte Marken vorkommen. In der 3. Stadt treten aus dem W eingeführte Krüge und Schalen, mit Spiralen, Vögeln und Pflanzen bemalt, auf, daneben eine Bügelkanne und die bekannten kypr. Schalen, die sich auch in der nächsten Zeit erhalten haben. Ihnen folgen ähnliche, aber in der Herstellung abweichende Gefäße (sog. Philisterkeramik). Mehrfach fand sich hier eine Lampe in 2 Schüsseln vergraben (s. Beleuchtung C § 12; Band I Tf. 105n). Aus Bronze waren die Speerspitzen (s. Lanze C), Äxte (s. Axt C § 2), Messer, Armringe hergestellt, ebenso später Nadeln (s. d. C), aus Eisen Speer- und Pfeilspitzen, Äxte, Sicheln, Messer und Pfriemen. Wie anderwärts sind auch hier Geräte aus Feuerstein, hauptsächlich Sicheln, noch lange bis in die BZ hinein gebraucht worden. Zu erwähnen wären noch ein hölzernes Siegel (zwei nach rechts schreitende Steinböcke), Skarabäen der

12. und folgenden Dyn. (von der 2. Stadt ab) mit einheimischen Nachahmungen, Siegelzylinder (in der 4. Stadt), Keulenköpfe (s. Keule C), eine Bēs-Figur aus Bronze mit Ring zum Anhängen, ein kleines, einst vergoldetes Ptaḥ-Bild und eine Ziege mit Jungen, ebenfalls aus Bronze (unter der 4. Stadt), sowie mehrere Tonbilder nackter Göttinnen. Schriftzeichen trugen der schon erwähnte Keilschriftbrief (außer ihm können recht wohl noch andere vorhanden gewesen sein), eine Tonscherbe mit drei Buchstaben, die vor dem Brennen eingegraben waren (4. Stadt), eine weitere mit nachträglich aufgekratzten Buchstaben (6. Stadt) und ein Krughenkel mit Skarabäen-Stempel (Amenḥotep II. aus der 4. Stadt). Merkwürdig war die Ofenanlage aus der 2. oder 3. Stadt, die wohl zur Bronzebereitung gedient hatte (s. Bronzeguß C § 3).

§ 6. Ob diese Reste wirklich der aus der Geschichte bekannten Stadt L. angehören, muß freilich nach den dürftigen Ergebnissen zweifelhaft bleiben. Die Angaben des Eusebius (Onom. 120, 19) über die Lage von L. stimmen nicht für den *tell el-ḥesî*. Auch entsprechen die verhältnismäßig kleinen Ausmaße der aufgedeckten Bauten nicht recht einer großen Festung, die doch L. gewesen sein muß. Der in der Nähe vorhandene Ortsname *umm lâkis*, der von seiner ursprünglichen Stätte weitergewandert ist, wie dies oft in Palästina geschah, beweist nichts. Deshalb ist neuerdings vorgeschlagen worden, auf dem *tell el-ḥesî* die Stadt Eglon anzusetzen (Bull. of the American Schools of Oriental Research 15 [1924] S. 7f.; ebd. 17 [1925] S. 7f. W. F. Albright). Die Entscheidung könnten nur neue Funde bringen, die jedoch auf dem Hügel selbst durch die Art der Grabung sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht sind.

W. M. Flinders Petrie *Tell el Hesy (Lachish)* 1891; F. J. Bliß *A Mound of Many Cities or Tell el Hesy excavated* 1894; Arch. Anz. 1908 S. 1ff. H. Thiersch; Mitt. Deutsch. Pal. V. 1908 S. 1ff. P. Thomsen.

Peter Thomsen

Lachs. Bei Abfallhaufen an der Küste und an geeigneten Stellen des Binnenlandes, die auf eine Fischerbevölkerung zurückgehen, wäre auch an L. als einen Hauptgegenstand der Fischerei zu denken. Auch auf die Verwendung von Lachshaut zur Kleidung darf man hinweisen, besonders zu Prunkstücken, wie sie bei den Golden am Amur angetroffen wurden, und wie sie für Irland (aus den Epen) und Schottland belegt sind. Ein Priestergewand in Babylonien und Assyrien war wahrscheinlich ganz ähnlich hergestellt. Der Priester trägt eine Art Fischgewand, bei dem sich der Kopf des großen Fisches über seinem Haupt erhebt (s. Mischwesen).

Globus 74 (1898) S. 270; Georgi *Beschreibung d. russ. Reichs* St. Petersburg. 1776 S. 77, 281, 320, 408; Thurneysen *Sagen aus d. alten Irland* 1901; Campbell *Popular Tales of Western Highlands* II 247; Frank *Studien z. Babyl. Religion* I 29.

Ed. Hahn

Lac Karâr s. Nördliches Afrika (Paläol.) § 4.

Ladenburg (B. A. Mannheim, Baden). Oppidum und Gräber. Die gall. Siedlung Lopodunum, *dunum* (Feste) des *Lopos*, lag an überschwemmungsfreier Stelle etwa 1 km n. von der heutigen und röm. Stadt in der Nähe der Ausmündung der Kandelbach in den Neckar und unfern des Übergangs einer schon vorröm. Rheintalstraße über den Fluß, so daß sie als eine Art Brückenkopfsiedlung bezeichnet werden kann. Beim Ausschachten der Kiesgrube an der Bahnlinie Friedrichsfeld-Ladenburg-Weinheim wurden seit Mitte des 19. Jh. zahlreiche Gräber und Hütten der Frühbis Spätlatènezeit entdeckt, gall. Skelett- und germ. Brandgräber, deren Inhalt sich jetzt in den Museen zu Mannheim und Karlsruhe befindet. Bei den systematischen Untersuchungen des Mannheimer Altertumsvereins, die durch K. Schumacher, M. Seubert und H. Gropengießer geleitet wurden, ergaben sich auch zahlreiche Rundhütten von etwa 8 m Dm und 1 m T., welche mit einem Palisadengräbchen und in weiterem Abstand von einem Palisadenzaun im Geviert umgeben waren und wohl ein Haufendorf bildeten. Da ein Teil der gall. Siedler offenbar bis in die germ., ja röm. Zeit sitzen blieb und die gall. und germ. Kultur ineinander übergingen, war für die Spätlatènezeit eine Scheidung der beiderseitigen Hüttenanlagen bis jetzt schwierig. Auch unter den Brandgräbern der Spätlatènezeit sind einige in großen, viereckigen

Gruben nach Art der Skelettgräber eingebettet und rühren wohl von einer noch kurz vorher bestattenden Bevölkerung her, also von den Galliern bzw. Helvetiern.

Unter den Grabfunden herrschen die der gall. Mittellatènezeit vor, Skelettgräber mit Schwertern, Lanzenspitzen und Lanzenschuhen, Messern, Schildbuckeln, Gürtel- und Schwertketten und allerlei Frauenschmuck, ganz in der Art der reichen Gräber der Schweiz. Daß die röm., von Mauern umgebene Stadt, der Vorort der Civitas Sueborum Nicretum, unmittelbar an den Neckar herangebaut wurde, hängt wohl mit der Ausnutzung der Schiffahrt und mit besseren Vorkehrungen gegen die Hochwassergefahr zusammen.

Mannheimer Geschichtsbl. 1 (1900) S. 91f.; Schumacher *Rheinlande* I (1921) S. 136; E. Wagner *Fundstätten* II 212f. K. Schumacher

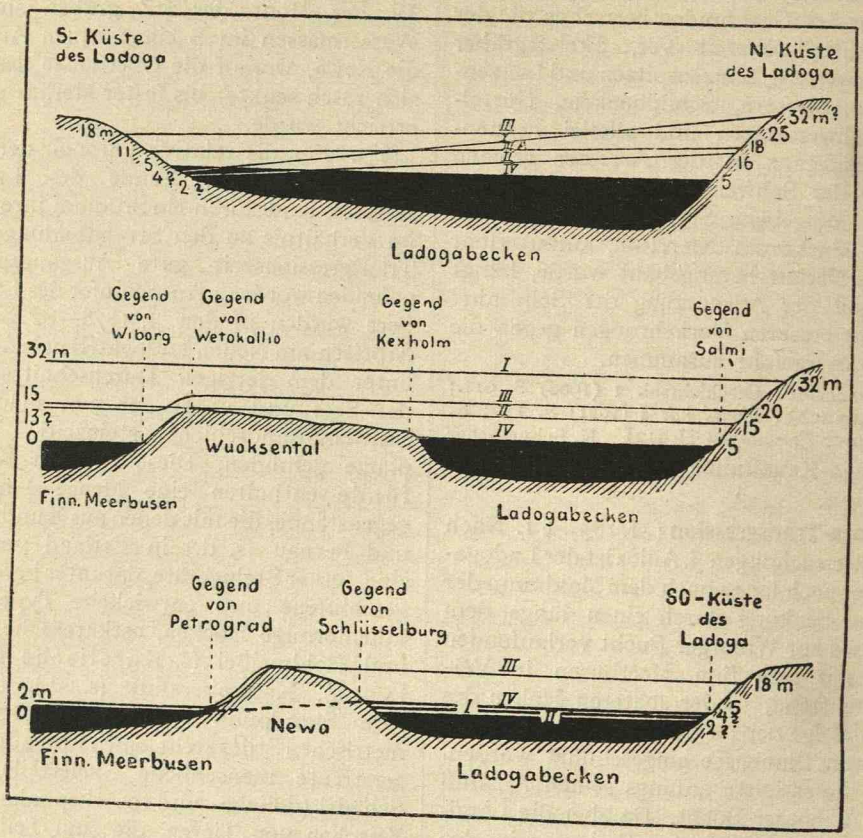
Ladoga-Kanalfunde s. Ladoga-Transgression.

Ladoga-Transgression (Tf. 185). § 1. Nach den Untersuchungen J. Ailios ist der Ladoga-See, der noch lange nach dem Maximum der Litorina-Senkung durch einen längs dem Wuoksen zur Wiborger Bucht verlaufenden Sund mit dem finn. Meerbusen in Verbindung stand, in der späteren Hälfte des Neol. infolge der fortgesetzten Landhebung zu einem Binnensee eingeschnürt worden. Auch dieser hatte anfangs seinen Ausfluß in die Wiborger Bucht. Da aber die Landhebung den Abfluß der Gewässer in das Meer immer mehr unterband und zudem am n. Teil des Ladoga-Sees größer war als am s., verschoben sich die Wassermassen nach S hin und begannen, die dortigen Ufer zu überfluten. Das langsame Steigen des Wassers dauerte schätzungsweise mehrere Jh. an. Die maximale Ausdehnung dieser Transgression wird durch deutliche Akkumulationswälle und Abrasionsterrassen bezeichnet, welche sich um den See herum in einer gewissen Entfernung von dessen jetzigem Ufer hinziehen, mit Ausnahme des Nord- und Nordwestufers, wo die Transgressionsspuren des felsigen Bodens halber schwer zu erkennen sind.

§ 2. Die höchste Grenze dieser Transgression liegt am Südufer des Ladoga-Sees 18 m, in den mittl. Teilen 20—21 m und am Nordufer, wo die Landhebung am größten gewesen ist, 23—25 m über dem Meere oder ca. 13—20 m über der jetzigen Oberfläche des Ladoga-Sees. In der Übergangszeit zwischen der III. und der IV. Per. Mont. der StZ gruben sich die Wassermassen im S einen neuen Ausfluß, die Newa, worauf die Oberfläche des Sees sich rasch senkte, bis fester Moränengrund erreicht wurde.

§ 3. Für die relative Chronol. der zahlreichen steinzeitl. Funde des Ladoga-Gebietes sind durch ein Studium ihrer Lage im Verhältnis zu den Strandbildungen der Transgressionszeit gute Ausgangspunkte gefunden worden. Am Südufer des Ladoga-Sees wurden in den J. 1878—82 bei den Arbeiten am Neuen Ladoga-Kanal ca. 2,5 m unter dem jetzigen Durchschnittsniveau des Sees und unter der 5 m mächtigen Schwemmsandschicht steinzeitl. Wohnplätze gefunden. Diese Ladoga-Kanalfunde enthalten eine Menge Knochengegenstände, die mit denen aus Kunda (s. d.) und Pernau (s. d.) in Estland verwandt sind, ferner Steingeräte, darunter bereits gut geschliffene und entwickelte Typen, wie kufenförmige Hacken, ostkarelische Meißel und Hohlmeißel (s. Karelische Gerättypen), Kammkeramik (s. d.), die auf dem Standpunkt des beginnenden geometrischen Stiles steht, einen Einbaum (s. d.), zerstreute menschliche Skeletteile, u. a. Schädel (dolicho- und mesokephale), sowie Knochen von Tieren, die zum Teil ausgestorben oder jetzt aus der Gegend verschwunden sind, wie z. B. Urstier und Bison (*Bos primigenius et latifrons*), Biber, Zobel, Wildschwein, Rentier, Reh (*Cervus capreolus*). Diese Tierknochen und in der vom Dünensand überlagerten Torfschicht gefundene Pflanzenreste, unter denen die Eiche zahlreich vertreten ist, beweisen, daß das Klima damals wärmer als jetzt war (Inostrancev *L'homme préhistorique de l'âge de la pierre sur les côtes du lac Ladoga* 1882).

§ 4. Die Ladoga-Kanalfunde stammen offenbar aus einem längeren Zeitraum; der jüngste Teil, z. B. die Kammkeramik, gehört in die der Transgression unmittelbar vorhergehende Zeit, welche nach Ailio dem Anfang der III. Per. Mont. der StZ entspricht. Dieselbe untere Zeitgrenze haben



Ladogasee-Transgression

Schematische Profile zur Veranschaulichung der Schwankungen des Wasserhorizontes im Ladogabecken seit der letzten Landsenkung:

I Das vermutliche Niveau des Litorina-Meeres während des Senkungs-Maximums.

II Meeresniveau vor der Unterbrechung der Verbindung zwischen dem Ladoga und dem Finnischen Meerbusen.

III Niveau der Maximal-Verbreitung des Ladogasees vor der Entstehung der Newa.

IIIA Ladoga-Niveau aus der Zeit der Regression, dem Niveau der Heinjokipässe und der vermuteten Grenze der Ladoga-Transgression entsprechend.

IV Jetziges Ladoga-Niveau. — Nach J. Ailio.

auch die Wohnplatzfunde von Kolomcy am Ufer des Ilmen-Sees (Z. d. Finn. Altert. Ges. 29, 1 S. 48ff. J. Ailio).

§ 5. In die Zeit unmittelbar vor und während der größten Ausdehnung der Transgression fällt die Blüteperiode der in der Wuoksen-Gegend, vor allem in den Kirchspielen Kaukola (s. d.) und Räisälä, angetroffenen fundreichen kammkeramischen Wohnplätze; diese Siedlungen lagen an den Ufern des Archipelagus, den die Transgression damals in der Wuoksen-Gegend gebildet hatte. Die untere Grenzhöhe der dortigen Wohnplatzfunde ist denn auch im allg. identisch mit der Maximalhöhe der Transgression oder der 21 m-Kurve (über dem Meere). Die Kammkeramik (s. d.) befand sich damals auf ihrer höchsten, der sog. geometrischen, Entwicklungsstufe. Einige dort gefundene Bootäxte beweisen, daß die Maximumzeit der Transgression zum Teil mit der Bootaxtzeit Westfinnlands oder mit der Mitte und späteren Hälfte der III. Per. gleichzeitig ist (Finskt Museum 24 [1917] S. 54, ebd. 25 [1918] S. 21 Europaeus). Aus dieser Zeit stammt auch ein Wohnplatz mit grübchenreicher Kammkeramik bei Sortawala, welcher gleich oberhalb der Strandwälle des Transgressionsmaximums liegt (Band VI Tf. 58 Ag).

§ 6. Jünger, d. h. aus der Zeit der Erosion der Newa und der Senkung des Ladoga-Niveaus oder etwa aus dem Beginn der IV. Per., sind die Dünenwohnplätze an den Mündungen des Volchov und des S'as'-Flusses, mit später Kammkeramik, Textilkeramik (s. d.) und Feuerstein, sowie ein Fund (u. a. eine krumme kufenförmige Hacke; vgl. Band VI Tf. 65 b) aus Sortawala. Der letztere Fund wurde ca. 14 m unter der Maximalgrenze der Transgression angetroffen und muß daher beträchtlich jünger als der Durchbruch der Newa sein. — Die durch die Erosion der Newa bewirkten Veränderungen der Gewässer scheinen im Wuoksen-Tale einen Rückgang der Siedlungen verursacht zu haben, indem die ehemaligen Wohnplätze ihre Bedeutung als gute Fischfangplätze verloren.

J. Ailio *Die geogr. Entwicklung des Ladogasees* Fennia 38, 3 (1915). Aarne Europaeus

Læsten (Dänemark). Der größte der vielen dän. Bernsteinfunde der StZ (s. Bernstein A § 10) stammt aus einem Moore bei L., unweit Randers in Jütland. Hier fand man ca. 4000 Hängeschmuckstücke aus Bernstein in einem Gewicht von 8,5 kg mit Resten eines Holzgefäßes (?), in dem sie wahrscheinlich niedergelegt waren. Kennzeichnend für diesen wie für ähnliche Funde ist die wenig sorgfältige Behandlung des Materials. Die Unebenheiten der natürlichen Oberfläche sind nur teilweise beseitigt, das Stück wird oft in seiner ursprünglichen Form verwendet und ist nur mit einem Loch versehen. Auch die ausgeprägten Formen zeigen ähnliche Mängel in der Ausführung. Die meisten von diesen Schmuckstücken hat man sicherlich an Schnüren um den Hals getragen. Nach einigen eigenartigeren Formen zu schließen, hat das Halsband vielleicht aus mehreren parallelen Schnüren bestanden, durch Mittelstücke verbunden und durch breitere Scheiben und runde Stücke abgeschlossen. Eine sehr häufige Form sind längere oder kürzere röhrenförmige Perlen.

In dän. Mooren, vor allem in Jütland, hat man mehrere ähnliche Funde gemacht, stets nur aus Bernsteingegenständen bestehend. Sie gehören sicherlich zu den in der nord. StZ und BZ so häufigen Opferdepots. Bernsteinschmuck in dieser Art ist niemals in der älteren StZ angetroffen. In Steinkammergräbern erscheinen sie äußerst selten und hier stets nur in Dolmen. Die Verschiedenheit zwischen den hier besprochenen Formen und denen für die Megalithgräber charakteristischen, die niemals in Moorfunden angetroffen werden, fällt in die Augen. Man hat daraus den Schluß gezogen, daß die Moorfunde vom Læsten-Typus der Übergangszeit zwischen der ä. StZ und den Megalithgräbern angehören, worauf auch andere Anhaltspunkte deuten. S. a. Nordischer Kreis A § 6e, f.

Müller *NAK.* I 52; Aarb. 1888 S. 281ff. Neergaard. Pär Olsén

Lagasch (Tello). § 1. Zwei Stunden ö. des Schatt-el-Hai, 46° 4′ N und 31° 33′ O Gr., liegt die Ruinenstätte Tello, das einstige L., geschrieben *Šir-bur-la*^{ki}. Tello ist erst seit den siebziger Jahren bekannt, aber durch die von 1877—1901 erfolgten Grabungen von E. de Sarzec eine der wenigen besser erforschten Ruinen Meso-

potamiens. De Sarzec grub elfmal mit Unterbrechungen, G. Cros setzte 1903—04, 1905 und 1909 sein Werk fort. Der Hügel ist oblongen Grundrisses, mit der ö. Spitze der nw. Schmalseite nordwärts gerichtet, mit mehreren Erhebungen, in denen die Tempel, Paläste und Archive gefunden wurden.

§ 2. L. war eine Kulturstadt der Sumerer, von hist. Bedeutung, deren Geschichte verhältnismäßig gut bekannt ist. Zu den ältesten Urkunden gehört der Keulenkopf des Mesilim (3300; Tf. 169a), den dieser König von Kisch zur Zeit des Patesis von L. Lugalšagengur im Tempel des Ningirsu weihte und der Schrift zufolge von seinem Schreiber aus Kisch anfertigen ließ. Selbständig war L. unter Enḫegal, König von L., der eine Inschrift aus Kalkstein in Philadelphia (Nr. 10000) hinterließ und wohl in die Folgezeit gehört (ZfAssyr. 11 S. 330f. Hilprecht; Publ. Univ. Pennsylv. 9 Tf. 9. 2; Mus. Journ. 4 S. 50f. C. Barton). Ein bisher unbekannter Ba-du wird anscheinend auf der Geierstele 1, 4 (VAB I S. 10) als König von L. erwähnt. Der politische Aufschwung von L. beginnt unter der Dyn. des Urnina, der seinen Vater und Großvater Gunidu bzw. Gursar nennt; ihm folgen die Fürsten Akurgal, Eannatum, dessen Bruder Enannatum I., Entemena, Enannatum II., ferner Lugalanda, Enlitarzi, Enetarzi und Urukagina.

Von Eannatum bis Entemena herrschte L. über ganz Babylonien, wie Urkunden dieser Herrscher in Nippur und Ur (s. d.) beweisen. Als Stellvertreter des wohl in Ur residierenden Entemena führte ein gewisser Dudu-šangu von L. die Regierung, unter dem eine Tontafel aus dem 19. Jahre des Entemena (um 3000) datiert ist, die älteste datierte private Kontrakttafel (Rev. d'Assyr. 6 S. 3 Nr. 4 = Thureau-Dangin *Rec. textes cunéif.* Nr. 16).

§ 3. Nachdem Lugalzaggisi von Umma den Urukagina besiegt hatte, kam später L. unter die Herrschaft der Dynastie von Akkad, deren König Rimuš einen Patesi *Ki-ku-id* von L. erwähnt (Public. Univ. Pennsylv. 4, 1 S. 196 A. Poebel) und Maništusu einen Patesi Urukagina, Sohn des Engilsa (Délég. Perse Mém. 2 S. 15). Dann gewann die Stadt um 2650 ihre Selbständigkeit wieder unter dem Fürsten Ur-Bau und seinen Nachfolgern, welche Träger der neusumer. Kultur sind. Berühmt ist besonders Gudea, der eine ungeheure Fülle an Kunstdenkmälern schuf, und der, wie die Weihung seines Schiffssockels in Nippur und eine Inschrift in Ur zeigen, Mesopotamien beherrschte. Auch ein in Nippur gefundener Kopf stammt von einer Statue des Gudea (Band IV Tf. 204b). Unter seinem Sohne Ur-Ningirsu erlosch diese Dyn., und L. spielte nur eine untergeordnete Rolle unter der 3. Dyn. von Ur und der Hammurapis. Erst 1800 Jahre später wurde L. wieder bewohnt und war der Sitz Adadnadinaches, eines einheimischen Stammesfürsten, der seinen Palast auf den Trümmern des von Gudea erbauten Tempels errichtete, wobei er die dabei gefundenen Statuen dieses Herrschers, obgleich sie kopflos waren, wieder aufstellte, nach stehenden und sitzenden Figuren geordnet.

§ 4. Die Kultur der ältesten Zeit Urninas fällt noch in die Kupferzeit, erst zur Zeit der Akkad-Dynastie begann die Verwendung von Bronze-Instrumenten. Der Stadtgott von L. war Ningirsu, seine Gemahlin Bau, denen Gudea einen prachtvollen Tempel *Eninnu* mit dem Turm *E-pa* erbaute, den er in seinen Zylinderurkunden ausführlich beschrieb. Die reiche Ausbeute von Skulpturen gibt eine gute Anschauung der alten sumer. Kunst und ihrer Erneuerung unter den Neusumerern, die eigene Schöpfungskraft durch Erfindung neuartiger Motive (z. B. am Weihbecken des Gudea; Band IV Tf. 200c) offenbarte. Es ist bezeichnend, daß man die Skulpturen Gudeas zunächst für griech. Arbeit ansehen wollte. Die Funde von L. sind fast vollständig und gut publiziert, sowohl Inschriften, Tontafeln als auch Skulpturen und Kleinfunde. Infolge der schatzgräberischen Grabungsweise von de Sarzec sind allein die verschiedenen Bauwerke und auch diese nur mangelhaft bekannt und zum Teil wenig verständlich veröffentlicht (s. Glyptik C, Kunst E, Kunstgewerbe D nebst Tafeln).

E. de Sarzec und L. Heuzey *Découvertes en Chaldée*; G. Cros *Nouvelles Fouilles de Tello*; L. Heuzey *Catalogue des Antiquités chaldéennes. Musée du Louvre* 1902; L. Heuzey *Origines Orientales de l'art*; L. Heuzey und F. Thureau-Dangin *Restitution matérielle de la Stèle des Vautours* 1909; E. Meyer *Sumerier und Semiten*

Abh. Preuß. Ak. 1906; G. Reisner *Tempelurkunden von Tello* Mitt. a. d. Or. Samml. Berlin 1898; E. Unger *Katal. d. Babyl. und Assyr. Sammlung* III 1. Konstantinopel 1918 (35 Gewichte); E. Unger *Weihgeschenk des Gudea* (Nippur) PKOM 1 (1916); E. Unger *Weihbecken des Gudea an Ningirsu* Altor. Texte u. Unters. 2, 2/3 S. 27ff.; R. Zehnpfund AO 11 (1910) 3/4 S. 33ff.; VAB I S.2—150; Allotte de la Fuye *Documents présargoniques* 1908f.; Rec. de Trav. 18 S. 364 V. Scheil; ebd. 31 S. 130f. P. Toscanne; R. Koldewey *Das wieder erstehende Babylon* 1913 S. 286f.

Eckhard Unger

Laguna de la Janda (Spanien). Im S der Prov. Cádiz gelegen. Die zahlreichen Felsnischen mit nachpaläol. Malereien verteilen sich besonders auf das Gebiet zwischen Algeciras und der Janda-Lagune (Gegend von Tarifa, Casas Viejas und Medina-Sidonia). Entdeckt von J. Espina, Pel. Quintero und V. Molina; bearbeitet von J. Cabré, E. Hernández-Pacheco bzw. H. Breuil. Beachtenswert ist die „Cueva del Tajo de las Figuras", mit zahlreichen schematischen Menschenfiguren, Cerviden, Capriden und Vogelbildern, sowie geometrischen Zeichen (s. Kunst A). Die ältesten Darstellungen sind in weißer Farbe gehalten; ein Teil der Bilder bewahrt noch halbnaturalistische Traditionen.

J. Cabré u. E. Hernández-Pacheco *Avance al estudio de las pinturas prehistóricas del extremo Sur de España* (Memor. Comisión) Nr. 3 Madrid 1914. Unvollständige Vorstudie, deren Illustrationsmaterial eine neue Überprüfung erheischt. Die ebenda erwähnte „Laja de los Hierros" ist überhaupt modernen Alters (vgl. L'Anthrop. 25 [1914] S.544; ebd. 26 [1915] S.479).

H. Obermaier

La Halliade (Frankreich). „Galerie couverte" unter Hügel auf dem Plateau de Ger, bei Bartrès und Ossun im Dép. Hautes-Pyrénées. In der Nähe liegt der Hügel Pouy-Mayou mit einer weiteren Galerie couverte, in der mit einem Silexmesser einige olivenförmige Goldperlen gefunden wurden (Band IV Tf. 28a, 30a, b).

Der Hügel L. H. hat einen Dm von 24 m und 2,15 m H. Die Galerie mißt 14,2 m in der L. und 0,55—0,70 m in der Br. (ist also sehr eng) und hat eine Nebengalerie. Der Hauptgang war in zwei Teile geteilt. Piette fand in ihm bei seiner Untersuchung verschiedene Vasen der sog. Polypoden-Gattung, drei Glockenbecher, ein kleines Goldblech, zylindrische Callaïsperlen und eine polierte Axt. Zwei von den Glockenbechern haben Zonen mit Querlinien in Rädchentechnik, einer weist horizontale Schnureindrücke auf.

Piette, durch die Schmalheit des Ganges veranlaßt (er ist nicht ganz 1 m br.), glaubte, daß dieses Grab für die Aufnahme von Leichenbrand-Urnen bestimmt war, was sich kaum beweisen lassen wird.

Dieses Grab bildet mit andern Verwandten eine hochinteressante Gruppe der westpyren. Kultur Frankreichs in der Kupferzeit und weist Beziehungen zu der nahestehenden ostfrz. pyren. Gruppe wie auch zur Bretagne auf (Band IV Tf. 28c, 30c—f, 32). S. a. Frankreich B.

E. Piette *Note sur les tumulus de Bartrès et Ossun* Matériaux 1881 S. 522ff.

L. Pericot

La Haza s. Haza (La).

Lahn. Geplätteter Golddraht oder feine Goldstreifen und -bänder, die in der Goldschmiedetechnik mannigfache Verwendung finden: zum Herstellen von Zellen für Inkrustationen, zum Umwickeln von Bronzekörpern, zu Filigran u. a. m. Neben dem einfachen kommt auch profilierter Lahn mit Längsrippung vor, z. B. an Umwicklungen nord. Bronzen und an etrusk. Fibeln. S. a. Draht, Vergolden.

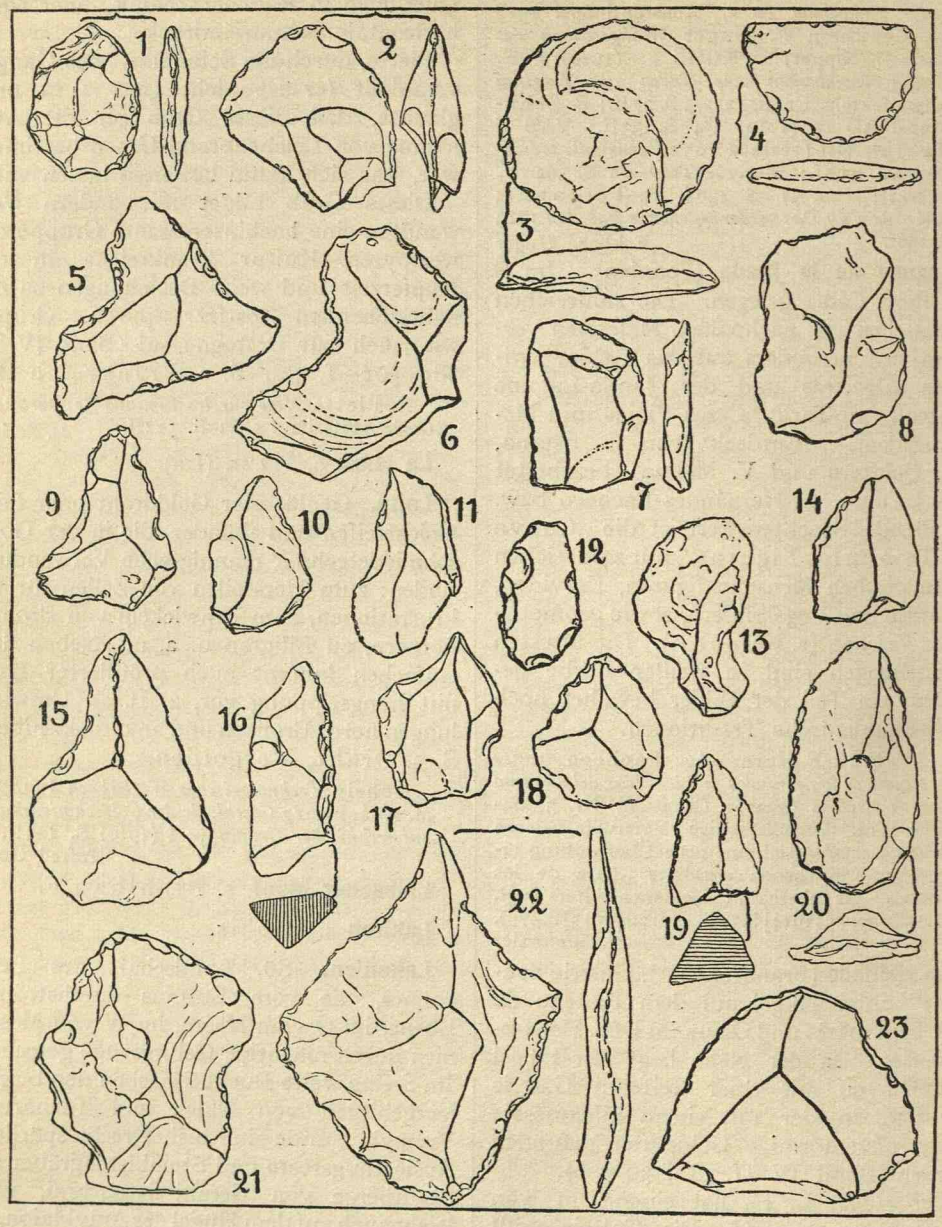
Röhrig *Technologisches Wörterbuch* I (1887); M. Rosenberg *Geschichte der Goldschmiedekunst auf technischer Grundlage* I (1910) S. 125ff.

Alfred Götze

Laibacher Moor s. Pfahlbau F.

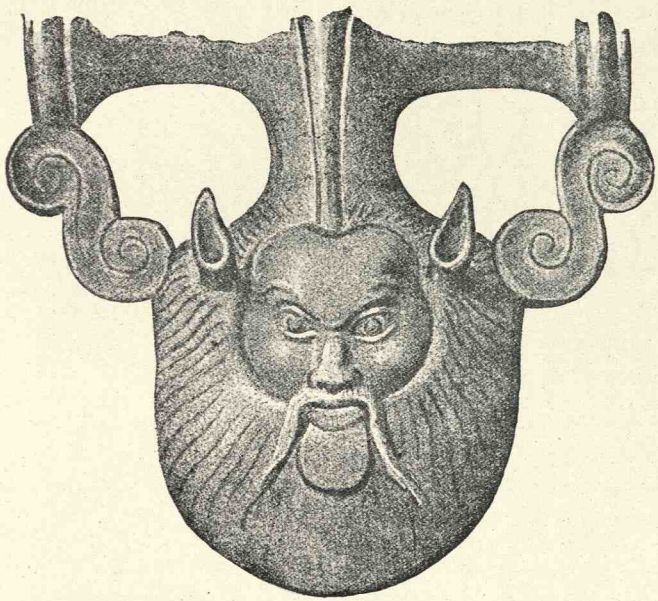
Lakisch s. Lachis.

Lakonien. Sö. Landschaft des Peloponnes, die vom Eurotas durchströmte Ebene, im O vom Meere, im W von Messenien durch mächtige Gebirgszüge getrennt. Im S eine weite Bucht zwischen den beiden Vorgebirgen von Malea und Taenarum. Vormyk. Funde sind bisher recht spärlich: Ansiedlungsreste und Steinkistengräber am Stadtberge von Geraki-Geronthrai, vielleicht auch auf dem Hügel des Amyklaion. In SM II gehört das bekannte Kuppelgrab von Vaphio (s. d.), von der zugehörigen Ansiedlung, auf dem Hügel Palaeopyrgos s. davon, sind nur einige Scherben gefunden. Jüngere myk. Vasen auch beim Amyklaion und in Geraki, eine spätmyk. Stadt unter dem Menelaion, gegenüber von Sparta am

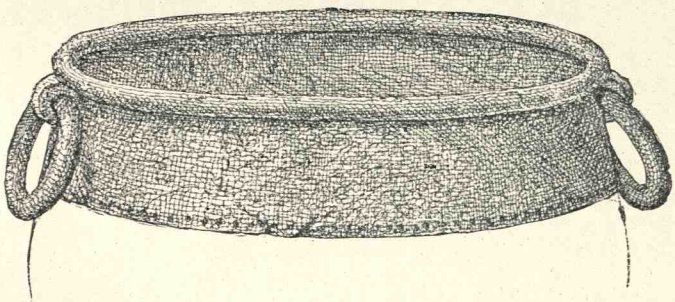


Lämmerspiel

Altsteinzeitliche Artefakte von Lämmerspiel. — Nach Originalzeichnung.



a



b

Langaa

a. Henkelbeschlag mit Silenskopf von einem Bronzekessel. $^1/_1$ n. Gr. — b. Eiserner Randteil eines Bronzekessels. $^1/_6$ n. Gr. — Nach S. Müller.

1. Eurotas-Ufer. Aus geom. Zeit stammt die früheste Periode der lakon. Keramik (s. Vase B 1).

Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² 1924 S. 10f. — Vaphio: Ἐφ. ἀρχ. 1888 S. 197ff., ebd. 1889 S. 129ff. Tsuntas. — Amyklaion: Tsuntas a. a. O.; Arch. Jahrb. 33 (1918) S. 114 Fiechter. — Geraki: BSA 11 S. 96ff.; ebd. 16 S. 72ff. — Menelaion: BSA 15 S. 109ff.; ebd. 16 S. 4ff. — Geom. Bronzen und Keramik: BSA 15 S. 114ff., 144ff. G. Karo

Lama, Lamassu s. Mischwesen.

Lämmerspiel (Kr. Offenbach a. M.; Tf. 186). Auf einer Antiquus-Terrasse des Main-Tals im Grenzhorizont zwischen vergrustem Basalt und darüberliegendem Sand sind seit 1921, besonders gelegentlich einer Untersuchung 1923 durch F. Behn, zahlreiche Artefakte und Abfälle aus Chalzedon gefunden. Die genauere Datierung wird erschwert durch die abweichenden Eigenschaften des bisher noch nicht beobachteten Materiales und die teilweise sehr weitgehende Deformierung durch starken Sandschliff. Doch entsprechen eine ganze Anzahl von Formen (Bogenschaber, Diskusschaber, Messer mit Krummschneide u. a.) und technische Einzelheiten (Basalretusche, kurze Steilretusche, planparallele Flächen u. a.) vollkommen solchen der Moustier-Stufe (s. Moustérien) der frz. Chronologie des Paläol. Weitgehende Übereinstimmungen zeigen die Artefakte der später entdeckten Station von Treis an der Lumda in Oberhessen, von Unterschieden abgesehen, die in der Struktur eines anderen Steinmateriales (Quarzit) liegen. S. a. Mittel- und Süddeutschland A.

Archiv f. hess. Gesch. u. Alt. NF 14 (1923) S. 1ff. Völzing; Germania 7 (1923) S. 59ff. Behn. F. Behn

Lampe s. Beleuchtung, Kunst A § 8.

Lampedusa. Auf dem flachen, aus tertiärem Kalk bestehenden Inselchen, das zwischen Malta und der tunesischen Küste liegt, entdeckte T. Ashby 1909 an verschiedenen Punkten die Reste vorgesch. Hütten von runder oder ovaler Gestalt. Die Mauern waren im unteren Teil durch orthostatische Steinplatten oder -blöcke gebildet; darüber fanden sich zweimal Steine geschichtet, bei denen in einem Fall noch ein Vorneigen gegen das Innere der Hütte zu beobachtet werden konnte. Diese Bauart erinnert an die vorgesch. Architektur Maltas (s. d. B) und Westeuropas. Weiteres kann über die Zeit dieser Wohnstätten nicht gesagt werden, da keine Ausgrabungen vorgenommen wurden, wenn sich auch Reste von vorgesch. Tonware und bearbeitete Lavastücke sowie Obsidian auf der Insel gefunden haben. Sonst ist über die Frühgeschichte der Insel, die im 4. Jh. in karthagischem Besitz erscheint (Scylax 111), nichts bekannt geworden.

Liverpool Annals 4 (1912) S. 11ff. T. Ashby. † Albert Mayr

Lampenständer s. Beleuchtung.

Länderkunde, Vorgeschichtliche s. Anthropogeographie.

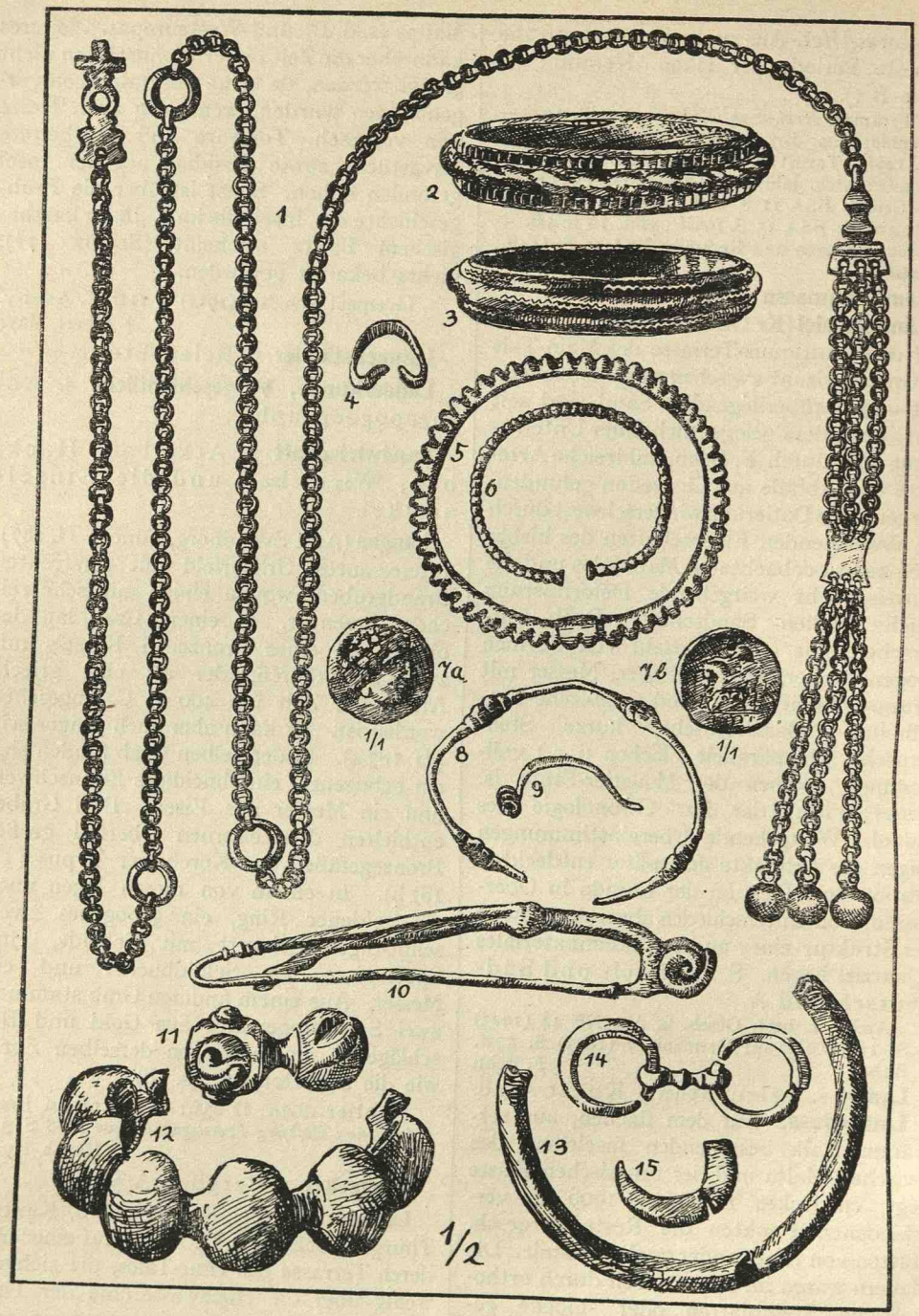
Landwirtschaft s. Ackerbau, Hackbau, Wirtschaft und die Einzelartikel.

Langaa (Amt Svendborg, Fünen; Tf. 187). Interessantes Gräberfeld mit zerstreuten Brandgruben, wovon einige mit sehr reichem Inventar. In einem Grab lag der obere Teil eines bronzenen Kessels mit zwei Silenköpfen, der als eine griech. Arbeit der Zeit um 400 v. C. angesehen worden ist. Er kann aber auch jünger sein (Tf. 187 a). In demselben Grab fanden sich ein gebogenes, einschneidiges Eisenschwert und ein Messer aus Eisen. Drei Gräber enthielten den eisernen Oberteil großer Bronzegefäße vom Körchower Typus (Tf. 187 b). In einem von diesen lagen auch ein goldener Ring, ein gebogenes zweischneidiges Schwert mit Scheide, eine Speerspitze, ein Schildbuckel und ein Messer. Aus einem anderen Grab stammen zwei Spiralfingerringe aus Gold und Beschläge zu einem Wagen derselben Form wie die aus Dejbjerg (s. d.).

Müller *NAK.* II 23f.; H. Petersen *Vognfundene i Dejbjerg Præstegaardsmose* 1888 S. 3ff. Hanna Rydh

Langacker s. Bergbau A § 37.

Langdorf (Gemeinde Frauenfeld, Kanton Thurgau, Schweiz; Tf. 188). Auf einer niederen Terrasse des Thur-Tales, die sich nur wenig über die Hochwasserlinie der Thur erhebt, fand man 1899 und 1908 ein größeres Gräberfeld der LTZ. Nur 4 Gräber davon konnten durch das Schweizerische Landesmuseum in Zürich im J. 1908 untersucht werden.



Langdorf

1. Bronzene Gürtelkette. — 2, 3. Glasarmringe. — 4. Silberner Knickring (Fingerring). — 6, 8. Armringe aus Bronze. — 5, 11, 12. Fußringe aus Bronze. — 13. Armring aus Gagat. — 14. Glieder einer Bronzekette. — 7. Keltische Goldmünze (Viertelstater). — 9, 10. Fibeln. — 15. Bruchstück eines Bernsteinringes. — Nach Keller-Tarnuzzer und Reinerth *Urgeschichte des Thurgaus* 1925.

Grab 1. Orientierung S—N. 30—40jähr. Frau. Unter dem Schädel, auf linker Schulter und Brust je eine Mittellatènefibel, zwischen den Zähnen goldener Viertelstater (s. Charonspfennig). Am Hals zwei Bernsteinperlen. Am linken Oberarm hellblauer Kobaltglasring, am linken Handgelenk Bronzearmring. Grab 2. Orientierung S—N. Skelett vermodert. Beim Kopf und auf der Brust je eine Mittellatènefibel, um die Lenden bronzene Gürtelkette, über dem linken Ellbogen Glasarmband. Grab 3. Orientierung S—N. Spuren eines Sarges. Auf rechter Schulter drei Mittellatènefibeln, auf linker Hand bronzener Spiralring, ebenfalls aus Mittellatène, und neben den rechten Schenkelknochen einige Ringe einer Kette. Grab 4. Orientierung SSO—WNW. Kleines Kind, Spuren eines am Kopfende abgerundeten Sarges. Keine Beigaben.

Unter den früheren, nicht genau beobachteten Funden sind bemerkenswert: Schwere gebuckelte Bronzefußringe, Ring aus Gagat, silberner Knickring, Bernsteinring, Glasarmreifen. Die Funde liegen im Schweizerischen Landesmuseum und im Thurgauischen Museum in Frauenfeld.

Literatur bei Keller und Reinerth *Urgeschichte des Thurgaus* 1925 S. 214.

Karl Keller-Tarnuzzer

Längen-Breiten-Index, Längen-Höhen-Index s. Kraniometrie.

Langenlebarn (Niederösterreich). Etwa eine halbe Stunde vom Orte entfernt, wurde ein bereits fast völlig verebneter Tumulus aufgegraben, der noch eine gute Steinauskleidung zeigte und neben unbedeutenden Metallresten zahlreiche Gefäße ergab, die teils schwarz graphitiert, mit Reliefornamenten, intermittierender Glättung oder Bemalung verziert waren. Es handelt sich um große Kegelhals-Urnen, bauchige Schalen, flache Henkelschalen, bemalte Schüsselchen und Fußschalen. Besonders bemerkenswert ist eine große Doppelurne, bei welcher auf die Öffnung des größeren unteren Gefäßes eine kleinere ähnliche Urne aufgesetzt ist, deren Hohlraum mit dem unteren Gefäße kommuniziert (Band IX Tf. 197). Der Grabtumulus entstammt der HZ Stufe C.

J. Szombathy *Ein Tumulus bei Langenlebarn* Mitt. präh. Kom. 1 S. 79ff.

G. Kyrle

Langenlois (Niederösterreich). Vier Wohngruben mit gelblich-rotem, festgestampften Estrichbelag und typischer Keramik der Aunjetitzer-Kultur (s. d.) neben einer Anzahl verschiedener Arbeitssteine.

A. Hrodegh *Frühbronzezeitliche Wohngruben in Langenlois* Wien. Präh. Z. 1921 S. 67ff.

G. Kyrle

Langer Berg (bei Basedow, Mecklenburg) s. Wargentiner Berg.

Langholm (bei Hillerød, Seeland). Fundplatz eines (fragmentarisch erhaltenen) großen Bronzekessels aus der Zeit um C. Geb. S. Gundestrup.

H. Petersen *Vognfundene i Dejbjerg Præstegaardsmose* 1888 S. 39.

Hanna Rydh

Langmannersdorf s. Österreich A § 3.

Langobarden s. Germanen B § 5.

Langschädel. Schädel (bzw. Köpfe), bei denen die Ausdehnung in die Länge (von vorn nach hinten) besonders ausgeprägt ist. Die älteren Anthropologen setzten die Langschädeligkeit mit der Dolichokephalie gleich, es gibt aber auch zahlenmäßig mesokephale und sogar brachykephale Schädel, die durchaus infolge ihrer großen Länge als Langköpfe bezeichnet werden müssen. S. Kraniometrie. Reche

Längsgeripptes Armband (frühe EZ). Die längsgerippten Armbänder sind eine Charakterform der „Lausitzer Kultur" der frühen EZ. Den ältesten Typus bildet ein vollständig geschlossenes Armband aus Brenno, Kr. Fraustadt, mit 4 auch auf der Innenseite hervortretenden, runden Rippen, was offensichtlich auf die Entstehung des Armbandes aus einer runddrahtigen Armspirale hinweist. Das nächstfolgende Entwicklungsstadium bildet ein Armband aus der Umgegend der Stadt Posen, das nur auf der Außenseite mit 5 umlaufenden kantigen Rippen versehen ist. Typol. jünger sind die stets offenen längsgerippten schles.-niederlausitzer Armbänder bzw. Fußbänder, die gewöhnlich mit 5—6 kantigen Längsrippen versehen sind, und deren etwas verjüngte Enden entweder eine einfache Querrippung aufweisen (die Rippen sind bisweilen in zwei Gruppen angeordnet) oder

mit einem durch Querrippen begrenzten liegenden Kreuz verziert sind. Die Verbreitung dieser Ringart hat Kossinna bestimmt. Danach kommen sie in der Niederlausitz (in den Kreisen Sorau und Krossen), in Nieder- und Mittelschlesien (in den Kreisen Grünberg, Freistadt, Steinau und Wohlau) sowie in Westposen (Kr. Birnbaum), vor, wozu noch ein zweiter, Kossinna unbekannt gebliebener Posener Fund aus dem Kreise Jarotschin hinzukommt. Dabei sind die mit dem liegenden Kreuz verzierten Armringe auf die Niederlausitz beschränkt. Als Vorbild, aus dem diese Armbänder entstanden sein können, kommen nach Ansicht Kossinnas vor allem die niedrigen Armspiralen aus rundem Doppeldraht in Frage, deren freie Enden zusammengedreht sind, während das andere Ende eine Öse bildet. Diese hauptsächlich in Nordbrandenburg, Hinterpommern und Pommerellen verbreiteten Armspiralen kommen vereinzelt auch auf dem Gebiet der „Lausitzer" Kultur vor. Obwohl sie vorwiegend der jüngsten BZ angehören (Per. V Mont.), reichen einige Exemplare noch in die frühe EZ hinein. Abseits von dieser Entwicklung stehen zwei offene ostpreuß. Armbänder, die auf der Außenseite mit 7 rundlichen Längsrippen verziert sind und aus Willkau, Kr. Fischhausen (Bezzenberger *Analysen* S. 43 Abb. 40), stammen.

Ganz auszuscheiden haben hier drei von Kossinna irrtümlich der frühen EZ zugewiesene, breite, gerippte Armbänder (sog. Manschettenarmbänder) aus Posen, die er als Mittelglieder in der Entwicklung zwischen den Typen Brenno, Posen und der niederlausitzisch-schlesischen Gruppe ansieht. Zwei von diesen Armbändern, die aus Granowko, Kr. Kosten, stammen, sind nach Angabe des Finders in einem Skelettgrab gefunden und mit den zugehörigen Armknochen ins Museum eingeliefert worden. Das Grab enthielt außerdem einen ovalen, offenen Oberarmring der I. Per. der BZ. Das dritte Armband, aus Orchowo, Kr. Mogilno, stammend, hat mit dem ebendort gefundenen früheisenzeitl. Depotfund nichts zu tun, obwohl es im Pos. Album I Tf. 15 mit demselben zusammen veröffentlicht wurde, und ist überhaupt erst später in das Museum gelangt. Zu dem Depotfunde gehören nur zwei gedrehte Halsringe mit langen, flachen Ösenenden, zwei Spiralarmbänder und eine Doppelspiralkopfnadel, und in dieser Zusammensetzung ist auch der Fund i. J. 1880 in der Berliner Ausstellung präh. und anthropologischer Funde ausgestellt gewesen (vgl. *Katalog* S. 375 Nr. 37—41). In beiden Fällen handelt es sich also um den bekannten Typus der I. Per. der BZ, der mit den oben beschriebenen, schmalen, längsgerippten Armbändern nicht den geringsten Zusammenhang hat.

Mannus 7 (1915) S. 95f. Kossinna; Kostrzewski *Wielkopolska*[2] S. 110.

J. Kostrzewski

Langstrup (Amt Frederiksborg, Seeland). Einer der schönsten Depotfunde der dän. BZ, im J. 1897 gehoben in einem Moor bei L., Ksp. Asminderrød. Die näheren FU sind unbekannt. Der Fund wurde ungefähr einen Spatenstich tief gemacht und bestand aus Gegenständen der Frauentracht: einem Messer, dessen Griff reich verziert war und eine schwertgriffähnliche Form hatte, ferner zwei großen Spiralarmringen und einer Gürtelplatte, sämtlich von Bronze. Die Gürtelplatte hat einen Dm von 282 mm und ist der größte Schmuck dieser Art, der im N gefunden ist. Ein technisch wie künstlerisch ausgezeichnetes Stück. Die Platte selbst ist sehr dünn gegossen und hat eine schwache, ebenmäßige Wölbung. Aus der Mitte springt ein konischer Knopf hervor. Die ganze Oberfläche ist mit einfachen, geschmackvoll ausgeführten und zusammengestellten Ornamenten (prachtvolle Spiralmuster!) bedeckt. Sie sind zum großen Teil so tief eingepunzt, daß man auf der Rückseite schwache Erhöhungen wahrnehmen kann. Abgesehen von einigen kleineren Defekten ist das Stück wohlerhalten. — Der Fund wird durch die Form und die kraftvolle Ornamentik der Gürtelplatte in die Zeit des „großen Stiles", Müllers 4. Zeitgruppe, oder an das Ende der II. Per. Mont. datiert. — S. a. Nordischer Kreis B § 2 b sowie Band IX Tf. 111.

Müller *Bronzealderens Kunst* S. 13; ders. *NAK.* I 285; Nord. Fortidsm. I S. 72ff. Neergaard.

Folke Bergman

Lanze. A. Europa.

§ 1. Allgemeines. — § 2. L. der StZ. — § 3—9. L. der BZ (und HZ): § 3. Nordeuropa; § 4. Westeuropa; § 5. Hallstattkreis; § 6. Ungarn; § 7. Italien; § 8. Griechenland; § 9. Osteuropa. — § 10—14. L. der EZ: § 10. Kelten; § 11. Germanen; § 12. Spanien; § 13. Italien; § 14. Griechenland und Osteuropa.

§ 1. L. sind nur in den seltensten Fällen vollständig erhalten. Da der Schaft in der Regel vergangen ist, beschränkt sich die Untersuchung fast ausschließlich auf die Lanzenspitze und den -schuh, der jedoch keine regelmäßige Erscheinung bildet. Bei den Lanzenspitzen aus Stein läßt sich nicht immer entscheiden, ob es sich um einen Dolch oder eine Lanzenspitze handelt, desgleichen sind bei denen aus Metall die Übergänge von der Lanzen- zur Pfeilspitze fließend. Bei der seltenen Möglichkeit, die Länge der L. festzustellen, bleibt es auch oft unentschieden, ob man es mit einer L. oder einem Wurfspieß zu tun hat.

§ 2. L. treten bereits im jüngeren Paläol. auf, wo sie durch die weiden- und lorbeerblattförmigen Spitzen des Solutréen vertreten sind (Band XII Tf. 86b 1, 2). Den Lanzenspitzen aus Feuerstein sind solche aus Knochen bzw. Holz vorauszusetzen. Im Aurignacien, das dem Solutréen vorausgeht, finden sich allerdings Knochenspitzen, die als Lanzenspitzen benutzt sein werden (Typus à base fendue; Band I Tf. 54, 7). Diese Art wie überhaupt knöcherne Lanzenspitzen fehlen im Solutréen und treten in ähnlicher Form erst im Magdalénien (s. d.; Band VI Tf. 41 b) wieder auf. Eine Beziehung zum Solutréen ist hier nicht vorhanden, wie dieses ja auch in seinem übrigen Kulturinhalt als Fremdling zwischen den jungpaläol. Kulturen Westeuropas erscheint. Im ausgehenden Paläol., dem gesamten Mesol. sowie dem größten Teil des Neol. spielen Lanzenspitzen aus Feuerstein eine nur sehr geringe, meist gar keine Rolle.

Da jedoch durch die Malereien des Endpaläol. L. bezeugt sind, so wird man annehmen dürfen, daß die Lanzenspitzen zugunsten der Pfeilspitzen als Waffenschärfe der Wurflanzen zurückgetreten sind, was vor allem die Bilder des Mesol. teilweise wahrscheinlich machen, denn die dargestellten Spitzen sind typisch mesol. geschäftete Pfeilspitzen. Die im Mesol. häufig gefundenen Knochenspitzen dürften als Lanzenspitzen gedient haben. Ob allerdings auch manche Stücke aus Feuerstein von der Form eines „doppelspitzigen Hauers" bereits als Lanzenspitzen verwendet worden sind, bedarf noch einer größeren Klärung über dieses Gerät im allgemeinen.

Erst als die Feuersteinbearbeitung mit dem Ende des Neol. ihre größte Blüte erreicht, treten Feuersteinlanzenspitzen in großer Menge auf. Vielleicht darf man (so Beltz *VAM* S. 62) längliche Stücke mit stark gewölbten Breitseiten bzw. hohem Grat als Vorstufen der Lanzenspitzen der jüngsten StZ ansprechen, vielleicht aber auch in den „mandelförmigen" Feuersteingeräten (s. d.; Band VIII Tf. 4; aus der Ganggräberzeit), die Montelius zeitlich dem Solutreén gleichsetzte, den Ausgangspunkt erblicken. Weniger entwickelte Formen müssen jedenfalls voraufgehen, denn die neol. Lanzenspitzen treten im allg. ziemlich unvorbereitet in gut gearbeiteten, charakteristischen Formen auf. Die typol. Entwicklung geht von grob gemuschelten, mehr oder weniger roh zugeschlagenen Blättern zu dünnen Exemplaren mit feinster Parallelmuschelung und durchsichtigen Kanten. Vereinzelte Stücke zeigen Schliff der Breitseiten. Die Form ist lanzettenähnlich mit größter Breite am unteren Ende, in der Mitte oder im Oberteil; in diesem Sinne scheint die Entwicklung zu gehen. Andere dagegen besitzen einen flachen, schmalen Schaft mit spitzem oder breitem Ende, der entweder allmählich aus dem Blatt herauswächst oder deutlich abgesetzt ist. Sämtliche Typen sind symmetrisch, Abweichungen davon sehr selten, beide Breitseiten sind gemuschelt, doch kommen auch aus einem Span hergestellte, gebogene Stücke vor, bei denen nur die Oberseite bearbeitet ist, während die untere ihre natürliche Glätte zeigt. Das Zentrum dieser hochentwickelten Feuersteinindustrie liegt im nord. Kreis. Die Formen finden sich in Steinkisten und den obersten Einzelgräbern und gehören der letzten Per. der StZ und der I. Per. Mont. an. Sie bilden ein gutes Hilfsmittel zur Feststellung nord. Kultureinflüsse in der fraglichen Zeit.

Von den übrigen Gesteinen ist außer dem Feuerstein nur Schiefer und Obsidian in Europa zur Herstellung von Lanzenspitzen

verwendet worden. Die Schieferindustrie blüht vor allem in Mittelschweden und -norwegen sowie in Ostfinnland während der Ganggräberzeit. Die älteren Schieferlanzenspitzen besitzen Widerhaken (Band IX Tf. 50), die dann bei den jüngeren verlorengehen. Statt der Zunge besitzen diese Formen häufig eine Einkerbung oberhalb des Endes zur Befestigung mittels eines Bastfadens. Die Ausbildung und Entwicklung der Schieferlanzenspitzen ist stark von der Feuersteinindustrie der Megalith-Kultur beeinflußt.

Die Hauptfundstelle für Obsidian (s. d.) ist die Insel Melos (s. d.) im Ägäischen Meer. Naturgemäß beschränkt sich deshalb das Vorkommen von Lanzenspitzen aus Obsidian auf die südosteurop. Landschaften. Die Grundformen gleichen denen der Feuersteinlanzenspitzen, der Haupttypus ist lanzettförmig. Nach N dringen Lanzenspitzen aus Obsidian in größerer Zahl bis in das Donaugebiet vor, doch gab es in Ungarn ein selbständiges Obsidian-Zentrum. In Griechenland blüht diese Industrie noch während der BZ.

In feuersteinarmen Gebieten scheinen auch noch während des Neol. Lanzenspitzen aus Horn und Knochen eine Rolle gespielt zu haben. Solche sind bekannt geworden aus Sesklo-Dimini und dem Baltikum (Pernau; s. d.).

Montelius *Minnen*; Beltz *VAM* S. 62ff. Tf. 12, 13; Präh. Z. 5 S. 512 Abb. 9a—c Ebert.

§ 3. Wie in der j. StZ, so besitzt auch in der BZ das nordeurop.-skand. Gebiet den größten Formenreichtum an Lanzenspitzen. Die ältesten Vertreter sind Nachahmungen derer aus Feuerstein. Infolgedessen gibt es im N keine Exemplare mit flacher Zunge, es treten nur solche mit Tülle auf. Theoretisch ergeben sich daher für die I. Per. Mont. zwei Formen: Typ A mit langer Tülle und Typ B mit tief heruntergezogenem Blatt. Beide Typen sind auch in der älteren BZ vertreten, doch beschränkt sich Typ B scheinbar nur auf die II. Per. Mont. Man wird in ihm trotzdem eine Anlehnung an die lanzettförmigen Feuersteinlanzenspitzen sehen dürfen, denn abgesehen von der Spärlichkeit der in den einzelnen Gebieten gut datierten Funde weist die Verzierung durch das Wolfszahnmuster auf einen Zusammenhang mit der I. Per. Mont. Dazu kommt die Tatsache, daß die lanzettförmigen Feuersteinpfeilspitzen einen großen Teil der I. Per. Mont. ausfüllen, so daß auch die zeitliche Verbindung vorhanden ist. Auch ist zu bedenken, daß die skand. und nordd. Per. nicht parallel gehen, so daß immer mit Wechselbeziehungen verschiedener Per. gerechnet werden muß.

Die Verzierung in der I. Per. Mont. besteht aus Gruppen umlaufender Rillen (= dem Rudiment der früheren Umwicklung), konzentrischen Kreisen, gefüllten Dreiecken und dem Wolfszahnmuster. In der II. Per. Mont. tritt Spiralverzierung und Harzeinlage dazu. Auffallend ist die Armut der III. Per. Mont.: Einfache unverzierte Formen mit ziemlich weit abwärts gezogenem Blatt. Charakteristisch dagegen ist wieder die Form der IV. Per. Mont. Der scharfe Unterschied zwischen Blatt und Tülle verschwindet, die Form wird verwaschen.

Die Formen der III. und IV. Per. Mont., teilweise auch die von V, zeigen also eine Erschlaffung der straffen Typen von I und II. Erst in V erscheinen wieder neben einer Reihe wenig eleganter Typen bessere Lanzenspitzen, mit umlaufenden Rillengruppen versehen oder mit der für diese Per. charakteristischen Mäanderverzierung. S. die Tf. zu Nordischer Kreis.

Die Ornamentik beschränkt sich im nord. Kreis im wesentlichen auf den Schmuck der Tülle; selten ist das Blatt verziert (mit Fisch Montelius *Minnen* Abb. 820 [Band IV Tf. 187a], konzentrischen Kreisen ebd. Abb. 822, Halbkreisen-Band oder Hohlkehlen *Minnen* Abb. 1086). Die Tülle ist rund, geht fast bis zur Spitze des Blattes durch, ihr Durchschnitt ist selten rautenförmig. Schaftreste aus Eschenholz sind bekannt. Das Verbreitungsgebiet der besprochenen Lanzenspitzen ist der nord. Kulturkreis, doch dringen sie in einzelnen Exemplaren in die benachbarten Gebiete ein. Die Wiedergabe der ehemaligen Umwicklung durch umlaufende Linien wird dann typisch für die Lanzenspitzen des Überganges von der BZ zur EZ. Lanzenschuhe sind aus der nordeurop. BZ nicht bekannt.

§ 4. Die Lanzenspitzen der BZ in Westeuropa zeigen im allg. große Einheitlichkeit. Sie besitzen eine Tülle, Typen mit Zunge sind selten, ir. Exemplare zeigen den Übergang von der Zunge zur Tülle in der II. Per. Mont., indem Schaft und Zunge durch einen Ring oder eine Zwinge zusammengehalten werden. In der III. Per. Mont. herrscht dann die Tülle. Auch der bis dahin fehlende Lanzenschuh tritt hier zum ersten Male auf. Eine Verteilung der Formen auf die einzelnen Per. ist noch nicht möglich, es lassen sich im allg. 4 Gruppen unterscheiden:

1. Lanzenspitzen ohne Öse und seitliche Schnürlöcher.

2. Lanzenspitzen mit runden oder länglichen Löchern beiderseits der Tülle.

3. Lanzenspitzen mit Löchern am Anfang des Blattes.

4. Lanzenspitzen mit durchbrochenem Blatt.

Das brit. Gebiet (s. hierzu Band IV Tf. 252 a) ist kulturell dem frz. überlegen, Nordfrankreich gehört zu seiner direkten Einflußsphäre. Die Typen 2—4 kommen seltener in Frankreich als in Britannien vor. Die Pyrenäenhalbinsel weist keine Sonderformen auf, Lanzenspitzen sind dort selten.

Die westeurop. Lanzenspitzen sind in der Regel unverziert. Doch kommen bei einigen reichen Exemplaren mit Kupfer oder Gold ausgelegte Kreise auf der Tülle vor.

Beachtenswert sind die Lanzenspitzen mit Ausschnitten im Blatt (vgl. Band V Tf. 130 q). Sie sind (Hub. Schmidt *Vorgesch. Europas* 1924 S. 102) auf den brit. Inseln erfunden worden, und man kann sie von dort aus über Frankreich, Portugal, Italien, Schweiz, Ungarn, Albanien, also über Mittel- und Südeuropa, bis nach Kijev und Ostrußland verfolgen (Montelius-Festschrift 1913 S. 115ff. Tallgren).

Die Länge der Lanzenspitzen der BZ ist im allg. 25—30 cm, in Britannien kommen Stücke von 43 cm L. vor.

§ 5. Eine besondere Beachtung verdienen die Lanzenspitzen des Hallstattkreises. Ein führender Typus während der ä. HZ ist eine sehr lange, schmale Spitze, die eine Länge bis zu 110 cm erreichen kann. Daneben erscheint eine kurze Form mit breitem, dachförmigen Blatt. Auffallend ist in bezug auf die Verbreitung dieser Formen, daß sie in Hallstatt (Band V Tf. 19 Abb. 16—19) selbst sowie in Bayern naturgemäß sehr stark vertreten sind (vgl. a. Band V Tf. 132 F, VIII Tf. 88), ebenso aber auch im Pyrenäengebiet, während sie dagegen in Frankreich sehr selten sind. Die j. HZ weist wiederum Lanzenspitzen von normaler Länge auf (ca. 24 cm). Sie besitzen einen scharfen Mittelgrat. Eine Sonderform des Lanzenschuhes erscheint jetzt in Form einer vierseitigen Pyramide.

§ 6. Im ungar. Kreise sind Lanzenspitzen nicht gerade häufig. Sie treten zwar schon in der I. Per. auf, verschwinden aber in der II. scheinbar völlig. Die ältesten besitzen zwei kleine Löcher im untersten Teile des Blattes, eine Erscheinung, die unabhängig voneinander an verschiedenen Orten selbständig entsteht (vgl. § 4; im kelt. Kreise; Delphi aus Bronze: Montelius *La Grèce préclassique* Tf. 15, 11. 12; Breesen [Kr. Köthen-Dessau] aus Eisen, V. Per. Mont.: Kossinna *Die deutsche Vorgeschichte*[4] Tf. 58 Abb. 497 d). Die in Ungarn allgemein schwach vertretene III. Per. zeigt dagegen typische Formen mit eckigem Profil und entsprechender Erhöhung des Blattes beiderseits der Mittelrippe. Diese straffen Typen gehen in weichere über, die schon in der III. Per. entstehen, aber auch noch in der j. BZ weiterleben. In der j. BZ erhalten die L. ein einfaches Blatt, am Beginn der IV. Per. ist die Tülle meist verziert, später verschwindet der Schmuck, die Formen werden plump mit größter Breite im Unterteil des Blattes.

§ 7. Auf der Apenninhalbinsel bleiben Feuersteinlanzenspitzen bis in die erste Metallzeit in Gebrauch. Doch treten wohl schon in der I. Per. Formen mit Tüllen auf, wie in den durch Handel mit Italien verbundenen Gebieten n. der Alpen. Im übrigen lassen sich nur zwei Typengruppen unterscheiden: Der ä. BZ gehören Formen mit einer wolfszahnähnlichen Verzierung an, die j. BZ dagegen ist durch Lanzenspitzen ausgezeichnet, bei deren Verzierung das gestrichelte Dreieck vorherrscht. (Dieses Ornament tritt im N bereits in der ä. BZ auf.) Beiden Gebieten sind ferner Formen gemeinsam, deren umlaufende Rillenverzierung auf der Tülle die ehemalige Umwicklung wiedergibt, eine Erscheinung, die in verschiedenen

Zeiten und getrennten Ländern selbständig aufkommt.

Den verzierten ital. Exemplaren gehen während der ganzen BZ unverzierte in der bekannten gedrungenen „Bronzeform" nebenher (Band VI Tf. 31 d). Gegen Ende der BZ, in den Per. IV und V, erscheinen außerordentlich lange Stücke, meist mit fazettierter Tülle und Linien- oder Dreiecksmuster auf dem Blatt geziert (Piedeluco 72 cm L.). In der Regel sind diese Lanzenspitzen, die eine hohe technische Beherrschung des spröden Materials verraten, in einzelne Stücke zerbrochen in das Grab gelegt worden. Sämtliche ital. Lanzenspitzen der BZ besitzen eine Tülle. Lanzenschuhe sind verhältnismäßig selten, ihre Form ist verschieden, doch meist konisch, zuweilen erreichen sie eine L. von 40 cm.

§ 8. Im Gebiet der Balkanhalbinsel treten während der Kupferzeit und besonders während der BZ Lanzenspitzen aus Feuerstein und Obsidian auf (Montelius *La Grèce préclassique* Tf. 2, 6 und 8), doch scheint ihr Vorkommen auf Thessalien beschränkt zu sein, wie auch ein sehr seltener, in Sesklo gefundener Typ aus Bronze. Dem Beginn der griech. BZ gehört eine Lanzenspitze mit 2 Löchern im Blatt zur Befestigung am Schaft an, deren Heimat auf den Inseln oder in Kleinasien zu suchen sein dürfte. Sie ist aus Troja II und Zypern bekannt, wo ihre Angel die charakteristische Umbiegung zeigt. Die myk. Formen sind Tüllenlanzenspitzen mit schmalem Blatt verschiedener Länge. Neben Typen mit durchlaufender Tülle erscheinen solche mit abgeflachtem Blatt. Von charakteristischer Form sind Exemplare, deren Blatt am unteren Ende der Tülle ansetzt, lang und schmal zur Spitze ausläuft, so daß die Ränder zum größten Teil parallel laufen. Typisch sind auch Spitzen mit dreieckigem Blatt.

Die griech. Lanzenspitzen der BZ sind gewöhnlich unverziert; häufig verstärkt ein Ring den Abschluß der Tülle. Seitlich geschlitzte Tüllen sind nicht selten. Die Befestigung erfolgt zuweilen nicht nur durch die Tülle, sondern außerdem mit Hilfe von Löchern im Blatt oder seitlicher Tüllenöse. — S. a. Band II Tf. 103 c, e und Band XI Tf. 49 c.

§ 9. Einer genaueren Untersuchung bedürfen die Verhältnisse in Osteuropa während der BZ. Die ältere Per. (ca. 2200—1700 v. C.) zeigt Lanzenspitzen mit dachförmigem Querschnitt und gleichgestalteter oder runder Griffzunge, Tüllen fehlen. Die Zunge ist häufig durch vorspringende Ecken abgesetzt, wodurch eine Befestigungsart fortgesetzt wird, die bereits an den Schieferlanzenspitzen (vgl. a. Band III Tf. 125 b) in Finnland geübt wurde (Präh. Z. 6 [1914] S. 145 Abb. 34 Hackmann). Die allg. Beziehungen scheinen jedoch nach S und SO, dem Donau- und Balkangebiet, zu deuten.

Charakteristisch für die mittlere BZ (ca. 1700—1200 v. C.) sind zwei silberne Lanzenspitzen aus dem berühmten Funde von Borodino (Band II Tf. 61). Sie bilden bisher die einzigen Vertreter aus diesem Edelmetall und besitzen auch den sonst bei bronzenen Lanzenspitzen seltenen Mittelgrat. Die Tüllen sind verziert. Zur besseren Befestigung dient der einen eine Öse, der anderen zwei hakenförmige Verlängerungen der Tülle. Stark scheinen die Beziehungen zu Ungarn zu sein, doch ist auch Sibirien von maßgebendem Einfluß. Die Formen sind jedenfalls nicht einheimisch, wie auch die Tüllenlanzenspitze mit Ausschnitten im Blatt beiderseits des Mittelgrates fremden, w. Ursprungs ist.

In der j. BZ (ca. 1200—900 v. C.) herrschen dann außer gewöhnlichen unverzierten Lanzenspitzen, zu denen auch (einheimische) Gußformen vorhanden sind, Formen, bei denen Tülle und Grat seitlich offen sind, sowie solche mit umgeschmiedeten Schaftlappen, also Typen, die an die Spitze der ä. BZ mit Zunge anknüpfen und sie weiterbilden.

Montelius *Minnen*; Beltz *VAM* S. 74 und S. 242, Tf. 25 und 37; Splieth *Inventar*; Déchelette *Manuel*; Hoernes *Das Gräberfeld von Hallstatt* 1921; Hampel *Bronzkor*; Montelius *Civ. prim.*; ders. *Vorklass. Chronol.*; Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 56 ff. mit ausführl. Lit.-Anhang; Präh. Z. 15 (1924) S. 118 Bosch; Montelius *La Grèce préclassique* 1924; Evans *Preh. tombs Knossos*.

§ 10. Die kelt. Lanzenspitze der LTZ ist in ihrem Formenreichtum zwar sehr mannigfaltig, trotzdem sind die Typen chronol. wenig verwertbar. Sehr verschieden ist das

Verhältnis von der Tülle zum Blatt: Während manche Stücke fast gar keine hervorstehende Tülle besitzen, beträgt sie bei anderen bis zu $^3/_4$ der Gesamtlänge der Spitze. Neben Formen mit scharfem Mittelgrat und kreisförmigem Querschnitt stehen solche mit flachem Blatt. Der Per. LT I scheinen hauptsächlich Typen mit langem, schmalen Blatt und andere mit „Weidenblatt" anzugehören. Reicher sind die Formen der Mittel-LTZ. Gemeinsam ist allen ein geschwungener Rand: Teils eine symmetrische Einschnürung in der Mitte des Blattes — die gleiche Erscheinung findet sich bei Bronzelanzenspitzen der j. HZ — oder mit fast rechtwinkliger Ausbauchung des unteren Blattabschnittes, während der obere lang und schmal ausgezogen der Mittelrippe parallel läuft (Tf. 190b 6; Band VIII Tf. 91), teils Spitzen mit geflammtem Rande, die schon zu den verzierten Lanzenspitzen der Kelten gehören. Ihre Blütezeit ist die Mittel-LTZ. Außer den geflammten Blättern kommen Formen mit Einschnitten an den Rändern, Ausschnitten im Blatt sowie die eigentlich verzierten Typen vor, die mit Ranken, Voluten, S-förmigen Figuren und stilisierten Tierformen ornamentiert sind. Diese Schmuckmotive sind der gleichzeitigen klassischen Kunst entlehnt und stellen die verzierten kelt. Lanzenspitzen in scharfen Gegensatz zu den germanischen. Die mit Ausschnitt versehenen Typen kommen massenhaft in La Tène (s. d.) selbst vor, dort ist vielleicht ihr Ursprung zu suchen (sonst sind sie nur von drei Fundstellen bekannt: Alesia [s. d.], Nîmes, Kl. Gleichberg [s. Steinsburg]). In der Spätlatènezeit scheinen die Lanzenspitzen mit breitem Blatt ausgestorben zu sein. Ein besonderer Latènetypus zeigt Widerhaken. Zwischen allen Formen finden sich zahlreiche Übergangstypen.

Der Lanzenschuh besteht entweder aus der internationalen konischen Tülle oder einem Dorn mit Ring, eine scheinbar auf die Mittel-Latènezeit beschränkte kelt. Erfindung. Der Unterteil des Dorns ist langgezogen oder wie ein dicker Knopf gestaltet. Auch kantige Formen kommen vor. Die Gesamtlänge der L. beträgt durchschnittlich 2 m. Der Schaft war aus Eschenholz, wahrscheinlich meist poliert.

§ 11. Die eisenzeitlichen Lanzenspitzen der Germanen sind einheimische Nachbildungen der vorausgehenden bronzezeitlichen. Sie sind zunächst klein, schmal, meist mit bis zur Spitze durchgehender Tülle, mit einem Durchschnitt, der noch die „Bronzeform" wiedergibt oder schon dachförmig wird. Die ältesten Exemplare zeigen oft am Ende der Tülle zwei umlaufende Wülste oder mehrere eingeritzte Linien (vgl. § 3). In der Latèneperiode I vollzieht sich der Übergang von dem Blatt mit runder Mittelrippe zu dem mit scharf ausgeschmiedetem Grat. In der LTZ II beginnt sich kelt. Einfluß auf die germ. Waffenindustrie geltend zu machen, ohne daß jedoch die alten kompakten Formen ganz verschwinden. Zwei Haupttypen beherrschen dann in der Spätlatènezeit das Feld: Lanzenspitzen mit breitem, gleichmäßig in flachem Bogen geschwungenem Blatt — man braucht hier wohl nicht unbedingt bei allen kelt. Einwirkungen anzunehmen, denn Verbreiterung des Blattes lag in der besseren Ausnutzungsmöglichkeit des neuen Materials —, dessen größte Breite im unteren Teile der Mitte zu liegt (Band IX Tf. 159 b). Der zweite Typ besitzt ein lang ausgezogenes, schmales Blatt, dessen Ränder oft wie die eines Schwertes parallel laufen (ebd. Tf. 159 c). Die Länge dieser Spätlatèneformen ist auffallend groß: die 1. Gruppe erreicht eine Länge bis zu 45 cm, die 2. Gruppe bis zu 55,9 cm. Im Gegensatz zu den vorausgehenden „Bronzeformen" mit Mittelrippe und den in der frühen RKZ herrschend werdenden Formen mit ganz flachem Blattdurchschnitt ist für die latènezeitl. Lanzenspitzen der scharf herausgehämmerte Mittelgrat typisch. Wird er bis auf die Tülle verlängert, so entstehen Formen mit 4, 8 oder 12 Kanten, die jedoch in der LTZ selten sind. (Erst in der j. RKZ werden sie typisch.) Die Entwicklung des Latèneblattes führt zur Verflachung des scharfen Profiles. Die „unprofilierten" Lanzenspitzen stehen am Ende der LTZ und am Anfang der RKZ.

Eine Sonderstellung nehmen die verzierten Lanzenspitzen der Spätlatènezeit ein. Sie sind ein Kennzeichen der Ostgermanen und treten vornehmlich auf burgund. Gebiet auf. Durch Einzelfunde auf einem anzunehmenden Verkehrsweg

durch Thüringen nach dem Rheingebiet und der kelt. Schweiz ist ihre Verbindung mit dem kelt. Gebiet belegt. Doch sind die germ. Verzierungen im Gegensatz zu den kelt. (s. o.) geometrischer Art. Nach der Häufigkeit des Vorkommens geordnet, finden sich folgende Muster: Zickzack, Gitter, daraus entstanden regellose Felder und Maschen, Sterne, selten Strichelchen, Punkte, Drei- und Vierwirbel. Die Ornamente sind teils gepunzt, teils geätzt (Band IX Tf. 224b). Der germ. Spätlatènezeit gehören auch Typen mit Ausschnitten am Blattrand — Ausschnitte im Blatt finden sich nicht — oder geflammten Rändern (Band XI Tf. 31a 4) an. Sie kommen wie die verzierten Lanzenspitzen nur bei den Ostgermanen, hauptsächlich den Burgunden, vor. Auch für ihre Verbreitung ist die Straße durch Thüringen durch Funde bezeugt.

Speerspitzen von Wurfgeschossen (= Lanzenspitzen mit Widerhaken) sind in der germ. LTZ selten und kommen nur auf burgund. Gebiet vor. Ihre Länge übersteigt nur ausnahmsweise 20 cm.

Die Tüllen der germ. Lanzenspitzen sind im Verhältnis zur Länge des Blattes gering. Ihre Öffnungen lassen einen 1,5—2 cm dicken Schaft erschließen, dessen Mitte nach Moorfunden höchstens 3 cm im Durchmesser aufwies, der sich am Lanzenschuh wieder auf 0,8—2 cm verjüngte. Der Lanzenschuh von 4—8 cm L. bestand aus einer konischen Tülle, die durch einen Niet befestigt wurde. Die Gesamtlänge der L. dürfte 2—3 m kaum überschritten haben. Vgl. a. Band V Tf. 100a.

§ 12. In Spanien sind auch in der EZ L. selten. Ihre Verbreitung beschränkt sich auf das Pyrenäengebiet. Es sind vollkommen aus Eisen hergestellte Wurfspieße. Das Blatt zeigt Widerhaken und ist im Gegensatz zu den kelt. immer schmal. Die Gesamtlänge beträgt ungefähr 1,82 m. Die iber. Wurflanzen zeigen Hallstattfazies, gehen auf Vorbilder der HZ zurück, treten aber erst im 4. Jh. v. C. auf und bleiben den Nachrichten antiker Schriftsteller zufolge bis ins 2. Jh. in Gebrauch. In Italien tritt in der Spätlatènezeit ebenfalls ein ähnliches Blatt mit Widerhaken von 48 cm L. auf, doch bestehen noch keine Untersuchungen, ob zwischen den ital., kelt. und iber. Beziehungen angenommen werden dürfen.

§ 13. Die Apenninhalbinsel hat während der vorchristl. EZ eine gewisse Reichhaltigkeit der Formen aufzuweisen, doch beschränken sich die Lanzenspitzen hauptsächlich auf die Per. I—IV Mont., während die V. und VI. Per. überhaupt wenig Waffen aufweisen.

In die früheste EZ gehören Typen mit flachem Blatt, deren Tülle durch Einwärtsbiegen der unteren Blattenden gebildet wird. Sie bestehen noch aus Bronze. Die herrschenden Formen der beiden ersten Per. sind Lanzenspitzen mit runder und solche mit vieleckiger Tülle (8 oder 12kantig) und entsprechend fazettiertem Lanzenschuh, die wohl eine direkte Fortsetzung der bronzezeitl. darstellen. Spitzen wie Schuhe erreichen bisweilen übergroße Länge (Sp. → 45 cm, Sch. → 28 cm). Auch unter diesen Typen besteht eine große Anzahl aus Bronze. Das Blatt ist im Verhältnis zur Länge schmal, Lanzenschuhe (Sauroter) sind fast die Regel. Sie sind meist aus Bronze, oft auch dann, wenn die Spitze aus Eisen besteht. Die fazettierten Typen werden als etrusk. angesprochen.

Der Per. III gehören Tüllenlanzenspitzen aus Bronze oder Eisen an, für die der rechtwinklige Blattansatz charakteristisch ist. Diese Form ist ebenfalls etruskisch. Die fazettierten Exemplare bestehen daneben weiter in normaler Größe (etwa 11cm); die L. weisen in der Mitte des Schaftes zur Herstellung des Gleichgewichtes und besseren Handhabung eine Drahtumwicklung auf. In III erscheinen bei den Etruskern auch lange, schlanke Formen, wie sie aus der LTZ der Kelten bekannt sind (Tf. 190b 5). Sowohl diese als auch die Stücke mit breitem Blatt müssen in Oberitalien während der LTZ als kelt. Importstücke angesehen werden. Ferner sind auch Typen mit dreikantigem Blatt die bei den Etruskern erscheinen, und die mit vierkantigem Blatt aus der Spätlatènezeit vorhanden. Sie gehen auf griech.-skyth. Einflüsse zurück. Der Spätlatènezeit gehört auch ein Typ mit breitem Blatt an, das rechtwinklig ansetzt und beiderseits eingekerbt ist, so daß Widerhaken entstehen (s. o. § 12).

Die L. der Römer war das Pilum (s. d.), ein Wurfspeer. Zur Zeit des Pyrrhus-Krieges ist es bereits im Gebrauch der Römer und ihrer Bundesgenossen, doch ist Herkunft und Ursprung noch dunkel. Man hat es als samnit., etrusk., kelt. Erfindung ebenso vergeblich zu erweisen gesucht wie als national-röm. Schöpfung. Es hat dann in der Hand der Römer eine längere Entwicklung durchgemacht, bis es zu einer der verheerendsten Waffen des Altertums wurde, doch sind weder sein jeweiliges Aussehen noch die Verbesserungen im einzelnen immer genügend klar, weil Funde selten sind und die Schriftsteller oft selbst nicht die rechte Anschauung mehr von den Dingen besaßen, über die sie schrieben.

§ 14. Die Lanzenspitzen Griechenlands während der vorchristlichen EZ weisen keine Besonderheiten auf. Sie bestehen aus Bronze oder Eisen und sind einfach blattförmig. Mannigfache Formen dagegen zeigen die Lanzenschuhe. Sie sind im Querschnitt entweder rund oder viereckig und zeigen eine typol. Entwicklungsreihe, die genau der Chronologie in der Vasenmalerei entspricht. Danach gehören die Formen mit Einkehlung Bulle a. a. O. S. 186 Nr. 1 und 2 bzw. a und b dem strengrotfigurigen Stile an, während 3 und 4 bzw. c—e, die mit einem Ringwulste versehen sind, der Zeit der schön-rotfigurigen Vasen entsprechen.

Die osteurop. Lanzenspitzen sind außergewöhnlich lang (bis über 50 cm). Sie besitzen eine durch einen Ring verstärkte Tülle, das Blatt ist sehr schmal und im Durchschnitt dachförmig. Der Lanzenschuh wird durch eine unten offene, seitlich geschlitzte Röhre von ca. 10 cm gebildet.

Déchelette *Manuel*; Vouga *La Tène*; Kossinna *Über verzierte Lanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen* ZfEthn. 1905 S. 369ff.; Martin Jahn *Die Bewaffnung der Germanen in der älteren EZ* 1916; Josef Kostrzewski *Die ostgerm. Kultur der Spätlatènezeit* 1919; Montelius *Civ. prim.* II; Dahm *Das Pilum* BJ 96 (1895); A. J. Reinach *L'origine du pilum* Rev. arch. 1907; Arch. Jahrb. 27 (1912) S. 185ff. Bulle; Präh. Z. 5 (1913) S. 1ff. Ebert.

Ernst Sprockhoff

B. Ägypten. Mannshohe L. finden sich in der Hand von Jägern schon in den Reliefs der ältesten Schieferpalette mit der Darstellung einer Löwenjagd (Band II Tf. 211, 212). Ihre Spitzen, über deren Befestigung am Schaft sich nichts erkennen läßt, sind lang, mit teils kantig ausladender, teils abgerundeter Seitenfläche. Sie sind wohl aus Kupfer zu denken. Auch in gesch. Zeit ist eine etwa mannshohe L. in Ä. nicht selten nachzuweisen. S. a. Band V Tf. 80a, Band VI Tf. 43b.

Wiedemann *Äg.* S. 241, 243; Erman-Ranke *Äg.* S. 627, 652; [W. Wolf *Die Bewaffnung des altägypt. Heeres* 1926 S. 12f., 24f., 44f., 75f. und Tf. 14].

Ranke

C. Palästina-Syrien.

§ 1. Schaft, Befestigungsarten. — § 2. Paläol. und neol. Funde. — § 3. Bronzespitzen. — § 4. Äg. Denkmäler und Nachrichten. — § 5. Amarna-Briefe, das AT.

§ 1. Erst in den späteren Per. des Paläol. verstanden es die Bewohner von Palästina-Syrien, Feuersteinspitzen von der Schärfe und Länge herzustellen, daß sie, an Stäben befestigt, zu einer handlichen Waffe für die Jagd und den Fernkampf wurden. Allerdings bestand hier noch eine Schwierigkeit, da im Lande das geeignete Langholz für die Schäfte nicht im Überfluß vorhanden war. Was für Holz verwendet wurde, wissen wir nicht, denn es hat sich kein vollständiger Schaft erhalten. Nur in einer Bronzespitze von Gezer ist ein Rest von Olivenholz geblieben (Macalister *Gezer* II 375; III Tf. 217, 2). Es mußte also sogar dieser recht wenig geeignete Stoff benutzt werden. Auch die Verbindung der Spitze mit dem Schafte war nicht so einfach. Die ältesten Formen sind anscheinend nur an den Stab gebunden oder in einen Spalt gesteckt und dann festgeschnürt worden. Die neol. Stücke haben unter der breiten Spitze einen abgesetzten, schmalen Stil oder Zapfen, der in das Holz eingelassen wurde. Ihn zeigen auch die Bronzestücke. Erst in der späteren BZ lernte man, die Spitze in eine kürzere oder längere Röhre (Tülle) auslaufen zu lassen, die auf den Schaft aufgesteckt wurde.

§ 2. Bei den ältesten Stücken, die als L.-Spitzen in Betracht kommen, kann man im Zweifel sein, ob sie nicht für Pfeile bestimmt waren, so Moustérien-Spitzen aus *rāmallah* (L. 7,0 und 9,3 cm; Br. 3,5 und 6,4 cm; P. Karge *Rephaim* 1917 S. 71 Abb. 4b, c) und die Magdalénien-Spitzen aus *ʿain kuṣême* (Th. Wiegand *Sinai* 1920

S. 129 Abb. 125). Deutlicher erkennbar ist der Zweck bei den neol. Geräten, die länger, schmäler und ziemlich flach geformt sind. Beispiele: *arṭâs* L. 10, 3; Br. 3,0 cm; *bēt ta'âmir* L. 7,9—10,3; Br. 1,9—3,3 cm; *wâdi ferdîs* L. 7,5—8,6; Br. 2,1—2,8; Dicke 1,1—1,5 cm (P. Karge *Rephaim* 1917 S. 140ff. Abb. 26c, e, h; 28h, k, l); *rās bērût* breite Blattform oder länglich, gelegentlich an den Seiten gezähnt (G. Zumoffen *La Phénicie avant les Phéniciens* 1900 Tf. 11, 6. 11; Anthropos 5 [1910] Tf. 5, 8. 10. 11 ders.). Daß sich diese Steinspitzen lange erhielten, zeigen die Funde von Gezer (Macalister *Gezer* II 125; III Tf. 138, 1. 21. 22. 37; 139, 3, sämtlich mit Zapfen), Jericho (Sellin-Watzinger *Jericho* S. 113 Tf. 24, 40. 41 mit Widerhaken; 77—79; 26, 121 mit Zapfen) und Megiddo (Schumacher *Mutesellim* S. 103 [aus der 5. Schicht], 159 Abb. 231).

§ 3. Viel zahlreicher sind Bronzespitzen. Sie gleichen zunächst den steinernen, sind aber durchweg länger, da das Metall größere Festigkeit hat (Macalister *Gezer* I 84, 98, 123f., 303, 389 Abb. 160, 3; II 374f.; III Tf. 26, 12; 34, 32. 33; 121, 1; 216, 1—4. 10. 12; 217, 1. 3; Sellin *Tell Ta'annek* S. 28, 50, 52 [L. 18 cm, als Messer zum Zerteilen der Speisen in einen Teller neben den Toten gelegt; ebenso *Gezer* I 301], 80, 94). Noch wirksamer wurde die Waffe durch eine auf beiden Seiten des Blattes hervortretende Kante (Rippe), die von der Spitze bis zum Stil hinabläuft, so daß der Querschnitt ein Rhombus wird (Macalister *Gezer* I 264, 301; II 375; III Tf. 60, 2. 4. 6; 216, 6. 8. 9. 11; Schumacher *Mutesellim* S. 71 [34 cm l. mit gefiedertem Pfeil als Waffenschmiedszeichen], 74, 81 [31,7 cm l. mit Nietlöchern], 87 [26 cm l.], Abb. 121, Tf. 18a, 23a). Öfter erhält die Spitze am unteren Ende zwei scharfe Widerhaken, die das Herausziehen aus der Wunde sehr gefährlich oder unmöglich machen (Bliss *Tell el Hesy* S. 36f., 104 Abb. 70—72, 166 [schon aus der 1. Stadt]; Macalister *Gezer* II 375; III Tf. 217, 1a [Eisen]), oder die Seiten werden nach innen eingebogen (ebd. I 301; II 375; III Tf. 60, 3. 5; 216, 5. 7). Die Befestigung durch Nietlöcher (ebd. I 303, 386 Abb. 160, 1 [hier ist noch der durchgesteckte Nagel erhalten]) hat sich offenbar nicht bewährt. Deshalb ist später die Spitze mit einer Tülle versehen (ebd. II 375, 430 Abb. 511; III Tf. 217, 2. 4. 5; CR acad. inscr. 23 [1895] S. 459 J. E. Gautier [vom *tell et-tīn*]), die auf den Schaft geschoben und gelegentlich noch durch einen Ring festgehalten wurde (Macalister *Gezer* II 430 Abb. 511C). Diese Form wird bis in die hellenistische Zeit hinein beibehalten (*Carchemish* II [1921] S. 125 Tf. 23a, 7. 8. 13; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 348; Macalister *Gezer* I 208, 289, 335, 342; II 375; III Tf. 94, 16; 96, 1 [Eisen]; 217, 1a. 2a. 6. 8). Unten bekommt der Schaft einen Schuh in Form eines spitzen Trichters, der es ermöglicht, die L. in die Erde einzustecken (ebd. II 375; III Tf. 218, 1—5).

§ 4. Daß die Waffe seit früher Zeit von den Semiten geführt wurde, bezeugen die äg. Abb. (Karawane des *ibš*ª in *beni ḥasan* s. Band V Tf. 6; Grab des Amenemḥet s. Band VI Tf. 99b; die syr. Söldner Wreszinski *Atlas* II [1924] Tf. 11, 12, 14; N. de G. Davies *The Rock Tombs of El Amarna* I [1903] Tf. 15, 20; II [1905] Tf. 13, 39; III [1905] Tf. 31; ÄZ 36 [1899] S. 126ff. W. Spiegelberg und A. Erman; Müller *Asien u. Eur.* S. 141) und Nachrichten (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* III 509, 525: als Tribut aus Syrien oder Retenu werden Bronzespeere genannt). Auch der syr. Gott Rescheph wird meistens mit der Lanze dargestellt (W. M. Müller *Egyptological Researches* I [1906] Tf. 41; G. Roeder *Denkmäler des Pelizaeus-Museums zu Hildesheim* 1921 S. 94 Abb. 32). Ebenso tragen die hettitischen Krieger den Speer (z. B. *Ausgrabungen in Sendschirli* 1902 Tf. 38; 40 u. ö.).

§ 5. In den Amarna-Briefen wird die L. selten erwähnt (*itqurtu*? Knudtzon 22 IV 6. 35; *makkazu*? 22 II 59; *šukurru* 22 II 57; III 60; IV 61, sämtlich mitannische Bezeichnungen). Desto öfter spricht das AT von dieser Waffe. Den Wurfspeer (hebr. *chanît*) tragen die Könige und Heerführer (1. Sam. 19, 9f.; 20, 33; 21, 8; 26, 7ff.; 2. Sam. 1, 6; 2, 23; 23, 8. 18; zugleich als Zeichen ihrer Würde 1. Sam. 18, 10; 22, 6), aber auch Unterführer und Krieger (1. Sam. 13, 19ff.; 2. Kön. 11, 10). Er galt als

Stammeswaffe der Naphtaliten (1. Chron. 13, 34) und bestand aus einem hölzernen Schaft (2. Sam. 21, 19; 23, 7) mit einer eisernen Spitze (hebr. *lahab*, *lahebet* 1. Sam. 17, 7; Hiob 39, 23 oder *baraq* Nah. 3, 3; Hab. 3, 11 vgl. Jes. 2, 4; Micha 4, 3). Er wird ausdrücklich als Wurfgeschoß (hebr. *šelach* 2. Chron. 23, 10; Nehem. 4, 11; Hiob 33, 18; 36, 12) bezeichnet. Das untere Ende hatte eine Spitze oder einen Schuh (1. Sam. 26, 7). Besonders groß sollen der Spieß Goliaths (1. Sam. 17, 7 ff.; 2. Sam. 21, 19) und der des von Benaja getöteten Äg. (2. Sam. 23, 21) gewesen sein. Der zum Stoße benutzte Spieß (hebr. *romach* Num. 25, 7; Richt. 5, 8; 1. Kön. 18, 28) ist das Kennzeichen der Stämme Juda und Gad (1. Chron. 12, 8. 24; 2. Chron. 11, 12; 14, 8; 25, 5; 26, 14 u. ö.), findet sich aber auch bei fremden Völkern (Jerem. 46, 4 Äg.; Ezech. 39, 9 Skythen). Beide Bezeichnungen sind in die äg. Sprache übergegangen, also alt (äg. *ḥnjt* und *mrḥ* M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Ägyptischen* II [1910] S. 25, 35 Nr. 477, 680). Eine kurze, leichte Form findet sich bei Reitern (hebr. *kīdôn* Hiob 39, 23; 1. Sam. 17, 45; Jerem. 6, 23; 50, 42; Jos. 8, 18f. 26) und wurde wohl zur Jagd verwendet. Auch mit zwei anderen Bezeichnungen (*šebeṭ*, eigentlich Stab, 2. Sam. 18, 14 und *maṭṭeh* Hab. 3, 14) wird eine kurze, leichte L. gemeint sein. Für den Schaft wurde gelegentlich Zypressenholz benutzt (Nah. 2, 4).

Riehm-Baethgen *Handwörterbuch des Biblischen Altertums* II (1894) S. 1771f.

Peter Thomsen

D. Vorderasien. Schon Eannadu bekämpft den feindlichen König von seinem Streitwagen herab mit einer langen L., die er merkwürdigerweise ganz weit hinten gepackt hat. Seine Krieger sind mit einem kürzeren Speer bewaffnet (Band I Tf. 61a). Auch Naram-Sin hat unter anderen Waffen einen kurzen, pfeilartigen Speer in der rechten Hand (Band IV Tf. 70). Im assyr. Heere (s. d. C) bildeten die Schild- und Lanzenträger einen Teil der Infanterie (Band V Tf. 83, 85); allerdings gab es auch Kavalleristen, die eine lange Lanze führten (B. Meissner *Babyl. und Assyr.* I [1920] S. 94ff.). Außer im Kriege gebrauchte man Lanze und Speer auch zur Jagd. Der Schaft der Lanze bestand gewöhnlich aus Pappelholz (?), die Spitze aus Kupfer, Bronze oder Eisen. Es wird in den Inschriften nicht immer ein fester Unterschied gemacht zwischen Lanze, Speer, ja selbst dem Pfeil. Vgl. a. Band VII Tf. 152b, 158c, 160b.

B. Meissner

Láposhalom (Ungarn). § 1. L. = „flacher Hügel", eine häufig wiederkehrende Bezeichnung für die künstlichen Wohnhügel oder Terramaren (s. d. A) Ungarns. Der bekannteste und am besten durchforschte ist der L. von Tószeg (a. d. Theiß), s. von Szolnok. Der am Rande des flachen Uferlandes gelegene, von N nach S sich erstreckende Hügel ist 360 m l. und gegenwärtig noch über 100 m br., muß aber früher etwa die doppelte Br. gehabt haben, da große Teile von ihm durch wiederholte Überschwemmungen der Theiß weggespült wurden, so daß auf der Ostseite ein breiter, fast einem künstlichen Profil gleichender Absturz entstanden ist. Die Kulturschicht hat eine Mächtigkeit von 8—8,5 m und läßt drei Horizonte unterscheiden, deren jeder von einer Reihe von Pfählen oder Pfostenlöchern bezeichnet wird. Die untersten Pfähle sind in den gewachsenen Boden eingetrieben. Auf den Pfählen des mittleren Horizontes wurden stellenweise Reste des Pfahlrostes gefunden, über dem eine bis 40 cm starke Tonschicht ausgebreitet war. Die dritte Schicht ist ebenfalls durch eine Tonlage bezeichnet. Auf einer Fläche von 1800 qm kam auf je 1 qm ein Pfahl, doch sind von diesen nur die verkohlten Köpfe der obersten Schicht erhalten. Die herrschende Hausform (s. Haus A 1) war, wie größere Reste der lehmverputzten Reisigwand lehren, das Viereckhaus, doch ließ sich sonst darüber nichts ermitteln. Der Herd (s. d.) bestand in der untersten, noch rein neol. Schicht aus festgestampften Lehmplatten, vereinzelt auch aus einem kesselförmigen Feuerstand, der in den oberen Schichten vorherrscht und mit durchbrochenen Platten aus Ton von gefälliger Arbeit umgeben ist.

§ 2. Von Artefakten fanden sich in der untersten Schicht neben Steinspänen, Messern u. dgl. einfache, keilförmige Meißel und Hacken, einige Schuhleistenkeile (s. d.),

Hirschhornhacken, seltener Äxte mit Stielloch und sorgfältig gearbeitete Pfeilspitzen. Die Keramik ist reich an Formen, arm an Verzierung. Charakteristisch ist die meist scharfe Gliederung zwischen Körper und Hals und das Vorherrschen von Henkeln. Äußerst selten sind Kugelformen (nur ein Stück mit reicher Bandverzierung und Schnurlochwarzen). Die Oberfläche der Gefäße ist meist glänzend poliert und bisweilen mit eingeritzten, weißinkrustierten Verzierungen versehen. Von sonstigen Tonartefakten sind noch die in großen Mengen um die Feuerherde liegenden Tonkegel und Pyramiden bemerkenswert. Gräber dieser Per. fanden sich nur ganz vereinzelt; sie werden ebenso wie die zu den bronzezeitl. Schichten gehörigen Bestattungen auf dem w. vom L. gelegenen Ökörhalom vermutet.

§ 3. Die mittl. Schicht enthielt vereinzelte Kupfer-, weit häufiger Bronzegegenstände: Rollennadeln, Nadeln mit senkrecht durchbohrtem Kopf, herzförmige Hängeschmuckstücke und kleine Zylinderspiralen, Noppenringe aus Bronze und Gold u. dgl., also alles Dinge, die dem Spätabschnitt der frühen BZ (Ic Kossinna und Stufe B Reinecke) angehören (s. Ungarn E). Dem entspricht auch die Keramik. Neben weitbauchigen, mit aufgesetzten Leisten verzierten Gefäßen mit hohem, zylindrischen Hals, auswärts geneigtem Rande und durchbrochenem, viereckigen Hohlfuße (ähnlich Tököl; s. d.) und den sog. Backschüsseln für Fische (s. Ásotthalom) erscheinen vielfach Gefäße, die völlig mit denen der niederösterr. Gruppe der Aunjetitz-Mönitzer Kultur übereinstimmen, und auch Mondhenkel kommen häufig vor. Nicht selten ist weiße Inkrustation.

§ 4. In der obersten Schicht endlich, die nur wenig Metallobjekte enthält, fanden sich Stecknadeln, ein Tüllenmeißel mit schmaler Schneide, Bruchstücke eines Schwertes und Gußformen zu Äxten vom Czofalver Typus (s. Czófalva). In der Keramik herrschen weitbauchige Gefäße von gedrückter Form mit hohem und weitem Halse vor. Den Bauch zieren gewundene Schrägrippen, die dem Ganzen ein turbanartiges Aussehen verleihen. Diese Verzierung kommt auch in Verbindung mit Buckeln vor. Zum Teil erinnert die Keramik schon sehr an die bekannte Lausitzer Buckelkeramik (Virchow; Undset).

§ 5. Endlich fanden sich in allen Schichten noch zahlreiche Reste, die über die Lebens- und Wirtschaftsweise Aufschluß geben: Weizen, Gerste, Erbsen, Linsen, Hirse, Holzbirne, Schlehen, zahlreiche Mahlsteine. Von Tieren: Podolisches Rind, Schwein (*Sus palustris*), Schaf, Hund, Hirsch, Reh, Eber, Biber u. a., außerdem sehr zahlreiche Fischgräten, -wirbel und -schuppen. Vereinzelt kamen auch zu Schnüren gedrehte Fäden und Gewebereste zum Vorschein.

R. Virchow *Terramare an der Theiß u. über ungar. Altertümer überhaupt* ZfEthn. Verh. 1876; Pigorini *Terramare Ungheresi* Bull. Paletn. Ital. 1879 S. 230ff.; J. Undset *Terramaren in Ungarn* MAGW NF 9 (1889) S. 1ff.

L. Bella
G. Wilke

Lappen s. Finno-Ugrier B.

Lappenaxt s. Axt A.

La Prevosta s. Prevosta (La).

Larissa s. Argos.

Larnaud (Dép. Jura, Frankreich). Spätbronzezeitl. Depotfund, und zwar einer der größten französischen. Er zählte etwa 1800 Stücke, z. T. allerdings nur Bruchware: 43 Lappenäxte, 33 Tüllenäxte, bronzene Lanzenspitzengußform, Meißel, 51 Sicheln, 76 Messer, Rasiermesser, Ziehmesser, Stichel, Bohrer, Feile, Sägen, Nieten, Angelhaken, 27 Schwerter, 45 Dolche, 54 Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Pferdegebiß, Nadeln, Fibel, 214 Armbänder, 32 Halsringe, Ringe, Kettchen, Tutuli, Anhänger, Gürtelschließen, Knöpfe, Perlen u. a. m. Der Fund kam 1865 zutage; 1873 an derselben Stelle noch einige Stücke. Der ganze Fund wiegt 66,5 kg (Chantre *Age du br.* Tf. 40—50). Die Äxte sind mittel- und endständige Lappenäxte, die Sicheln mit und ohne Knopf, die Messer haben die bekannte, geschweifte, spätbronzezeitl. Form, die Rasiermesser den gewohnten Typus: Handgriff, oft durchbrochen, mit zwei symmetrischen, halbrunden Schneiden. Die Pfeilspitzen haben teils Zunge, teils auch noch zwei Löcher zum Anbinden an den Schaft. Die Schwerter sind meist in Gestalt kleiner, bis zu 1 cm br. Querbruchstücken vertreten. Die

Anhänger- und Ketten sind die bekannten der Schweizer Pfahlbauten, meist mit Gravierungen. Auch die radförmigen Anhänger mit Öse, wie sie von den Pfahlbauten der Schweiz rheinabwärts bis in die Kölner Gegend (Museum Köln) bekannt sind, kommen vor. Die Gürtelschließen sind die bekannten, großen, gravierten Stücke, wie sie für die Zeit typisch sind. Unter den Nieten befindet sich einer von der Form der Nieten an den Helmen von Bernières-d'Ailly (s. d.), was für die Zeitstellung dieser Helme von Wichtigkeit ist (s. Helm A). Der größte Teil des Fundes liegt im Mus. St.-Germain, ein ganz kleiner Teil in Lons-le-Saunier. In der weiteren Umgegend von L. sind noch andere größere Depotfunde gemacht. Der Fund gehört ganz an das Ende der BZ, teilweise noch in unser Frühhallstatt hinein. Er gab Mortillet Veranlassung, in seinem *Musée préh.* seine zweite BZ-Stufe *Larnaudien* zu nennen. Der Fund wird von den frz. Forschern als Depot eines Gießers oder Bronzehändlers angesehen. S. a. Band IV Tf. 52 Abb. 17, 18; Tf. 54 Abb. 30, 38.

Chantre *Age du Br.*; Déchelette *Manuel* II Anhang I 65, wo weitere Literatur.

E. Rademacher

Larnax (λάρναξ = Truhe). Bezeichnung für die min. Tonsärge, die hölzerne L. nachahmen. Frühe Vorläufer, freilich noch keineswegs in Truhen-, sondern in Trogform, schon vereinzelt in FM III und MM. Allgemeinere Verwendung findet dieser Sarg aber erst in SM II—III. Die Form ist länglich rechteckig, zu kurz für eine ausgestreckte Leiche; die verstärkenden Eckbretter bilden zugleich hohe Füße, welche die L. über den Boden heben. Der Deckel ist giebelförmig, sehr selten flach gewölbt. Das Ganze ist mehr oder minder reich bemalt, vereinzelt sind die Nagelköpfe des hölzernen Vorbildes durch eingedrückte Rosetten nachgeahmt. Auch steinerne L. kommen vor, besonders berühmt das bemalte Exemplar von H. Triada (s. d. und Band V Tf. 12, 13), hölzerne sind bisher als Särge nicht nachgewiesen. Außerhalb von Kreta fehlen die L., sie verschwinden mit dem Ende der min. Kultur. S. a. Kreta B, Grab C, Sarg B.

Im allg.: Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² S. 64. — Frühe Vorstufen: A. Evans *Pal. Minos* I 126, 150; Ath. Mitt. 38 (1913) S. 43ff. Hazzidakis. — Ältere und besonders schöne Exemplare: BSA 8 S. 298ff. Tf. 18/9; Mon. Lincei 1 Tf. 1/2; Evans *Prehist. Tombs Knossos* S. 91. — Späte Exemplare (SM III): Evans a. a. O. S. 7ff., 28ff., 48f., 94ff.; Ἐφ. ἀρχ. 1904 S. 1ff. (Tf. 2 mit eingedrückten Rosetten, S. 54 mit gewölbtem Deckel). — Steinsarg von H. Triada: Mon. Lincei 19 Tf. 1ff.; Bossert *Altkreta*² Abb. 71ff.

G. Karo

Larsa. Der Ruinenhügel Senkereh entspricht der antiken Stadt L., früher am Euphrat, jetzt w. des Schatt el Kâr, 45° 48′ ö. Gr. und 31° 20′ N gelegen, *Ud-unu*^{ki} geschrieben, dem biblischen Ellasar gleichgesetzt. Es sind zwei größere Hügel von 7 km Umfang, 1835 von Fraser und Ross, 1854 von W. K. Loftus und 1898 von E. Sachau untersucht. Urkunden aus archaischer Zeit sind bisher nicht bekannt geworden, doch wird die Stadt oder ihr Tempel in anderen Inschriften erwähnt von Eannatum, Entemena und Gudea von Lagasch, auch von Lugalzaggisi von Uruk und Umma, Fürsten, die über die Stadt herrschten. Die Ziegel aus L. des Königs Ur-Nammu von Ur bezeugen seine Herrschaft. Nach dieser Dyn. hatte L. neben Isin eine Art Hegemonie über Babylonien; daher sind Urkunden der Fürsten dieser Dyn. von Naplanum bis Rim-Sin zahlreich und meist in L. gefunden, so Ziegel von Gungunum, Keulenkopf von Abisarê (CT 30, 50); Hundestatuette des Sumu-ilu (AO 15 [1914] Abb. 104 B. Meissner); Ziegel des Nur-Adad (CT 36, 3), Tonnägel des Sin-iddinam und Arad-Sin und zahlreiche Denkmäler des letzten und bedeutendsten Königs Rim-Sin (VAB I), der 60 J. herrschte, und von dem zwei Gattinnen Simat-Ištar (Langdon *Weld-Blundell Collection* 1923 I 17) und Bêltani (s. Glyptik C) inschriftlich bekannt sind. Seitdem Hammurapi den Rim-Sin besiegt und L. erobert hatte, war der Ort in abhängiger Stellung. Ein Siniddinam regierte als Statthalter Hammurapis und ist durch den Briefwechsel mit seinem Herrn bekannt (VAB 6). Von Hammurapi ist auch eine Inschrift in L. gefunden worden (Rawlinson *Inscriptions of Western Asia* I 4 Nr. 15, 2), und daß die Stadt bis zuletzt blühte, bezeugen Urkunden des kassitischen Königs Burnaburiasch, Nebukadnezars II. bis zu

Nabonaid (Rawlinson a. a. O. I, 4 Nr. XIII 51, 2; 52, 5; 68, 4). Neben königlichen Urkunden wurden eine große Anzahl von Privaturkunden ausgegraben, Kontrakte und Briefe; berühmt ist die mathematische Tafel von Senkereh (ZDMG 69 [1915] S. 305f. F. H. Weissbach; PKOM 1 [1916] S. 14 E. Unger). An Skulpturen fand man wenig: einige Terrakotta-Reliefs, ferner eine Anzahl von gesiegelten Tonplomben (s. d.). Der Stadtgott war der Sonnengott Babbar oder Šamaš (s. d.), der in seinem Tempel E-Babbar mit dem Tempelturm E-duranki oder E-duranna verehrt wurde. L. war eine Art Parallelstadt zur n. Sonnenstadt Sippar (s. d.).

W. K. Loftus *Travels* 1857 S. 240f.; AO 11 (1910) 3/4 S. 53 R. Zehnpfund; H. F. Lutz *Early Bab. Letters from Larsa* YOS 2 (1917); E. Grice *Records from Ur and Larsa* ebd. 5 (1919). Eckhard Unger

Las Herrerías s. Herrerías (Las).

Lasso A. Ägypten s. Jagd C.

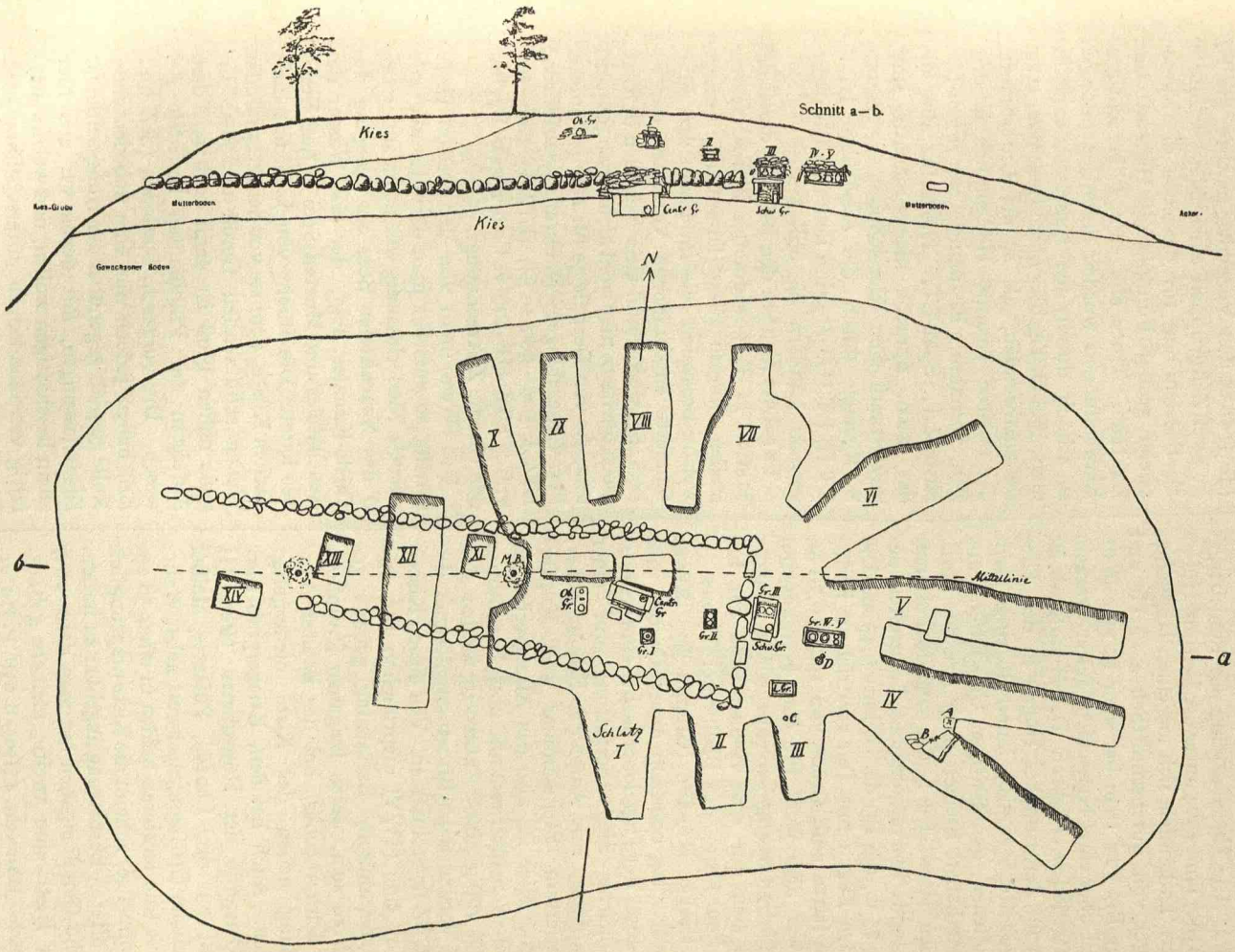
B. Vorderasien. Des L. bedienten sich die Assyrer besonders bei der Jagd auf die flüchtigen Wildesel (B. Meissner *Babyl. und Assyr.* I [1920] S. 74). B. Meissner

Lasttier. Der „gesunde Menschenverstand" pflegt anzunehmen, die Verwendung von L. läge den Anfängen der Kulturmenschheit ungemein nahe. Aber die Ergebnisse der Forschung widersprechen dem durchaus. L. scheinen im Gegenteil eher im Anschluß an die Beförderung von Lasten durch Zugtiere auf Straßen verwendet zu sein, wenigstens geschichtlich erst auf die Verwendung von Zugtieren zu folgen, wie das bei den Reittieren sicher der Fall ist. So scheint das älteste L., der Esel (s. d.), in einem vom Ursprungsgebiet der Haustierzucht verhältnismäßig weit entfernten Gebiet, in dem der Südwestküste Arabiens gegenüber liegenden Küstenlande Ostafrikas, entstanden zu sein. Beweise für die Verwendung des Rindes (s. d.) als Zugtier, die vorangegangen sein müßte, liegen uns hier allerdings bisher erst aus einer späten Zeit, bei einem nub. Königswagen, vor. Aber der Esel ist so sehr L. geblieben, daß er niemals ein ausgesprochenes Reittier wurde wie das Pferd (s. d). Da die Zähmung des Esels geschichtlich aber in großem Abstand auf die Rinderzucht folgt, ist wohl anzunehmen, daß das Rind (s. d.) schon in alter Zeit auch als L. verwendet wurde, so vereinzelt und oft nebensächlich heute auch diese Verwendung bleibt. Auf Rind und Esel sind dann weiterhin das Kamel (s. d.) und im Gebiet von Tibet auch der Yak und das Schaf (s. d.), sowie in den dafür geeigneten Gebieten des N das Ren (s. d.) als Packtiere gefolgt. Der Hund (s. d.) ist in Europa nur ganz gelegentlich L. und hat jedenfalls als solches nirgends große Bedeutung erlangt. Das Kamel ist das eigentliche L. der Karawanen (s. d.) geblieben, dem das Pferd nur in örtlicher Begrenzung als Saumtier zur Seite tritt. Ed. Hahn

Lasurstein (Lapislazuli) s. Edelstein B, C, D.

Latdorf (Kr. Bernburg, Anhalt; Tf. 189). L. ist in der arch. Literatur durch die Ausgrabungen zweier großer Grabhügel bekannt, das „spitze Hoch" und den Pohlsberg. Nach den Funden im spitzen Hoch wird der Bernburger Typus (s. d.) auch vielfach als Latdorfer Typus bezeichnet.

§ 1. Das spitze Hoch ist 1880 von Klopfleisch ausgegraben worden. Die bei der Grabung angewandte Methode, die allmähliche Erweiterung eines senkrechten Mittelschachtes, läßt die chronol. Schlüsse des Ausgräbers als nicht genügend gesichert erscheinen, um so weniger, als der von ihm beabsichtigte ausführliche Bericht über die Grabung nie erschienen ist. Der Hügel hatte bei einem Dm von 31 m eine H. von 6,60 m. In den oberen Schichten des Hügels fanden sich etliche bronzezeitl. Nachbestattungen. Im Zentrum lagen mehrere schnurkeramische Hockergräber (Kl.: Schicht I). Im Ostteile des Hügels aber fanden sich zwei von Steinen umgebene, runde Brandstellen mit zahlreichen Gefäßen des Bernburger Typus (Kl.: Schicht II). Diese Schicht II wäre nach Kl. durch ihre peripherische Lage als die jüngere erwiesen, was Götze dadurch bestätigt sieht, daß sie nach Kl. Notizen 60—80 cm h. in der Hügelerde gelegen hätte. Es muß aber auch nach anderen Befunden mit der umgekehrten Möglichkeit eines älteren Hügels mit Bernburger Bestattung, der in einen späteren, schnurkeramischen Hügel mit einbezogen wäre, gerechnet werden.



Latdorf

Der Pohlsberg bei Latdorf. Querschnitt und Plan. Maßstab 1 : 130. — (Gr. = Grab; Ob. Gr. = Oberes Grab; Centr. Gr. = Centralgrab; Schw. Gr. = Schwertgrab; L. Gr. = Leeres Grab; M. B. = Meßbaum; A, B, C, D = Fundstellen). — Nach P. Höfer.

Anthr. Korr. Bl. 1881 S. 139f. F. Klopfleisch; eine Schnuramphora abgebildet: Klopfleisch *Vorgesch. Altert.* H. 2 S. 90 Abb. 78; ZfEthn. Verh. 32 (1900) S. 266ff. A. Götze.

§ 2. Die Untersuchung des Pohlsberges (Tf. 189) fand 1904 unter der Leitung Höfers statt. Es handelt sich um einen länglichen Hügel von durchschnittlich 4 m H. und einer Br. von 18 m bei einer L. von 40 m. Er ist über einer Kiesschicht aus schwarzem Mutterboden errichtet. Das Hauptgrab ist eine im Zentrum des Hügels in den Kies eingetiefte Steinkiste innerhalb einer nach W offenen, geradseitigen Umzäunung aus 50 cm hohen Steinen nach Art der nord. Hünenbetten. Die L. der nach dem offenen Westende konvergierenden Langseiten betrug 25 m, die Br. der Ostseite 6,45 m. Die an den Fugen mit Ton verstrichene Steinkiste hatte eine Größe von 1,42 × 0,70 m, sie war also wohl für eine (vergangene) Hockerbestattung berechnet. Als Beigabe fand sich nur eine Henkelkanne der bekannten Form des Baalberger Typus (s. Baalberg, Rössen [Gruppe 5]). Etwas seitwärts lag oberhalb dieses Grabes, nur 1 m unter der Hügeloberfläche, eine schnurkeramische Skelettbestattung auf einer Steinplatte, mit Amphora, Schnurbecher, facettiertem Steinhammer und Kupferperlen. Hier ist also das Altersverhältnis zwischen Schnurkeramik und Bernburger Typus völlig klar. Außerdem fanden sich noch verschiedene Brandbestattungen der mittl. BZ in Steinkisten. Von diesen Kisten scheint eine (IV/V) ursprünglich für eine schnurkeramische Bestattung gebaut gewesen zu sein, deren Beigaben (Amphora und Schnurbecher) bei der zweiten Verwendung neben der Kiste niedergelegt wurden. Auch bei dem Kriegergrab hart am Ostrande des Hünenbetts (Per. III Mont.) mit drei Lanzen, Pinzette, Meißel und einem Griffzungenschwert nebst Wehrgehenk (die letzteren beiden in einer 58 cm h. Tonbüchse) scheint die Kiste ursprünglich einer älteren Bestattung angehört zu haben. Für die Gefäßbeigaben hat man dann über dieser Kiste eine zweite, kleinere gebaut.

Sächs. Jahresschr. 4 (1905) S. 63ff. P. Höfer; Mannus 16 (1924) S. 226—239 N. Niklasson; [Sächs. Jahresschrift 13 (1925) ders.].

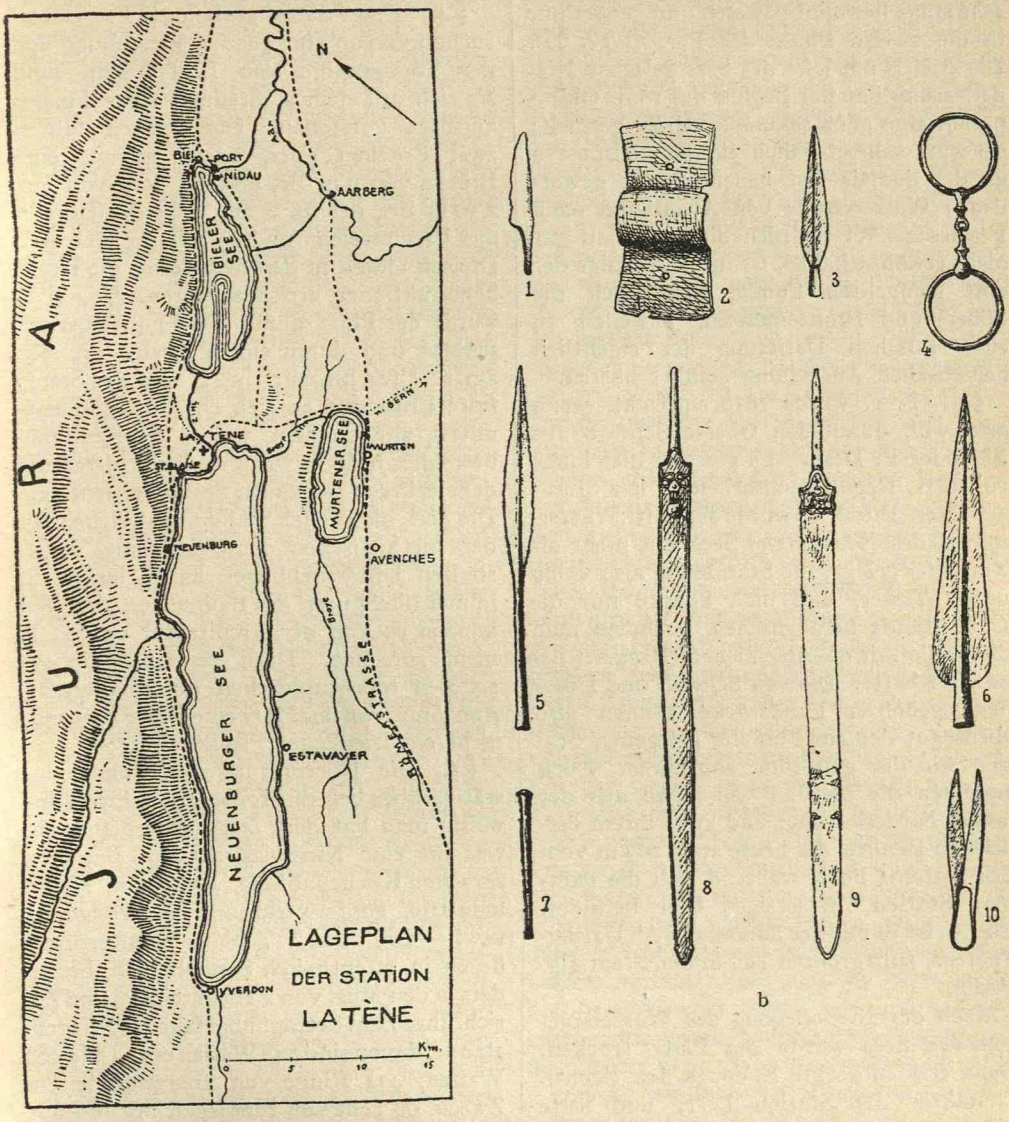
W. Bremer

Latdorfer Typus s. Bernburger Typus.

La Tène (Schweiz; Tf. 190). § 1. Als der schwed. Archäologe H. Hildebrand auf dem Internationalen Kongreß zu Stockholm im J. 1874 den Vorschlag machte, die EZ in zwei Zeitgruppen einzuteilen, wählte er als Bezeichnung für dieselben die Namen zweier großer Fundplätze: Hallstatt und La Tène. Trotz einiger z. T. berechtigter Einwendungen wurden diese Benennungen so schnell durch den Gebrauch sanktioniert, daß O. Tischler nicht Bedenken trug, sie anzuwenden, als er die Unterteilung der zweiten Gruppe Hildebrands in drei Per. vornahm. Er nannte sie: Früh-LT, Mittel-LT, Spät-LT. Diese für alle, die der dtsch. Sprache nicht mächtig sind, unverständlichen Bezeichnungen ersetzte S. Reinach durch die Ausdrücke LT I, LT II, LT III. Sie sind heute in den nichtgerman. Ländern die üblichen.

Es gehört nicht in den Rahmen dieser der Station L. T. gewidmeten Zeilen, festzustellen, worauf diese Dreiteilung basiert, welche besonders die im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Varianten der Fibeln, Schwerter und ihrer Scheiden betrifft. Doch dürfte es hier wohl nicht unangebracht sein, die von Déchelette für eine jede dieser Per. vorgeschlagene Datierung anzuführen: LTZ I 500—300 v. C.; LTZ II 300—100 v. C.; LTZ III 100 v. C. bis zum Beginn der christl. Zeitrechnung.

§ 2. Wenn man von der Station L. T. spricht, so versteht man darunter allg. die schweiz. Niederlassung, welche im äußersten O des Neuchâteler Sees am Ausgang des Thièle-Kanales liegt, der das Wasser des Neuchâteler und Murten-Sees in den Bieler See leitet. Die Bucht von L. T. mit ihrer flachen Küste, dem sie vor dem Anprall der Wellen schützenden Geröll und dem ihr ganz nahen Fluß ist denn auch seit dem Auftreten der Pfahlbauten besiedelt gewesen. Die vorgesch. Stationen (StZ und BZ) haben jedoch nur eine unbedeutende Rolle gespielt gegenüber den frühgeschichtl. Niederlassungen, mit denen wir uns hier allein beschäftigen wollen, und welche sorgfältig voneinander zu unterscheiden sind. Die älteste aus der EZ ist die weitaus bekannteste; nach ihr hat Hildebrand der II. EZ den Namen gegeben. Sie lag nicht am Gestade des Sees, wie man lange Zeit



a b

La Tène

a. Nach Prähistorische Zeitschrift 6 (1914) S. 232 Abb. 1. — b. Funde aus La Tène. Nach Déchelette.

glaubte, sondern am s. Steilufer des Flusses, war also keine Pfahlbaustation, sondern ein auf dem festen Lande angelegter Flecken. Er ist, wie wir sehen werden, nicht sehr lange bewohnt gewesen und gehört nur in die zweite Phase der Per. (LTZ II). Die zweite, am Ufer des Sees gelegene Niederlassung hat bei Beginn der röm. Okkupation eine ganz sekundäre Rolle gespielt; sie war wahrscheinlich ein Handelsposten an der damals fast bedeutungslos gewordenen Wasserstraße von Aventicum nach Petinesca. Wir würden diese Station gar nicht erwähnt haben, wenn nicht einige der dort gemachten Funde, namentlich die Silber- und Bronzemünzen, zuweilen zu einer falschen Datierung der eigentlich helvetischen Ansiedlung geführt hätten.

§ 3. L. T. wurde 1858 entdeckt, wenn man will, durch den Oberst Schwab aus Biel oder E. Desor. Es geschah dies lange vor den Regulierungsarbeiten der Juragewässer. Durch sie wurde der mittl. Wasserspiegel des Neuchâteler Sees um mehr als 2 m tiefer gelegt; die Station lag also völlig unter Wasser, und man konnte nur die Gegenstände herausfischen, nachdem man die Stelle mit oberflächlichem Baggern bearbeitet hatte. Die von Schwab und Desor herausgeholten Fundstücke können also ebensogut der am Flußufer gelegenen Station wie der gall.-röm. angehören. Doch stammen die meisten von ihnen aus der helvet. Niederlassung, und zwar ihrem östlichsten Punkte, der heute etwa 200 m vom See entfernt liegt, während sich die gall.-röm. Station am jetzigen Ufer befindet. Ebenso ist es mit der Sammlung Al. Dardel-Thorens, zum größten Teil in der Staatsslg. Berlin.

Nach der Niederlegung des Wasserspiegels des Sees wurde der Platz trocken. Dann erst entdeckte E. Vouga den eigentl. Charakter der Station L. T. und legte die Spuren von 6 am Ufer eines Flusses zwischen zwei Brücken errichteten Wohnstätten frei. Da der Staat Neuchâtel das Ausgrabungsrecht der Gesellschaft für Geschichte und Archäologie reserviert hatte, wurden die Untersuchungen nach einer wenig ertragreichen Probegrabung abgebrochen. 1907 wurde die methodische Durchforschung begonnen und bis 1917 fortgesetzt. Es erfolgte dabei die völlige Abtragung der Steilufer und des Flußbettes in einer T. von 1—4 m, einer mittl. Br. von 30 m und einer L. von 170 m.

§ 4. Erst diese systematische Untersuchung ergab eine genaue Vorstellung von der Topographie von L. T. Man muß sie sich auf dem s. Steilufer eines Flusses angelegt vorstellen. Über diesen führen zwei Brücken oder, besser gesagt, eine Brücke von 6 m Br. und ein Steg von nur 2,50 m Br., der im S am Kopf der Brücke das Ufer erreicht und so mit ihr eine Art Dreieck bildet, in dessen Innerem die Holzkonstruktionen errichtet waren. Gegen N wurde der Platz durch den Fluß selbst geschützt und durch eine Palisade, die sich am n. Ufer hinzog. Im S war der wenig feste Erdboden an sich ein Verteidigungsmittel, ähnlich dem, wie es die Pfahlbaubewohner hatten, wenn sie ihre Hütten auf dem lockeren Boden der Seeufer errichteten. Die Zeit, die Wellen und die zahlreichen vor der methodischen Durchforschung angestellten Untersuchungen haben leider für immer die Spuren der Bauten zerstört. Wir können so von der Architektur von L. T. nicht sprechen. Doch gestatten die gegebenen topographischen Einzelheiten die Annahme, daß der Platz eine kleine Festung, nicht ein friedlicher Flecken war.

§ 5. Die Überprüfung der Funde bestätigt überdies die topographischen Hinweise; man hat dort fast nichts gefunden, was für eine Niederlassung mit Familien spräche: Küchenabfälle, Reste von Heimindustrie, Töpferwerkzeug, Fischereigeräte usw. — Die in L. T. gehobenen Altertümer liegen in öffentlichen Sammlungen, besonders in den Mus. von Neuchâtel, Biel und Zürich. Ihre Zahl beträgt ungefähr 2497 Gegenstände, davon sind 846 Waffen oder Teile von Waffen, 434 Ringe von unbestimmbarem Zweck, 90 Teile von Pferdegeschirr und nur 432 Schmuckgegenstände (von diesen 384 Fibeln, die sowohl zur Kriegerausrüstung gehören als auch Zierat sein können).

Eine besonders charakteristische Waffe, die auch nach L. T. benannt wurde, ist das Schwert (s. d. A). Dank der Arbeiten von Tischler wissen wir heute, daß Form und Größe des gall. Schwertes im Laufe der 500 J. andauernden kelt. Expansion gewechselt

haben. Diese zunächst kurze und spitze Waffe wird länger und abgestumpfter; gleichzeitig verliert die Scheide das durchbrochene oder kleeblattförmige Ortband, in welches sie endigt, und wird jetzt mit leiterartig angebrachten metallenen Querbändern versehen. Nun sind die auf der Station L. T. in sehr großer Menge (166) gehobenen Schwerter weder kurz noch abgestumpft, ihre Scheide paßt sich genau der Form der Klinge an, zeigt aber weder durchbrochene noch parallel laufende Ornamente; diese Schwerter gehören also, abgesehen von einigen seltenen Ausnahmen, einem Zwischentypus an und liefern den Beweis, daß die eponyme Station nicht die ganze kelt. Zeit hindurch bewohnt war, sondern nur gegen die Mitte derselben. Die 0,85 —0,90 m l. Schwerter von L. T. bestehen aus einer eisernen Klinge, der man als Schneiden zwei Stahlblätter anschmiedete. Vom Standpunkt der Metallurgie stehen sie weit über den röm. Schwertern sowie denen der ersten nachchristl. Jh. Auch darf man der Ansicht des Polybius (II 33) nicht Glauben schenken, nach welchem sie sich beim ersten Hieb derartig verbiegen sollten, daß es unmöglich gewesen sei, zu einem zweiten Schlage auszuholen, bevor man sie wieder zurechtböge. Dies ist, wie S. Reinach klar gezeigt hat, eine Fabel, die durch einen Grabritus entstanden ist.

§ 6. Eine der bekanntesten Erscheinungen in der kelt. Kunst ist ihr langsamer Verfall vom Ende der Expansionsperiode an. Sie fällt annähernd mit dem Ausgang der ersten der drei Phasen zusammen, welche wir bei der LTZ unterscheiden. Diese Erscheinung findet ihre volle Bestätigung auch an den Scheiden der in L. T. gehobenen Schwerter. Die, welche zu Stücken vom archaischen Typus gehören, sind reich verziert, sogar auf beiden Seiten; die anderen (die überwiegende Mehrzahl) dagegen zeigen fast nur eine Gravierung oben an der Scheide, und nur an der Vorderseite. Dieses Muster ist aus der doppelten, mehr oder weniger mit unorganischen Kurven verwickelten Volute hervorgegangen. Doch muß auch an das von Desor gefundene und häufig abgebildete berühmte Stück erinnert werden, dessen Scheide am Oberteil auf einem genarbten Hintergrund, von Voluten eingerahmt, drei in Treibtechnik ausgeführte phantastische Tiere aufweist.

§ 7. Neben dem Schwert hat in der gall. Ausrüstung die Lanze (s.d.A) eine sehr große Rolle gespielt. Man kann, scheint es, bei den in L. T. gehobenen 269 Stücken drei Arten unterscheiden: Lanzen für Fußsoldaten, Piken für Reiter und drittens Wurfspieße. Die Lanzen haben ein langes und schweres Blatt, eine kurze Tülle und breite Klinge oder eine längere Tülle und schmale Klinge; die Piken — die letzten Ausgrabungen haben deren 5 vollständige Exemplare von 2,45 m mittl. L. gebracht — zeigen eine 20—30 cm l. Eisenspitze, gewöhnlich in Weidenblattform mit einer schwachen Rippe in der Mitte; die Wurfspeerspitzen, nur 13—20 cm l., sind besonders an Nachlässigkeit in der Formengebung und Verwendung minderwertigen Metalles zu erkennen. Eine gewisse Anzahl der Lanzenspitzen sind durchbrochen oder bogenförmig ausgeschweift; sie dienten den germ. Lanzenspitzen als Vorbild. S. Tf. 190 b 3, 5, 6.

§ 8. Unter den neueren Funden seien vor allem zwei fast vollständig erhaltene Schilde (s. d. A) genannt. Durch sie ist es möglich gewesen, eine genaue Vorstellung von dieser Verteidigungswaffe zu bekommen, über welche die antiken Schriftsteller so viele sich widersprechende Beschreibungen geben. Wie wir sehen, sind die Schilde von L. T. aus einem elliptischen, an der Basis leicht abgeflachten Brett gefertigt, sind 1 m h., 0,55 m br. und zeigen in der Mitte ein ovales Loch, durch welches hindurch die Handhabe befestigt war. Nach außen hin ist diese Öffnung durch einen eisernen Schildbuckel verhüllt, und zwar in Form eines halbkreisförmigen Bügels mit zwei Flügelchen an den Seiten (Tf. 190 b 2); der Hohlraum des Umbo wird durch zwei Holzbrettchen ausgefüllt, die eine Art Kappe bilden und sich nach außen hin in einem dekorativen Muster mit starker Mittelrippe fortsetzen, welches sich bis an die beiden äußersten Enden des Waffenstückes hinzieht. Wir haben hier also den gleichen Schild wie an der berühmten Statue von Montdragon (Schumacher *Verzeichnis der Abgüsse ... mit Gallierdarstellungen* Katal. Mainz Nr. 3 S. 58), abgesehen davon, daß hier die Schraffierung fehlt. Das Auffinden einer

Anzahl Gewebereste aus Pflanzenstoffen in doppelter oder dreifacher Lage führt uns zu der Hypothese, daß das Holzbrett, welches so dünn ist, daß ein schwacher Hieb genügt, um es zu spalten, mit einem Gitterwerk aus Stroh umkleidet war.

§ 9. Obgleich die alten Schriftsteller häufig von gall. Bogenschützen berichten, neigen wir zu der Ansicht, daß der Pfeil andernorts als in den am Meer gelegenen Gebieten Galliens wenig Verwendung fand. Unter den Waffenfunden von L. T. sehen wir nur ein Dutzend eiserner Pfeilspitzen, und diese machen den Eindruck, eher zur Jagd als zum Kampf benutzt zu sein.

Da L. T. nur der Mitte der gleichnamigen Per. angehört, überrascht es nicht, daß dort kein Helm (s. d. A) gefunden wurde, denn diese n. der Alpen übrigens wenig verbreitete Schutzwaffe wurde nur am Anfang der Per. gebraucht.

§ 10. An Schmuckgegenständen lieferte L. T. nur einige uninteressante Armbänder, einige wenige Nadeln, die an die Typen der III. Per. der BZ erinnern, und Bruchstücke von Torques, einer davon (fragm.) aus Gold, aus einer am perlengeschmückten Verschluß glatten, zylindrischen Röhre verfertigt. Man bemerke, daß alle diese Schmucksachen Männern gehören konnten; rein weibliche dagegen, wie z. B. Kettengürtel und Armbänder aus Glas, wurden nicht angetroffen.

Mit Ausnahme einiger Exemplare aus Bronze von archaischem Typus sind die zahlreichen in L. T. gehobenen Fibeln (s. d. A) aus Eisen und zeigen keinerlei Streben nach Eleganz. Ihre Gleichförmigkeit läßt auf ein vorgeschriebenes Ausrüstungsstück schließen. Alle gehören dem gleichen Typus mit doppelseitiger Spirale und einem an dem Bügel mittels einer Perle befestigten Fuß an, also der Per. LTZ II (Band IV Tf. 65 Abb. 9). Bez. der Toilettengegenstände lehrten uns die letzten Ausgrabungen, daß zur Bartpflege zweiarmige Scheren (s. d. A; Tf. 190 b 10) sowie ein oder zwei Rasiermesser gehörten, die aus einer schmalen Klinge bestehen und oben mit einer Öse oder einem Knopf endigen. 5 dieser Necessaires fand man noch eingewickelt in einer Art Leinwand, dem Packpapier dieser Zeit.

§ 11. Die in L. T. gehobenen Waffen ziehen wohl zuerst durch ihre große Menge und die Eleganz ihrer Formen unsere Augen auf sich; doch ist die Überprüfung der dort angetroffenen Arbeitsgeräte vielleicht noch interessanter: einmal, weil ein guter Teil dieser Werkzeuge nur dort vorkommt, und weiter, da sie uns von der kelt. Kultur eine viel bessere Vorstellung als die Waffen geben können. Das Jagd- und Fischereigerät wollen wir beiseitelassen — als Neuerung bringt es nur den zweigliedrigen Angelhaken — und uns lieber mit den Ackerbaugeräten und dem Küchengeschirr beschäftigen. Die am häufigsten vorkommenden Sicheln (s. d. A) sind denen, die wir noch heute gebrauchen, sehr ähnlich; doch gibt es auch einen gerade L. T. eigenen Typus mit einer schmalen, regelmäßig wie die „Tempelschlüssel" der klass. Archäologen gebogenen Klinge; dieser hat sich in Deutschland bis ins Mittelalter erhalten. Die Sensen — die letzten Grabungen lieferten uns drei vollständige Exemplare — bestehen aus einer leicht gebogenen Klinge, die mittels einer Zwinge und einer Schnur an einem geraden, etwa 80 cm l. Stiel befestigt wurde; sie weichen von dem jetzt gebräuchlichen Typus durch das Fehlen der Handhabe ab. Das eingeerntete Korn wurde in steinernen Mühlen (s. d. A) zerrieben: auf einer Steinscheibe als Basis wurde ein flacher Mühlstein hin und her bewegt, der in der Mitte zur Aufnahme der ihn mit der Scheibe verbindenden Umdrehungsachse durchlocht war; auf ihm wurde mittels einer seitlich in ein Loch eingerammten Scherengabel ein zweiter oberer Mühlstein zum Drehen gebracht. Auch dieser hatte ein Loch in der Mitte, aber größer als das für die Umdrehungsachse bestimmte; durch dieses hier wurde das Korn zwischen die beiden Steine geschüttet. Durch diese recht vollkommene Anordnung erhielt man ein Mehl, das weit besser war als das der Römer, deren konvexe Mühlen nur ein ziemlich grobes ergeben konnten; so sind auch ohne Zweifel die von den röm. Schriftstellern über die Güte des gall. Mehles getanen Äußerungen zu erklären; es wurde als Delikatesse importiert.

Ihre Speisen kochten die Gallier in großen, kalottenartigen Bronzekesseln von nur 1 mm

Wandstärke, welche an ein mit zwei Ringen versehenes eisernes Band genietet waren (Tf. 187b). Mittels dieser hängte man das Gefäß an einen zweiarmigen Kesselhaken, dessen gewundene Ornamente sich bis heute gehalten haben. Da man beim Umrühren mit einem spitzen Gegenstand Gefahr gelaufen wäre, die dünne Kesselwand zu durchlöchern, wurden die Zinken der Gabeln sorgfältig umgebogen.

§ 12. Alle, die sich mit den Funden von L. T. beschäftigt haben, wunderten sich über die Seltenheit von Tongeschirr. Tatsächlich haben erst die letzten Grabungen diese Lücke teilweise ausgefüllt und etwa 15 vollständig erhaltene oder wieder herstellungsfähige Gefäße zutage gefördert, vom groben, handgemachten und schlecht gebrannten Napf bis zur zierlichst gerundeten, auf der Scheibe gedrehten, schwarzpolierten, doch unbemalten Dose. Dekoration fehlt, abgesehen von „Craquelage". Da L. T. offenbar von Soldaten bewohnt wurde, deren Beruf häufige Versetzungen mit sich bringen konnte, benutzten sie wegen der größeren Leichtigkeit und Transportierbarkeit Geschirr aus Holz. Das Museum von Neuchâtel besitzt etwa ein Dutzend Holzgefäße: Näpfe, Teller, Schüsseln, Schalen, auf der Drehbank hergestellt und bisweilen von sehr eleganten Formen (s. a. Holzstil).

§ 13. Die Römer haben bekanntlich die meisten Benennungen ihrer Fahrzeuge von ihren n. Nachbarn entlehnt, ein offenbarer Beweis für die vorzügliche Konstruktion der gall. Wagen (s. d. A). L. T. barg zahlreiche Wagenreste, auch zwei vollständige Räder und den Vorderteil eines Transportwagens. Charakteristisch für die gall. Räder (s. d.) ist besonders die Gleichheit der Flügel der Nabe, welche auf der Drehbank sehr regelmäßig ausgeschnitten wurde zwecks Aufnahme der hölzernen Achse, auf der ohne Zweifel der Wagenkasten ruhte. Die Pferde, deren Ausrüstung einen ganzen Satz Bronzephaleren umfaßt, waren an die Deichsel mittels Zügel und eines Joches gespannt. Die letzten Grabungen lieferten deren zwei vom gleichen Typus, doch verschiedenen Maßen. Den Lasttieren legte man einen Packsattel auf, wofern die sonderbare Vereinigung ineinandergebolzter Holzstückchen wirklich einen Packsattel darstellt (s. Sattel A).

§ 14. Wir sagten, warum wir keine Auskunft über die Architektur der Bauanlagen von L. T. geben können. Die zahlreichen, an der Baustelle gehobenen und teils zur Verbindung, teils zur Herrichtung des Holzes dienenden Gegenstände sprechen jedoch für eine gründliche Kenntnis des Zimmermanns- und Tischlerhandwerks. Staunen erregt die fast unendliche Differenziertheit der Nägel, Ringschrauben und Beschläge, die bei den verschiedenen Konstruktionen Verwendung fanden. Und die Menge der Werkzeuge ist noch eindrucksvoller. Die Gleichförmigkeit der kelt. Industrieprodukte ist seit langem bekannt: nirgends tritt dies mehr hervor als bei den Geräten. Die Messer, die Scheren, die Äxte sind die gleichen, mögen sie nun in L. T., in Deutschland oder in Frankreich gefunden sein. Der am meisten charakteristische Messertypus der LTZ endigt in einem Ring; aber die Station L. T. hat alle Zwischentypen zwischen dem Hallstattmesser, dem mit Griffangel (Tf. 190b 1) sowie abgerundetem Rücken und dem charakteristischen Typus geliefert. So sieht man deutlich, daß der Übergang von einem Typus zum anderen eine einheimische Fortentwicklung ist ohne irgendwelche fremde Beeinflussung. Lange Zeit war man der Ansicht, die Schaftlochaxt, so wie wir sie heute noch gebrauchen, sei röm. Import. Die neuesten Entdeckungen beweisen aber, daß dies nicht der Fall ist, und vielleicht weiter noch, daß es die Römer waren, welche sie nachbildeten. Tatsächlich finden wir in L. T. neben den aus den Lappenäxten entstandenen, seit der BZ bekannten Tüllenäxten die Axt mit Schaftloch in der Mitte. Der gall. Typus ist leicht kenntlich an dem nach innen zu gekrümmten Profil und an dem Falz, welcher den Kopf absondert oder — besser — die Bahn hervorhebt.

Von den in L. T. angetroffenen Tischlerwerkzeugen kann man sagen, daß sie den noch jetzt üblichen identisch sind, und zwar so sehr, daß nur die Stelle der Auffindung und der Lagerung der Meißel und der Hohlmeißel ihren gall. Ursprung bezeugen. Als seltenere Geräte seien erwähnt: eine Säge mit Horngriff, deren Rücken als Messer zugeschärft ist, ein Glätteisen mit zwei Handhaben und Raspel von verschiedener Zahnung.

§ 15. Den interessantesten Fund an Werkzeug bildet jedoch eine Sattlerausrüstung, bestehend aus 19 in einem ledernen Beutel steckenden Geräten. Daß diese — Meißel, Hohlmeißel, Ahlen, Locheisen — zur Lederbearbeitung verwendet wurden, zeigt ein anderes, zugleich vorkommendes Werkzeug, welches heute noch vom Schuhmacher gebraucht wird und das dazu diente, das Leder zu schneiden und herzurichten. In einer Spezialstudie haben wir die große Ähnlichkeit dieser im Mus. zu Genf befindlichen Gerätschaft mit dem berühmten Fund aus dem Tumulus von Celles (veröffentlicht von Pagès-Allary, Déchelette und Lauby in L'Anthr. 1903) hervorgehoben.

Bei der Aufzählung von Werkzeugen aller Art fällt gewiß auf, wie wenig Gerät zur Metallbearbeitung darunter vorhanden ist. Das absolute Fehlen von Amboß, Schmiedehämmern und Eisenschlacken scheint nicht nur Zufall zu sein, sondern zeigt uns vielmehr, daß man in L. T. Metall nicht bearbeitete, und daß man folglich hier nicht eine jener Werkstätten ansetzen darf, die die keltische Welt mit ihren Erzeugnissen versorgte. Übrigens, wenn dem so wäre, würde man in L. T. eine beträchtliche Menge von Münzsorten antreffen. Nun sei aber hervorgehoben, daß die eigentliche gall. Station, welche uns als am Südufer des Flusses angelegt bekannt ist, an Münzen nur Statere und Viertelstatere aus Gold geliefert hat (s. Keltisches Münzwesen § 45). Die anderen Münzen, welche man L. T. zuschreibt, sind sämtlich auf der gall.-röm. Anlage am Gestade des Sees gefunden und haben folglich mit dem helvetischen L. T. nichts zu tun. Man hat also im Hinblick auf die Funde von L. T. kein Recht, zu behaupten, daß von der zweiten Phase der Per. an das Geld begonnen hätte, an die Stelle der alten Tauschobjekte zu treten. L. T. lehrt uns nur, daß von der LTZ II ab den Stateren Philipps II. von Makedonien nachgebildete Goldmünzen auftreten, daß aber der gewöhnliche Gebrauch von Scheidemünzen nicht so hoch hinaufreicht.

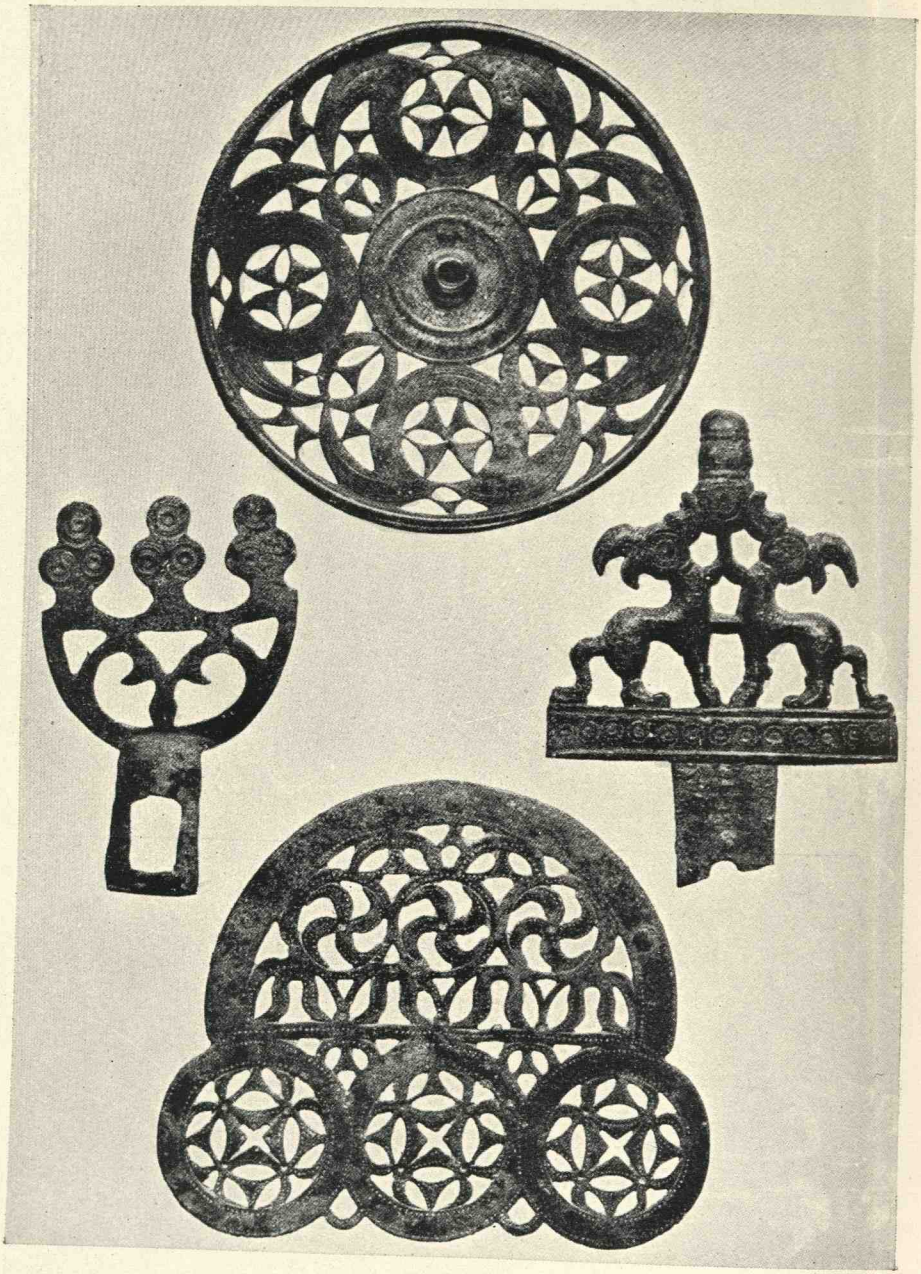
Nach dieser summarischen Aufzählung der in L. T. gehobenen Gegenstände begreift man wohl die große Wichtigkeit dieses Platzes, ohne jedoch genau sagen zu können, welches seine Bestimmung war, über die seit seiner Entdeckung diskutiert wird. Die einen sahen in ihm ein oppidum (s. d.), die anderen ein Magazin. Forrer sprach in seinem *Reallexikon* als erster die Ansicht aus, L. T. sei eine Zollstation gewesen, und Déchelette, obgleich ihm diese Äußerung von Forrer entgangen war, kam zu einem ähnlichen Schluß und stellte die Funde des Zollpostens Cabillonum (Chalon-sur-Saône) denen von L. T. gegenüber. Bis zur Veröffentlichung unserer Monographie über die Station L. T. hatten wir persönlich diese Ansicht geteilt. Aber saßen denn wirklich an den Ufern der Thièle zwei getrennte Völkerschaften? Und besonders: liefern die Funde von L. T. wirklich den Beweis dafür? Unserer Meinung nach nicht. Ein Zollposten macht sich vor allem durch Verschiedenartigkeit der Münzsorten und durch Vorkommen sicher importierter Gegenstände bemerkbar. Wenn nun in Chalon diese Bedingungen erfüllt sind, so ist dem doch nicht so in L. T.; von dort könnten wir nicht ein Importstück anführen, nicht einmal die geringste Spur einer Weinamphore. Anderseits ergibt die Überprüfung der Örtlichkeit, daß der Platz offenbar befestigt war, da er nicht an beiden Seiten des Flusses lag, sondern in dem festen Landstreifen zwischen dem s. Steilufer und der Sumpfgegend, und da auf dem n. Steilufer eine Palisade angebracht war. Und gerade das Vorhandensein dieser letzteren spricht gegen die Hypothese eines Zollpostens, denn welches Volk würde jemals dem ihm benachbarten gestatten, auf seinem eigenen Gebiet eine Befestigung anzulegen! Wer nun von einem „befestigten Platz" spricht, kann auch „oppidum" sagen. Und diese Hypothese wird durch die Tatsachen voll bestätigt: Waffen bilden die Mehrzahl der Funde, Frauenschmucksachen fehlen, desgleichen alle Anzeichen, daß der Platz von Familien bewohnt war, und ein unanfechtbarer Beweis für eine industrielle Tätigkeit läßt sich auch nicht erbringen. Aber kann man nicht die Hypothese eines Niederlageplatzes durch die unleugbare Tatsache stützen, daß die meisten Gegenstände neu, oft sogar noch in grobes Leinen eingepackt waren und

a

b

Latènestil

a—b. Goldblechbelag aus Grabhügel I bei Schwarzenbach, Fürstentum Birkenfeld. $^3/_4$ n. Gr. Nach H. Baldes und G. Behrens.



Latènestil

Bronzeschmuck in durchbrochener Arbeit. Somme-Bionne, Dép. Marne. 1/1 n. Gr.
Nach Guide to Early Iron Age Antiquities 1925.

häufig in größeren Mengen gleicher Art angetroffen wurden — d. h. an gewissen Stellen neue Waffen, an anderen nur Ringe, Pferdegebisse usw. lagen?

Wir glauben sagen zu können: L. T. war ein befestigter, militärisch besetzt gehaltener Depotplatz. Und man muß zugeben, daß der Punkt günstig gewählt war: an einem schiffbaren Fluß, am Zusammenstoß dreier Seen und an der Straße von der Rhône zur Aar und zum Rhein.

Noch wissen wir nicht, woher die in L. T. deponierten Waren gekommen sind. Von sehr weit her ohne Zweifel nicht, denn die Niederlageplätze liegen vom Herstellungszentrum gewöhnlich nicht sehr entfernt. Überdies scheinen die meisten Schwerter nicht einmal gebrauchsfertig gewesen zu sein, da man keine Spuren ihrer Griffe hat finden können, die, wären sie aus Holz, Horn oder Eisenblech gewesen, sich doch wohl gehalten hätten. Auch benötigte man, um nach dem Verfahren der damaligen Zeit Eisen zu gewinnen, Erz und ungeheure Mengen Holz. Nach diesen Erwägungen glauben wir die Werkstätten, welche L. T. belieferten, nur in der Gegend ansetzen zu können, wo alle diese Bedingungen erfüllt sind: im Berner Jura.

Zur Stützung unserer Hypothese erinnern wir daran, daß Quiquerez bei seinem Studium der Hüttenwerke der Jura-Gegend zu dem Schluß kam, daß die Eisenindustrie im Berner Jura „in vorgeschichtlichen Zeiten verbreiteter war als in der römischen Zeit und im Mittelalter". (*De l'âge du fer* S. IX.)

Gelänge es uns, die Ursache festzustellen, warum die Station L. T. verlassen wurde, so könnten wir deren Zeitstellung fast genau angeben; doch ist uns diese Ursache leider unbekannt; es bleibt uns die Typologie, nach der der Platz nur während der LTZ II besetzt gewesen sein kann, also nach Déchelette zwischen 300 und 100 v. C.

Mitt. Zürich 15, 7 (1866) S. I—IV und 293—307 F. Keller; E. Desor *Les Constructions lacustres du lac de Neuchâtel* 1864; G. Messikomer *Die gallische Niederlassung „La Tène" und die Sammlung von Mr. Dardel-Thorens in St. Blaise* Antiqua 1884 S. 24ff.; E. Vouga *Les Helvètes à La Tène* Neuchâtel 1885; V. Groß *La Tène, un oppidum helvète* Paris 1886; W. Wavre und P. Vouga *Rapports sur les dernières fouilles* Le Musée neuchâtelois 1908, 1909, 1910, 1912, 1914; P. Vouga *Les dernières fouilles à la Tène* Archives suisses d'Anthropologie générale 1915 S. 196—222; ders. *La Tène* 1923.

P. Vouga

Latènestil (Tf. 191—194). § 1. Wie bei der Hallstattkunst und dem Ornament der neol. Bandkeramik handelt es sich bei der Latènekunst um eine typische Mischkunst, die ohne Berücksichtigung ihrer beiden Komponenten, der alteinheimischen abstrakt-geometrischen Ornamentik und der von naturalistischen Elementen durchsetzten Zierkunst der Mittelmeerkulturen, nicht zu verstehen ist. Für die Beurteilung dieses eigenartigen kelt. Stils selber ist die Entscheidung, ob die wichtigeren Anregungen von der griech., durch die jonischen Niederlassungen an der südfranzösischen Küste vermittelten Kunst ausgingen oder von Italien — die venetische und phönikisch-karthagische Kunst kommen nur in zweiter Linie in Betracht —, von geringerer Bedeutung. Auf jeden Fall lagen die fremden Wurzeln in der gleichzeitigen oder der älteren, in Italien konservierten, griech. Ornamentik mit ihrer Vorliebe für vegetabilische und figurale Motive. Dagegen wird das Verständnis für die Geschichte des L. wesentlich durch die Tatsache erschwert, daß die klassische Kunst während der ganzen Dauer ihrer Einwirkung vom 5. vorchristlichen Jh. bis zur Kaiserzeit selber eine tief eingreifende Entwicklung durchmachte. Endlich versagt die nord. Kunst in dieser Zeit völlig, so daß es nicht wie in der späteren StZ und BZ möglich ist, durch den Vergleich mit einer nicht oder weniger beeinflußten Kunstübung die eigenen und fremden Entwicklungstendenzen zu unterscheiden.

§ 2. So grundsätzlich der Unterschied von der Hallstattkunst ist, kann man im L. doch die Fortsetzung und Steigerung älterer Stilbestrebungen erkennen. Die reiche Verwendung durchbrochener Metallarbeiten bis zu den Beschlägen der Dejbjerg-Wagen (s. Dejbjerg; Band II Tf. 181 a), die Entwicklung farbiger Einlagen bis zu den spätbrit. bunten Emailarbeiten, die Zerklüftung der Körperflächen bei den schraubenartig gewundenen Torques sind Erscheinungen, die eine unmittelbare Parallele

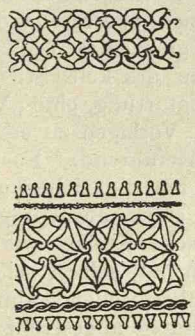
in der früheren EZ Mitteleuropas oder auch in der nord. BZ finden. Dieses entschiedene Streben nach optisch-koloristischen Gegensätzen betätigt sich auch in neuen Formen, die aber mit der klassischen Kunst in keinerlei Zusammenhang stehen, so u. a. bei der sehr charakteristischen Entwicklung der „Knotenringe" der Frühlatènezeit — aber auch der Hallstattzeit (s. Hallstattstil) — zu den bayerisch-böhmischen „Nussarmringen" der späteren Stufen, deren bis $4^1/_2$ cm gr. Halbkugeln noch ein tief eingeschnittenes Wirbelornament und warzenartige Auswüchse erhalten können. Auch die Form der schweren Torques kann durch dichte Gruppen plastischer Knoten und Protuberanzen übersteigert werden. In dieser zunehmenden Tendenz zu barocken, durch das endlos wechselnde Spiel von Licht und Schatten malerisch wirkenden Schmuckformen wiederholt sich nur eine altbekannte Entwicklungserscheinung der einheimischen Kunst.

§ 3. Völlig neu dagegen ist die morphologische Grundlage der Ornamentik. Während die Hallstattkunst ihre rein geometrischen Motive und fremd übernommenen Tierfiguren unvermittelt nebeneinanderstellt, ist die Leitform der Latène-Ornamentik ein geometrisiertes Blattornament, das beide Elemente, das geometrische und das naturalistische, scheinbar organisch in sich vereint. Es ist kein Zweifel, daß dieses kelt. Pflanzenornament auf griech. Vorlagen, zunächst auf die Palmette, später auch auf die frei bewegte Ranke zurückgeht, und daß der ganze Gegensatz zwischen Latène- und Hallstattstil sich ähnlich in der klassischen Kunst beim Übergang der geometrischen Stilarten zu der altgriech. und etrusk.-ital. Kunst beobachten läßt. Dennoch scheint die originelle Verwendung, selbständige Entwicklung und entschiedene Bevorzugung des Pflanzenornaments bei den Kelten nicht verständlich, wenn wir nicht eine innere Bereitschaft zu dieser Form voraussetzen. Das geht auch aus der Tatsache hervor, daß die spätere germ. Kunst, die aus einem sehr ähnlichen klassischen Ornamentschatz schöpfte, ebenso einseitig an das Tierornament angeknüpft hat, wie die Latènekunst an das Pflanzenornament.

§ 4. Reineckes Aufteilung der sog. Frühlatènezeit (Tischlers und Déchelettes) in zwei Stufen ist für die Kunstgeschichte wichtig, weil durch sie die Entstehung des reifen Stils deutlicher zu erkennen ist. Die für die Hallstattkunst überaus bezeichnende mechanische Reihung der gleichen zoomorphen oder geometrischen Motive findet auch in der A-Stufe Reineckes noch vielfach statt: gereihte Sphinxe auf einem Goldblechband aus Weißkirchen, eingestempelte Menschenmasken auf einer Zierscheibe aus Hořovic (Böhmen), längere Reihen von runden oder länglichen Knöpfen an den goldenen Ringen von Rodenbach (Band IV Tf. 64 Abb. 16) und Besseringen, eingestempelte Kreise und S-Motive auf der Tonflasche aus Matzhausen (Tf. 193 d), eingeritzte S-Motive mit geschweiften Endungen oder eingestempelte „Hallstattvögelchen" auf Tongefäßen aus Finistère usw. Auch die bloße Nebeneinanderordnung von Spiralvoluten an Henkelattachen der nachgeahmten griech. Schnabelkannen ist hier bezeichnend (z. B. Rodenbach). Obwohl die mechanische Wiederholung kongruenter Motive an untergeordneten Stellen selbstverständlich auch später vorkommen kann, ist sie zweifellos für die A-Stufe charakteristisch: der reife Stil betont nicht die Vielheit und Teilbarkeit der ornamentalen Form, sondern deren vielgliederige, oft unauflösbare Einheit. Die Frühzeit kannte noch die italisierenden Menschen- und Tierfriese (Schwertscheide von Hallstatt [Band III Tf. 122], Tonflasche von Matzhausen, Bronzeflasche von Rodenbach) — an dem Mundstück einer Schwertscheide von La Tène, vermutlich aus der Spätlatènezeit (s. a. La Tène § 15), sind dagegen drei Tiere unter Anlehnung an die gerade an dieser Stelle beliebten Wirbelformen im Dreieckverband zu einer geschlossenen Gruppe geordnet.

§ 5. Höchst bezeichnend für das neue Streben nach zugleich reich bewegten und organisch verwachsenen Formen ist das Zurücktreten sowohl der geometrischen als auch der figürlichen Motive zugunsten der vegetabilischen seit der A-Stufe. Die Kunst brauchte ein geschmeidigeres Material, das sie willkürlich zu ihrem Zwecke umgestalten konnte. An besonders betonten Stellen oder als freier Abschluß z. B. der Schwert-

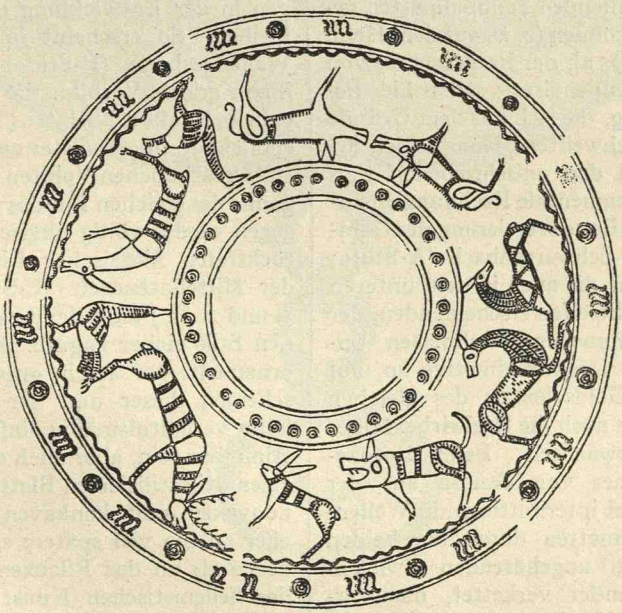
a



b

c

e



d

f

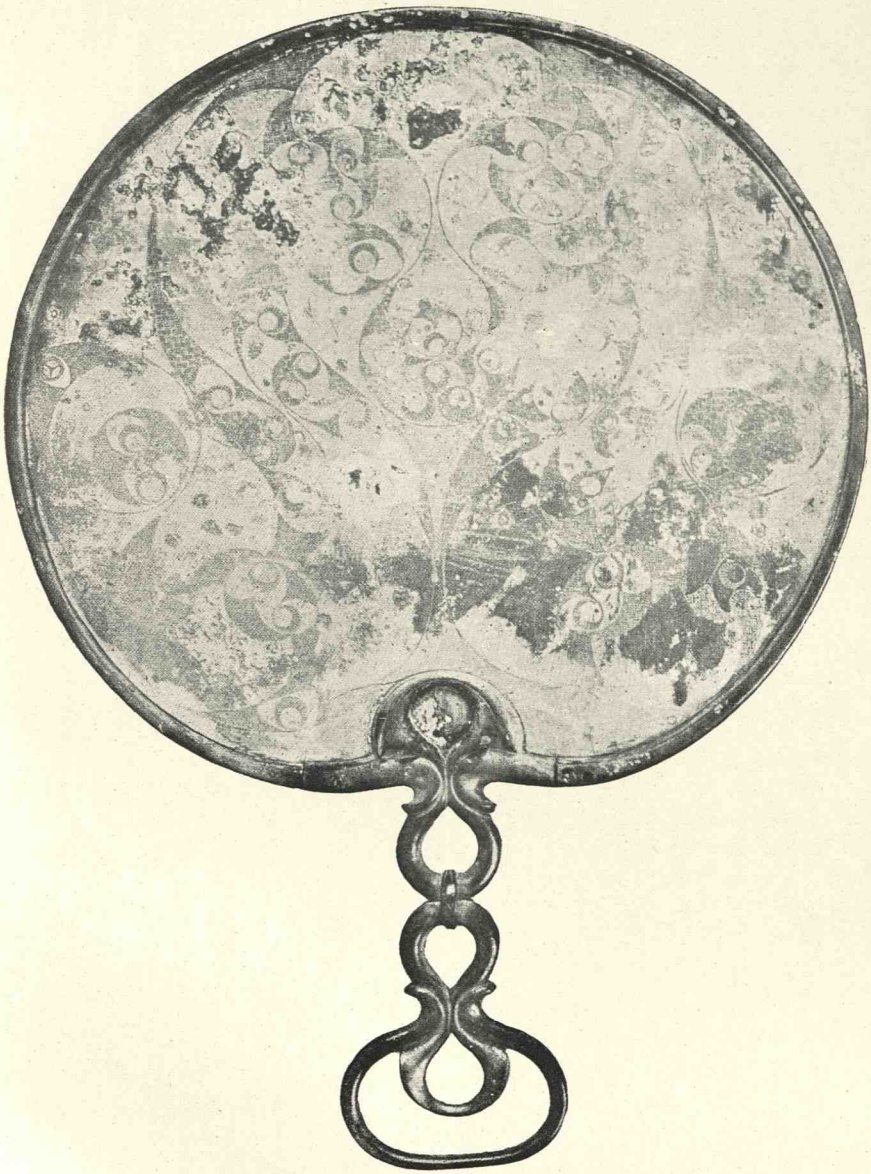
Latènestil

a. Ornamente des Helmes von Berru. — b—c. dgl. von der Kanne (b) und dem goldenen Torques (c) von Waldalgesheim. — d. Tierfries der Tonflasche von Matzhausen. — e—f. Bronzene Schwertscheiden von Bugthorpe, Yorkshire (e), und Lisnacroghera bog Skerry, Co. Antrim. Nach Mainzer Festschrift 1902 und Guide to Early Iron Age Antiquities 1925.

griffe, Gürtelhaken usw. sind auch später Tierköpfe und menschliche Masken oder auch ganze Tiere keineswegs selten, aber eine so reichliche Verwendung, wie in der A-Stufe unter Anlehnung an s. Vorlagen zu erkennen war (Band III Tf. 105 r), findet nicht mehr statt (s. Tierornament). Dagegen kann das Rankenornament sich an den Tiergestalten selbst durchsetzen (Schwertscheide von La Tène, Bronzefragment aus Levroux, Dép. Indre).

§ 6. Die eigenartige Stilisierung des griech. Pflanzenornaments offenbart am deutlichsten den der klassischen Kunst diametral entgegengesetzten Charakter des L. Die griech. Kunst betont die Struktur der ornamental verwendeten Pflanzenform durch die klare Unterscheidung der einzelnen Teile, Palmetten und Palmettenblätter, Lotosblüten, die verbindenden Teile der Wellenranke, — die kelt. Ornamentik hebt die klare Aufeinanderfolge der Teile auf, indem sie dieselben zu einem flächenbedeckenden Muster ineinanderschiebt. Schon in der A-Stufe schwellen die Verbindungsstücke der Ranke zu geschweift mandelförmigen Motiven an, die ebensogut zu den zwickelfüllenden Halbpalmetten gerechnet werden können (z. B. auf dem Helm von Berru [Tf. 193 a], der Bronzeschale von Les Saulces-Champenoises); schon hier besteht die Neigung, die sich aus dem Grunde ergebenden geschweiften Komplementärformen z. B. bei den umschriebenen Palmetten in die ornamentale Rechnung einzubeziehen. An der Bodenverzierung des Goldblechbelags von Schwarzenbach (A-Stufe; Tf. 191) schließen die auch in dem unteren durchbrochenen Streifen erscheinenden, der Palmette entnommenen Fischblasen unmittelbar an die Dreiwirbelmotive an, auf den gepreßten Goldscheiben des gleichen Fundes sind dazu noch die Dreiwirbel selber miteinander verwachsen. Beim Bronzebelag des Helmes von Canosa aus der B-Stufe sind zwei intermittierende Wellenranken mit Palmetten durch die beiden Ranken zugleich angehörenden Zwickelfüllungen ineinander verkettet, dazu erscheinen geschweifte Dreiecke als Komplementärformen, so daß die gesamte Grundfläche in positive und negative krummlinige Motive aufgeteilt wird. Solche Erscheinungen widersprechen dem Stil der (nach Reinecke) gleichzeitigen klassisch-griech. Ornamentik grundsätzlich. Durch die Gleichsetzung der primären Pflanzenmotive und komplementären Grundformen geht der naturalistische Charakter der ersteren verloren und wird die klassische Unterscheidung von Grund und Muster verwischt. Das organische Sprießen und Ranken des naturalisierenden griech. Pflanzenornaments wird durch das nicht minder organische, aber durchaus unnatürliche Verwachsen der die Fläche überspielenden, sich überraschend ergänzenden und damit grenzenlosen, phantastisch bewegten Formen des kelt. Stils ersetzt. Hier nur eine Entartung, eine „Verballhornung" der griech. Vorlagen zu erblicken, wäre durchaus irreführend. Es handelt sich vielmehr um die zielbewußte Verwirklichung eines stark ausgeprägten Stils, den die klassische Kunst, wie Al. Riegl nachgewiesen hat, selber, sei es auch viel später, mit überraschend ähnlichen Mitteln und Resultaten angestrebt hat.

§ 7. Bei der dauernden Einwirkung fremder Einflüsse konnten starke Schwankungen in der Entwicklung des L. nicht ausbleiben. So erscheint in dem Fund von Waldalgesheim (B-Stufe) zusammen mit ihrem griech. Vorbilde die frei bewegte, gegabelte Ranke mit Blüten (Tf. 193 c); das unendliche Rapportmuster aus reziprok ineinandergeschobenen Voluten an einer Bronzekanne des gleichen Fundes (Tf. 193 b) ist dagegen wieder völlig ungriechisch. Das Zurücktreten klassischer Einflüsse während der Mittellatènezeit (C-Stufe Reinecke; 3. und 2. Jh.) kam der Ausbildung des eigenen Stils sicher zugute. Das Blattrankenornament der reich gravierten Schwertscheiden dieser und der folgenden Stufe kann verhältnismäßig einfach und klar bestimmbar sein, aber auch dann erinnern die eigenartig stilisierten Blattformen mit ihren konvexen und konkaven Ausbuchtungen eher an die viel spätere sarazenische Arabeske als an das Pflanzenrankenornament der hellenistischen Kunst (z. B. Schwertscheide von Lisnacroghera, Irland; Tf. 193 f). Bei anderen, besonders spätbritischen Arbeiten dagegen bekommen die beispiellos phantastischen, sich krampfhaft zusammen-



Latènestil

Rückseite eines Bronzespiegels. — Desborough. ca. 1/2 n. Gr.
Nach Guide to Early Iron Age Antiquities 1925.

ziehenden oder plötzlich anschwellenden geschweiften Formen einen rein abstrakten Charakter und wird das fortgesetzte Spiel zwischen den primären und sekundären, abwechselnd glatten und grundierten Motiven mit dazwischengestreuten glatten Scheiben bis zum äußersten getrieben (Schwertscheide von Bugthorpe, York [Tf. 193 e]; sehr ähnlich auf Bronzespiegeln [Tf. 194]). In diesen späten gravierten Bronzen sowie in den gleichzeitigen Durchbruch- und Emailarbeiten der brit. Inseln haben wir den selbständigsten und bedeutsamsten Ausdruck des kelt. L. zu erblicken. — S. a. Durchbrucharbeit, Einlage A 1, Fischblasenmuster, Malerei A 1, Polychromie, Stoff, Symmetrie, Tierornament, Wirbelmotiv.

Katal. Mainz Nr. 8 (1920) S. 164ff. Fr. Behn; Déchelette *Manuel* II 2 S. 582ff., II 3 S. 1507ff.; Archaeologia 52 (1890) S. 14ff. A. J. Evans; Röm. Mitt. 21 (1906) S. 387ff. Hadaczek; Mainz. Festschr. 1902 S. 53ff. Reinecke; *AuhV* 5 bei Tf. 8, 14, 20, 50, 57, 63 ders.; Scheltema *Altnord. Kunst* 1923 S. 147ff.; Arch. Jahrb. 18 (1903) S. 1ff. Studniczka. F. A. v. Scheltema

Latènezeit s. d. einzelnen Länder.

Laterit-Funde s. Indien A § 1.

Latiner. A. Archäologie s. Alba Longa, Forumgräber, Italien B.

B. Sprache, Anthropologie s. Italiker B, D.

Lauch (und Zwiebel). § 1. Daß L. und Z. schon vom alten Sammler gesucht wurden, können wir nach den heutigen Verhältnissen überall voraussetzen. Für manche Formen, den wilden Schnittlauch und das *Porrum silvestre*, den Ramsel, *Allium ursinum*, hat sich dies noch heute erhalten. Aber schon für die früheste Zeit nimmt Schweinfurth auch Zucht an (Ägypten). Bei den späten Angelsachsen heißt der Garten noch der Lauchzaun (*leactun*).

§ 2. Anderseits hat gegen Z. und besonders L. auch immer ein Vorurteil bestanden, so daß z. B. kein Brahmane sie essen durfte, obgleich doch der Knoblauch nach einem ind. Mythos aus einem Tropfen Himmelsmilch entstand, der auf einen Düngerhaufen fiel. Ähnlicher Auffassung entsprang es wohl, wenn Mohammed trotz der Vorliebe seines Volks dafür niemals L., Z. oder gar Knoblauch genoß. Dagegen spricht es wieder für eine Beliebtheit dieser Pflanzen in älterer Zeit, wenn der tote Waräger an der Wolga mit Brot und Fleisch auch Z. ins Totenreich nahm.

§ 3. Ihrer Natur nach lassen sich L., Z. und Knoblauch schwer lange genießbar erhalten. Vielleicht hat man dies aber doch versucht, wenn die Angabe von Hieronymus Bock richtig ist, daß man Z. und Knoblauch oft im Rauch aufhob. Von einem Funde geräucherter Z. berichtet Netolitzki aus Cles (Tirol). S. a. Garten.

Ztschr. f. Untersuch. d. Nahrungs- u. Genußmittel 3 (1900) S. 406f. Ed. Hahn

Laufenschwankung s. Diluvialgeologie § 6.

Laugerie-Basse. S. a. Frankreich A, Kunst A I, Magdalénien. — Im J. 1872 wurde in einer zur Breccie verwandelten Kulturschicht des Magdalénien durch E. Massenat bei L.-B. im Vézère-Tal (Dordogne) unweit Crô-Magnon (s. d.) ein Skelett aufgefunden. Es gehört zweifellos zur Crô-Magnon-Rasse (*Homo priscus* Wilser; s. d.) ist aber nicht sehr gut erhalten. Die Körpergröße dürfte etwa 1,67 m betragen haben.

Bull. Anthrop. 1874 S. 652 G. P. Hamy; E. Werth *Der fossile Mensch* 1921ff. S. 270; Haeny-Lux *Die Körpergröße d. Menschen im Laufe der Zeiten* Pol. Anth. Rev. 5 (1906) S. 434. Reche

Laugerie-Haute s. Frankreich A, Kunst A I.

Lauingen (bei Königslutter, Braunschweig). Großes Urnenfeld in einem Sandhügel, seit 1868 ohne System ausgegraben. Urnen mit Deckelschalen, ohne Steinschutz, meist in Reihen; auch Knochenlager. — Wichtig wegen seines einheitlichen Charakters (III. EZ = Ripdorf-Stufe). Die Urnen nicht mehr Typus Todendorf, noch nicht Situlen: ausladende Schalen mit eingezogenem Halse und schrägem Rande; Fibeln spätes Frühlatène und Mittellatène (Band IX Tf. 166 e), auch „hannoversche" (s. d.), Holsteiner Nadeln (s. Holsteinische Nadel) usw., flache Ohrringe (keine Segelohrringe mehr).

Mannus 8 S. 191 F. Fuhse. R. Beltz

Launac-Kultur. Während im O bis zur Mitte Frankreichs eine wirkliche Hallstattkultur sich bemerkbar macht, bleibt der W und NW davon ziemlich frei. Im Pyre-

näengebiet breitet sich erst in der späten HZ und frühen LTZ die Gruppe der Hügelgräber (s. d.) der frz. Pyrenäengegend aus. Besonders in der Armorika, dem NW, am Atlantischen Ozean, fällt dieses Fehlen von hallstattzeitl. Funden sehr auf. Diese Gegend war in der BZ die reichste Frankreichs. Die weitaus größte Zahl der bronzezeitl. Depots gehört hierher. Die HZ scheint beinahe ganz zu fehlen. Allerdings kann dies nur mit dem Vorbehalt ausgesprochen werden, daß die bisherigen Funde, unter Vernachlässigung der von den Franzosen wenig beachteten Keramik, dieses Bild ergeben. Ob es sich tatsächlich so verhält, ist eine andere Frage. Sicher aber ist, daß wir in einer südlicheren Gegend mit einer sehr eigenartigen Kultur zu rechnen haben, die ziemlich gut bekannt ist durch die Bronze-Depotfunde von Launac, Montpellier, Bautarès, Loupian (sämtlich im Dép. Hérault, am Mittelmeer). Der erstgenannte ist der bedeutendste (Déchelette *Manuel* II 2 S. 552ff. und Anhang I 57). Er enthielt eine große Menge von Stücken, unter denen besonders zu erwähnen sind: viele Tüllenäxte mit Öse, z. T. mit Rippenverzierung, darunter 9 sog. Votiväxte von 40—55 mm L.; eine Menge von Armringen mit starken, scharfkantigen Rippen des bekannten hallstattzeitl. Typus; bandförmige Ohrringe, wie sie sich ebenso in den ostfrz. Hallstatthügeln, im Languedoc und in Hallstatt selbst finden; Nadeln; Rasiermesser, und zwar von ganz einfachem Typus, abgeleitet von den doppelschneidigen runden Messern mit durchbrochenem Griff der letzten BZ, und eine einschneidige Form, die deutlich hallstattzeitl. ist und mit dem Messer, das in Ostfrankreich meist das lange Hallstattschwert begleitet, Verwandtschaft hat; ferner Lanzenspitzen und das Bruchstück einer Bronzefibel mit langem Nadelhalter (Schlangenfibel?), die sicher der I. Stufe der HZ angehört. Diese Mischung legt die Annahme nahe, daß in diesen Gegenden mit einem Nachleben der BZ zu rechnen ist. Wenn also in diesen sw. Gegenden Frankreichs die (illyr.) Hallstattkultur keine Aufnahme fand, so saß hier eine Bevölkerung, die im Gegensatz zur ostfrz. dem Hallstattkreise fernstand. Der O und die Mitte Frankreichs (s. Hallstatthügelgräber Ostfrankreichs), die zum südd. Kulturkreise zu rechnen sind (s. Frankreich C§3), waren demnach von einer anderen Bevölkerung bewohnt. Dazu stimmt, daß wir schon in der BZ Beziehungen zwischen Südfrankreich und Spanien fanden, genau so wie zwischen der Armorika und England. Diese Verwandtschaft finden wir in der späteren HZ (s. Hügelgräber der französischen Pyrenäengegend) auf das deutlichste wieder.

Im ganzen ergibt sich folgendes Bild. Im Gebiete einer zusammengehörigen, wenn auch nicht homogenen Völkermasse (Urkelten), die von Böhmen bis Mittelfrankreich reichte, breitete sich die bekannte Hallstattkultur, unter z. T. bedeutsamen Anregungen vom Mittelmeerkreise her, aus. Diese Bevölkerung grenzt im SW Frankreichs an Völker, die die ihnen fremde Kultur nicht annahmen, sondern eine Art verspäteter Bronzekultur, die Launac-Kultur, fortführten. Erst in der 2. Hälfte der HZ sehen wir sie eine neue Kultur auf iber. Grundlage annehmen. Die Armorika, am Atlantischen Ozean, wo übrigens die Launac-Kultur nicht festgestellt ist, hat sogar noch länger, bis zum Auftreten der LTZ, ihren selbständigen Charakter bewahrt. E. Rademacher

Lausa (bei Losenstein, Oberösterreich). Am Fuß der Langensteiner-Mauer, einer senkrecht aufsteigenden Kalksteinwand, wurden etwa 15 cm t. unter der heutigen Grasnarbe gebrannte Lehmschichten und darauf stellenweise reichlich vorkommende Funde gehoben. Es waren dies besonders Flachäxte, fast restlos aus Serpentin, teils Fertigware, teils Halbfabrikate, dann Lochäxte und Bruchstücke solcher, Bohrzapfen, Bachgeschiebe mit Sägespuren und angeschliffener Schneide, Klopf- und Poliersteine, Reibplatten, Pfeilspitzen, Kratzer und Klingen aus Feuerstein, trianguläre Dolchklingen und Bruchstücke von anderen Bronzen, zahlreiche Stichel, Pfriemen und Glätter aus Bein, rohe Hauskeramik und solche vom ostalpinen Pfahlbautypus. Die Fundschichten hatten eine Gesamtausdehnung von etwa 2000 qm.

Es handelt sich um ein äneol. Steinwerkzeugatelier, das an einer tief im Mittelgebirge liegenden Stelle gut geschützt angelegt wurde, und in welchem bei der Zu-

arbeitung der Bachgeschiebe auf Äxte auch das Steinschneiden in Verwendung stand.

G. Kyrle *Jungsteinzeitliche Funde aus dem unteren Flußgebiet der Enns* Wien. Präh. Z. 1918 S. 19ff. G. Kyrle

Lausitzische Kultur. A. Archäologie (Tf. 195—198).

I. Name, Begriff, Vorkommen (§ 1—4). — II. Typologie und Zeitstellung (§ 5—10). — III. Entstehung und Volkstum (§ 11—17).

I. § 1. Gewöhnlich mit falscher Endung „Lausitzer" Kultur genannt, von Virchow eingeführter Name einer keramischen Gattung, die er zuerst aus Funden der Niederlausitz kennengelernt hatte. In der Literatur ist der Begriff nicht scharf umgrenzt. Bald versteht man darunter die gesamte Keramik der ostd. Urnenfriedhöfe und unterscheidet da zwischen älterer und jüngerer L. K., bald beschränkt man den Namen auf die ältere Gruppe, während für die jüngere andere landschaftliche Bezeichnungen gewählt werden. Tatsächlich hat der Name als Gattungsbegriff nur in diesem engeren Sinne seine volle Berechtigung. Denn nur bei der Frühstufe der Urnenfriedhöfe kann für deren ganzen Umkreis von einem einheitlichen Töpferstil die Rede sein, der sein geogr. Zentrum in der Ober- und Niederlausitz hat. Bei den späteren Stufen geht die Übereinstimmung nicht über eine allg. Familienähnlichkeit hinaus, und der Lausitz gebührt dabei nur ein sehr bescheidener Anteil an der Entwicklung. Freilich verlangt auch diese entferntere Verwandtschaft nach einem gemeinsamen Ausdruck, und bis man sich über einen passenderen geeinigt hat (vgl. § 15), mag es bei dem nun einmal eingebürgerten sein Bewenden haben.

§ 2. Die Heimat der L. K. umfaßt Schlesien, Posen und Westpolen, das s. Brandenburg und die sächs. Länder bis zur Saale. Jenseits der Sudeten gehören dazu Böhmen, Mähren, Niederösterreich und die angrenzenden Teile von Ungarn. Es ist also ungefähr dasselbe Gebiet, das vorher die Aunjetitzer Kultur (s. d. A) innegehabt hatte, und gleich dieser greift auch die L. K. mit ihren Ausstrahlungen allseitig weit über die ursprünglichen Grenzen hinaus. Doch gilt mehr oder minder für die ganze Außenzone, was Beltz über ihr Vorkommen in Mecklenburg sagt: „Der Charakter des Eingeführten oder Entlehnten verleugnet sich nicht: der Formenkreis ist ganz wesentlich kleiner, die Einzelformen abgeschwächt, besonders auch die Ornamentik nur matt. Die Arbeit ist bedeutend geringer als in den Kernländern der L. K."

§ 3. Ihr Auftreten fällt überall mit der Einführung der bronzezeitl. Leichenverbrennung zusammen. Die Gräber sind zu großen Friedhöfen vereinigt. Neben Flachgräbern ist die Hügelbestattung — mit und ohne Steinsetzung — in vielen Gegenden üblich. Die Aschenurnen, mit großen Schüsseln sorgfältig zugedeckt und oft mit einem „Seelenloche" (s. d.) versehen, sind mit zahlreichen Beigefäßen umstellt. Metallbeigaben zählen dagegen zu den Seltenheiten. Meist sind es geringwertige Schmucksachen, die der Tote auf dem Scheiterhaufen getragen hatte, und die infolgedessen oft die Spuren des Brandes zeigen oder ganz zusammengeschmolzen sind, außerdem Rasier- und andere Messer, Pfeilspitzen, selten einmal eine größere Waffe.

§ 4. Wie die Gräberfelder so zeigen auch die Wohnplatzfunde, daß die Siedlungen einen geschlossenen, dorfartigen Charakter hatten. Die Hütten liegen oft in großer Zahl auf engem Raume beisammen. Die in die Erde eingelassenen Pfostenlöcher, Keller, Herd- und Abfallgruben deuten sie an. Bei günstigen Bodenverhältnissen erkennt man auch die Grundrisse. Es waren rechteckige Vorhallenhäuser von der Form der trojanisch-myk. Megara (s. Buch, Haus A I § 16, Vorhalle). Man findet sie auch innerhalb der recht zahlreichen Ringwälle dieser Zeit, aus Holz und Erde erbauten Befestigungen mit Toren und Türmen. Die Tonware gleicht vollkommen den Grabgefäßen, nur daß natürlich das gröbere Geschirr überwiegt. Aber soweit die Aufschlüsse reichen, rühren die Ringwälle sämtlich erst aus den beiden jüngeren Stufen her, als ob das Bedürfnis nach Verteidigung sich erst damals eingestellt hätte. Ein lehrreiches Beispiel dafür liefert die Schwedenschanze bei Oswitz (s. d.).

Der Umfang der Literatur gestattet nur die Anführung einiger zusammenfassender Schriften. Behla *Die Urnenfriedhöfe mit Tongefäßen des L. Typus* Luckau 1882; Undset *Eisen*; Niederlaus. Mitt. 1 (1890) S. 387ff. M. Weigel; Voß-Stimming; Mertins *Wegweiser*; Mannus 4 (1912)

S. 75ff. E. Blume; Kostrzewski *Wielkopolska*[2]; Píč *Urnengräber*; Jahrb. Zentr. Kom. 4 (1906) S. 1ff. K. Buchtela; Jahrb. AK. 4 (1910) S. 1ff. A. Rzehak; Fr. Černý *Popelnicová pole na Moravě* (*Die Urnenfelder in Mähren*) Brünn 1909; J. L. Červinka *Kultura popelnicových polí na Moravě* Brünn 1911; vgl. Zentralbl. f. Anthr. 1910 S. 239, 242; Präh. Z. 1 (1909) S. 209ff. (Römerschanze) C. Schuchhardt; Präh. Z. 2 (1910) S. 371 (bronzezeitl. Dorf bei Buch) A. Kiekebusch; A. Kiekebusch *Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin* 1923.

II. § 5. In ihrer reinen Ausprägung (Stufe A; Tf. 195) wird die L. K. charakterisiert durch den streng tektonischen Aufbau der Gefäße. Aus wagerechten Tonstreifen in ihren einzelnen Teilen zusammengesetzt, lassen sie ihr Gefüge noch deutlich genug erkennen, wodurch eine kräftige Gliederung und eine gewisse Eckigkeit und Schwere hervorgerufen werden. Auf einen umgekehrten Kegelstumpf wird z. B. ein Kugelabschnitt und auf diesen wieder ein steiler Hals gesetzt. Sockelartige Füße und breit umgelegte Krempen tragen weiter zur Verstärkung des konstruktiven Eindrucks bei. Wie durchaus es auf die Profilwirkung abgesehen war, zeigt am klarsten der Verzicht auf ornamentale Behandlung der Fläche durch breit angelegte Linienmuster. Dafür tritt die plastische Ausschmückung ein. Sie wendet sich an unser Körperhaftigkeitsgefühl. Nicht das nur dem Auge erreichbare Veränderliche der Erscheinung, die Form in ihrer plastischen Bestimmtheit soll gezeigt werden. Kegel- oder mammaförmige Buckel in Zahl von 4 oder 6, seltener von 5 oder 8, umrahmt von eingetieften Rundfeldern, von Bogenfurchen oder Rippen, gliedern die Wölbung, vervielfältigen sie gleichsam und steigern eben dadurch ihren abtastbaren Wert. Es gibt in der vorgesch. Töpferei vielleicht keine zweite Gattung von so ausgesprochenem Formempfinden, das auch in der Beschränkung dieser Zierweise auf wenige dafür geeignete Gefäßarten zutage tritt, nämlich: a) hochhalsige Kannen mit weitem und breitem Bandhenkel; b) Terrinen mit steilem Halse und zwei engen Ösen am Halsansatz; c) weitmündige Becken oder Näpfe mit aus- oder umgebogenem Rande. — In ihrer Begleitung erscheinen: d) doppelkonische Töpfe, zuweilen mit scharf und tief eingerissenen Umlauffurchen über dem Bauchknick; e) bauchige Töpfe mit gerauhtem oder grob gestreiftem Unterteil, gekerbter oder getupfter Kante und glattem steilen oder geschweiften Halse; Übergänge von d und e sind häufig, beide Formen werden hauptsächlich als Aschenurnen verwendet; f) eiförmige Töpfe mit niedrigem oder gekehltem Halse und ausladendem Rande; g) Schüsseln, Näpfe, Becher, Tassen u. dgl. verschiedener Art. — Der Ton ist in der Regel gut geschlämmt, die Oberfläche ebenmäßig glatt. Im W des Gebietes überwiegt die helle, gelblich oder rötlichbraune Färbung, im O die dunkle, z. T. schon mit Graphitüberzug. Dieser Gegensatz, mit dem andere Unterschiede Hand in Hand gehen, bleibt in den folgenden Stufen bestehen. Die Grenze läuft durch Mittel- und Niederschlesien.

§ 6. Die nächste Stufe (B; Tf. 196) behält die Grundformen bei, mildert aber die Schärfe der Profile. Die Buckel werden seltener, verlieren an Plastizität oder schrumpfen zu kleinen Warzen und schließlich zu runden Vertiefungen zusammen, wogegen die Umrahmung an Bedeutung gewinnt und vielfach in schräge, senkrechte oder wagerechte Kannelüren oder Rippen übergeht. Auch das bekannte Flechtbandmuster von gestrichelten Dreiecken tritt schon auf, doch bleibt das Ornament streifig und derb, mehr Flachrelief als Flächenzeichnung. Landschaftliche und sogar örtliche Verschiedenheiten machen sich in dieser Stufe stärker als vorher geltend. So ist für den W, ausgehend von der Niederlausitz, die Querriefelung der Gefäße typisch, die im O nur ausnahmsweise erscheint und hier durch schräge oder senkrechte Kannelierung ersetzt wird. Neben den verwaschenen Formen einer schon entarteten Übergangskeramik finden sich technisch und künstlerisch ausgezeichnete Arbeiten, wie die hochfüßigen, tiefroten Pokale, die offenbar fabrikmäßig für den Handel hergestellt und weithin vertrieben worden sind.

§ 7. Die dritte Stufe (C; Tf. 197) pflegt man als die Blütezeit der L. K. zu betrachten, weil ihr die große Mehrzahl der Gräberfelder angehört, die Besiedlung also wohl die größte Dichtigkeit erreicht hat. Die Entwicklung der Gefäßformen schreitet weiter

in der Richtung fort, daß der Umriß abgeschliffen und gerundet, die Gliederung abgeschwächt oder gänzlich aufgehoben wird. Dafür wird der Formenreichtum viel bedeutender, besonders an kleinen Ziergefäßen herrscht eine erstaunliche Mannigfaltigkeit. Die Musterung wird jetzt in der Hauptsache durch fein eingeritzte Parallellinien und Punktreihen hergestellt. Das Flechtband ist noch häufig, hat aber die Neigung, sich in einzelne Dreiecke oder in wechselnde Schrägstrichgruppen aufzulösen. Auch sonst verfeinert sich die Technik. Die Wände sind dünn, die Oberflächen meist mit einer Glättschicht überfangen, in Schlesien und Posen metallisch glänzend graphitiert. Hier und da sind Anklänge an den Hallstatt-Formenkreis bemerkbar, auch werden Bronzegefäße (Pokale, Henkeltassen) in Ton nachgeahmt. Die Führung liegt in Mittelschlesien, von dem der ganze O, desgl. Böhmen und Mähren aufs stärkste beeinflußt werden. Auch der Aurither Typus (s. d. und Band I Tf. 56) im mittl. Brandenburg empfängt von hier manche Anregung. Im allgemeinen aber bleibt die w. Gruppe ihrem bisherigen Charakter (z. B. in der horizontalen Streifung) länger treu, so daß hier eine Scheidung der Stufen B und C anscheinend schwerer durchzuführen ist.

§ 8. Stufe D (Tf. 198) bedeutet für den O, in erster Reihe Schlesien und Posen, den Höhepunkt der Entwicklung. Fremde Anregungen (Hallstattkreis, Italien) und die eigene Erfindungskraft rufen vereint eine unvergleichliche Fülle reizvoller Bildungen hervor, deren Reichhaltigkeit durch landschaftliche Schattierungen noch gesteigert wird. Die klassische Form ist die henkellose Kugelvase mit Trichterrand und zuweilen drei hornartigen Ansätzen auf der Schulterwölbung. Überhaupt wird die Dreizahl als Einteilungsprinzip in der Ornamentik maßgebend. Zu den schon früher verwendeten, jetzt aber viel freier behandelten geometrischen Mustern gesellen sich stilisierte Naturformen, besonders Tierfiguren. Auch plastische Kunstwerke in Gestalt vierfüßiger Tiere und Vögel sind nicht selten. Man strebt nach farbiger Wirkung und bemalt einen Teil der Gefäße in Purpurrot, Braun, Weiß und Schwarz (Band I Tf. 109); während bei anderen die spiegelnde Glätte des Graphitüberzuges nur durch leicht darüber hingezeichnete Liniennetze unterbrochen wird. Parallelstufen sind die Horkauer Kultur in Mähren, die Bylaner oder Platenitzer in Böhmen, die Billendorfer (s. d.) in der Lausitz und die ältere Göritzer (s. d.) im nö. Brandenburg. S. a. Böhmen-Mähren D sowie Band II Tf. 8, 38, 42—45, 85a—c, 174, Band IV Tf. 179.

§ 9. Bald darauf beginnt in künstlerischer und technischer Beziehung der Verfall. Die Gefäße werden plump und dickwandig, die Ornamentik verarmt, Graphitierung und Bemalung werden selten oder verschwinden. Als Leitmotiv erscheint die sog. falsche Schnurverzierung, deren Bedeutung besonders Götze bei Besprechung der hierhergehörigen jüngeren Göritzer Kultur (Band IV Tf. 179) hervorgehoben hat. Damit findet die L. K. und die ganze durch ihn bezeichnete Besiedlungsepoche ihren Abschluß. Was darauf folgt, trägt den Stempel seiner andersstämmigen Abkunft an der Stirn (s. Gesichtsurnenkultur).

§ 10. Trotz des ungeheuren Materials läßt die Chronologie des L. K. noch viel zu wünschen übrig; in manchen Gegenden bleibt nach dieser Richtung noch so gut wie alles zu tun. Auch die systematischen Übersichten von Voß, Píč, Buchtela u. a. leiden darunter, daß zeitliche mit räumlichen Unterschieden vermengt oder verwechselt werden. Die Ursachen dieser Unsicherheit und den Weg, auf dem sie behoben werden kann, hat M. Jahn in einer trefflichen Arbeit auseinandergesetzt, die zum ersten Male die formgeschichtliche Analyse eines größeren Gräberfeldes und die Einordnung der keramischen Typen in das System der BZ von Montelius gibt. Daß die älteste Urnenfriedhofstufe, unsere Stufe A, in die III. Per. Mont. (= südd. Bronzealter-Stufe D) fällt, haben schon vor mehr als zwei Jahrzehnten Kossinna und Reinecke betont. Bestimmend dafür sind vor allem eine Anzahl Nadeltypen, die sich aus solchen der II. Per. entwickelt haben, wie die jüngeren ostd. Ösennadeln (s. Nadel A 1 § 22) mit gekrümmtem oder rechtwinklig gebogenem Schaft, die „Petschaftnadeln“ mit dicker

Kopfscheibe und verstärktem Halse (ebd. § 35), die Nadeln mit weit geripptem Kolbenkopf (ebd. § 57) usw., ferner ältere Spiralplattenfibeln, kegelförmige Zierbuckel mit kleinem Endknopf und andere auch im N verbreitete Typen der Per. III. Ebenso wird die Gleichzeitigkeit unserer jüngsten Stufe D mit Per. VI Mont. (Hallstattstufe C und D) durch die metallenen Begleitfunde außer Zweifel gestellt. Die beiden Zwischenstufen B und C verteilen sich somit auf Per. IV und V (Hallstatt A und B). Es wird Sache von Einzeluntersuchungen sein, diesen Synchronismus genauer herauszuarbeiten. In absoluten Zahlen reicht die durch die L. K. bezeichnete Besiedlungsepoche nach der Zeitrechnung von Montelius etwa von 1300—500 v. C., das macht für jede Stufe durchschnittlich zwei Jahrhunderte.

M. Jahn *Zur Chronologie der „Lausitzer Kultur"* Mannus 3. Erg.-Bd. 1922, mit Literaturverzeichnis; Anthr. Korr.-Bl. 1902 S. 18f., 29 P. Reinecke; Präh. Z. 1 (1909) S. 55ff. H. Seger; ders. *Die Stilentwicklung in der Keramik der schles. Urnenfriedhöfe* Schles. Vorz. NF 8 (1924) S. 5ff.

III. § 11. Die Versuche, die Entstehung der L. K. zu erklären, lehnen sich zumeist an die Buckelverzierung (s.d.) an. Hoernes hielt sie für ein Derivat des kupferzeitl. Rahmenstils (s. d.). Unter der Einwirkung der Metalltechnik hätten sich die kreisrunden Einzelfiguren, die in Malerei oder Ritztechnik symmetrisch auf der Gefäßwand angebracht waren, zu plastischen Vorsprüngen erhoben. Als Übergangsformen betrachtet er die ungar. und siebenbürg. Gefäße mit Buckeln, auf denen sich Spiralzeichnungen befinden (vgl. z. B. Band II Tf. 84 a, b). Metallvorbilder, natürlich solche aus dem S, nehmen auch die meisten anderen Forscher an. Zu verwundern ist nur, daß von den vielen erhaltenen Bronzegefäßen keines eine irgendwie vergleichbare Buckelverzierung aufweist. Wenn wirklich die Metalltechnik Einfluß auf die damalige Tonbildnerei ausgeübt hat, so kann es nur in einem allgemeinen Sinne geschehen sein. Der Zeitgeschmack forderte prägnante, künstlerisch disziplinierte Formen. Die fand man in der Toreutik und mag sie sich für die Töpferei zunutze gemacht haben. Das ist, wie Scheltema mit Recht hervorgehoben hat, ein durch die ganze Kunst des europ. Bronzealters hindurchgehender Zug. Aber für den Ursprung eines individuellen Stils von der Art der L. K. ist mit dieser ästhetischen Erklärung nichts gewonnen.

§ 12. Ähnlich steht es mit den Hinweisen auf verwandte Formenkreise, die Buckelkeramik (s. d.) Trojas und Ungarns, Italiens und Südwestdeutschlands, von denen die ostd. ausgegangen sein soll. Abgesehen davon, daß das Problem damit nicht gelöst, sondern nur verschoben wird, braucht die Verwandtschaft nicht auf Abstammung, sie kann sehr wohl auf bloßer Konvergenz beruhen. Die einzelnen Gebiete waren ja durch keine chinesische Mauer getrennt. Die kulturelle Grundlage war allen gemeinsam, die Fäden des Verkehrs liefen hin und her. Da mußten fast naturnotwendig in gleichen Zeiten gleiche Moden entstehen.

Hoernes *Urgesch.*[3] S. 412f.; ders. *Die Formentwicklung der prähistorischen Tongefäße und die Beziehungen der Keramik zur Arbeit in anderen Stoffen* Jahrb. AK. 5 (1914) S. 16f.; Reinecke a. a. O. S. 29; A. v. Scheltema *Die altnordische Kunst* 1923 S. 100ff. Vgl. auch die Lit.-Nachweise zu § 15.

§ 13. Erfolg verheißt auch hier allein die typol. Methode. Die ältesten Formen müssen aufgesucht und an noch ältere angeschlossen werden, bis eine lückenlose Ahnenreihe hergestellt ist. Bei der L. K. liegt die Schwierigkeit darin, daß wir über die Keramik der nächst vorhergehenden Bronzealterstufe nur sehr mangelhaft unterrichtet sind, was wieder auf den damaligen, der Erhaltung von Tongefäßen ungünstigen Bestattungsbräuchen beruht. Die einzige Anknüpfung bot bisher eine in böhm., mähr. und schles. Körpergräbern der II. Per. vorkommende Art von Henkelkannen, die sich in jeder Hinsicht als Vorläufer der Lausitzischen Buckelkannen (s. § 5) offenbart. Nun ist es kürzlich dem Spürsinn eines jüngeren Forschers, B. v. Richthofen, gelungen, ein etwas reichhaltigeres Material aus Schlesien zu sammeln und den Nachweis zu erbringen, daß für die meisten Leitformen der L. K. die Urtypen schon in der II. Per. vorhanden sind. Der Weg zur Buckelbildung scheint überall über die z. T. schon aus der I. Per. stammenden „Warzen" und Griffleisten gegangen zu sein. Den Übergang zur III. Per. vermittelt eine älteste Gruppe von Brandgräbergefäßen,

deren Buckel noch ohne jede Umrahmung, als bloße Ecken, gebildet sind. Es steht zu vermuten, daß eine gründliche Nachprüfung des Fundmateriales auch anderwärts zu ähnlichen Beobachtungen führen wird. Schon jetzt aber sprechen alle Umstände dafür, daß sich die L. K. im wesentlichen ohne fremde Einwirkung bodenständig entwickelt hat.

Mannus 4 (1912) S. 175f. Kossinna; ders. *Deutsche Vorgesch.*[3] 1921 S. 62 Tf. 14 Abb. 129; O. Mertins *Wegweiser* S. 49; B. v. Richthofen *Die ältere Bronzezeit in Schlesien* Vorgeschichtliche Forschungen 1, 3 (1926).

§ 14. Als die Frage nach dem Volkstum der Träger der L. K. zum ersten Male auftauchte, sah man nur die Alternative: germanisch oder slavisch? Die Zeit der slavischen Besiedlung war durch die bekannte hartgebrannte Topfware vom „Burgwalltypus" festgelegt. Folglich mußte die L. K. germ. sein. Daß zwischen beiden eine Kluft von über 1000 Jahren gähnt, wußte man noch nicht. Haben doch bis vor kurzem einzelne Lokalforscher die jüngere L. K. in die RKZ gesetzt! Kritische Beobachter erkannten freilich den großen Gegensatz zwischen der Kultur der ostd. Urnenfelder und der sicher germ. in Norddeutschland und Skandinavien und mieden darum jene Volksbezeichnung. Gelegentlich tauchte im Hinblick auf die für keltisch gehaltenen Schlackenwälle auch der Name dieses Volkes auf. Um die Wende des Jh. haben dann Götze und Kossinna ziemlich gleichzeitig auf die Thraker als mutmaßliche Stammväter der Urnenfriedhof-Leute hingewiesen, Götze hauptsächlich wegen der troisch-ungar. Buckelkeramik (s. § 12), Kossinna mehr aus siedlungsgeographischen Erwägungen heraus. Den angeblich aus dem ö. Ungarn eingewanderten Teilstamm nannte er „Karpodaken" nach einem bei Zosimos (4, 34) einmal erwähnten Volke, das z. Z. Theodosius des Großen ö. der Donau saß, früher aber um die Karpathen ansässig gewesen sein sollte.

§ 15. Dagegen suchte Schliz es wahrscheinlich zu machen, daß die ältere Hügelgräberbevölkerung Südwestdeutschlands am Schluß der II. Per. nach O ausgewandert sei und zum mindesten einen starken Anteil am Zustandekommen der L. K. gehabt habe. In einer scharfen Polemik (1912) wies Kossinna diese Annahme als haltlos zurück, um aber zuletzt auch seine eigene Meinung zu berichtigen: die ostd. Buckelkeramik hat mit der spiralverzierten ungar. nichts zu tun. Ihre Verfertiger sind nicht von einem Stamme der Thraker aus Ostungarn (den es dort in Per. II gar nicht gegeben hat), sondern von den Illyriern (s. d.) in West- und Nordungarn, Niederösterreich und Mähren abzuleiten. Sie sind also eine nord- und keine südindogerm. Bevölkerung. Dachte er damals wohl noch an eine Einwanderung von S her, an eine Neubesiedlung der von den Aunjetitzern verlassenen Länderräume, so hat er letzthin auch in diesem Punkte umgelernt: Er sieht jetzt seine Nordillyrier für die direkten Nachkommen der alten Aunjetitzer Bevölkerung an, stimmt also der vom Referenten stets vertretenen Auffassung vom einheimischen Ursprung der L. K. zu (s. § 13). Als Stütze seiner ethnologischen Hypothese dienen ihm vor allem der enge, nirgends unterbrochene Kulturzusammenhang Ostdeutschlands und der ehemals österreich. Länder mit den hist. Wohnsitzen der Illyrier, weiter die von Ptolemäus überlieferten Ortsnamen illyr. Klanges im Bereich der L. K., endlich die Gleichung Veneter = Wenden, die auf einer Übertragung des Namens der illyr. Ostnachbarn der Germanen auf ihre Nachfolger, die Slaven, beruhen könnte. Die Autorität Kossinnas hat bewirkt, daß heute schon vielfach von „illyrischer" Kultur als gleichbedeutend mit der „lausitzischen" gesprochen wird.

Himmel und Erde 12 (1900) S. 233ff. A. Götze; ZfEthn. 1902 S. 211f., Mannus 3 (1911) S. 316ff., ebd. 4 (1912) S. 173ff. und 287ff. G. Kossinna; ders. *Die Herkunft der Germanen*[2] 1920 S. 21 und 30 Anm.; Archiv f. Anthr. NF 9 S. 233 A. Schliz; Mannus 3 S. 313f. ders.; ders. *Zur älteren BZ. Südwestdeutschlands* Flugschrift 1912. — Zum Karpodaken-Namen vgl. Präh. Z. 4 (1912) S. 83ff. U. Kahrstedt, zur Illyrier-Frage: MAGW Verh. 1916/17 S. 38ff. — Als Kuriosum sei erwähnt, daß K. Penka mit arch. Begründung die Griechen aus Schlesien herleiten wollte: MAGW 27 (1897) S. 47ff.

§ 16. Auch die germ. Herkunft der L. K. hat neuerdings wieder einen Verteidiger gefunden. Nach C. Schuchhardt wäre sie unmittelbar den nach der Mark

Brandenburg verpflanzten und dort heimisch gewordenen Spielarten der Megalithkeramik von der mittl. Elbe, dem Walternienburger und dem Burg-Molkenberger Stil, entsprossen. Gefäßformen, Kannelürenverzierung, die lebhaft braune Farbe, alles soll von dort übernommen sein (s. Europa § 39—41). Aber zwischen dieser steinzeitl. Gruppe und den Anfängen der L. K. liegt eine lange Entwicklung: die Schlußphase des Neol., die I. und die II. Per. der BZ mit ihren vielen Unterstufen. Sie kann nicht einfach übersprungen, sondern es müßte gezeigt werden, wie sich der Übergang von der einen zur anderen Gattung folgerecht vollzogen hat. Und selbst wenn dieser Nachweis möglich wäre, würde damit doch nur bewiesen sein, was ohnehin wahrscheinlich ist, daß nämlich die verschiedenen bronzezeitl. Kulturen Mitteleuropas einander an der Wurzel berühren, nicht aber, daß die L. K. germ. ist. Ihr ungerm. Wesen leuchtet vielmehr aus allem und jedem Zuge klar hervor.

Präh. Z. 1 (1909) S. 360ff. C. Schuchhardt; ders. *Alteuropa* 1919 S. 277ff.; vgl. Zentralbl. f. Anthr. 1910 S. 294f. Hoernes.

§ 17. Einen von der dtsch. Forschung gänzlich abweichenden Standpunkt nimmt die Mehrzahl der poln. und tschech. Prähistoriker ein. Für sie gilt es als ausgemacht, daß das Urnengräbervolk slav. Stammes gewesen sei. Es habe sich damals von seinen Ursitzen im heutigen Polen und Ostdeutschland mächtig ausgebreitet, in mehreren Zügen von der Lausitz und von Schlesien her Böhmen und Mähren in Besitz genommen, die autochthone Aunjetitzer Bevölkerung unterjocht oder zurückgetrieben. Der von den dtsch. Gelehrten behauptete Abbruch der Kultur, einmal am Ende der HZ, und zum zweitenmal am Beginn der Völkerwanderung, wird bestritten, die Fortdauer der Besiedlung bis zur hist. Zeit als bewiesen hingestellt. Die kelt. und germ. Herrschaft in den ersten Jh. vor und nach C. Geb. hätten nur eine Episode bedeutet, wobei der slav. Grundstock durch die fremde Herrenschicht zwar zeitweilig unterdrückt, aber immer im Lande geblieben sei. — Was hiergegen einzuwenden ist, habe ich seinerzeit bei Besprechung der einschlägigen Werke von Píč und Buchtela gesagt und hat neuerdings besonders Kossinna in eingehender Weise dargelegt. Die Theorie von der Einwanderung in Böhmen und Mähren würde mit dem Augenblicke hinfällig werden, wo die oben (§ 13) entwickelte Ansicht über die Entstehung der L. K. auch für diese Länder Geltung gewänne.

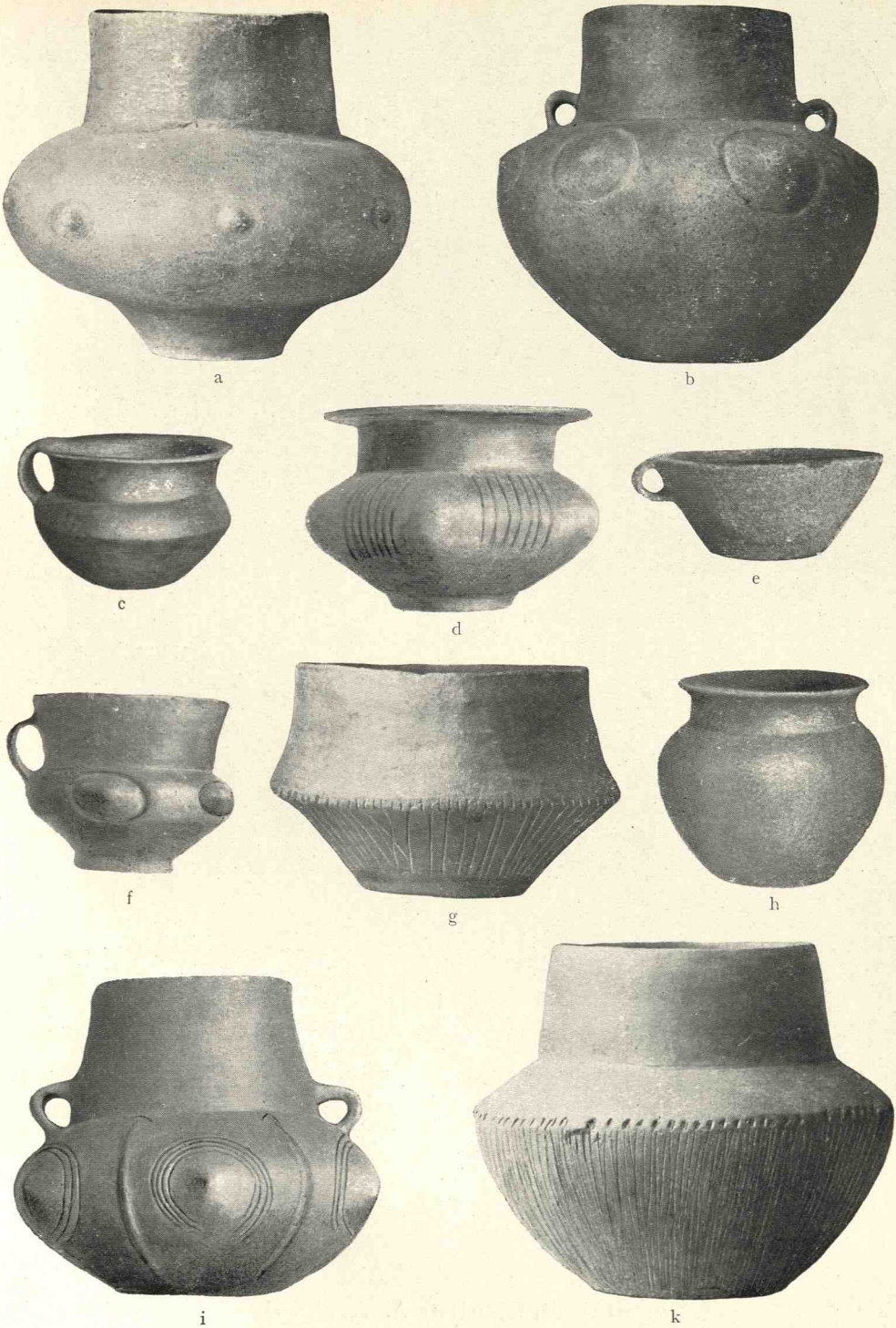
Außer den nach § 4 angeführten Schriften von Kostrzewski, Píč, Buchtela, Červinka vgl. W. Dzwonkowski *Prahistorja ziem polskich* Warschau o. J. (1921) mit Literaturverz.; Zentralbl. f. Anthr. 1908 S. 44ff. Seger; Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. 9 (1907) S. 1ff. ders.; Kossinna *Die deutsche Ostmark, ein Heimatboden der Germanen* (S.-A. aus der Monatsschrift „Oberschlesien") 1919; ders. *Das Weichselland, ein uralter Heimatboden der Germanen* Danzig 1919.

H. Seger

B. Anthropologie (Tf. 199). § 1. Funde. Des herrschenden Leichenbrandes wegen sind nur wenige Skelette erhalten geblieben, und bei diesen handelt es sich (wie auch besonders Schliz annimmt) offenbar um Volksfremde — vielleicht Kriegsgefangene oder Sklaven —, die zwischen den Urnengräbern in gestreckter Lage bestattet, oder von denen überhaupt nur die abgeschlagenen Köpfe der Erde übergeben wurden (z. B. Fund von Burg im Spreewalde); sie sind als Fremde, als außerhalb des Ritus Stehende, wohl absichtlich anders bestattet als die Volksgenossen. Aus dem anthropol. Typus dieser Fremden wird man demnach keine Schlüsse auf die Rasse der bodenständigen Bevölkerung ziehen können.

Derartige Skelettfunde liegen vor aus Waltersleben (Ende der j. BZ), vom Schloßberg von Burg im Spreewald (j. BZ), von Schlettau, Prov. Sachsen, je ein Schädel aus Kbely und Zakolany in Böhmen, ein Einzelschädel von Polleben (Prov. Sachsen), die vom Hallstätter Gräberfeld stammenden 6 Schädel, 4 Schädel von Adamowitz (Schlesien, HZ C—D) und noch nicht veröffentlichte Schädel aus Groß-Strehlitz (Schlesien; HZ).

§ 2. Körperliche Merkmale. Bei den Skeletten kann man zwei Rassen unterscheiden, die aber beide ausgesprochen langköpfig sind. Große typisch „nordische" (*Homo europaeus*; s. d.) Schädel (= Megalithtyp nach Schliz) sind die von Polleben und einer von Burg in der Lausitz; sie haben eine energische Profilierung,

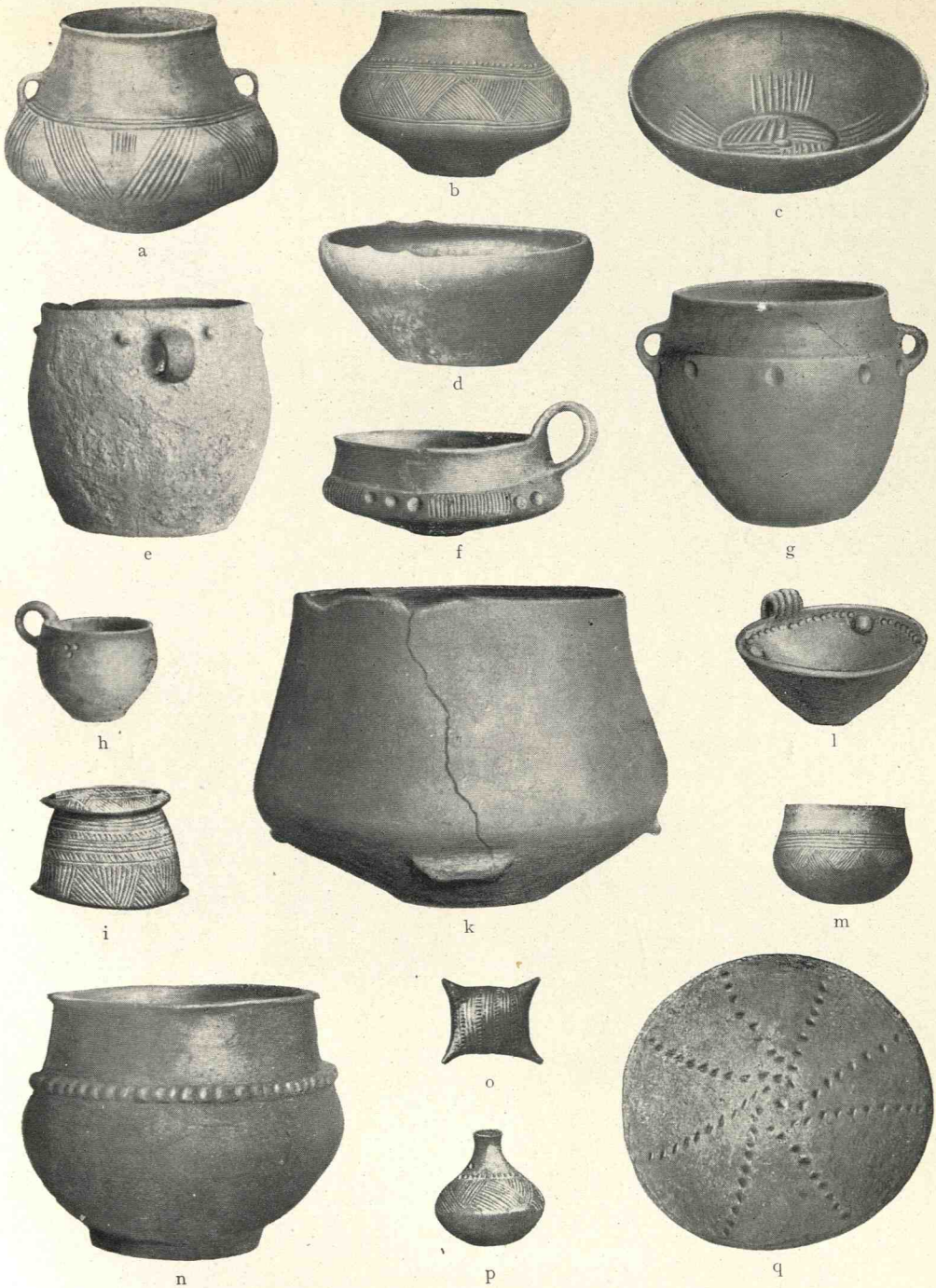


Lausitzische Kultur A. Archäologie

Schlesische Tongefäße der Stufe A (Per. III Mont.): a. Haynau; b. Jordansmühl; c, e. Weigwitz; d. Poischwitz; f. Breslau; g. Naßbrockuth; h. Schwentnig; i. Peltschütz; k. Heidersdorf. $^1/_5$ n. Gr.

Lausitzische Kultur A. Archäologie

Schlesische Tongefäße der Stufe B (Per. IV Mont.): a—f, h, k. Woischwitz; g. Carolath; i. Göllschau; l. Gräbschen; m, n. Nährschütz. l $1/8$, m $1/6$, alles andere $1/5$ n. Gr.



Lausitzische Kultur A. Archäologie

Schlesische Gefäße der Stufe C (Per. V Mont.): a, b, c, h, i. Groß-Tschansch; d, m, o, q. Woischwitz; e. Simsdorf; f, l, n. Karmine; g. Breitenau; k. Gräbschen; p. Dyhernfurth. i, p $^1/_4$, q $^1/_6$, alles übrige $^1/_5$ n. Gr.

Lausitzische Kultur A. Archäologie

Schlesische Gefäße der Stufe D (Per. VI Mont.): a, f, g, k. W ischwitz; b. Weidenhof; c, d, l, m, o—r. Groß-Tschansch; e. Jeseritz; h. Petschkendorf; i. Leschwitz; n. Kuttlau; s. Brieg (Kr. Glogau). b, h, i, l, n, s $^1/_4$, das übrige $^1/_5$ n. Gr.

gut ausgeprägte Oberaugenwülste, etwas schräge Stirn, sind ziemlich flach, lang und verhältnismäßig breit, mit konischem Hinterhaupt, deutlich ausgeprägten, weit nach vorn liegenden Scheitelbeinhöckern, eingesenkter Nasenwurzel, schmalem Gesicht und ziemlich schmaler, prominenter Nase. Nahe verwandt sind die Schädel von Adamowitz (s. d.; Tf. 199); sie sind ebenfalls stark modelliert, mit kräftigen Oberaugenwülsten, ziemlich schräger Stirn, lang und schmaler als der Megalith-Typus (langgezogene Ellipse). Das Gesicht ist orthognath, ziemlich schmal, die Nase schmal, mit eingezogener Wurzel und vorspringendem Rükken. Auch die 6 Schädel aus Hallstatt stehen dem Megalith-Typus nicht fern: lange, ziemlich breite und etwas flache Hirnkapsel, ausgebildete Scheitelbeinhökker, etwas „fliehende" Stirn, kräftige Oberaugenbögen; die Nase ist schmal und tritt stark aus dem Gesicht heraus. Nach Schliz waren die Leute aus Hallstatt aber kleinwüchsig.

Während die bisher genannten Typen wohl als Varianten der nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*) aufzufassen sind, gehören die übrigen Schädel zweifellos einer ganz anderen Rasse an; sie sind untereinander auffallend einheitlich; hierher gehören 6 Schädel (4 Erwachsene und 2 Kinder) von Waltersleben, 3 von den 4 Schädeln von Burg in der Lausitz, 4 Kalotten von Schlettau, die beiden böhm. Schädel von Kbely und Zakolany. Der Typus weicht von dem sonst in diesen Gebieten heimischen deutlich ab: Individuen wie Schädel fallen sofort durch ihre Kleinheit auf. Die Schädel sind ausgesprochen zierlich, haben eine schwach modellierte, glatte Oberfläche, keine Oberaugenwülste, eine flache Nasenwurzel, ziemlich niedrige Stirn, gleichmäßig gerundete Profilkurve; der Grundriß ist bei allen eine lange, schmale Ellipse mit runder Stirn und rundem Hinterhaupt. Das bei einem der Waltersleben er Schädel erhaltene Gesicht ist lang und schmal, die Augenhöhlen fallen seitwärts etwas ab, das Kinn ist spitz, die Nase mittelbreit. Bei den Schädeln von Burg ist das Gesicht gleichzeitig niedrig und schmal. Nach Schliz — und man wird sich ihm anschließen müssen — sind es keine „Nordiker" gewesen; eine ausgesprochene Parallele bietet die Mittelmeerrasse mit ihrem langelliptischen Grundriß und der schwachen Modellierung der Mediankurve (Schliz a. a. O. S. 235). Es ist also möglich, daß diese Leute zu *Homo mediterraneus* gehört haben und auf irgendeine Weise nach Mitteldeutschland verschleppt worden sind.

§ 3. Maße (nach Schliz).

Nordischer Typ nebst Varianten:

	Schäd.-L.	Schäd.-Br.	L.-Br.-Index	L.-Höh.-Index
Adamowitz	194	135	69,59	68,04
„	185	138	74,59	70,27
„	185	140	75,68	68,11
„	190	128	67,37	70,—
Hallstatt	178	138	73,03	
„	180	131	72,78	
„	191	137	71,73	
„	190	142	74,74	
„	179	120	72,07	
„	175	136	77,71	

Mediterraner Typ:

	Schäd.-L.	Schäd.-Br.	L.-Br.-Index	L.-Höh.-Index
Waltersleben				
Grab VI, ♀	196	127	64,80	67,35
Grab III, ♀	195	126	64,62	71,79
Einzelschäd. ♂	196	130	66,33	72,96
Grab II, ♀	185	143	77,30	68,11
Grab II, Kind	179	120	67,04	72,63
GrabVII, Kind	158	125	79,11	71,52

§ 4. Rasse der einheimischen Bevölkerung. Sie ist bei dem Fehlen von Skelettmaterial nur indirekt zu erschließen. Im Gebiet der eigentl. Lausitzer Kultur haben wir vorher in der Aunjetitzer Bevölkerung (s. Aunjetitzer Kultur B) eine ziemlich reine „nordische" Bevölkerung, deren leicht mesokephaler Einschlag vielleicht auf die seit der Bandkeramik wohl noch vorhandenen Reste von *Homo sudeticus* (s. d.) oder auf eingedrungenen *Homo brachycephalus, var. europaea* (s. d.) zurückzuführen ist. Aus der Aunjetitzer Bevölkerung könnte sich im Heimatsgebiet allmählich das Volk der Lausitzer Kultur entwickelt haben, verschiedene Autoren glau-

ben aber an eine Einwanderung eines Volksstammes, der allmählich seine Herrschaft über das weite Gebiet ausbreitete. So meint Schliz, die Bevölkerung sei aus Südwestdeutschland gekommen (damit wäre möglicherweise das sporadische Vorhandensein des „mediterranen" Typs erklärt, der als Sklaven mitgebracht sein könnte); nach Kossinna handelt es sich um einen von SO gekommenen thrak. Stamm, die von ihm so benannten „Karpodaken", oder (so neuerdings) um Illyrier; Paudler meint, ein aus ö. Gebieten gekommenes „indogermanisches" Volk des schmal- und hochschädligen und schmalgesichtigen Typs (auf den er den Namen „nordische Rasse" beschränkt wissen will — der flachschädlige Typ ist nach ihm = Crô-Magnon-Rasse; s. d.) sei hier eingewandert, denn nach dem Wiederaufleben des Brauches der Leichenbestattung herrsche jener Typ in dem Gebiete vor; er hält die Leute für Verwandte der Illyrier. Schuchhardt hält die Lausitzer für Germanen, denn in dem fraglichen Gebiete säßen hinterher die mächtigen Semnonen, die er mit ihnen gleichsetzt. Alle Untersucher sind sich jedenfalls darüber einig, daß die Bevölkerung — welchem Volksstamm, welcher Unterabteilung sie auch zugerechnet werden mag — zur „nordischen" Rasse (*Homo europaeus*; s. d.) gehörte, mindestens die herrschende, kulturschaffende Schicht; die Urbevölkerung mag allmählich wieder durchgesickert sein: Seger glaubt (nach brieflicher Mitteilung an mich) aus kulturgeschichtlichen Gründen, daß „die damalige Herrenschicht allmählich von der Grundbevölkerung aufgesogen" wurde; „die Grundbevölkerung wieder leite ich von den bandkeramischen Ureinwohnern her".

Schliz *Die vorgeschichtl. Schädeltypen der deutschen Länder* Archiv f. Anthr. NF 7 (1908) S. 239 u. NF 9 (1910) S. 202. Reche

Laussel s. Cap Blanc, Kunst A § 4.

Lauterach (Vorarlberg). § 1. Im Flußbett der Bregenzer Ache fand man drei Barren aus Eisen, 6 kg schwer, mit rechteckigem Körper und sich nach beiden Seiten verjüngend. Es handelt sich um einen aus Frischluppenbarren bestehenden kleinen Metalldepotfund, der wahrscheinlich aus dem Ende der LTZ stammen dürfte.

§ 2. 30 cm t. im Torfe wurde ein Fibelpaar aus Silber mit einer Kette, dann zwei Ringe aus Silber, ein geschlossener Ring aus Bronze, drei Silbermünzen und 23 republikanische Familienmünzen aus Silber gefunden. Ein Schatzdepotfund der ausgehenden LTZ.

G. Kyrle - O. Menghin *Vorgeschichtliche Denkmale Vorarlbergs* Oesterr. Kunsttopographie (im Erscheinen). G. Kyrle

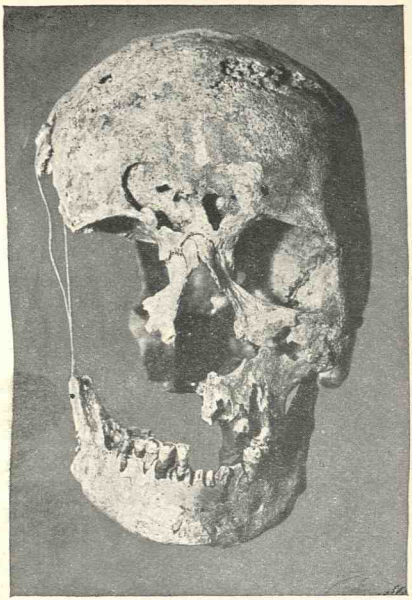
Lautsch, Fürst Johann-Höhle. S. a. Böhmen-Mähren A II § 2. — In dieser Höhle (bei Littau in Mähren) wurde in der Nachbarschaft von z. T. aufgeschlagenen Rentier-, Ur- und Höhlenbärenknochen ein menschlicher Schädel gefunden. Der Erhaltungszustand ist der gleiche wie der der Tierknochen, trotzdem wurde sein Alter angefochten (Obermaier, M. Hoernes). Er ist typisch dolichokephal, hat ein niedriges Gesicht und niedrige Augenhöhlen. Man rechnet ihn zur Cro-Magnon-Rasse (*Homo priscus*; s. d.).

J. Szombathy *Un crâne de la race de Cro-Magnon, trouvé en Moravie* Congrès intern. préh. Compte rendu de la douzième session 1900 Paris; E. Werth *Der fossile Mensch* 1921 ff. S. 279. Reche

Lavaderos de Tello (auch als Cueva del Desfiladero de Leira zitiert). Gelegen am Collado de la Zarza, unfern Topares (span. Provinz Almería). Felsnische mit zwei guten Hirschbildern und Fragmenten von weiteren, teils in Polychromie; s. Kunst A. Entdeckt von H. Breuil und J. Cabré (1913).

H. Breuil und F. de Motos *Les Roches à figures naturalistes de la Région de Velez-Blanco (Almería)* L'Anthrop. 26 (1915) S. 332 und Abb. 8, nicht Abb. 9, wie irrtümlich angegeben ist. H. Obermaier

Lavindsgaard (Dänemark). Im Jahre 1862 stieß man beim Torfstechen in einem Moor bei L., eine Örtlichkeit, die zum Dorfe Røjerup (Ksp. Rønninge, Fünen) gehört, auf 11 goldene Schalen, alle mit Griff (Band II Tf. 15b). Sie waren ineinandergestellt, in einem größeren Bronzegefäß. Dieses fand sich in einer T. von ca. 62 cm und war mit einem Deckel, der wahrscheinlich aus Ton bestand, später aber verlorenging, verschlossen. Die Goldschalen, deren



a

b

c

Lausitzische Kultur B. Anthropologie

Schädel von Adamowitz, Kr. Groß-Strehlitz. In drei verschiedenen Ansichten. $^1/_3$ n. Gr. Nach Mollison.

Dm an der Mündung 10,9—12,5 cm beträgt, sind von papierdünnem Goldblech mit eingepreßten Ornamenten. Die Griffe bestehen aus mit schmalem Goldband umwickelter Bronze. Der Pferdekopf, in den das oberste, freistehende Ende der Griffe ausläuft, ist mit dünnen Goldplatten belegt. Die Dekoration ist im großen und ganzen auf allen Gefäßen gleichartig, mit einigen kleinen Abweichungen. Sechs Schalen haben eine Verzierung, die paarweise zusammenstimmt. Der Boden ist mit radähnlichen Figuren bedeckt, die zonenweise von Reihen konzentrischer Kreise und anderen Motiven umgeben sind. Der obere Teil des Gefäßkörpers ist unverziert. Der Goldgehalt ist sehr hoch, $19^1/_2$—20 Karat, und das Gesamtgewicht beträgt, die Bronzegriffe mit eingerechnet, über 1 kg. Zwei ähnliche Schalen liegen im Funde von Boeslunde (s. d.).

Das Bronzegefäß stammt aus Italien und gehört zum zweihenkligen Typus, der namentlich aus den Funden von Seddin (s. d.) und Bjersjöholm (Schonen) bekannt ist. Die Teile werden durch Bronzeniete mit konischem Kopf festgehalten. Dieselben Nieten dienen auch zur Befestigung der Henkel, die mit quergestrichelten Bändern verziert sind. Im übrigen besteht die Verzierung aus getriebenen Buckeln und kleineren Punkten. Diese bilden radförmige Figuren, die von einem in Vogelköpfe auslaufenden Band eingefaßt sind. Montelius sieht darin Nachbildungen entweder des äg. Sonnenbootes oder der Sonnenscheibe mit Uräus-Schlangen. Der ersteren Deutung tritt auch Déchelette bei. Der Fund wird von Montelius in die IV. Per. gesetzt, was durch die an den Griffenden befindlichen Pferdeköpfe bestätigt wird, zu denen Gegenstücke an den Rasiermessern dieser Stufe erscheinen.

Die Bedeutung des Fundes erhellt am besten, wenn man ihn in Zusammenhang mit den verwandten von Eberswalde (s. d.), Boeslunde (s. d.) usw. betrachtet. Er ist wie diese als Opfer- oder Votivfund aufzufassen. S. a. Nordischer Kreis B § 14c.

Müller *NAK.* I 434f.; Madsen *Afbildn. Broncealderen* II 34ff. Tf. 25—27; Déchelette *Manuel* II 426ff.; Månadsblad 1889 S. 126f., Congr. intern. préh. Monaco 1906 II 247ff., Sv. Fornm. Tidskr. 11 S. 4f. Montelius. S. a. die Lit. u. Boeslunde. Lennart Björkquist

Lebender Leichnam. § 1. Man versteht darunter den über die ganze Erde verbreiteten Glauben, daß ein Mensch (und auch Tier), dessen Körper mit der Seele nach den ältesten Vorstellungen eine untrennbare Einheit bildet, auch nach dem Tode in der bisherigen Weise, d. h. körperlich, weiterlebt, daß also der Tod nur eine besondere Form des Lebens bildet. Die Wurzeln dieser Vorstellungen liegen offenbar im Traumleben und in der auch schon dem Tiere eigenen triebmäßigen Scheu vor einem Toten.

§ 2. Diese Vorstellung findet ihren Ausdruck in zahllosen, noch heute im Volke vielfach fortlebenden Bräuchen und Gespenstersagen. Nach dtsch. wie ind. Volksglauben lassen die nächtlich wiederkehrenden Toten Fußspuren im Sand und der Asche zurück. Vom Hause kann man sie durch Dornengehege abhalten. Im Hause suchen sie — weil eine Leiche sich kalt anfühlt, der Tote also zu frieren scheint — den erwärmenden Ofen auf. Vielerorts legt man dem kürzlich Verstorbenen für seinen in der 3. oder 4. Nacht zu erwartenden Besuch ein Bund Stroh an der Gemarkung hin, damit er sich ausruhen kann. Da eine Leiche anfangs blaß aussieht, so sehen die Gespenster meist weiß aus. Anderseits führt die mit zunehmender Verwesung fortschreitende Verfärbung der Leiche zu roten oder schwarzen Gespenstern. Auch in dem Umstand, daß die Toten mit ihren Verwundungen oder Verstümmlungen — z. B. rote Strangulierungslinien bei Erhängten — und in der Tracht, die zu ihren Lebzeiten üblich war, wiederkehren, spricht sich noch deutlich genug der Glaube an den L. L. aus.

§ 3. Das Vorhandensein dieser Vorstellung in vorgesch. Zeit kommt in den mancherlei Grabbräuchen zum Ausdruck, die teils auf eine Erhaltung des Toten, teils auf seine Unschädlichmachung oder völlige Vernichtung, den „zweiten Tod" des L. L., hinzielen. Der L. L. hat Hunger und Durst, also bereitet man ihm ein Totenmahl und versorgt ihn auch im Grabe mit Speisen und Getränken, die man in besonderen Gefäßen neben ihn stellt. Auch finden sich

sowohl in den künstlichen Grabgrotten wie in den Megalithgräbern vielfach Spuren, die auf eine öftere Wiederholung der Totenmahle (s. d.) hinweisen, wie es noch heute in Indien, in Rußland und den Balkanstaaten der Fall ist. Auch die Giebellöcher der Megalithgräber (s. d.) hatten wohl ursprünglich den Zweck, den Toten dauernd mit Speise und Trank zu versorgen und erhielten erst nachträglich die Bedeutung von Seelenlöchern (s. d.).

§ 4. Der Tote friert (s. § 2). Daher brannte man ihm im Grabe ein Feuer an, das bei der Enge des Raumes gar oft zu einer partiellen Verkohlung der Leiche führte. Solche angekohlte Knochen haben sich in den Gräbern der verschiedensten Gebiete gefunden: in Schweden (Annaler f. n. O. 1862 S. 338 Boye), in Dänemark (ZfEthn. Verh. 1892 S. 143 Olshausen), Deutschland (a. a. O.), Frankreich (Déchelette *Manuel* I), auf der Pyrenäenhalbinsel (Rev. des questions scientifiques, Oktoberheft 1893 L. Siret), in den frühmin. Gräbern von Kumasa und Porti und einem spätmin. Grabe von Kalyvia (Ἐφ. ἀρχ. 1912 S. 23 Xanthudidis) und an zahlreichen anderen Punkten.

§ 5. Der Tote sieht blaß aus. Um ihm die Farbe und Kraft des Blutes zurückzugeben, bettet man ihn in roten Ocker (s. Ockerbestattung). Diesem Brauch liegt also in gewissem Sinne schon der Gedanke der Konservierung zugrunde, der durch die Einbettung der Leiche in Salz (Jeremias *Handbuch der altor. Geisteskult.* 1913 S. 321), in Honig (Herodot I 198) oder in Wachs (Herodot I 140, IV 71) noch einen weiteren Ausdruck findet und schließlich in der Einbalsamierung seine höchste Vollendung erreicht. Doch lebt der Gedanke der Konservierung in abgeblaßter Form auch noch z. Z. der Brandbestattung fort, in der der Brauch aufkommt, die Konservierung der Leichenbrandreste, wie beispielsweise bei der Bestattung des Patroklus (Ilias XXIII 243), durch Einlegen in Fett oder, wie in dem Grabhügel von Marathon (Helbig *Das homerische Epos* S. 250 und 267), durch Besprengen mit Öl zu bewirken. Bei den Römern endlich trat an die Stelle des Fettes oder Öles die Milch (Pernice in Gercke-Norden *Einleitung* II 71). Dagegen hat sich die Annahme Dörpfelds, die Griechen hätten die Leichen, um sie unverwesbar zu machen, einem gelinden Feuer ausgesetzt und so gedörrt (ZfEthn. 37 [1905] S. 538ff.; Neue Jahrbb. 29 [1912] S. 1ff. Dörpfeld), nicht als hinreichend begründet erwiesen (s. Leichendörrung).

§ 6. Der L. L. bleibt auch nach dem Tode Eigentümer seiner Habe, besonders auch seiner Wohnung, seiner Sklaven und seiner Frau. Daher bestattet man ihn in seiner Hütte (s. Wohnungsbestattung) oder errichtet ihm ein besonderes Grabhaus (s. Grabgrotte, Hausgrab, Megalithgrab). Ins Grab gibt man ihm nicht nur seine Waffen, seinen Schmuck und allerhand Bedarfsgeräte (Feuerzeug usw.), sondern auch seine Sklaven und namentlich seine Frau mit (s. Witwentötung). Auch schützt man ihn durch mancherlei Amulette (s. d.) gegen die Angriffe feindlicher Dämonen.

§ 7. Trotz aller Fürsorge blieb aber doch die Furcht bestehen, der L. L. könne zurückkehren und die Überlebenden ängstigen und schädigen (Vampirglaube). Man konnte dies verhüten, wenn man das Grab, wie es noch heute der hessische Volksglaube fordert, möglichst tief grub. Auf die beträchtliche Tiefe vieler steinzeitl. Gräber hat besonders Größler und neuerdings Amende hingewiesen, und ersterer hat daran die Vermutung geknüpft, daß sie jedenfalls den Grund bilde für die verhältnismäßig sehr geringe Zahl der bisher aufgedeckten bandkeramischen Gräber. Oder man wälzte einen schweren Stein über den Toten, wie Herakles über den unsterblichen Kopf der von ihm erlegten Lernäischen Schlange. Derartige Gräber hat Götze aus der Prov. Brandenburg in größerer Zahl beschrieben. Noch wirksamer war es, wenn man den Toten in starker „Hockerstellung" fesselte (s. Hockerbestattung) oder, womöglich mit dem Kopf nach unten, in ein enges Gefäß (s. Pithos-Bestattung) oder eine sargartige Kiste (s. Sarg) hineinzwängte. Das wirksamste Mittel war aber die auf den „zweiten Tod" des L. L. hinzielende Zerstückelung oder völlige Vernichtung des Körpers, wie es bei der „zweistufigen Bestattung", der Teilbestattung und schließlich der Verbrennung (s. Leichenverbrennung) der Fall ist.

Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 11 S. 16ff. Stegelein; Zfvgl. RW. 33 S. 333 und 34, 1 (1916) H. Schreuer; Neckel *Walhall* 1913; E. Mogk *Altgermanische Spukgeschichten* Neue Jahrbb. 43 S. 103ff.; Hans Naumann *Primitive Gemeinschaftskultur* 1921 S. 18ff.; Wilke *Religion der Indogermanen* Mannusbibl. Nr. 31 S. 29ff.; M. Ebert *Die Anfänge des europäischen Totenkultes* Präh. Z. 13/14 (1921/22) S. 1ff. G. Wilke

Lebensbaum. S. a. Baum (Heiliger). § 1. Den bildlichen Denkmälern zufolge kann man zwei Arten von L. unterscheiden, die als Symbol in Anspruch genommen werden können. Der älteste Baum hat hohen, kahlen Stamm und endigt kegelförmig, ist vermutlich als Zypresse anzusprechen. Er ist bisher auf die Siegelzylinder der sem. Dyn. von Akkad (2800—2600) beschränkt, wo er, teils in der Erde wurzelnd, teils auf einem Berge stehend, als Symbol des Sonnengottes Šamaš zu gelten hat, in dessen Nähe er auf den Bildern vorkommt (AO 17/8 Abb. 143, 230, 397; Band IV Tf. 156 c). Die Zypresse ist außerdem noch auf einem Stelenbruchstück des Gudea von Lagaš (2600) dargestellt (Konstantinopel Nr. 5849); wahrscheinlich ist damit der Baum gemeint, den Gudea nach der Gründung des Ningirsu-Tempels in Lagaš pflanzte (Zylinder A 20, 18). Die Zypresse kommt später in assyr. Zeit nur als Naturbaum vor (Relief des Sanherib; AO 15 Abb. 221 S. 130) und des Assurbanipal (a. a. O. Abb. 232 S. 139).

§ 2. Die zweite Art des L., für die spätere Zeit vorbehalten, ist die Dattelpalme. Diese hat bekanntlich eine männliche und eine weibliche Gattung. Die Blüten der männlichen sind breit und konisch (R. Wurz *Spirale und Volute* 1913 Abb. 101 S. 43 und Abb. 239 S. 121) und müssen mit der weiblichen Blüte, die schmal und lang ist (Wurz a. a. O. Abb. 102 S. 43), künstlich zum Zwecke der Befruchtung zusammengebracht werden. Dieser Akt ist wegen seiner großen Bedeutung für die Verehrung der Dattelpalme als L. ausschlaggebend gewesen und wird in assyr. Zeit von Genien symbolisch ausgeführt dargestellt.

§ 3. Die Denkmäler unterscheiden genau die Naturpalme und die stilisierte Palme. Beide kommen auf dem schwarzen Steine des Asarhaddon (670) nebeneinander vor, so daß sie zwei verschiedenen Gottheiten zugeeignet sein werden (Meissner *Babyl. u. Assyr.* I [1920] Tf. Abb. 80). Die Naturpalme findet sich schon auf dem Siegelzylinder, der angeblich den Sündenfall darstellen soll und etwa der Hammurapi-Zeit (2000) angehört. Zwei Göttinnen sitzen seitlich der Naturpalme, und eine Schlange ist hinter einer Göttin gezeichnet (Bezold *Ninive u. Babylon*[3] Abb. 80 S. 102 = Wurz a. a. O. Abb. 125 S. 64). Ob hier ein Symbol vorliegt, ist unsicher. Diesen Baum bilden kassit., assyr. und pers. Siegelzylinder ab (AO 17/8 Abb. 485 [kassit.], 222, 356 [assyr.] und 506 [pers.]). Als Symbol tritt er auf dem erwähnten Stein Asarhaddons auf, doch ist die Zuweisung an die Gottheit unbestimmt. Als Baum in der Natur sei noch das Relief Assurnassirpals II. (Bezold a. a. O. Abb. 6 S. 8) genannt, wo die Stilisierung des Baums der auf dem babyl. „Siegel des Sündenfalls" ähnelt, endlich das Relief Assurbanipals in der Weinlaube (Bezold a. a. O. Abb. 98 S. 130).

§ 4. Die stilisierte Palme geht auf die Dattelpalmen mit ihren Früchten zurück, die ornamental ausgestaltet sind. Den Grundstock bildet der Palmstamm unten mit gerollten Fußblättern, oben mit einer kolbenartigen Anschwellung des Palmkopfes. Um den Kopf gruppieren sich die Blütenkolben, die mit den vom Fuß aufsteigenden Blütenkolben durch Bänder verbunden sind. Die Blüten sind bisweilen durch Palmetten ersetzt. Auf jeder Seite sind vielfach 7 Blüten. Abarten haben einen Blütenkranz um den Kopf, getrennt von den unteren Blütenkolben, oder die Blütenkolben gruppieren sich um den Kopf, in der Mitte und unten, oder aber die Blütenkolben umziehen den ganzen Stamm, von unten bis oben durch Bänder verknüpft. Am Stamm zeigen sich zuweilen ober- und unterhalb der Umschnürungen hornartige, gerollte Bildungen. Das sind ebenfalls gerollte Palmblätter mit eingekerbten Fiedern. Die Palmkrone als Hieroglyphe s. Band VI Tf. 80 Nr. 2.

§ 5. Das älteste Beispiel des stilisierten Palmbaums bietet die Stickerei des Königskleides auf dem Kudurru des Marduknadinaḫê (1100) in London (King *Babylon. Boundary stones and mem. tablets* 1912 Br. M.

90841 = Meissner a. a. O. Tf. Abb. 17). Von 900 ab ist in Assyrien dieser L. ein häufiges Motiv auf den Reliefs mit der Darstellung der Befruchtung durch vierflüglige menschliche Genien oder durch Adlergenien oder mit Darstellung der Segnung durch kniende Genien. Das assyr. Siegel AO 17/18 Abb. 484 = Lamer *Altor. Kultur im Bilde*[2] Abb. 150 zeigt einen Adlergenius, der einen Blütenkolben vom Baume abreißt, um ihn zur Befruchtung zu benutzen; das ist also eine Vorbereitungshandlung für die Befruchtungszeremonie. Ein vorzügliches Beispiel der Zeremonie selbst bietet das Relief Assurnassirpals II. (Nimrud Gallery 2 = *Guide to the Bab. Assyr. Antiqu.*[3] Tf. 14), wo der König, symmetrisch zweimal wiederholt, hinter ihm der Genius, zum Sonnengott betet, der als geflügelte Scheibe mit dem Mann in der Sonne über dem L. schwebt. Dieses Bild ist auf dem Siegelzylinder des Mušeš-Ninurta, der als *šangu* im heutigen Arban residierte, kopiert (Bezold a. a. O. Abb. 69 S. 87; S. Schiffer *Die Aramäer* S. 102 Anm.). Kniende, segnende Götter mit Flügeln gibt das Relief Assurnassirpals II.: Bezold a. a. O. Abb. 78 S. 98; Adlergenien der Zeit desselben Königs und Sargons II. bei E. Pottier *Antiquités assyriennes du Louvre* 1917 Nr. 5 Tf. 3 bzw. Nr. 23 Tf. 11; vierflüglige Genien Assurnassirpals II.: Pottier a. a. O. Nr. 4 Tf. 2; Sargons II.: Nr. 18, 19 Tf. 9, 10 (Abb. s. Mischwesen).

§ 6. Auf zahlreichen assyr. Siegeln ist dieser L. abgebildet, häufig mit der geflügelten Sonne darüber (AO 17/8 Nr. 46, 470 [vielleicht schon aus dem 13. Jh.], 474, 477, 480/1; den Mann in der Sonne hat das Siegel Nr. 475). Als Nebenform ist der L. als niedrigere Staude auf den Siegeln AO 17/8 Nr. 295, 333, 337 und 343 wiedergegeben. Mit Sonne erscheint er auf dem Siegel: Band IV Tf. 196 c, dem Ašur-bêli-uṣur gehörig. Die ständige Verbindung des L. mit dem Sonnengott Šamaš weist darauf hin, daß er ein Symbol dieser Gottheit oder wenigstens eines seiner Trabanten ist. Eine nähere Bezeichnung mit Namen ist auch für die Genien noch nicht ermittelt worden. (Über den Feigenbaum s. Göttersymbol E 1 § 10.)

E. Bonavia *The Flora of the Assyrian Monuments and its outrames* 1894; F. v. Luschan *Entstehung und Herkunft der jonischen Säule* AO 13, 4 (1912); Rev. d'Assyr. 10 S. 1f.; ebd. 13 (1916) S. 69ff. P. Toscanne; Wensinck *Tree and bird as cosmological symbols in West Asia* Verh. Kon. Ak. Amsterdam 1921; R. Wurz *Spirale und Volute* 1913 S. 61ff., 68.

Eckhard Unger

Leberkrankheit. § 1. L. scheinen in Babylonien, soweit wir die Texte bis heute übersehen können, in der Medizin nicht die Rolle gespielt zu haben, die der zentralen Stellung des Organs in der Auffassung von den Lebensvorgängen entspräche. Doch hören wir von ikterischen Verfärbungen, ohne allerdings mit Klarheit erkennen zu können, daß die Gelbsucht mit Lebererkrankung in Zusammenhang gebracht wäre. Doch ist die Galle als Krankheitserregerin geläufig.

§ 2. Im Papyrus Ebers ist Sp. C von 4 Gefäßen die Rede, die zur Leber Feuchtigkeit und Luft führen und nachher das Entstehen von allerhand Krankheiten darin bewirken, indem sie mit Blut sich mischen. Hitze und Härte des Leibes neben Verstopfung, Verdauungsbeschwerden, Aufgeblähtsein und Mattigkeit sind Symptome eines Leberleidens (Sp. XXXVI), das durch Palpation des Leibes in Rückenlage, wohl durch die erhöhte Resistenz in der Lebergegend, festgestellt wird. Als Behandlung ist ein Abführmittel vorgeschrieben, das am Morgen, in Wasser aufgelöst, einzunehmen ist; ist die Entleerung eingetreten und fühlt die linke Seite sich dann kühl an, während die rechte (noch) heiß ist, so ist der Kranke auf dem Wege der Besserung. Nach einiger Zeit wird auch die rechte (bei günstigem Fortgang) sich abgekühlt haben, die Leber abgeschwollen sein und sich gereinigt haben. An anderer Stelle (Sp. LXVII) werden eine Reihe von Arzneibereitungsvorschriften (5) als „Mittel zur Heilung der Leber" zusammengestellt, die meist 4 Tage lang zu gebrauchen sind. Nicht bei allen scheint die abkühlende Tendenz besonders hervorzustechen.

§ 3. Die Mumien-Untersuchungen Ruffers haben gerade über Lebererkrankungen gar kein Ergebnis gebracht. Das voluminöse Organ ist bei der Exenterierung der Kadaver durch die Mumienmacher hochgradig zusammengepreßt und beschädigt worden, weil es durch eine vielmal zu

kleine Öffnung hindurchgezwängt werden mußte.

Küchler *Beiträge* 1904; Joachim *Pap. Ebers* 1890; Ruffer *Palaeopathology* 1921.

Sudhoff

Lebermodell. § 1. Plastische Darstellungen der Leber, mit Aufschriften und Abgrenzungen einzelner Oberflächenabschnitte versehen, sind aus babyl., davon beeinflußter kleinas. und etrusk. Kultur erhalten, wodurch die Annahme auch sonstigen kulturellen Zusammenhanges der Etrusker mit Vorderasien eine weitere Stütze erhält.

§ 2. In Babylonien haben sich zwei Typen plastischer Wiedergaben der äußeren Gestalt der Leber von Schafen zu Lehr- und Gebrauchszwecken gefunden. Der eine Typus zeigt die hintere (untere) Fläche schematisch in quadratische Felder abgeteilt und mit Deutungen beschriftet. Der andere Typus, der leider nur fragmentarisch erhalten ist, hat kein solches Feldernetz für die (divinatorische?) Einzeldeutung, gibt auf Vorder- und Hinterfläche nur einige aufgeschriebene Stellen-Benennungen. Eine in Boghasköj gefundene hettit. Tonleber entspricht diesem 2. Typus (abgebildet bei A. Jeremias *Handbuch d. altor. Geisteskultur* 1913 S. 145); eine stark stilisierte plastische Leberdarstellung aus Ilios (ebd. S. 34) läßt keine sichere Überweisung an einen dieser beiden Typen zu.

§ 3. Aus etrur. Frühzeit haben wir zwar nichts Ähnliches erhalten, aber die bei Piacenza gefundene Bronzeleber (Band III Tf. 6) aus der Endzeit der röm. Republik mit ihren vielen etrusk. Götternamen läßt ähnlichen Brauch der Leberschau wie den babyl. auch für ältere Zeiten der Etrusker erschließen. Mit ihren 16 eingravierten Randfeldern und 24 Innenfeldern, ihrem mächtig vorspringenden *Lobus pyramidalis*, ihrem *processus papillaris* und der Gallenblasenmodellierung und ihren Götternamen hat die Leber von Piacenza starke Beziehungen zur Himmelsauslegung, was bei der babyl. Leberschau weit weniger in Erscheinung tritt. In ihrer äußeren Form sind aber die Beziehungen zur babyl. Leberschau und deren Lehrmodellen völlig unabweisbar, was durch die gleichfalls etrusk. Alabasterleber von Volterra nur bestätigt wird.

E. G. Klauber *Politisch-religiöse Texte aus der Sargonidenzeit* 1913 S. XXXff. (m. Abb.); Vitt. Poggi *Di un bronzo Piacentino* Atti e Memorie d. dep. d. Stor. Patr. d. Emilia NF 4 (1879) S. 1—26; W. Deeke *Etrusk. Forschungen* IV (1880) und V (1882); C. Thulin *Die Götter des Martianus Capella und die Bronzeleber von Piacenza* 1906; G. Becker *De extispicio cap. tria* Giessen 1905; *RE* VII (1912) S. 2431ff. Thulin.

Sudhoff

Leberschau. § 1. Historisch ist die L. als Unterlage für die Zukunftserschließung in Babylonien bis in die sumer. Zeit und bis in die Jahre der Dyn. von Akkad zurückzuverfolgen. (Wir haben Leber-Omentexte aus den Tagen Sargons I. und Naramsins.) Die L. bildet den wichtigsten Teil der gesamten mantischen Eingeweideschau, die auch noch Nieren, Magen und Därme umfaßte. Mit deren Prüfung glaubte man den Göttern Nachrichten über kommende Dinge ablauschen zu können. Neben der Himmelsschau war die Eingeweideschau (s. d.) am tadellos rein befundenen und durch umständliche Vorsichtsmaßregeln rein gehaltenen geweihten Opfertiere der vornehmste, gleichsam zentrale Teil der Wahrsagekunst. In der Opferleberschau der Etrusker tritt die Verbindung von Himmels- und Götterwelt mit der Extispizin klar zutage (Bronzeleber von Piacenza; s. Lebermodell), was man immerhin z. T. als spätere Weiterbildung ansehen mag. Die mehrfachen Lebermodelle aus babyl.-vorderas. und etrusk. Kultur als Lehr- und Gebrauchsbehelfe der Opfertierschau heben klar heraus, wie sehr gerade die Betrachtung der Leber das Kernstück der gesamten inneren Beschau des Tieres bildete.

§ 2. Offenbar war die Leber das schwerste, also wohl auch das wichtigste Organgebilde schon für die babyl. Betrachtung des tierischen und menschlichen Organismus, die Zentralstelle des Lebens, eine Anschauung, die durchs Altertum und das von ihm abhängige Mittelalter bis in die Neuzeit nachwirkte. Dem babyl. Denken mit seiner Parallelisierung zwischen Weltgeschehen und Einzelmenschen schien in der Leber der menschliche Gesamtbau des Mikrokosmos gleichsam nochmals verkörpert als kleinste Welt in der kleinen des Menschenleibes, die wiederum das Ganze der großen Welt abspiegelte. Darum fand man in den Einzel-

gebilden der unteren (hinteren) Flachseite nicht nur die Teile des Körpers in Ähnlichkeiten nachgebildet, die man auch bei deren Benennung zum Ausdruck brachte, sondern geradezu wieder vertreten, ja, man sah in ihnen auch Abbilder der großen Welt und ihrer Teile, was auch wieder in der etrusk. Festlegung auf dem Bronzemodell noch stärker hervortritt, doch in der babyl. schon vorgebildet erscheint.

§ 3. Auch bei den Hettitern war die L. offenbar unter babyl. Einfluß gepflegt; mag sein, daß über sie die Verbindung zu den Etruskern läuft. Über die Lebermodelle aus all diesen Kulturen s. Lebermodell. Sie waren sowohl für den Anschauungsunterricht bestimmt als auch Gebrauchsbehelfe bei der L. selber, für die auch eine umfängliche Literatur, vielfach sogar illustrierte Texte existierten und sich erhalten haben, die zahlreiche Varietäten des Verlaufs der Gallengänge, der großen Gefäße im Leberhilus, kleiner Lymphdrüsen usw. festgehalten haben und zur Darstellung bringen als Unterlage für die Beurteilung durch den *barû*-Priester, dem sich so ein willkommenes, überreiches Material voller Variabilitäten für sein mantisches Urteil bot.

§ 4. Auch direkt in das Ärztliche kann ein solcher Leberbefund prognostisch hinüberleiten oder hinübergreifen, wenn bei einem besonderen Befunde sich wohl die ergänzende (iatromantische) Vorschrift findet: „Wenn es zur Ausübung der Heilkunst kommt, so soll der Arzt (in solchem Falle, bei solchem Vorzeichen) seine Hand an den Kranken nicht legen."

W. Jastrow *Die Religion Babyloniens u. Assyriens* c. 20; ders. *An Omen School-Text*; ders. *The Signes and Names for the Liver in Babylonia* ZfAssyr. 20 (1906); Klauber *Politisch-religiöse Texte aus der Sargonidenzeit* 1913; A. Ungnad *Ein Leberschautext* Babyloniaca 2 S. 257—274; Körte *Bronzeleber von Piacenza* Röm. Mitt. 20 (1905) S. 348ff.; *RE* VII (1912) S. 2431ff. Thulin; Meissner *Babyl. u. Assyr.* II 267 f.

Sudhoff

Leder. A. Europa. § 1. Über den Zeitpunkt, an dem die Verarbeitung der Tierhaut zu L. einsetzt, gehen die Ansichten auseinander. Während Forrer für das Paläol. L. als Arbeitsstoff für die feinen Knochennadeln annimmt, leugnet Feldhaus die Kenntnis der Lederherstellung sogar noch für das Neol. Letzterer sicher mit Unrecht, denn in den Pfahlbauten von Robenhausen (s. d.) und Nußdorf wurden Lederreste gefunden. Weitere Beweise für neol. Lederarbeiten sind Tongefäße, die ersichtlich zusammengenähte Ledergefäße nachahmen, wie ein solches von Harsleben bei Halberstadt. In der BZ mehren sich die Funde, denn das sonst leicht vergängliche Leder wird, wenn es neben Bronze in der Erde liegt, durch Infiltration mit Kupfersalzen konserviert. Hervorragende Funde aus der HZ sind ein Lederschild von Clonbrin, Irland (s. Schild A), ein Salztragkorb aus dem Salzbergwerk von Hallstatt und eine Ledertasche mit Zugriemen von Dürrnberg bei Hallein (Band I Tf. 126 b, vgl. ebd. Tf. 131). Die zahlreichen Bronzeplattierungen von Ledergürteln, Pferdezaumzeug u. dgl. der Hallstatt-Kultur haben überhaupt die Erhaltung von Lederresten begünstigt.

§ 2. Das wahrscheinlich älteste Verfahren zur Zubereitung des L. ist das Einreiben mit Gehirn und Knochenmark, wodurch sich nach Pfeiffer gute Resultate erzielen lassen, und womit man auch Pelze, welche die Haare behalten sollen, geschmeidig machen kann. Das Enthaaren und Reinigen der Fleischseite kann durch Eingraben in Erde, Liegen in Wasser, Urin u. dgl. vorbereitet werden. Als Schabewerkzeuge eignen sich verschiedene Arten paläol. Schaber — ob sie zu diesem Zweck tatsächlich benutzt wurden, läßt sich freilich nicht beweisen. Zur weiteren Schab- und Glättarbeit eignen sich ferner eine Menge Knochengeräte aus der ä. und j. StZ. Als ein spezifisches Instrument zur Herrichtung des L. gilt ein aus Elchschaufel etwa in Form einer Axt hergestelltes Gerät mit gezähnter Schneide, das wahrscheinlich erst der slav. Zeit angehört; FO: Hoppenbruch (Ph. Ö. Schr. 23 [1882] S. 24; Katalog der Ausstellung präh. und anthr. Funde Deutschlands zu Berlin 1880 S. 427), Oswitz bei Breslau (Anthrop. Korr.-Bl. 1891 S. 49), Holtenau, Kr. Kiel (Vorgesch. Staatsslg. Berlin).

§ 3. Weißgares L., das mit Tonerdesalzen gegerbt war, konnte Olshausen an mehreren Proben aus der nord. BZ durch Analyse nachweisen. Eine ebenfalls analysierte Probe aus La Tène ver-

lief hinsichtlich des Weißgerbens ergebnislos.

§ 4. Über Lohgerberei liegen keine Nachweise aus vorgesch. Funden vor; in der Antike verwendete man hierzu Fichten- und Erlenrinde, Granatäpfel, Eicheln, gewisse Wurzeln und Beeren und die Frucht der äg. Akazie.

§ 5. Die Werkzeuge des Lederarbeiters sind die Ahle und der Pfriem (s. Ahle) zum Vorstechen, der Faden zum Nähen, der vielleicht wie noch heute zu einer mit Pech gehärteten Spitze ausgedreht oder mit einer Schweinsborste bewehrt wurde, und das Messer. In der StZ war es wohl ein Feuersteinmesser. In der BZ und EZ bestanden sie aus den entsprechenden Metallen, und zwar kommen Messer ohne Griff mit einfacher, breiter Klinge und ausgebogener Schneide in Betracht, die gewöhnlich als Rasiermesser bezeichnet werden. An einem Eisenmesser dieser Art von Börnicke (s. d.) zeigen angerostete Haare, daß es neben einem Fell gelegen hat.

ZfEthn. Verh. 16 (1884) S. 518; ebd. 18 (1886) S. 240f. Olshausen; Präh. Z. 1 (1909) S. 242f.; v. Tröltsch *Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes* 1902 S. 109ff.; Blümner *Technol.* I 267ff.; L. Pfeiffer *Die steinzeitl. Technik* 1912 S. 288ff.; ders. *Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen* 1920 S. 54ff.; Forrer *Reall.* S. 450f.; F. M. Feldhaus *Die Technik der Vorzeit* 1914 S. 612f.; Hoops *Reall.* s. v. Gerberlohe Fuhse. Alfred Götze

B. Ägypten. Die Verarbeitung der Felle der Haustiere zu L. und auch die später so beliebte rote Färbung des L. (Petrie-Quibell *Naqada* S. 16, 40) ist in Ä. schon in vorgesch. Zeit in allg. Gebrauch gewesen. Infolge der Vergänglichkeit des Materials sind uns allerdings verhältnismäßig wenig Gegenstände aus L. erhalten geblieben. Außer der Lederverschnürung von hölzernem Hausrat sind hier vor allem Reste von bemalten Gürteln aus L. (Petrie-Quibell *Naqada* S. 48 u. Tf. 64, 103; 67, 18), ferner Kopfkissen aus L. (ebd. S. 26, 711 und 29, 1914, verglichen mit Petrie *Prehist. Eg.* S. 43), Schminkbeutel aus L. (Berlin 14590; vgl. Reisner *Surv.* 07/08 S. 269, 403 und Tf. 66d) und, aus etwas späterer Zeit, lederne Schamtaschen (Mace *Naga ed Dêr* II 48 und Tf. 47d; Jones *Survey* 07/08 S. 182) zu nennen. In Nubien wurden bei Frauenleichen eine Art Lederschurz beobachtet (Jones a. a. O. S. 182). Gelegentlich scheinen die Hockerleichen anstatt in ungegerbte Felle (s. d. B) auch in Lederhüllen eingewickelt gewesen zu sein (Mac Iver-Mace *Amrah* S. 32 u. Tf. 11, 4).

Über die Bearbeitung und Verarbeitung des L. in gesch. Zeit vgl. Klebs *Reliefs AR* S. 95f., *MR* S. 121f.; Wreszinski *Atlas* Tf. 79, 133, 152, 227, 312, 313. Ranke

C. Palästina-Syrien.

§ 1. Rückschlüsse aus Fundstücken. — § 2. Äg. Abbildungen. Amarna-Briefe. — § 3. Angaben im AT.

§ 1. Der Boden Palästina-Syriens ist zu feucht, als daß sich in ihm, wie etwa in Ägypten, Reste von L. aus dem Altertum erhalten hätten. Wir sind also gezwungen, aus einzelnen Fundstücken gewisse Rückschlüsse zu ziehen und uns im übrigen mit den schriftlichen Nachrichten zu begnügen. Da bereits im Jungpaläol. Schaber, Pfriemen und Knochennadeln auftreten, verstand man es also damals, das Fell erlegter Tiere abzuziehen, zu glätten und zu gerben, dann zu zerschneiden und für Kleidungsstücke zu verarbeiten. Mit den Pfriemen wurden Löcher vorgestochen, durch welche Sehnen oder schmale Lederstreifen gezogen werden konnten. Im Neol. erhalten die Knochennadeln (s. Nadel C) ein Öhr. Felle wurden auch bei der Totenbestattung verwendet (s. Grab F § 4). Riemen dienten zur festen Verschnürung von Holz- oder Metallteilen, so, um das Axtblatt an den Griff zu binden (s. Axt C § 2) oder die einzelnen Bestandteile des Bogens zusammenzuhalten (s. Bogen C § 1). Die Platten des Panzers (s. d. C) wurden auf L. aufgesetzt, und der Bogenschütze trug am Handgelenk einen Schutz aus L. (s. Bogen C § 6). Lederne Gürtel hielten den Mantel oder das Hemd zusammen. Ehe man wasserdichte Tongefäße herzustellen wußte, fertigte man Schläuche an (s. Hausgerät C § 5).

§ 2. Die äg. Abbildungen zeigen L. bei den Syrern in vielfacher Verwendung und meistens gefärbt oder bunt gemustert, so z. B. Köcher (s. Bogen C § 8; W. M. Müller *Egyptological Researches* II [1910] Tf. 14—16, 20, 24, 27), Bogentaschen am Streitwagen (ebd. Tf. 19, 24), Dolch- und Schwertscheiden (ebd. Tf. 13, 14, 20), Helm-

kappen (ebd. Tf. 15, 20), Peitschen (ebd. Tf. 18), Zügel (ebd. Tf. 25). Gelegentlich werden auch Schuhe aus L. abgebildet (s. Kleidung D § 9). Unter den Tributgegenständen aus Syrien wird jedoch L. nicht erwähnt. Die Amarna-Briefe sprechen wiederholt von bearbeiteten Fellen (*mašku* Knudtzon 10, 34; 22 I 21; 27, 57; 86, 19; *maškuimaru* 34, 27), Panzern aus L. (22 III 38f.), Schilden (*mašku-aritu* 22 I 47; III 42. 44), Peitschen (*ildaḫḫu* 22 I 4) oder sonstigen Gegenständen, deren Bedeutung nicht klar ist (*mašku-appatu* 22 I 24; *mašku-pâgumu* 22 I 48; *mašku-katab* Eselssattel? 22 I 15; *šuḫupattu* 22 III 25; 25 II 41; *uḫâtu* oder *uḫḫattu* Teil eines Wagens? 22 I 9. 15. 18; IV 38).

§ 3. Das AT kennt noch als Urform des Tisches das Lederstück (hebr. *šulchân*), das Gewand aus bearbeiteten Tierfellen (s. Kleidung D § 3) sowie die ledernen Sandalen und Schuhe. Kunstvoll gegerbtes und gefärbtes L. wird mehrfach erwähnt (*ʿôr* Lev. 11, 32; 13, 48ff.; 15, 17; Num. 31, 20; *ʿôr tachaš* Exod. 25, 5; 26, 14; 35, 7. 23; 36, 19; 39, 34; Num. 4, 6ff.; Ezech. 16, 10 [für Schuhe]; gewöhnlich als Haut der Seekuh oder des Delphins gedeutet, aber eher mit dem Orte *tachši*, n. von Damaskus [Amarna-Briefe Knudtzon S. 1112], oder äg. *ṯḥš* [M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Äg.* II ⟨1910⟩ S. 57 Nr. 1128] zusammenzustellen). Die Felle erhielt man von den zahlreichen Opfertieren, die vorher abgehäutet wurden, oder von der Jagdbeute. Vom Gerben wird im AT merkwürdigerweise nie gesprochen. Wie die Nachrichten aus talmudischer Zeit beweisen, war das Handwerk des Gerbers zwar sehr nötig und verbreitet, aber wegen des damit verbundenen üblen Geruches verachtet (vgl. Krauß *Talmudische Archäologie* II [1911] S. 253, 259ff.). Peter Thomsen

D. Vorderasien s. Fell C.

Lederstil. In der frühneol. Keramik der dän.-nordd. Muschelhaufen und der älteren Pfahlbautenkultur (Michelsberger Typus; s. d.) finden sich größere Töpfe und Becher, die durch ihre „hängende" Form und weiche, wie durch Einschnüren und Ausziehen entstandene Profilierung eine gewisse Ähnlichkeit mit ledernen Behältern aufweisen. Bei den sehr verschiedenartigen, z. T. eher an die Holzbearbeitung erinnernden keramischen Formen der genannten Gruppen kann sich der Begriff Leder- oder Beutelstil allerdings nur auf einzelne Gefäßgattungen beziehen. Ob bei diesen Gefäßen, namentlich bei den Tulpenbechern der Pfahlbaukeramik, in der Tat eine Anlehnung an Lederbeutel stattgefunden hat, scheint jedoch fraglich; für eine allg. Verwendung des Leders zur Herstellung von Behältern bieten die Funde der Schweizer Seen sowie unsere zäh an älteste Traditionen festhaltende Volkskunst keine Belege. Zur Erklärung der frühesten neol. Gefäßverzierung ist mit dem Begriff L. nichts anzufangen. S. a. Europa § 11.

Scheltema *Altnord. Kunst* 1923 S. 51ff.; Präh. Z. 2 (1910) S. 145f. C. Schuchhardt; ders. *Alteuropa* 1919 S. 48f., 51f. F. A. v. Scheltema

Lednice (dtsch. Eisgrub, bei Nikolsburg in Mähren). Bekannt durch häufige Funde von Aunjetitzer Hockern (Band II Tf. 29b), Brandgräbern der jüngeren Lausitzischen Stufe und solchen der LTZ. Die wichtigsten waren lausitzische Brandgräber mit einer Reihe amphorenförmiger, an der ausladenden Mündung und an der Ausbauchung horizontale Kaneluren tragender Urnen, die zwar in der Oberlausitz häufig sind, in Böhmen jedoch fehlen und erst wieder in Südmähren auftreten. Die Urnen sowie auch die beigestellten Schüsseln haben oft Standringe oder werden auf Menschenfüße gestellt, die doppelkonischen Urnen werden mit Furchen ornamentiert und die kleineren Schalen und Näpfe mit hohen, blattförmigen Henkeln versehen. Dieses kleinere Geschirr mit auffallend feingearbeiteter Wandung wurde gewiß den ersten Bronzegefäßen nachgeahmt (in einem Grabe bei Velatice, nahe Brünn, fand sich eine Bronzeschale mit feinwandigen Tonschalen, dieser genau nachgebildet); die elegant über den Rand geschwungenen und oben zugespitzten Henkel der Schüssel sind auf ein s. Vorbild zurückzuführen, am ehesten pannon. Ursprunges (vgl. Vattina in Ungarn; Arch. Ertesitö 19 [1899] S. 165 Abb. 28, S. 168 Abb. 33, 29 Milleker), wie das Brandgrab von Jarohněvice bei Kremsier-Kroměříž beweisen sollte, wo ein solches pannon.

Doppelhenkelgefäß mitten unter den lausitzischen Gefäßen gefunden wurde. Die Henkelschalen von Velem St. Vid (v. Miske *Die prähist. Ansiedlung Velem St. Vid* I [1908] Tf. 42 Abb. 1, 5, 6, 13) oder von Wies (MAGW 15 [1885] Tf. 8 Abb. 6 12, 13) können als Vorbilder nicht angesehen werden, wie Černý (*Popeln. pole* [Brünn 1909] S. 21) behauptete, da sie bedeutend jünger sind. Kürzlich sind ähnliche Gräber bei Velatice (nächst Brünn) und bei Smolín (nächst Pohořelice) festgestellt, die Bronzeschwerter mit ungar. Griff, Lanzen, Sicheln, Messer, Pfeilspitzen, Trinkhornbeschlag und eine Bronzeschale ergaben. Schöne Keramik enthielten verwandte Gräber in der Umgebung von Kremsier-Kroměříž (Vězky, Jarohněvice) und Siedlungen bei Holubice, Hodonice u. a. Es ist schon jetzt klar, daß es sich in Mähren um eine gut charakterisierte Unterstufe des lausitzischen Stils handelt, die dieser sog. Lednitzer Typus repräsentiert. — S. a. Böhmen-Mähren D.

A. Rzehak *Prähistorische Funde aus Eisgrub* Zeitschrift Landesmus. Brünn 5 (1905); I. L. Červinka *Kultura popelnicových polí* Brünn 1911.

I. L. Červinka

Leffe s. Diluvialflora § 3.

Legierung.

§ 1. Zweck. — § 2. Herkunft der Bronze. — § 3. Prozentsatz von Zinn zu Kupfer. — § 4. Herstellung der Zinnbronze. — § 5. Messing. — § 6. Bleibronze. — § 7. Potin. — § 8. Weißmetall. — § 9. Elektron.

§ 1. L. sind absichtliche Mischungen verschiedener Metalle zu dem Zweck, die Eigenschaften des ungemischten Metalls zu verbessern, um es leichter schmelzen, hämmern oder sonstwie verarbeiten zu können, um ihm eine schönere Farbe oder größere Härte oder Zähigkeit zu geben. Bei der Wahl und Quantität der Zuschläge sprechen auch Sparsamkeitsrücksichten mit. Alle diese Gesichtspunkte sind schon in vorgesch. Zeit maßgebend gewesen. Die Mischung erfolgte entweder durch gleichzeitiges Zusammenschmelzen der Metalle oder von Metall und Erz oder durch feste Zuschläge zum flüssigen Grundmetall. Die alten Metallsachen enthalten außer den absichtlichen Zuschlägen meist noch andere Bestandteile, wie Arsen, Antimon, Blei, Kobalt, Nickel usw., die schon in den Erzen vorhanden sind; die Frage, ob L. oder natürliche Verunreinigung vorliegt, kann häufig nicht sicher beantwortet werden.

§ 2. Von allen L. der Vorzeit haben diejenigen mit Kupfer die bei weitem größte Bedeutung. Das ungemischte Kupfer läßt sich schwer schmelzen und ist im Gebrauch weich. Diesem Übelstand suchte man schon frühzeitig durch Zuschläge anderer Metalle abzuhelfen. Nach einer weitverbreiteten Ansicht wurde die Zinnbronze als fertiges Produkt vom Orient nach Europa gebracht (s. Bronzezeit). Demgegenüber ist durch zahlreiche Analysen erwiesen, daß gerade die ältesten europ. Bronzen einen verhältnismäßig hohen Prozentsatz an Antimon, Arsenik, Blei und Nickel gegenüber dem Zinn aufweisen, und daß die Zuschläge außerordentlich wechseln. Man hat den Eindruck, daß die ersten Bronzegießer mit den verschiedensten Stoffen hin und her probiert haben, bis sie das Zinn als den geeignetsten Stoff erkannten. Das könnte auf eine selbständige Erfindung der Bronze hindeuten. Vielleicht aber sind es Anfängerversuche auf Grund halbverstandener Nachrichten aus Ländern, wo man die Bronzetechnik schon beherrschte. Vielleicht war es auch der Mangel an Zinn, der gerade in der Frühzeit fühlbar sein mußte, als die Zinnhandelswege noch wenig entwickelt waren. Hampel will für Ungarn der Zinnbronze sogar eine Per. der Antimonbronze vorhergehen lassen. Nach Helm half man sich in Siebenbürgen, wo Zinn schwer zu beschaffen war, damit, daß Antimon-, Arsen- und Bleierze zu den Kupfererzen geschlagen wurden. Die Verarbeitung solcher Mischerze sei wahrscheinlich die erste Veranlassung zur Entdeckung der Vorzüge gewisser Kupferlegierungen und zur Erfindung der Bronze gewesen. Ebenso haben sich die ältesten mesopot. Bronzen aus vorsargonischer Zeit als Antimonbronzen erwiesen. In Ägypten ist es Arsenik, das in den älteren Bronzen absichtlich zugesetzt zu sein scheint. Seine Quantität verringert sich in dem Maße, wie die des Zinns zunimmt, bis man bei der richtigen Mischung anlangte. Es ist also nicht unmöglich, daß die Bronze an verschiedenen Stellen selbständig erfunden worden ist.

§ 3. Das Kupfer wird durch Zusatz von Zinn härter, leichter schmelzbar und politurfähig, aber auch spröder. Als das für die meisten Fälle zweckmäßigste Verhältnis hat man schon im Altertum 90% Kupfer und 10% Zinn ermittelt, bei einem Schwanken von 5—15% Zinn. Mehr als 5% Zinn heben die Hämmerbarkeit in der Kälte, und mehr als 15% in der Wärme völlig auf, befördern aber die Bearbeitung durch Guß. Die größte Härte und Sprödigkeit hat ein Gemisch von 65% Kupfer und 35% Zinn; es wird von der Feile kaum angegriffen. Durch schnelle Abkühlung wird die Bronze — im Gegensatz zum Stahl — weicher und dehnbarer.

Man pflegt anzunehmen, daß am Ende der StZ nach einer kurzen Per. unlegierten Kupfers der Zinnzusatz in der frühen BZ zunächst nur wenige Prozent betrug und allmählich bis zur klassischen Mischung von 10% Zinn stieg. Diese besonders von Montelius vertretene Anschauung ist zu schematisch und wird den Tatsachen nicht gerecht. Die Ausnahmen hiervon beschränken sich nämlich nicht auf Zufälligkeiten, sondern sind schwerwiegender Art. So folgt in ein und derselben Siedlung, in Troja, auf eine Per. zinnreicher Bronzen in der II.—V. Stadt eine zinnarme Gruppe in der VI., myk. Per. (Dörpfeld *Troja* S. 366, 397, 421). Ist hier an einer bedeutungsvollen Kulturstätte das Prinzip des allmählich steigenden Zinngehalts durchbrochen, so führt die genaue Betrachtung der frühbronzezeitl. Bronzen Mitteleuropas zu einem anderen wichtigen Ergebnis. In der Aunjetitzer Kultur (s. d. A), die allgemein als zinnarm gilt, und der man höchstens zufällige höhere Zinnprozente zuzubilligen pflegt, bestehen gewisse Ketten, deren Ringe ineinander gegossen sind, ausschließlich aus sehr zinnreicher Bronze. Der Grund ist der, daß ihre komplizierte Gußtechnik (s. Bronzeguß A § 14) eine leichtschmelzbare d. h. zinnreiche L. erfordert. Daraus ist ersichtlich, daß man schon in der frühen BZ zinnreiche Mischungen nicht nur kannte, sondern sich auch über ihre Eigenschaften völlig klar war und sie zweckentsprechend anwandte. Die Zinnarmut der sonstigen Bronzegeräte dieser Epoche darf hiernach nicht mehr mit der Unkenntnis der zinnreichen L. erklärt werden, sondern hat ihre Ursache in der schwierigen Beschaffung des Zinns und dem dadurch bedingten Zwang zur Sparsamkeit (A. Götze *Die Technik gegossener Bronzeketten* Monteliusfestschr. 1913 S. 155ff.; ders. *Die Kunstfertigkeit vorgeschichtlicher Bronzegießer* Die Saalburg 1 [1914] S. 520ff.). Als weitere Beispiele für die zweckdienliche Wahl des Zinnzusatzes mögen Bronzeschwerter erwähnt werden, die 15% Zinn enthalten, ihre Griffniete dagegen, die biegsamer und hämmerbarer sein mußten, nur 5%.

Journal für die Chemie, Physik u. Mineralogie 4 (1807) S. 351ff. Klaproth; Chantre *Age du br.* I 85f.; Präh. Z. 2 (1910) S. 97, 421f. v. Schwarz, wo weitere Literatur.

§ 4. Die Herstellung der Bronze erfolgte zweifellos nicht durch Zusammenschmelzen der Erze, sondern der gesondert dargestellten Metalle Kupfer und Zinn. Beide Erze kommen nämlich überhaupt nur in einer Gegend auf derselben Lagerstätte zusammen vor (Cornwall) und lassen sich auch dort nicht zu einer brauchbaren Bronze direkt zusammenschmelzen (Treptow *Die Mineralbenutzung in vor- u. frühgeschichtl. Zeit* 1901 S. 27). Das Rezept zur Erzeugung der Zinnbronze für die berühmten campanischen Gefäße überliefert Plinius (Nat. Hist. XXXIV 95): das Kupfer wurde zunächst allein mehrere Male geschmolzen und gereinigt und erst beim letzten Schmelzen das Zinn zugesetzt. Und ähnlich scheinen die vorgesch. Bronzegießer vorgegangen zu sein. In den Gießereifunden befinden sich nämlich häufig Gußkuchen aus ungemischtem Kupfer, die also vor dem Zusetzen des Zinns schon einen Schmelzprozeß durchgemacht haben. Der Grund mag darin liegen, daß Zinnbronze durch wiederholtes Umschmelzen Zinnverlust erleidet, dadurch dickflüssiger wird und an Festigkeit verliert. Bei Verarbeitung von Bronze-Altmaterial, wie es in zahlreichen Gießereifunden vorliegt, muß deshalb Zinn besonders zugesetzt worden sein.

§ 5. Die Zinkbronze (Messing) besteht aus Kupfer und Zink, eine Mischung, die als Aurichalcid und Messingblüte natürlich vorkommt und nach Aristoteles den Alten auch bekannt war. Ihr spärliches Auftreten

macht die technische Verwendung in größerem Maßstab unwahrscheinlich, sie kann aber die Aufmerksamkeit auf diese Mischung gelenkt haben. In der Regel wurde das Messing aus Kupfer und Galmei hergestellt. Wenn man die etwas verworrenen Angaben der antiken Schriftsteller beiseiteläßt, kann das Messing in den europ. Funden erst in der RKZ nachgewiesen werden (Zeitschr. f. angewandte Chemie 14 [1901] S. 1297; 15 [1902] S. 511, 761, 1217; 16 [1903] S. 85, 253, 350 Diergart und Neumann; Bezzenberger *Analysen* 1904). Dagegen besitzen auffälligerweise manche Bronzen der sibir. Bronzekultur einen starken Zinkgehalt (Tallgren *Collection Tovostine* 1917 S. 33f.). Hin und wieder begegnet auch in Europa eine ältere Bronze mit Zinkgehalt (Flachaxt aus der Vendée mit 3,11%; etrur. Schild aus Schweden; Chassaigne und Chauvet *Analyses de bronzes anciens du Dép. de la Charente* 1903 S. 42; Müller *NAK.* I 456), aber da handelt es sich weniger um zielbewußte Beimengung als um Verunreinigung oder um Experimente der alten Gelbgießer.

§ 6. Bleibronze, eine Kupferlegierung, bei der Blei die Stelle des Zinns vertritt, kommt vereinzelt in verschiedenen Gegenden Europas vor, besonders häufig in Frankreich in den Dép. Charente, Cher, Finistère, Gironde, Ille-et-Vilaine, Loire-Inférieure und Manche. Zeitlich häufen sich die Funde in der j. BZ und dann wieder in der RKZ. Aus älterer Zeit enthält ein Ring aus der Pyramide des Snefru 5,72% Blei.

Chassaigne und Chauvet *Analyses*; Mannus 9 (1917) S. 167 Kossinna; Mannusbibl. 18 (1919) S. 79 Kostrzewski.

§ 7. Potin („Topfmetall"). Man unterscheidet Bronzepotin und Silberpotin. Mit ersterem, einer stark bleihaltigen Zinnbronze, bezeichnet der Numismatiker das Material gall. Münzen. Letzteres, ein Gemenge von Silber, Kupfer und Zinn, diente zur Herstellung kelt. Münzen der späten LTZ und äg. Münzen der RKZ. S. a. Keltisches Münzwesen.

ZfEthn. Verh. 15 (1883) S. 99 Olshausen; Forrer *Reall.* S. 115, 637, 737f.; ZfEthn. 41 (1909) S. 458ff. Forrer.

§ 8. Weißmetall, allg. Bezeichnung von schwankender Bedeutung für weißlich gefärbte L., die außer Kupfer viel Zinn, Zink, Blei, Antimon, Arsenik oder Nickel enthalten (s. diese Artikel). Es kommt hin und wieder in älteren Per., vorwiegend aber in der RKZ und Merowingerzeit vor.

ZfEthn. Verh. 7 (1875) S. 246f. Liebreich; ebd. 15 (1883) S. 99 Olshausen; ebd. 16 (1884) S. 543ff.; ebd. 23 (1891) S. 354ff. Virchow.

§ 9. Elektron, Blaßgold, eine hellfarbige L. von Gold und Silber, kommt in natürlicher Mischung am Paktolos, Tmolos und Sipylos vor (ca. 73% Gold, 27% Silber) und wurde für frühlyd. Münzen verwendet. Meistens aber wurde es aus beiden Metallen zusammengeschmolzen, wobei der Prozentsatz sehr wechselt. In Troja (s. d.) kommt ein Elektron-Becher im großen Schatz A der II. Stadt vor. Im N ist wohl das älteste Stück ein Armring aus dem Fund von Merseburg (Per. I; Band I Tf. 49d). Ebenfalls bronzezeitl. sind einige Spiralringe (Bangsbo Mølle in Jütland, ein Exemplar ohne Ortsangabe im Kieler Museum), ein Spiralarmring von Groß-Harrie in Holstein und ein Armring aus Ungarn. Weitere Funde führt Much an. Die qualitative und quantitative Untersuchung etrusk. Goldsachen durch Milani ergab, daß die verschiedenen L. zur Erzeugung einer bestimmten Farbe ziemlich konstant sind. Der Silbergehalt beträgt etwa 30%, die Rötung wurde durch Kupferzusatz von 3—5% erreicht, natürliches Elektron wurde nicht benutzt. Letzteres gilt auch von einer Reihe analysierter ir. Elektron-Sachen; sie sind stets künstlich legiert. In der LTZ wurde es in Karthago und Gallien zu Münzen verarbeitet, wobei die gall. Münzen (2. und 1. Jh. v. C.) allmählich immer mehr Silbergehalt bekamen und zuletzt auch noch Zusatz von Kupfer und Zinn. S. a. Feingehalt A.

Dörpfeld *Troja* S. 351 Abb. 280a; Montelius *Chron. ält. BZ.* S. 42 Abb. 108; ZfEthn. Verh. 18 (1886) S. 494f. Olshausen; MAGW 9 S. 89ff. M. Much; Forrer *Reall.* S. 200; M. Rosenberg *Geschichte der Goldschmiedekunst* Abt. Granulation 1918 S. 14; E. C. R. Armstrong *Catalogue of Irish Gold Ornaments in the Collection of the R. Irish Academy* 1920 S. 6f.

Über Antimonbronze, Arsenikbronze, Nickelbronze s. Antimon A, Arsenik, Nickel.

Lit. zum ganzen Artikel: v. Bibra *Die Bronzen und Kupferlegierungen der alten und ältesten Völker* 1869; Wibel *Die Kultur der Bronzezeit* 1865; Archiv f. Anthr. 14 (1883) S. 357ff. Reyer; ZfEthn. 27 (1895) S. 1ff. Helm; ebd. 28 (1896) S. 83ff. Hampel; ZfEthn. Verh. 27 (1895) S. 619ff., 762ff.; ebd. 29 (1897) S. 123ff.; ebd. 33 (1901) S. 157ff. Helm; A. Götze *Die Kleingeräte aus Metall, Stein usw.* (Dörpfeld *Troja* S. 365ff., 421f.); Kröhnke *Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzen Schleswig-Holsteins* Diss. Kiel 1897; Chassaigne und Chauvet *Analyses de bronzes anciens du Dép. de la Charente* 1903; Bezzenberger *Analysen* 1904.

Alfred Götze

Lehen, Lehensystem.

§ 1. Charakteristische Züge. — § 2. Frühformen eines Schutz- gegen Treueverhältnisses. — § 3. Vollentwickelte aristokratische Lehen. — § 4. Viehlehen und Pacht. — § 5. Beamtenlehen. — § 6. Lehen in archaischem Staatswesen. — § 7. Lehen im frühgeschichtlichen Europa.

§ 1. Wenn von L. gesprochen wird, denkt man gewöhnlich an das europ. Mittelalter. Daher betrachtet man die Lehenorganisation als eine Einrichtung, die späterer geschichtl. Entwicklung angehört. Diese Ansicht kann jedoch nur mit erheblicher Einschränkung anerkannt werden. Voraussetzung für die Entstehung des Lehnswesens bildet allerdings eine geschichtete Gesellschaft. „Homogenen" Gemeinschaften sind die Formen des L. fremd. In der Tat hat daher das L. nichts mit den niedrigsten Formen der Gesellung zu tun. Früh tritt die Einrichtung des L. jedoch in geschichteten Gemeinwesen auf. Angesichts der herrschenden Naturalwirtschaft bietet es diejenige Form dar, in der die wirtschaftliche Abhängigkeit zum Ausdruck gebracht wird; denn die Oberschicht pflegt Anspruch auf alles Land zu erheben. — In seiner Entstehung gründet sich das Lehenswesen auf die politische Herrschaft und tritt dann in Erscheinung, wenn diese Herrschaft so weit rationalisiert ist, daß sie zur wirtschaftlichen Ausnutzung schreitet. Da das Lehenswesen Schichtungen voraussetzt, erscheint es aristokratisch gebunden (s. Adel, KasteA, Schichtung).

Schichtungen und Adel finden sich jedoch bei zahlreichen mittleren und höheren Naturvölkern, ebenso daran anschließend eine rationalistische Nutzung der Herrschaft (s. Häuptling, Politische Entwicklung).

Der Bestand des Lehnwesens wird 1. durch den Untergang der Adelsschicht gefährdet und 2. durch den Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft erschüttert (s. a. Wirtschaft).

Indessen ziehen Erschütterungen in der traditionellen Aristokratie keineswegs notwendigerweise solche des Lehensystems selbst nach sich, so daß nicht die gesamte Methode des politischen Zusammenschlusses umgestürzt wird. Das adlige Lehensystem (vgl. § 3) kann durch ein beamtetes (vgl. § 5) ersetzt werden. Aber stets beruht die Stellung von Lehensherrn und Vasallen zueinander auf einem Schutz- gegen Treueverhältnis. Ja, in den auf Beamtenlehen begründeten Gemeinwesen tritt die persönliche Bindung, daß der Schwächere durch Gaben den Schutz des Stärkeren erwirbt, noch schärfer hervor. Während der Herr Interesse an einer möglichst großen Zahl von Gefolgsleuten hat, und zwar sowohl wegen der Kriegsdienste als auch um der Höhe seiner Einnahmen willen, findet der Vasall im Herrn seinen Anwalt gegen andere Machthaber. Anfänglich ist die Größe der Abgaben gewöhnlich nicht genau umschrieben. Allerdings wird schon früh „das Beste" gefordert (s. § 3), später auch „das Erste" (s. § 5). Anfänglich werden die Abgaben gewöhnlich durch Gegenleistungen, Geschenke oder Feste, vergolten. Da ursprünglich sowohl Herr wie Schützling bei dem System gut fahren, herrscht auch keine feindselige Stimmung. Erst die rationalistische Ausnutzung der Schutzherrschaft oder Mangel an Erfolg in der Schutzpflicht verursachen krisenartige Stimmungen. Diese führen jedoch unter gewissen technischen Voraussetzungen zunächst nicht zu einem Wechsel des Systems, sondern höchstens zu einer Änderung in der Herrenschicht. Erst wirtschaftliche Faktoren, insbesondere Handel und überwiegende Geldwirtschaft, sowie Mobilisierung des Grundeigentums, endlich überhaupt eine Änderung in der Geistesverfassung, in der Einstellung des Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft, führen zur Entwurzlung des ganzen Systems. — Bemerkt muß noch werden, daß das Lehensystem gewöhnlich mit 2 Formen von Ab-

hängigkeit verbunden ist: nämlich 1. mit der des an einem anderen Ort seßhaften Vasallen und 2. mit der persönlichen Knechtschaft am Residenzplatz des Herrn. Denn der Lehnsherr pflegt Hof zu halten und umgibt sich gewöhnlich mit Gefolgsleuten und einer persönlichen Dienerschaft (s. Höriger A, Sklave A).

§ 2. Dort, wo auf den Trobriand-Inseln Großhäuptlinge herrschen, stellt dieser das Oberhaupt einer Sippe dar, die in der Rangstaffelung obenan steht. Die Häupter oder angesehenen Personen niedrig stehender Sippen sind ihm untergeordnet. Diesem Oberhäuptling ist eine Zahl von Dörfern, die niedrigeren Sippen angehören, tributpflichtig und seiner Autorität unterstellt. Im Kriegsfall sind sie seine Verbündeten und versammeln sich in seinem Dorf. Bedarf er irgendwelcher Leute für einen Zweck, wie zum Holzfällen, zum Kanu-Bau oder als Helfer zum Hausbau u. dgl., so schickt er in die untergeordneten Siedlungen um Arbeiter. Bei allen größeren Festen erscheinen diese untergeordneten Dörfler. Es wäre jedoch falsch, zu glauben, daß die Tribute aus den Dörfern dem Oberhäuptling ohne weiteres zufließen. Für alle Abgaben und Leistungen muß er ein Entgelt bereit haben. Es ist Ehrensache des Großhäuptlings, in den Vergeltungen nicht kleinlich zu sein. In eigenartiger Weise verschafft er sich die Einkünfte für diese Gegenleistungen. Er nimmt nämlich von jedem der untergeordneten Dörfer eine Frau, deren Familie sodann, gemäß den Überlieferungen der Trobriander, ihn mit Feldfrüchten zu versorgen hat. Denn es ist Sitte, daß die Frau von ihrem Bruder und ihren mütterlichen Verwandten unterhalten wird. Da diese Frau stets die Schwester oder eine nahe Verwandte des Häuptlings im betreffenden Dorfe ist, so läuft es gewöhnlich darauf hinaus, daß die ganze Gemeinde irgendwie zur Arbeit herangezogen wird. In den alten Zeiten hatte der Oberhäuptling der vornehmsten Sippe (von Omarakana) nicht weniger als 40 Gattinnen, durch die er ein Drittel bis zur Hälfte aller Feldfrüchte der von ihm abhängigen Landschaft Kiriwina erhielt. Aber selbst heute, da er bloß 16 Frauen hat, besitzt er große Speicher, die bis zum Dach voll von Yams sind (Malinowski S. 63ff.).

§ 3. Auf dem amerik. Kontinent finden wir sehr verschiedene Formen des politischen Zusammenschlusses: auf der Basis der Gleichheit vereinigte Agglomerationen von Klans, wie etwa der Pueblo-Indianer und ihrer Nachbarn, der Apache, Ute oder Navajo, oder die Cherokee Creek, Powhatan, vor allem aber der Irokesenbund, die Pawnee und der „Rat der sieben Feuer" der Dakota und noch viele andere. Die häufig vorkommende Spezialisierung einzelner Klans, Sippen oder Familien (s. Familienformen, Kaste A) bringt ein unterscheidendes Element in die Agglomerationen einander koordinierter Klans (vgl. z. B. Radin S. 204ff.), das jedoch erst dann von Bedeutung für eine Über- und Unterordnung wird, wenn sich diese Spezialisierung nachdrücklich mit einer verschiedenen Bewertung der einzelnen Berufe oder Ämter verbindet. — Bei den nordwest-amerik. Indianern tritt dies auch noch nicht deutlich zutage, obgleich wir dort schon einer adligen Häuptlingsschicht und einem Hörigentum begegnen (s. Häuptling, Höriger A). — Ein mit regelmäßigen Abgaben ausgestattetes Schutzgegen Treuverhältnis kann indessen bei den 3 organisierten Regierungen der neuen Welt im 16. Jh., zur Zeit ihrer Entdeckung, festgestellt werden: nämlich bei den Nahua, Inka und Tschibtscha. Die Einheiten für das ganze System, das allerdings noch nicht bis in alle Einzelheiten heute restlos aufgeklärt ist, bildeten die Familiengruppen, Sippen. Jede Sippe besaß ein Oberhaupt, das im Rat der nächst höheren Gruppe seinen Platz einnahm. Die Regierung befand sich in der Hand einer einzigen Sippe, die den Fürsten stellte (s. Häuptling), und der ohne Rücksicht auf seine Verwandtschaft von seiner Sippe erwählt wurde. — Trotz mancherlei Verschiedenheiten sind dies die Grundzüge aller erwähnten Regierungen. Die politische Organisation war jedoch in Mexiko weniger straff zentralisiert als im Staate der Inka (Wissler S. 156). — In Peru war das ganze Reich in Provinzen geteilt, an deren Spitze Erb-Statthalter (*Curaca*) standen, von denen wieder Beamte und

Unterhäuptlinge abhingen, die über ungefähr 10 Familienhäupter gesetzt waren. Die Abgaben wurden nach der Kopfzahl erhoben und bestanden teils in Naturalabgaben von der Bodenbestellung oder von besonderen Handfertigkeiten, teils in bestimmten Diensten (Th. A. Joyce S. 102ff.).

Um uns das mikronesische Lehensystem klarzumachen, sei auf das Beispiel der Karolinen-Insel Kusae verwiesen. Aller Grund und Boden gehörte dem König, der ihn an die Titelhäuptlinge zu Lehen gab (s. a. Häuptling, Höriger A, Kaste A). Letztere hatten das Land auf Uálang durch ihre Unterhäuptlinge (*met-súksuk*) an das Volk (*met-šišik*) ihrer Gaue verteilt. Jedoch wird auch behauptet, daß der Grundbesitz „Privateigentum" gewesen sei. Auf jeden Fall konnte es sich nur um beschränktes Privateigentum an Grund und Boden handeln, wie gewöhnlich in Gesellschaften mit unveräußerlichem Bodenbesitz. Die Berechtigung auf das Land wurde jedoch persönlich vererbt (s. Erbe). — Das Heiratsgut der Mutter wurde vom Manne und seinen Kindern mit bearbeitet, ging aber nur auf die eigenen Kinder der Mutter bei ihrem Todesfall über. Dementsprechend war die Lehensabhängigkeit nicht zu einer bodengebundenen Hörigkeit (s. Höriger A) ausgebildet, sondern es herrschte eine weitgehende Freizügigkeit des Volkes (*met-šišik*). Die Bevölkerung der einzelnen Landschaften hatte unter Aufsicht der Unterhäuptlinge (*met-súksuk*) deren und des Häuptlings Felder zu bestellen. Der Ertrag mußte z. T. an die Unterhäuptlinge und durch sie an die Titelhäuptlinge abgeliefert werden. Ebenso wurden gewisse Teile der Erträgnisse des Fischfangs, wenn große Fischzüge veranstaltet wurden, an die Häuptlingschaft abgeliefert. Die Leistungen an die Titelhäuptlinge waren dabei nicht genau festgelegt, sondern die Landschaften hatten einfach den Titelhäuptling und seine Familie zu ernähren. Zu diesem Zweck mußte der Unterhäuptling alle paar Tage eine Kanu-Ladung voll roher Früchte und auch zubereiteter Speisen nach der Residenz-Insel des Titelhäuptlings, nach Lölö, senden. Da jeder Titelhäuptling mehrere tributpflichtige Gaue besaß, so wurde er Tag für Tag mit frischen Lebensmitteln versorgt. Er verlangte die besten Früchte der verschiedenen Arten und die besten Fische; besonders aber die auf den Inseln verhältnismäßig seltenen Kokosnüsse. Auch die Kanus und das Haus ließ der Titelhäuptling von seinen Leuten bauen. Aus den Angehörigen seiner Gaue setzte der Titelhäuptling auch das große Dienstpersonal für seinen Haushalt zusammen: Die Köche, Kawa-Brauer, Kawa-Schenken, Speiseaufträger, die Kanu-Mannschaften, die Erzieher und die Kinderfrauen. In ähnlicher Weise, nur in kleinerem Stil, hielten auch die Unterhäuptlinge ihren Hof. Zur Zeit der Hochseefischerei siedelten ganze Fischerverbände unter einem Oberhaupt nach der Residenzinsel Lölö des Adels über. — Während die regelmäßigen Leistungen an Nahrungsmitteln ohne jede Gegenleistung blieben, war es bei den besonderen Diensten anders. Das in ständigem persönlichen Dienst stehende Personal, das bei seinem Herrn mit Weib und Kind wohnte, wurde von ihm erhalten. Kanu- und Hausbauern sowie den Fischerleuten gab man der Sitte gemäß nicht nur die üblichen Feste, sondern nach Beendigung ihrer Arbeit wurden die Leute noch mit Geld und Wertgegenständen entlohnt. Namentlich soll ein Entgelt üblich gewesen sein, sobald ein Titelhäuptling durch Boten von den Unterhäuptlingen (*met-súksuk*) seiner Gaue außergewöhnliche Leistungen an Nahrungsmitteln verlangte, oder wenn die Gauleute besondere Geschenke darbrachten. Bei den großen Wettkämpfen, die von den Titelhäuptlingen veranstaltet wurden, erhielten die Gaubewohner besondere Geschenke von ihrem Herrn. In diesen Fällen verteilte der Titelhäuptling seine Gaben zunächst an die Unterhäuptlinge, diese erst an das Volk; der „Dienstweg" wurde also streng eingehalten. — Man kann sagen, daß die Adelsschaft auf ihrer Residenz-Insel Lölö auf Kosten der Bevölkerung der großen Insel Uálang lebte (Sarfert S. 363ff., 369f.).

Das Land, das jeder Sippe auf Samoa gehörte, befand sich in der Hand der Häuptlinge und Fürsten als Leiter der be-

treffenden Sippen. Dementsprechend führten sie einen Titel. — Auf den Tonga-Inseln bestand dieser Sippenbesitz hauptsächlich in Pflanzungen, Häusern und Kanus. Dort galt der Landesfürst (*tuitonga*) als der alleinige Besitzer allen Grund und Bodens. Die Unterhäuptlinge leiteten das Recht auf ihr Land und ihre Macht (nach A. Radcliffe Brown) vom Fürsten ab, aus dessen Familie sie angeblich stammten und den sie als ihren Oberherrn ansahen. Einmal verliehene Macht konnte der Fürst aber nicht widerrufen. Den Anspruch auf das Land besaß zwar die ganze Sippe, doch befand er sich in der Hand ihres Oberhauptes und ging nach seinem Tode auf seinen Nachfolger über (Williamson III 229ff.). Den Fürsten und Häuptern der höheren Rangstufen standen weitgehende Rechte an dem Besitz der ihnen untergeordneten Leute zu. — Bezüglich Samoas drückt Pritchard das drastisch so aus, daß „unter den Samoanern ein Häuptling nicht stehlen kann". Man sagte von ihm nur, daß er eben von seinen Leuten „wegnimmt", was er wünscht. Seine Untertanen fühlten sich in einem solchen Fall nur geschmeichelt. Vor allem mußten sie ihn mit Lebensmitteln versorgen. Dafür erwartete man aber seine Teilnahme und Initiative bei allen Arbeiten und Aufgaben seiner Gemeinde. Die Tribute an Nahrungsmitteln flossen manchmal sehr ungleich. Sie waren in keiner Weise der Menge nach festgelegt. Kam einmal viel ein, so veranstaltete der Oberhäuptling ein Fest. Aber auch sonst hatte er das, was er empfing, mit seinen Leuten zu teilen, insbesondere aber seine noch so weitläufigen Verwandten und Besucher damit zu versorgen. Für die Abgaben mußte er wieder Gegengeschenke leisten. Das kam unter Umständen teuer zu stehen, und wenn der Oberhäuptling nicht reich war, so half ihm seine Sippe und sein Dorf aus. Auf diese Weise bestand zwischen den Oberhäuptlingen und den anderen Sippenhäuptlingen und ihren Leuten ein wechselseitiges System von Geben und Nehmen, wobei namentlich die berühmten Samoanischen Matten eine besondere Rolle spielten. Ein Oberhäuptling bezahlte z. B. seine Untertanen für Nahrungsmittel und andere Abgaben oder Dienste in verschiedener Weise, unter anderem mit Matten. Diese wurden als Kostbarkeiten aufbewahrt. Bei anderen Gelegenheiten, wie z. B. bei Heiraten, verlangte der Oberhäuptling wieder Matten in großer Menge, die ihm von seinen Unterhäuptlingen geliefert werden mußten, und die diese Matten wieder von den Sippenhäuptern einsammelten. Auf diese Weise zirkulierten die Matten zwischen den Oberhäuptlingen und ihrem Volk (s. Handel F § 7). Turner hat die Sippenhäupter „Bankiers" der Oberhäuptlinge genannt (Williamson III 344ff.). — Ähnlich ging es auch auf Tonga zu. Wenn dort bei einem Opferfest (*inaji*) die Gaben schärfer umschrieben waren, die dem Fürsten (*tuitonga*) dargebracht wurden, so hängt das dort mit dem sakralen Charakter der Abgaben für dieses Fest zusammen. Denn es handelte sich dabei nicht um einfachen Tribut, sondern um eine religiöse Zeremonie, bei der der Fürst augenscheinlich nur als höchster Priester oder Stellvertreter der Gottheit fungierte (ebd. III 348ff.).

§ 4. Viehlehen finden wir z. B. in Ostafrika. Die Herden der Batutsi-Häuptlinge werden auf entferntere Weiden hinausgetrieben und nur die nötigen Milchkühe in der Nähe der Siedlungen gehalten. Diese Herden werden besonderen Batutsi-Hirten anvertraut, welche sie pflegen und dafür entschädigt werden. Als Entgelt für seine Arbeit bekommt der Hirt die Milch der ersten zwei Monate, denn die Kuh kehrt erst mit dem zwei Monate alten Kalb in das Gehöft ihres Besitzers zurück. Außerdem bekommt er noch einen Topf Bier im Wert einer Hacke. Der Hirt ist für die anvertraute Kuh haftbar und muß die verunglückten oder gestohlenen Stücke durch andere ersetzen. Herrscht Trockenheit, so werden die Herden der Batutsi-Häuptlinge nicht selten in die Bataten-Pflanzungen ihrer Bauern eingetrieben und richten dort großen Schaden an, ohne daß die Bauern jedoch dagegen etwas tun können. Der Feldbauer muß in der Hirtenaristokratie von Ruanda stets dem Rinde weichen. Vielfach wurden die Bauern dadurch verdrängt. — An das Verpachten der Rinder knüpfen sich manchmal komplizierte Rechts-

geschäfte, da auch eine Unterpacht zulässig ist (Czekanowski S. 143, 282). — In ähnlicher Weise finden wir auch bei den zentralafrik. Bakitara eine Art staatliche Aufsicht der Häuptlinge über die Rinderherden in ihrem Distrikt (Roscoe S. 176ff.).

Ein lehenartiges System finden wir auch bei den Kikuyu von Ostafrika (Beech S. 46 ff., 136 ff.).

§ 5. Bei den westafrik. Yoruba gehörte das Land theoretisch dem König. Dieses Land besitzt er jedoch nur als Vertreter seines Volkes. Die verschiedenen Stammesfürsten sind in ihrem Landbesitz durch den König beschränkt. Das Stammesland ist, gerade so wie das der Sippen, Gesamteigentum der betreffenden Gemeinschaft und der Fürst oder Häuptling nur deren Beauftragter. Daher kann keinerlei Land verkauft werden. Jede Stadt und jedes Dorf, das einen Markt (s. d.) besitzt, steht unter einem Oberhaupt, dessen Funktion vererbt wird. Dieser befindet sich durch andere Häuptlinge wieder von dem Adel in Abhängigkeit, dem das Dorf, ebenso wie auch dem König, tributpflichtig ist (Johnson S. 70ff., 90ff., 95ff.). — Das Lehensystem beruht im wesentlichen darauf, daß die Häuptlinge das Land verpachten, das bebaut werden muß, und dafür Einkünfte beziehen (Denett S. 195ff.).

Häufig wird der Fehler begangen, der im Lehensverhältnis zum Ausdruck kommenden Abhängigkeit einen Stimmungsgehalt unterzuschieben, wie er der modernen Gesellschaft dem Feudalwesen gegenüber, das sie überwunden hat, und gegen das sie noch immer eine Art Ressentiment empfindet, eigen ist. Ein derartiges Hereintragen eines Stimmungsgehaltes von heute in eine ganz andere Lebens- und Denksphäre ist jedoch völlig verfehlt. Pechuël-Lösche berichtet (S. 249ff.) aus dem westafrik. Loango, daß selbst das Verhältnis zwischen Herrn und Hörigen nicht bloß auf Recht und Gewohnheit, sondern auf wirklicher Zuneigung beruht. — Früher, als noch ein Königtum bestand, wurde der Oberherr aus dem alten, der Sage nach eingewanderten Königsgeschlecht, aus der Kaste der geborenen Fürsten gewählt, also unter den Personen, die gleichgültig, wer der Vater war, eine Fürstin zur Mutter hatten (s. Mutterrecht A). Von dem König erhielt ein Fürst oder eine Fürstin ein Gebiet als „Erbe" oder „Lehen": dies war der „Gaufürst" oder „Erdherr" (= Gauhäuptling). Er oder sie stand dem König im Range nach und war für den Gau mit gleichen Rechten ausgestattet wie der König. Seine Macht erstreckte sich auf alle auf der Gauerde Lebenden oder darin Ruhenden, er war Herr in irdischen wie in himmlischen Dingen. Diese Gaufürsten und Gaufürstinnen nennen sich heute noch nach ihren Gebieten, deren Namen sie die Silbe *Mà* vorsetzen, der Bedeutung nach = Machthaber. — Nach dem Zusammenbruch der Königsherrschaft sind auch einige Fürstenfamilien bedenklich verarmt und üben kaum politischen Einfluß aus. Indessen genießen die fürstlichen Personen noch immer eine Zahl von Auszeichnungen äußerlicher Art, nämlich das Recht, Schmuck aus Elfenbein zu tragen und besonders befranste Gewänder, Schulterbehänge, geknotete Mützen u. dgl. Sie stehen aber auch über aller Gerichtsbarkeit, brauchen nicht Zeugnis leisten und auch nichts auf ihren Eid nehmen. Ein Fürst hat die freie Wahl unter den Töchtern des Landes. Eine Fürstin ist die meistbegünstigte aller Frauen, denn durch sie allein kann sich Blut, Rang und Besitz vererben. Sobald sie mannbar geworden ist, hat sie Sitz und Stimme bei politischen Verhandlungen, ist oberster Richter und besitzt den Blutbann auf ihrem Grund und Boden. Sie hat das Recht, sich einen Gatten zu ernennen und ihn wieder zu entlassen, die Männer beliebig zu wechseln usw. Die fürstlichen Personen werden nur auf dem Hügel von Lubū bestattet u. dgl. m. — Die Auffassung herrscht, daß der „Gauherr" in letzter Linie sein Land von Nsāmbi, dem Schöpfer der Bafioti, zu Lehen hat. Der „Gauherr" war früher wenigstens stets ein Fürst. Ihm zunächst im Range stehen als Berater und Verwalter die Häuptlinge der Siedlungen und Familien. Die übrigen Freien stammen von freien Müttern und werden bereits im Säuglingsalter als Gaugenossen öffentlich und zeremoniell anerkannt. Alle zusammen stellen die Gaugenossen dar. — Leid und Freud mit diesen teilen indessen noch

viele andere Menschen, die nicht im Gau geboren oder später unfrei geworden sind. Es sind Geiseln, Verpfändete, Bürgen und Hörige, endlich Leibeigene (s. a. Bürgschaft A, Höriger A, Sklave A). Zu diesen kommen noch Versprengte aus Hunger-, Seuchen- und Kriegsgebieten, aber auch Verschuldete, Taugenichtse und Stromer. Der Vereinsamte, der Herumtreiber, bedarf politisch wie gesellschaftlich des Rückhalts oder eines Schutzes. Er muß sich irgendeinem Gau eingliedern und einem Herrn sich unterstellen. — Neben die Fürsten sind, trotz ihrer Kastenvorrechte, namentlich durch den Handel und durch die Europäer hochgekommene Personen getreten, die ihren Einfluß geltend machen. Die meisten Häuptlinge regieren nur eine Häuptlingsschaft, nämlich ein Dorf, und haben darin ihren Rückhalt. Anderseits vertritt der Gau den einzelnen nach außen. Hader um Grundstücke kommt innerhalb des Gaues kaum vor. Wo es nötig ist, bespricht man sich mit dem Häuptling, und dieser ordnet die Angelegenheit. Ein freier Mann, der „arm" ist, d. h. keinen Hörigen besitzt oder keinen Tagelöhner mieten kann, wird zwar beim Roden eines Feldstücks helfen, aber die Erde zu behacken oder Wasser zu tragen, ist Sache der Frauen und Unfreien. Ein durch gemeinschaftliche Arbeit erzielter Gewinn wird oft vom Häuptling oder Gauherrn verwaltet, der daraus Zahlungen für die Gemeinschaft leistet, Gastfreunde sowie zu Besuch eintreffende Geschäftsleute und Reisende beschenkt und verpflegt. Der Gaufürst empfängt als Abgabe einen allerdings nicht genau bemessenen Teil von Feld- und Baumfrüchten, ungefähr einen Korb voll von jeder Pflanzung, und zwar sollen es die Erstlinge sein, bevor die Anbauer selbst davon genießen. Ist sein Gebiet groß und fruchtbar, so werden die Abgaben strichweise nach Einforderung zu verschiedenen Zeiten geleistet. In diesem Fall können sie nicht durchweg in Erstlingen bestehen. Von Haustieren fällt ihm auch die Erstgeburt zu. Vom erbeuteten Großwild muß der Kopf am sogenannten „Tierschädel-Fetisch" geopfert werden, sowie das Hinterviertel, das auf der Erde lag usw. Ganz bestimmte Teile müssen von den Jagdtieren und Fischen dem Fürsten dargebracht werden. Auch von den eingezogenen Bußen fällt den Gauherren ein wesentlicher Anteil zu. Er erhebt Abgabe und Zehnte für Wege, Fährplätze und Brücken und ebenso von Handelskarawanen (Pechuël-Lösche S. 175f., 186ff., 194ff., 203, 207, 218, 236ff., 251ff.).

§ 6. Als ein Beispiel altorient. Lehenssystems sei das des alten ind. Reiches aus dem 3. Jh. v. C. angeführt. Schon der Verkehrstechnik halber war es unmöglich, das weite Reich Asokas, das den größten Teil von Indien umspannte, anders als durch eine Anzahl von Provinzverwaltungen zu regieren. Eine gewisse Zentralisation war nur durch eine beschränkte Oberaufsicht möglich und durch Abgaben, die geleistet wurden. Im übrigen bewahrte jeder Teil seine Sonderart, seine besonderen Überlieferungen und Gesetze (Mookerji S. 110ff.).

Das Schutz- gegen Treueverhältnis charakterisiert die persönlichen Beziehungen in den Beamtenstaaten des alten Orients, namentlich in Ägypten (Thurnwald S. 705ff.) und in Persien (de Morgan S. 579ff., vgl. dazu insbesondere Plut. Alex. 69; Thuc. II 97, 4). Wenn der pers. König unter seine Perser ging, die den Adel der „Freien" darstellten, so war es Sitte, daß er ihnen Geschenke machte — vgl. dazu oben § 2 u. 3. In Tibet (Bell) und im fernen Osten (Sternberg, Amundsen), insbesondere in Japan (Lange), herrschten ähnliche Lehensverhältnisse.

§ 7. Die *Rectitudines singularum personarum* aus dem 10.—12. Jh. setzen im alten England die Pflichten zweier Kategorien von Personen fest: der *thanes* und *geneats*, der Herren und der Bauern der Gemeinden. Die *thanes* sind Vasallen, die vom König abhängig sind. Der *thane* muß 1. den König auf seinen Kampfunternehmungen begleiten, 2. am Bau von Schlössern mit helfen und 3. die Brücken erhalten. Während die erste dieser Pflichten vor allem an ihn persönlich eine Anforderung stellte, ist die zweite und dritte als eine Leistung der ihm unterstellten Leute gedacht. Der *thane* erscheint daher als eine Mittelsperson zwischen König und

Volk. Die *thanes* dürften aus der Leibgarde des Königs hervorgegangen sein. Sie sind also ursprünglich Beamte. Diese Beamten haben sich gewöhnlich zunächst vorwiegend aus dem Adel ergänzt. (So ist es auch anderwärts gewesen, z. B. im Orient.) — Es sind die jüngeren Söhne der *Lords*, der eigentlichen Landherren, die Dienste an des Königs Hof nehmen und später mit Dorfherrschaften belohnt werden. Solches Land wurde hauptsächlich in den Kämpfen des Königs gegen den unabhängigen Adel frei (Peake S. 118ff.). Auf diese Weise kam immer mehr Land in die Hände dieser Vasallen, ein Umstand, der natürlich außerordentlich zur Stärkung der Königsgewalt beitrug (s. Politische Entwicklung; im Heere löste der Sold die Vasallität später ab.) — Die Dienste der *geneats*, der Bauern, waren je nach den örtlichen Gewohnheiten verschieden. Sie hatten Abgaben in natura zu leisten und verschiedene Dienste, wie Reiten, die Beförderung von Lasten, Mähen und Ernten, den Bau von Wegen und sonstige Besorgungen. So wenig scharf umschrieben diese Dienste selbst waren, hatte man doch die Zahl der Tage, an denen sie in Anspruch genommen werden durften, immerhin bereits festgesetzt. Doch herrschten große Verschiedenheiten an einzelnen Orten und nach den verschiedenen Berufen sowie auch nach dem Reichtum und der Art des Besitzes der einzelnen Leute (ebd. S. 121ff.). Ein großer Teil der Bauern befand sich jedoch schon in großer Abhängigkeit; sie waren an den Boden gebunden und mußten an bestimmten Tagen für ihren Herrn arbeiten, obgleich sie keine Sklaven waren. Sklaven befanden sich hauptsächlich im Besitz der großen Herren (besonders der Bischöfe und Äbte). Dieses alte „sächsische" System wurde durch die normannische Eroberung wohl etwas abgeändert und kompliziert, lebte aber in seinen Grundzügen zunächst weiter. — Im Rolandslied tritt z. B. deutlich dieses Schutz- gegen Treueverhältnis zur Zeit Wilhelms von der Normandie zutage, das den Mann zu seinem Meister, den Meister zu Gott in Beziehung setzt — ganz ähnlich wie im alten Ä.; vgl. a. § 5. Daraus entsprang alle Verantwortlichkeit, es bedingte und umschrieb die Pflichten und lieferte den Maßstab für die „Gerechtigkeit" (s. Recht; Bacon S. XI; bezüglich Irlands vgl. P. W. Joyce S. 184ff., 491ff. und Maxwell S. 323ff.; bezüglich des dtsch. Mittelalters vgl. Hübner, Goetz, Frölich). S. a. Adel, Häuptling, Hirte, Höriger A, Kaste A, Klan, Politische Entwicklung, Schichtung, Sklave A.

Amundsen *Short Cut to the W. Mandarin* 1910; Bacon *The Song of Roland* 1914; Beech *Kikuyu System of Land Tenure* Journ. African Soc. 17 (1917—18); Bell *Tibet Past and Present* 1924; Czekanowski *Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet* 1917; Denett *Nigerian Studies* 1910; Johnson *The History of the Yorubas* 1921; Frölich *Die Gerichtsverf. von Goslar im Mittelalter* Unters. z. dtsch. Staats- u. R.-Gesch. 103 (1910); Goetz *Niedere Gerichtsbarkeit u. Grafengewalt* Unters. z. dtsch. Staats- u. R.-Gesch. 121 (1913); Hübner *Grundz. d. dtsch. Privatrechts* 1913; P. W. Joyce *A Social History of Ancient Ireland* 1903; Th. A. Joyce *South American Archaeology* 1912; Lange *Die Lehensfürsten nach der Schlacht von Sekigahara 1600* Mitt. Sem. Orient. Spr. 15 (1912); Malinowski *Argonauts of the Western Pacific* 1922; Maxwell *Irish History from Contemporary Sources* 1923; Mookerji *Men and Thought in Ancient India* 1924; de Morgan *Feudalism in Persia, its Origin, Development etc.* Ann. Rep. Smiths. Instit. 1913; Peake *The English Village* 1922; Pechuël-Lösche *Volkskunde von Loango* 1907; Pritchard *Polynesian Reminiscences* 1866; Radin *The Winnebago Tribe* 37. Ann. Rep. Bur. Am. Ethnol. 1923; Roscoe *The Bakitara* 1923; Sarfert *Kusae* 1920; Sternberg *Der Geist des chinesischen Vermögensrechts* Zfvgl.RW. 26 (1911); Stübel *Samoanische Texte* Veröffentl. a. d. Mus. f. Völkerk. 4 (1896); Thurnwald *Staat und Wirtschaft im alten Ägypten* Z. f. Sozialwiss. 4 (1901); Williamson *The Social and Political Systems of Central Polynesia* 1924; Wissler *The American Indian* 1922.

Thurnwald

Leichendörrung. Sie wird von Dörpfeld für die min.-myk. Kultur angenommen; m. E. widersprechen die Fundtatsachen durchaus dieser auf Dörpfelds homerischer Theorie (s. Homer) beruhenden Hypothese, die sich an erhaltenen Skelettresten weder beweisen noch widerlegen läßt.

Mélanges Nicole 1905 S. 99ff.; Neue Jahrbb. 29 (1912) S. 1ff. Dörpfeld.

G. Karo

Leichenverbrennung.

A. Paläolithikum s. Grab A § 2.

B. Europa. Allgemein.

§ 1. Die ältesten Spuren der L. treten bereits in der azilienzeitl. Ofnet-Höhle auf,

wo R. R. Schmidt neben zwei Gruppen regelrecht bestatteter und in Ocker gebetteter Schädel Holzkohle und verkohlte Knochenstückchen fand, die auf eine Einäscherung der übrigen Körperteile schließen ließen (Mannus I. Ergänzungsband 1910 S. 56). Eine ähnliche, wahrscheinlich gleichaltrige Teilbestattung hat Birkner am Kaufertsberg bei Lierheim gefunden (Wien. Präh. Z. 1 S. 20f. F. Birkner). S. a. Grab A § 2, 3.

§ 2. In größerem Umfange erscheint die L. jedoch erst in den letzten Abschnitten des Neol., wo sie namentlich im bandkeramischen Formenkreise verhältnismäßig früh einsetzt (Präh. Z. 3 S. 1ff. Wolff). Ebenso findet sie sich im Gebiete der Gefäßmalerei, hier namentlich in Ostgalizien und Bulgarien mit ganz besonders entwickeltem und daher wohl uraltem Rituale, und weiter ostwärts in den südruss. Zemljánken und Ploščádken. Dagegen scheint sie im kret.-myk. Formenkreise in neol. Zeit noch nicht gebräuchlich gewesen zu sein, und die Schwärzung der nicht zerbröckelten Knochen in einigen frühmin. Gräbern von Kumasa und Porti, in der Xanthudidis (Ἐφ. ἀρχ. 1912 S. 23) ein Zeugnis für L. glaubte erkennen zu dürfen, betrachtet er neuerdings selbst als die Wirkung von Grabfeuern (Präh. Z. 1914 S. 350 Olshausen). Außer mit Band- und bemalter Keramik findet sich L. auch noch verhältnismäßig häufig mit der jüngsten Schnur-, seltener mit Bernburger Keramik und Kugelamphoren, dagegen nur sehr vereinzelt in den Megalithgräbern. Eine Ausnahme in dieser Hinsicht bilden nur die der Bretagne, besonders von Finistère, wo P. du Chatellier unter 92 Dolmenbestattungen 71mal L. feststellte (P. du Chatellier *Les époques préh. et gauloises dans le Finistère*[1] 1889 S. 17). Außerdem fand sie sich vereinzelt in den Grabgrotten des Marne-Gebietes (J. de Baye *L'Archéol. celtique*[2] S. 117f.), im Aisne- und Seine-Gebiet, im Dép. Gard und in den Dolmen Zentralfrankreichs (Déchelette *Manuel* I 467, wo weitere Nachweise). In Spanien und Italien scheint sie in dieser Zeit nicht geübt worden zu sein (Montelius *Vorklass. Chronol.* S. 12, 19, 23, 27, 29).

§ 3. In den Frühabschnitten der BZ tritt die L. in Mitteleuropa, namentlich im Kreise der Aunjetitzer Kultur (s. d. A), und im nord. Formenkreise wieder vollständig zurück, wo sie erst vom Beginn der III. Per. die bis dahin so gut wie allein herrschende Körperbestattung ganz allmählich verdrängt, um vom Schluß dieser Per. ab bis zum Beginn der röm. Zeit fast die ausschließliche Bestattungsart zu bilden. Dagegen tritt in den s. Teilen Mitteleuropas von der HZ ab die kalte Bestattung wieder stärker hervor, die von der Hallstattstufe D ab innerhalb des kelt. Formenkreises fortab die ausschließlich übliche Bestattungsart bildet; erst von der 3. Latène-Stufe ab taucht neben ihr vereinzelt wieder die L. auf. In dem großen Gräberfeld von Hallstatt (s. d.) selbst herrscht in den älteren Stufen gemischte, in der jüngsten ausschließlich Skelettbestattung.

§ 4. Auch in Westeuropa verschwindet von der frühen BZ ab die L. fast vollständig, um erst in den jüngeren Per. wieder stärker hervorzutreten. Eine Ausnahme bildet wiederum die Bretagne, wo auch innerhalb der I. und der II. Bronze-Per. die L. sehr viel geübt wird (P. du Chatellier *Les époques préhistoriques et gauloises dans le Finistère*[2] 1907). Auch auf den brit. Inseln, auf der Pyrenäenhalbinsel und in Italien fehlt in den ältesten Abschnitten der Metallzeit die L. so gut wie vollständig. In den Terramaren setzt sie erst von der III. ital. Bronzeper. wieder ein, um von da ab allein zu herrschen, während im umbr.-osk. Sprachgebiet die Körperbestattung geübt wird (Präh. Z. 5 [1913] S. 497 v. Duhn). Im griech.-myk. Kulturkreise endlich treten die ersten Spuren von L. in einer Reihe jüngerer Kuppelgräber (Argos, Menidi) auf, doch breitet sie sich auf griech. Boden erst von der Dipylon-Zeit ab stärker aus, ohne aber jemals die vorwiegend noch von der ärmeren Bevölkerung geübte Körperbestattung völlig zu verdrängen.

§ 5. Die L. erfolgte entweder auf einem besonderen Verbrennungsplatze (Ustrine; s. d.), auf dem dann nicht selten mehrere Leichen gleichzeitig verbrannt wurden, oder im Grabe selbst. Nach Marquardt (*Privatleben der Römer*[2] 1886 S. 380) hob man zu diesem Zwecke eine Grube von 1 m T.

aus, in der man den Holzstoß errichtete. In diesem Falle wurden die Leichen, wie es auf griech. Vasenbildern dargestellt und für das vorgesch. Europa aus den Grabdimensionen und der Breite der Kohlenschicht zu erschließen ist, meist sitzend, bisweilen, wie in einem zylindrischen schnurkeramischen Schachtgrabe von Dederstedt im Mansf. Seekr. (ZfEthn. 1908 S. 639 Kossinna), auch stehend verbrannt, während auf den Ustrinen wohl die Einäscherung in gestreckter Lage die Regel bildete. Nach der Einäscherung wurden die Knochenreste sorgfältig gesammelt und in einer Urne inmitten der Asche beigesetzt, über der dann der Hügel errichtet wurde. Derartige Brandgräber, von den Römern *busta* genannt, treten auch in Mitteleuropa häufig auf (s. Bustum; vgl. a. Halos).

§ 6. Außer der totalen L. hat man vereinzelt auch Teilverbrennung beobachtet. Sie findet sich schon in der Ofnet-Höhle (§ 1), in späterer Zeit besonders in dem großen Gräberfelde von Hallstatt, wo auf 525 Körper- und 455 Brandgräber 13 sichere Teilbrandgräber kamen (Sacken *Hallstatt* S. 13); 3mal war der unverbrannte Schädel auf die verbrannten anderen Knochen gelegt; 3mal war der Schädel allein verbrannt und neben den Leichnam gelegt; 1mal fanden sich Brandreste von Kopf, Händen und Füßen neben dem brandfreien Rumpfskelett; in den übrigen Fällen waren entweder die Füße und Beine allein verbrannt und der übrige Rumpf intakt, oder umgekehrt dieser verbrannt und jene intakt. Zweimal fand sich in demselben Grabe neben Teilbrand Ganzbrand, einmal Ganzbestattung (a. a. O. Tf. 4). Ähnliche Beobachtungen sind, obschon ziemlich selten, auch in anderen Teilen Mitteleuropas gemacht worden (ZfEthn. Verh. 1892 S. 163ff. Olshausen).

§ 7. Die Beigaben — auch die Schmucksachen und Waffen — wurden dem Toten entweder intakt, ohne sie dem Brand ausgesetzt zu haben, ins Grab mitgegeben, oder mit der Leiche zugleich dem Feuer übergeben und außerdem vielfach auch noch vorsätzlich zerbrochen oder verbogen. Das Mitverbrennen der Beigaben findet sich vereinzelt schon in der StZ (Olshausen a. a. O. S. 144), doch war es im allg. weder innerhalb dieser noch der BZ üblich. Erst von der EZ ab breitet sich die Sitte weiter aus. Dagegen findet sich vorsätzliche Zerstörung oder Verbiegung, namentlich der Waffen, vielfach schon in älterbronzezeitl. Skelettgräbern (Olshausen a. a. O. S. 167f.), und diese Sitte, die also an sich nichts mit der L. zu tun hat, und die letzten Endes in gewissen animistischen Vorstellungen wurzelt, wird dann vielerorts auch bei der Brandbestattung innerhalb der EZ geübt, in der häufig auch die Gefäße absichtlich zerbrochen oder dem Brande ausgesetzt wurden (s. Beigabe A).

§ 8. Wie alle möglichen sonstigen Kulturerscheinungen, so hat man auch die L. in Europa vom Orient herleiten wollen (Schrader *Sprachvergl. und Urgesch.* II 424ff.). Aber sowohl die Sumerer und Babylonier (s. Grab G) als auch die Ägypter (s. Grab D, E) haben fast ausschließlich nur die Körperbestattung geübt, und diese bildete auch in den Ländern und Inseln des ö. Mittelmeerbeckens bis zum Ende der BZ fast die alleinige Bestattungsform. In Mitteleuropa dagegen erscheint Teilbrand bereits im Azilien, Ganzbrand in größerem Umfange schon in den älteren Abschnitten des Jungneol. in Verbindung mit Bandkeramik und Gefäßmalerei. Aus diesem Grunde wird auch C. Schuchhardts Annahme hinfällig, der den Ursprungsherd der L. im mitteld. Kreise der Schnurkeramik sucht (Abh. Preuß. Ak. 26 [1920] S. 499ff. C. Schuchhardt). S. a. Neolithikum.

§ 9. Die Entstehung der L. hat man verschieden zu erklären versucht. Am wahrscheinlichsten ist, trotz der neuerdings von M. Ebert (Präh. Z. 13/14 [1921/22] S. 1ff.) dagegen erhobenen Bedenken, daß sie ursprünglich aus rein zufälligen Beobachtungen hervorgegangen ist. Man zündet in den Gräbern zur Erwärmung des Toten (s. Lebender Leichnam) ein Feuer an, das bei der Enge des Raumes vielfach zur Ankohlung der Leiche führte. Hatte man sich dann einmal mit dieser zunächst völlig unbeabsichtigten Nebenwirkung abgefunden und sie als harmlos erkannt, so war es von diesem ungewollten Teil zum vorsätzlichen Ganzbrand nur noch ein kleiner Schritt (Archiv f. Anthr. 1910 Seger). Beide Entwicklungs-

stufen beruhten also auf der Vorstellung vom Lebenden Leichnam. Bei der ersten Stufe beabsichtigt man seine Erhaltung, indem man ihm Wärme zuführt, bei der zweiten seinen „zweiten Tod", der seine Wiederkehr unmöglich machen soll. Eine Mittelstufe nimmt, falls die Deutung R. R. Schmidts zutreffen sollte, die mit der Körperverbrennung kombinierte Schädelbestattung (Ofnet-Höhle u. a.) ein, bei der zwar durch die Vernichtung des Körpers eine Wiederkehr des Toten unmöglich gemacht, aber der Schädel als Seelenorgan erhalten werden soll. Mit dem fortgeschritteneren Seelenglauben und den veredelten Jenseitsvorstellungen der BZ mögen sich dann mit der L. neue Vorstellungen verknüpft haben. Nicht der mit der Seele noch eine Einheit bildende Körper lebte fort, sondern nur die erstere. Je schneller der Körper zerstört wurde, um so schneller wurde jene befreit (Müller *NAK.* I 360ff.).

E. Cartailhac *L'incinération des morts à l'âge de la pierre* Matériaux 1888 S. 1ff.; ders. *Les sépultures à deux degrés et les rites funéraires à l'âge de la pierre* Assoc. franç. pour l'avanc. des sc. Nancy 1886 I 169ff.; Déchelette *Manuel* I 465ff., wo zahlreiche weitere Literatur; Olshausen *Leichenverbrennung* ZfEthn. Verh. 1892 S. 129ff.; Hoernes *Natur- und Urgeschichte des Menschen* II (1909) S. 432ff. G. Wilke

C. Italien. (Leichenverbrennung und -bestattung.)

§ 1. Die über das ganze Land verteilte Urbevölkerung bestattete die Leichen hier wie überall. Wo Einwirkung von Feuer beobachtet wurde, bleibt die Frage offen, ob schon rituelle Anwendung des Feuers angenommen werden darf oder mehr oder minder zufällige Anröstung anläßlich des über oder neben der Leiche gehaltenen Totenmahls: so in ligur. und sardin. Höhlen. Doch beginnt die Brandsitte gegen Ende der kuprolith. Zeit einzudringen, ist als solche erwiesen in drei Gräbern der Nekropole von Anghelu Ruju (s. d.) im NW Sardiniens (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 9). Die in Mitteleuropa bereits in der neol. Zeit auftretende Brandsitte ist in Norditalien zuerst mit den aller Wahrscheinlichkeit nach über die Schweizer Ostalpen gekommenen „Italikern" der verbrennenden Gruppe etwa gegen Ende des 3. Jht. mit Beginn der BZ eingezogen (s. Pfahlbau E, Terramare B), ein Jht. später nochmals von O mit den illyr. Venetern (s. d. A). Allmählich nahm die mit den eingedrungenen Stämmen langsam amalgamierte Urbevölkerung die Sitte an, am spätesten im w. Oberitalien, erst im 5. Jh. die ö. Ligurer zu beiden Seiten des Apennin.

§ 2. Wohl bald nach Mitte des 2. Jht., bereits beim Herannahen der EZ, zogen große Teile der verbrennenden „Italiker" der Po-Ebene, die sich in der Romagna zwischen Bologna und der Ecke von San Marino festgesetzt hatten, durch den Apennin nach Mittelitalien, wo das spätere Etrurien und Latium von ihnen besetzt wurde. Dorthin brachten sie ihre Brandsitte mit und hielten bis hinab ins spätere Volskerland (Norba-Caracupa, die s. Brandgräber alter Zeit) lange an ihr fest, am zähesten, wo sie ihr Volkstum lange rein erhalten konnten, so im Albaner Gebirge (s. Alba longa), in Rom (s. Forumgräber), im Faliskerland (s. d.) und im n. und ö. späteren Etrurien, auch unter den etrusk. Herren, die sie vielfach, wo sie das numerische Übergewicht hatten, zu ihrer Sitte bekehrten. Haben auch Sabiner und später Etrusker ihrer Bestattungsweise in Rom zur Vorherrschaft verholfen, so ist doch die Brandsitte nie vergessen und lebte in den letzten Jh. der Republik in Rom wieder stark auf, wohl nicht ohne Mitwirkung griech. Einflusses, und wurde während der ersten Kaiserzeit in Rom und den vorwiegend auf Rom blickenden Städten fast alleinherrschend, wie sie sich auch im Gefolge der Legionen die w. Welt eroberte. Die früher der Bestattung ergebenen Landgebiete, namentlich im Inneren Mittelitaliens und des S, hielten jedoch auch später an der alten Sitte fest, die unter dem Einfluß der immer stärker werdenden Entwaldung Italiens und der Mitwirkung des O vom 2. Jh. ab in Rom, vom dritten ab auch in Oberitalien und der übrigen weström. Welt wieder vordrang, bis das Christentum sie sanktionierte.

§ 3. Eine bis jetzt nahezu vereinzelte Brandgräbergruppe alter Zeit in Süditalien, am Timmari-Hügel, nahe der apul.-lukan. Grenze, findet eine merkwürdige Stütze an einer Pfahlbausiedlung auf der Punta oder dem Scoglio del Tonno, unmittelbar w. von

Tarent. Die Versuche, auch gestützt auf die allerdings sehr gleichartige Keramik, diese Erscheinungen als frühe Abgliederungen aus dem Po-Lande zu erklären, lassen sich bis jetzt nicht durch gleichartige Siedlungen oder sicher alte Brandgräber im weiten Zwischengebiet wahrscheinlich machen, so daß wohl nur Einwanderung eines verbrennenden Schwarmes aus der nahen Balkan-Halbinsel vermutet werden kann.

§ 4. In Campanien, Großgriechenland und Sizilien hat die Mischung der griech. Kolonisten von Anfang an auch ein Nebeneinander, oftmals sogar im selben Grabe, von Brand und Bestattung zur Folge, oft so, daß der Mann verbrannt, die Frau bestattet wird, wie denn auch vielfach die Brandgräber durch reichere Ausstattung als die vornehmeren gekennzeichnet sind. Solche Trennung nach den Geschlechtern kommt auch anderswo vor (z. B. Mitt. Bosnien 9 [1904] S. 83 Truhelka). Numerisch wiegt jedoch die Bestattung in den genauer untersuchten Nekropolen, also besonders auf Sizilien, vor, so daß das Verhältnis zwischen Bestattung und Brand in jenen Städten zwischen 6% und 25% Brand auf Bestattung schwankt. Aber gerade, weil Brand als das Vornehmere gegolten zu haben scheint, war seine Propagandakraft bei der wohlhabenden agrarischen Eingeborenenbevölkerung stark, so daß z. B. in Campanien er im 6. und 5. Jh. bei Städten wie Capua, Suessula und Nola die durchaus vorherrschende Art wird, dann freilich, bei Erstarkung des eigenen Volksbewußtseins, wieder der heimischen Bestattung weicht, genau wie die Münzen wieder ihre griech. Aufschriften gegen osk. oder halbosk. vertauschen müssen, wie an Stelle griech. empfundener Grabmalerei und Grabausstattung einheimische Arbeit tritt. Und wie in Campanien, so im Hinterland von Tarent bis hinauf an die Nordgrenze Apuliens und abwärts bis nach Rhegion. Nur daß je weiter s. um so weniger die Verbrennung sich auch nur für jene kurze Zeit, wie in Campanien, eine herrschende Stellung zu erringen vermag, in Sizilien und Sardinien bei der einheimischen Bevölkerung sich überhaupt kaum zeigt, außer natürlich da, wo sie unter den Einfluß der in Rom wieder auflebenden Brandsitte tritt und dieser beherrschend auf sie wirkt, wie auf Sardinien besonders in Olbia.

§ 5. Merkwürdig ist schließlich die Tatsache, daß sich bei Motya, auf der Insel selbst, z. T. unter der späteren Stadtmauer bis ins Innere der Stadt streichend, sicher pun. Brandgräber sehr alter Zeit, 8.—6. Jh., gefunden haben, etwa 200, aus einer Zeit, wo in Karthago selbst, Hadrumetum und sonst Brandgräber noch kaum beobachtet sind. Dort tauchen sie erst im 5. Jh., wie man meint, unter dem damals Karthago beherrschenden griech. Einfluß, nach Ansicht der Alten bekanntlich auf Befehl des Darius (Justin 19, 6), auf, werden alsdann im 3. Jh. häufiger und verdrängen die Bestattung völlig, zur selben Zeit, wo auf Sardinien sich die ersten pun. Brandgräber in Nora zeigen (Notizie 1891 S. 330; Mon. Lincei 14 [1904] S. 157—163 Patroni), ärmlichster Art, wie denn überhaupt bei den Puniern die Bestattung die vornehmere Art gewesen zu sein scheint. So fanden sich in der pun. Nekropole von Cagliari die Herren bestattet in Kammern; in Zugängen oder Schächten ärmliche Brandgräber: wohl Sklaven (Notizie 1909 S. 294). Daß sich die den Phönikern ursprünglich nicht ganz fremde Brandsitte so früh in Motya zeigt, erklärt sich wohl aus dem Wunsche, auf der kleinen, fast ganz bewohnten Insel auch die Toten unterzubringen, wo Verbrennung schon aus hygienischen Gründen angebracht sein mochte. Als später die große Mauer gebaut und die Stadt sich bis an den äußersten Rand der Insel ausgedehnt hatte, brachte man die Toten aufs Festland, wo in der Nekropole Li Birgi man zu der altüblichen Bestattung in Sarkophagen zurückkehrte, so daß sich dort nur noch ganz wenige Brandgräber finden. Mit der Einnahme der Stadt durch Dionysios und Aufgabe derselben seitens Karthagos im J. 397 v. C. hören die Gräber Motyas überhaupt auf; es scheint nicht, daß die Karthager in der Ersatzstadt Lilybaion zur Verbrennung zurückgekehrt sind (Arch. Anz. 1921 S. 201—204; Whitaker *Motya* 1921 S. 206—231).

§ 6. Gegenüber den verbrennenden „Italikern" stehen die bestattenden umbrosabellischen Stämme, welche wahrscheinlich, nachdem sich die n. der Schweizer Alpen zur Verbrennung übergegangenen

Stammesgenossen von ihnen getrennt hatten, noch einige Zeit in den früheren Sitzen wohnten und dann ebenfalls den Weg nach Italien von NO her fanden, durch das alte Völkertor der niedrigen Karstpässe. Sie stießen durch in das apennin. Bergland, verdrängten aus dessen w. Randgebieten schon vorher dort ansässig gewordene verbrennende Vettern (s. Monteleone di Spoleto, Pianello, Terni), fanden aber die fruchtbareren und schöneren Gefilde Toskanas schon besetzt und mußten sich mit den Berggebieten begnügen. Aus diesen wurden sie im N wiederum, so scheint es, durch die wilden Picenter fremden Stammes teilweise verdrängt, wenn sie ihnen nicht etwa schon vorher vorsichtig aus dem Wege gingen. Diese bestattenden Stämme schoben sich nach W über den Tiber bis in das Falisker Ländchen (s. Faliskerland) vor, wo sie jedoch den verbrennenden Vettern unterlegen zu sein scheinen, wie diese später wieder den Etruskern. Mehr Glück hatten sie bei ihren Vorstößen nach Latium. Als Sabiner behaupteten sie gleichberechtigten Anteil an der Gestaltung Roms, hatten Randstädte wie Praeneste und Gabii inne, noch fraglich, ob allein oder auch an der Seite der Brenner. Auch am NW-Abhang der Albaner Berge, bei Marino, siedelten sie, ebenso, als Volsker, s. derselben, auch in der pontinischen Ebene und, als Rutuler, am Meere bis nahe der Tiber-Mündung, so daß die Brenner nur im Besitze einer schmalen Zunge von Rom südwärts bis in das Albaner Gebirge blieben. Sie mußten sich in den Besitz Roms mit den Sabinern teilen, erwählten damit das weisere Teil und wurden durch diese glückliche Mischung die Herren Gesamtitaliens.

§ 7. Ein anderer bestattender Stamm waren die Picenter an der Ostküste, ein wohl vom Balkan herübergekommenes wildes, ungemein wehrhaftes Volk, das lange an seinen alten Sitten, auch der Hockerbestattung, festhielt (s. Belmonte Piceno, Novilara A, Picenum); ein anderer die ebenfalls über die Adria gekommenen Japygier und Messapier. Ferner die Etrusker, die, wo sie in fester Masse zusammensaßen, an der Bestattung festhielten und auch, wo sie wie im N und O des Landes zur Verbrennung übergingen, diese wenigstens neben der Bestattung anwandten und ihre höchst materiellen Vorstellungen vom Schicksal des Toten in Herrichtung und Ausstattung auch der Brandgräber zum Ausdruck brachten (s. Etrusker A, Bologna, sowie die Artikel über Italien und die hauptsächlichsten Städte des toskan. Landes). — Schließlich kamen auch die Gallier als Bestatter ins Land, nahmen jedoch im w. Oberitalien von den Ligurern und deren Vorbildern, den Nachkommen der zuerst als verbrennende „Italiker" eingerückten Stämme (s. Golasecca), die Leichenverbrennung an, während sie weiter im O und SO der eigenen Sitte treu blieben.

v. Duhn *Ital. Gräberk.* I, besonders Register.
v. Duhn

Leichenwagen s. Wagengrab.

Leier. S. a. Musik A. — (Vorderer Orient) § 1. Der *Kinnor*, das einzige Saiteninstrument, das seit I. Mose 4, 21 bis zum Ende der Richterzeit genannt wird, muß als eine L. gedeutet werden (s. a. Harfe A § 2). Die Gründe dafür sind: die ersten sem. Einwanderer in Ägypten, von denen wir wissen, tragen eine L. (C. Sachs *Die Musikinstrumente des alten Ägyptens* 1921 S. 45); die benachbarten Hettiter haben sie als Hauptinstrument; jüd. Münzen der Zeit des Hohepriesters Simeon zeigen ausschließlich L.; die Zehnsaitigkeit, d. h. 5 Doppelsaiten, die dem *Kinnor* beigelegt wird, ist auch der Mehrzahl der äg. und hettit. L. eigen; der *Kinnor* dient aller Fröhlichkeit im ganzen Bereiche zwischen Gottesdienst und öffentlichem Hause — genau wie in Ägypten; der Name entspricht lautlich κινύρα; in den griech. Versionen wird er durch κινύρα und κιθάρα übertragen. Abb. aus vorgesch. Zeit sind außer jener Einwandererleier nicht erhalten.

J. Weiß *Die musikalischen Instrumente in den Heiligen Schriften d. Alten Testaments* 1895; H. Greßmann *Musik und Musikinstrumente im Alten Testament* 1903; C. Sachs *Die Musik des Altertums* 1924.

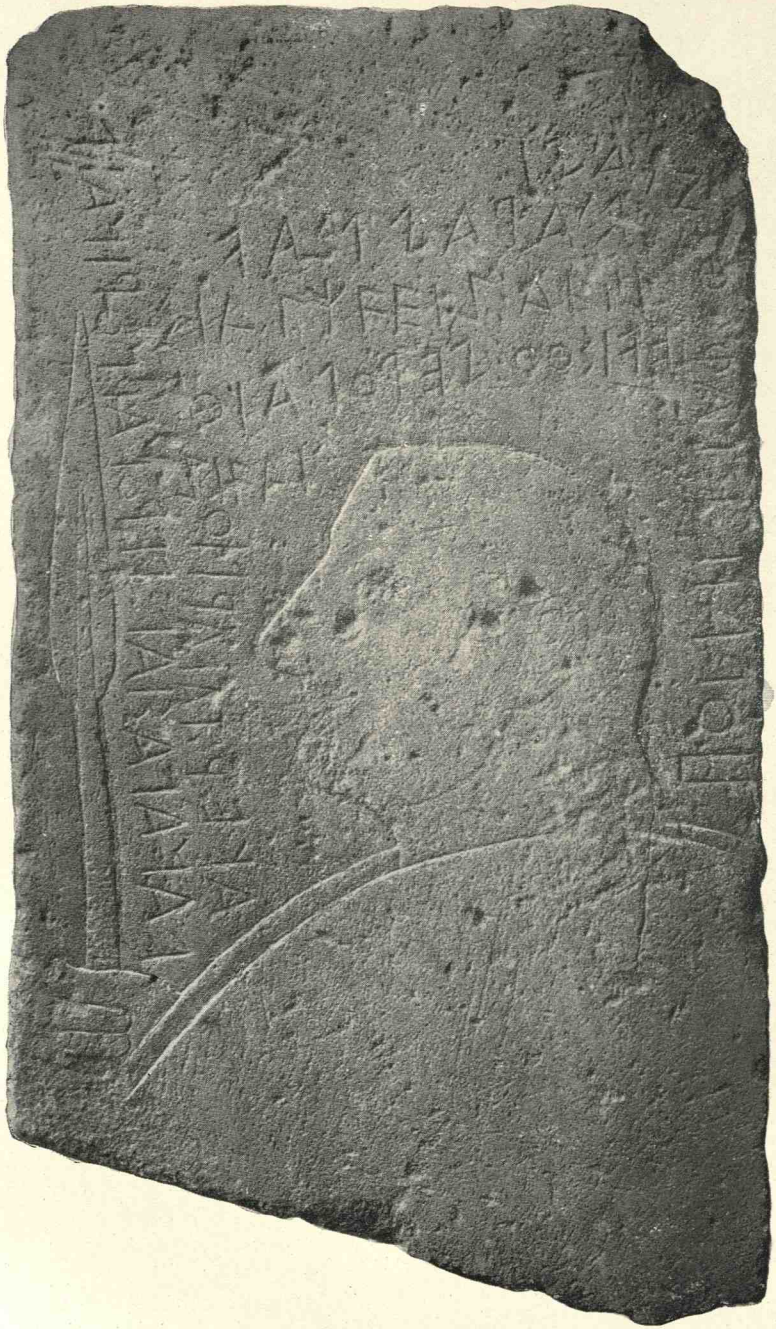
§ 2. Die L. der sumer. Vorzeit wird durch das mächtige Instrument veranschaulicht, das bei einer Kulthandlung auf einem Relief des Gudea zu Lagaš (s. d.), heute im Louvre, gespielt wird (L. Heuzey *Cat. des Ant. chald.* 1902 Nr. 33 S. 150ff.). Das Stück ist empfindlich beschädigt; dennoch lassen sich die Hauptzüge ganz gut erkennen. Auf der Feder-

zeichnung des Pariser Katalogs scheint die Unterkante des niedrigen Schallkastens von links nach rechts kräftig anzusteigen; in Wirklichkeit läuft sie wagerecht, ist aber in der Mitte sattelartig eingezogen. Links geht das Korpus allmählich in den einen Jocharm über, der in der Stirnhöhe des kauernden Spielers das Querholz aufnimmt; dieses stützt sich rechts auf einen zweiten Träger, läuft aber um etwa ein Viertel seiner eigenen Länge über ihn hinaus; links ist die Oberkante des Körpers etwas ausgekerbt, um eine größere Strecke der Saiten freizulegen. Der Bezug nimmt nur die linke Hälfte des Instruments in Anspruch; die 11 Saiten sind in unkenntlicher Weise vorderständig befestigt und breiten sich in einem nach links gewendeten Fächer derart aus, daß die kürzeste Saite senkrecht in der Mittelachse aufsteigt, die längste dagegen die linke, dem Spieler zugekehrte Spitze des Jochs erreicht. Hier hat sich der Bildhauer einer kleinen Unklarheit schuldig gemacht: die linken Außensaiten decken zwar den linken Jocharm, aber der ganze Bezug verschwindet hinter dem Querholz; das eine oder das andere ist unmöglich. Oben sind die Saiten an schräge, gegensinnig nach rechts gewendete, sicher unbewegliche Pflöcke — nicht etwa Wirbel — von einiger Länge gehängt. Rechts neben dem Bezug steht auf der Körperkante ein ziemlich großer Stier in Vollplastik, und an der rechten Schmalseite des Kastens ragt noch ein gehörnter Tierkopf hervor. Von den Armen des kauernden Spielers sieht man nur den rechten in Tätigkeit; ein Plektron läßt sich nicht feststellen. Zu dem auffallenden Tier, das vollplastisch auf dem Korpus steht, gibt es eine neuere Entsprechung. Eine grusin. Harfe des Moskauer Daškov-Museums (Nr. 2 *panduri*) trägt auf der Decke zwei Pferdchen und einen Stier (!) in Rundplastik; ein Druck auf den benachbarten Knopf bewegt einen Geheimmechanismus im Innern und läßt die Figuren springen. Eine weitere interessante Eigenschaft des Stückes sind am Hals hinterständig — außer den Wirbeln — kleine Vögel, die vielleicht als Überlebsel der alten unbeweglichen Haltepflöcke angesehen werden müssen. Der Gedanke, den wohl zuerst Heuzey ausgesprochen hat, der Stier des sumer. Instruments versinnbildliche die Schallkraft, scheint durch die Inschrift auf dem gleichzeitigen Zylinder A von Gudea col. XXVIII 17 bestätigt zu werden: „Der Schallkörper (?) des *Balag* war wie ein brüllendes Rind." Die Stelle kann aber auf die L. nur dann bezogen werden, wenn die heute übliche Übersetzung 'Leier' von sumer. *balag* und assyr. *balangu* richtig ist. Dafür gibt es indessen bisher keinen Beweis. Nur weil einmal in einer Liste frommer Stiftungen von einem Zedernholz-*Balag* die Rede ist, hat man geglaubt, neben der späteren assyr. Bedeutung 'Trommel' im Sumer. noch die eines Saiteninstruments annehmen zu sollen. Ist das wirklich ein Grund? Keine Andeutung über die Form, kein Wort über die Saiten, nur die Erwähnung eines bestimmten Holzes! Warum kann denn eine Trommel nicht aus Zedernholz gemacht werden? Und weiter: das Instrument *Balag* wird in den sumer. Texten sehr oft genannt; neben den häufigen Abbildungen der Rahmentrommel aber ist die L. nur äußerst selten belegt! Und noch eins: *Balag* und Becken zusammen sollen die religiöse Raserei aufstacheln und die Ekstase des Priesters vertiefen, und *balag* heißt auch die Klagepsalmodie bei der königlichen Totenfeier. Wird man nicht auch hier lieber den Begriff 'Trommel' einsetzen wollen, um so mehr, als in Ägypten die von Babylon übernommene Rahmentrommel chorweise gerade als Trauerinstrument belegt ist? Die Frage kann erst gelöst werden, wenn die Assyriologen sämtliche Belegstellen in Übersetzung mit kritischem Kommentar vorgelegt haben. Sachs

Leim. A. Europa. L. läßt sich an vorgesch. Fundstücken nicht mehr nachweisen, und es ist fraglich, ob und in welchem Umfang er benutzt wurde. Als Klebstoff dienten Asphalt (s. d. A), Harz (s. d. A) und Pech. Für das klassische Altertum bezeugen die Schriftsteller den Gebrauch von L. aus Rinderhäuten und Leder, Fischleim aus den Schwimmblasen der Fische und Kleister aus Weizenmehl, kochendem Wasser und etwas Essig oder aus gesäuertem Brot.

Blümner *Technol.* I 292, 324; II 373; F. M. Feldhaus *Die Technik der Vorzeit* 1914 S. 616.

Alfred Götze



Lemnische Inschriftenstele

Nach G. Karo.

B. Ägypten. L. ist, soweit sich — auch durch Anfragen bei Chemikern — feststellen ließ, bisher nicht an altäg. Fundstücken mit Sicherheit festgestellt oder untersucht worden. Jetzt erkennbare Leimreste rühren meist von späterer Flickarbeit her, oft sind sie ganz modern. Daß der äg. Tischler aber ein leimartiges Klebemittel besaß, zeigt eine Abb. aus der 18. Dyn. (um 1450 v. C.), auf der ein Leimtopf mit Pinsel (?), auf einem kleinen Feuer stehend, über zwei Tischlern dargestellt ist; der eine Tischler zerkleinert irgendwelche Klumpen, die, wahrscheinlich mit Wasser angesetzt, den L. ergeben, der andere scheint eine Holzeinlage o. ä. aufzuleimen (W. Wreszinski *Atlas zur altäg. Kulturgesch.* 1923 Tf. 315; eine ähnliche, aber weniger deutliche Darstellung ebd. Tf. 369). Scharff

Leindotter. *Camelina sativa* oder *Myagrum*, eine fast untergegangene Ölsaatfrucht. Jetzt kommt sie, wie auch schon früher, eigentlich nur als Unkraut im Lein in Betracht, daher der Name. Sie blieb aber als Vogelfutter stets geschätzt und machte nach einer Angabe des Hieronymus (Bock) das Brot süß, wenn man den Samen einbuk. L. kam schon in der neol. Baradla-Höhle (s. d.) in Ungarn vor, sowie in einem Pfahlbau im Arys-See (s. d.) und in einer Herdgrube der HZ in Braunsdorf (Kreis Querfurt). Es ist jedenfalls eigen genug, daß der L. in dieser frühen Zeit schon auf das Weizenbrot gestreut, also in derselben Art verwandt wurde, wie es das Mittelalter noch kannte, und wie wir gelegentlich den Mohn über bestimmte Festgebäcke streuen.

H. Bock *Kreuterbuch* Straßburg 1560 S. 117, 131, 244/45; Ausg. 1530 S. 238, 519; ZfEthn. Verh. 9 (1877) S. 310, 363; Naturwissenschaftl. Wochenschrift NF 13 (1914) S. 463f. — In der Gegend von Poltava wurden größere Flächen L. angebaut: Russ. Revue 23 (1883) S. 325.
Ed. Hahn

Lein(en) s. Flachs, Textiltechnik, Weberei.

Leipzig-Eutritzsch (Freistaat Sachsen). Die große neol. Ansiedlung von Eutritzsch ist seit 1901 von Näbe untersucht worden. Die etwa 200 Herdstellen gehören in der Hauptsache der Kultur des Hinkelsteintypus (s. Bandkeramik § 3) an, neben dem auch Spiralkeramik auftritt. Unter den Funden ist ein größeres Fragment einer sog. Trommel (s. Bernburger Typus) mit Kreuz-Ornamenten besonders bemerkenswert.

M. Näbe *Die neol. Besiedlung d. Leipziger Gegend* 1908 S. 20ff.; K. H. Jacob *Zur Prähistorie Nordwest-Sachsens* (= Nova Acta, Abh. d. Kaiserl. Leop. Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher 94 Nr. 2 Halle 1911) S. 155ff.
W. Bremer

Leiter. L. sind uns aus dem Altertum vielfach bezeugt, z. B. für Babylonien (Meissner *Babylonien und Assyrien* I [1920] S. 280; Layard *Monuments*), für Ägypten (Wiedemann *Äg.* S. 227), für das germ. Altertum (Hoops *Reall.* III 150). In vorgesch. Funden selbst sind m. W. jedoch nie eigentliche L. beobachtet worden, sondern nur Steigbäume. Ein solcher Steigbaum wurde z. B. bei der Aufdeckung der bronzezeitl. Quellfassung von St. Moritz (Band II Tf. 187 b), Schweiz, beobachtet (Mannus 10 [1918] S. 25). Er besteht aus einem Baumstamm mit Einschnitten von etwa 2,60 m L. bei 20 cm Dm. Dann fanden sich in den bronze- bzw. hallstattzeitl. Kupferbergwerken von Viehhofen und vom Mitterberg, beide im Salzburgischen, eine ganze Anzahl von Steigbäumen (Band I Tf. 117), die aus einem starken, bis 15 cm im Dm haltenden Stamme bestanden, in welchem auf je 20—50 cm Entfernung bis 6 cm tiefe Stufen ausgehauen waren. Der Fuß der Steigbäume war beiderseits nach unten abgeschrägt (Viehhofen) oder gabelförmig gearbeitet (Mitterberg). Wie lang die Steigbäume waren, ließ sich nicht entscheiden. Das längste erhaltene Fragment mißt 1,90 m. Derartige Steigbäume haben sich in dem volkskundlichen Material der Schweiz, des Kaukasus und des N, aber auch in Afrika und Asien bis zur Gegenwart erhalten (L. Rütimeyer *Urethnographie der Schweiz* Basel 1924 S. 324, 338). Neben diesen Steigbäumen werden aus dem Mitterberg-Bergwerke auch Treppenhölzer erwähnt, die in einem Schacht angebracht waren (Band I Tf. 116; vgl. a. ebd. Tf. 113). Bei diesen Treppenhölzern fand sich eine Handhaspel, die das Aufwärtsgehen erleichtern sollte. Inwieweit Treppen in den Wohnhäusern verwendet wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Hugo Mötefindt

Leleger. Verwandte der Karer (s. d.) und Lykier (s. d.), wie diese vermutlich mit

nord. (*Homo europaeus*; s. d.) Ober- und vorderas. (*Homo tauricus*; s. d.) Unterschicht. S. a. Griechen B § 27.

Fligier *Die Urzeit von Hellas u. Italien* Archiv f. Anthr. 13 (1881) S. 433 ff.; C. Schuchhardt *Alteuropa* 1919 S. 337. Reche

Lemming s. Diluvialfauna § 2.

Lemnische Inschriftenstele (Tf. 200). Grabstele aus Lemnos im Athener Nationalmuseum, mit Flachrelief eines Kriegers und „tyrsenischer" Inschrift, die noch nicht entziffert ist. Nach Stil und Schriftformen 6. Jh. v. C. S. a. Etrusker B, Griechen B § 30.

Ath. Mitt. 33 (1908) S. 47 ff. Tf. 5 Nachmanson-Karo (dort auch die ältere Literatur); ebd. 48 (1923) S. 128 ff. Pfuhl (Stilbeziehungen zur griech. Kunst). G. Karo

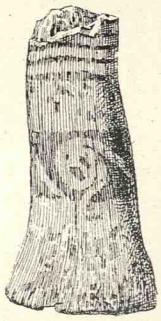
Le Moustier s. Moustier (Le), Moustérien.

Lengyel (Kom. Tolna, Ungarn; Tf. 201 und Band III Tf. 65). § 1. An der Straße nach Kurd eine unter dem Namen „Türkenschanze" bekannte befestigte Siedlung, die in mehrfacher Hinsicht von allg. Bedeutung ist. Die Schanze liegt auf der Kuppe eines Höhenrückens, der sich von L. aus unter einem rechten Winkel nach N erstreckt und nach beiden Seiten steil abfällt, w. gegen das breite Kapos-Tal, ö. gegen ein hügliges Vorland, hinter dem sich die weite Donau-Ebene ausbreitet. Den Kern der Anlage (Band III Tf. 65) bildet ein ausgedehnter, aber nicht überall gleichmäßig hoher Erdwall mit davorliegendem Sohlgraben von 3 m oberer und 2 m unterer Br., der die Bergkuppe in einem unregelmäßigen Oval von 600 und 350 m Dm und 1464 a Bodenfläche umschließt. Von S her reicht ein Wasserriß in das Terrain hinein, der die Anlage auf 200 m unterbricht; ob er bereits bei Errichtung der Befestigung vorhanden war und wegen der Steilheit seiner Hänge die mühsame Schanzarbeit ersparte oder erst nachträglich in die früher ununterbrochene Festungslinie eingebrochen ist, läßt der Berichterstatter unentschieden. Während die ö. und der größte Teil der w. Bergseite der Anlage an ziemlich steilen Böschungen liegen, die an sich schon eine Annäherung erschwerten, ist die Bergkuppe am Nordende und im SW durch eine Landzunge mit dem übrigen Höhenrücken verbunden. Hier ist daher der Graben verdoppelt und der Wall besonders hoch aufgeworfen. Doch befinden sich hier auch die beiden Tore, die natürlich einen besonders starken Schutz erforderten.

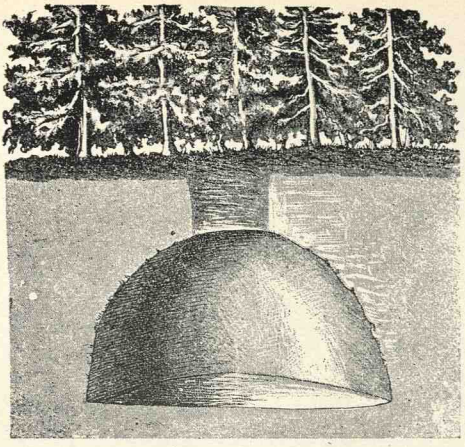
§ 2. Die Ausgrabungen innerhalb des umwallten Raumes ergaben zunächst vorwiegend Wohnstätten: bienenkorbförmige Höhlungen von 3—4 m T. bei einem Dm von 2—3 m mit enger Einstiegöffnung (Tf. 201 a) und daneben andere gleichtiefe, aber bedeutend schmälere, an den Wänden mit Rohrgeflecht und Lehmbewurf bekleidete Gruben, die in großen Gefäßen verkohlte Getreidereste enthielten und offenbar als Vorratsräume gedient haben. Außerdem stieß man auf besondere Feuerherde mit mächtigen Aschenschichten und zahlreichen Küchenabfällen, namentlich Topfscherben und Tierknochen. Endlich wurden auch noch sowohl im W wie im O der Anlage zahlreiche Gräber mit auf der Seite liegenden Hockern aufgedeckt, die mitten in den Wohnungen bestattet waren.

§ 3. Von Geräten und Werkzeugen fanden sich in der w. Nekropole, aus der etwa 50 Skelette gehoben wurden, nur solche aus Knochen, Horn und Stein, während Metall vollständig fehlte. Die Geräte zeigten die in den Spätabschnitten des Neol. Westungarns und der Nachbargebiete allgemein herrschenden Formen (trapezförmige, vorwiegend einseitig gewölbte Flachäxte, Stein- und Hirschhornhämmer, Meißel, Steinkeulen, Glättwerkzeuge usw.). Unter den keramischen Beigaben sind besonders flache Schalen mit hohem, röhrenförmigen Fuß, die sog. „pilzförmigen Gefäße" (Tf. 201 f), hervorzuheben, die regelmäßig entweder vor dem Kopf oder vor den Beinen der Leichen standen, und die ihre Parallelen u. a. in Troja und in der Kamares-Ware von Knossos haben. In der ö. Nekropole, die über 80 Skelette enthielt, wurden neben den gleichen Geräten und Tongefäßen noch Schmucksachen aus Muscheln und hin und wieder auch Kupferperlen und aus schmalen Plättchen zusammengebogene Kupferröhrchen angetroffen, die mit den Dentalien zusammen als Hals- und Brustschmuck dienten.

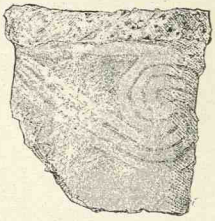
§ 4. Eine besondere Bedeutung erhält L. durch die hier vielfach vorkommende Gefäßmalerei, die sich sowohl an den erwähnten pilzförmigen Gefäßen wie auf zahlreichen Scherben von anderen, in den



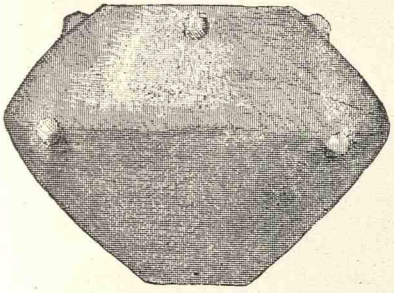
b



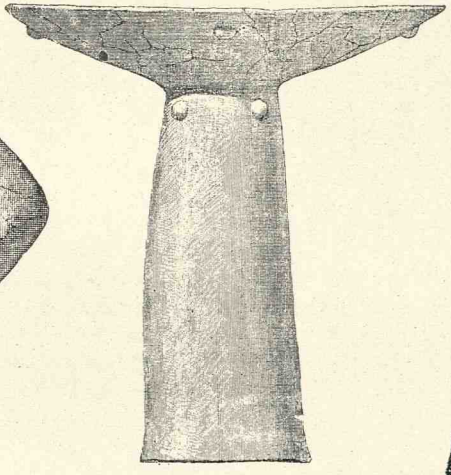
a



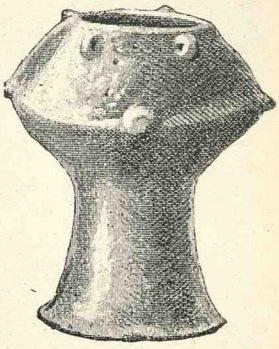
c



d

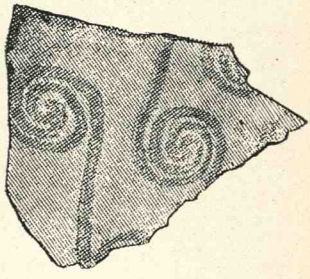


f



e

g



h

i

k

l

Lengyel

a. Wohngrube. — b—f, h, i. Neolithische Keramik. — g. „Mondidol." — k, l. Bronzezeitliche Keramik. Nach M. Wosinsky.

Gräbern wie Wohngruben deponierten Gefäßen findet. Teils handelt es sich um monochrome Malerei, d. h. die Gefäßoberfläche ist mit einer einzigen, gewöhnlich roten Farbe überzogen und dann meist gut poliert. Teils sind auf dem schwarzgrauen Tongrund die Muster in roter oder gelber Farbe aufgemalt; außerdem findet sich noch Malerei auf gelbem Ton mit gelbem, stumpfen Überzuge. Als Ornamentmotive kommen sowohl geradlinige wie mehrreihige Volutenmuster, diese meist in Form des „laufenden Hundes", in Betracht. Durch diese bemalte Keramik tritt L. — obwohl es sich hier wie in Tordos (s. d.) um Bunt-, nicht aber, wie in Brenndorf (s. d.), Erösd (s. d.) usw., um Weißmalerei handelt (ZfEthn. Verh. 1904 S. 646 H. Schmidt) — zu Siebenbürgen und des weitern zum Ägäischen Formenkreis in nähere Beziehung, mit dem es auch noch die „Pilzgefäße" und die wohl nur eine Weiterentwicklung davon bildenden kesselförmigen Gefäße mit gleichfalls hohem, hohlen, bisweilen durchlochten Hohlfuße gemein hat (Tf. 201e; ZfEthn. Verh. 1904 S. 654f. Abb. 30—34).

§ 5. Anderseits bestehen aber auch sehr enge Beziehungen L. zum Jordansmühler Typus (s. d.) der Tschechoslowakei und Schlesiens, mit dem es außer den Bestattungsriten gleichfalls als wichtigste Charakterform die Fußschale mit hohem Fuß, weiter aber auch noch die rundbauchigen Doppelhenkelkrüge und die doppelkonische Vase mit oder ohne Walzenhals und mit nabelartigen Knöpfen teilt (vgl. Tf. 201d mit Band VI Tf. 52f; Schles. Vorz. NF 7 S. 84f. Seger). Dazu kommen noch als weitere Bindeglieder die in den mähr. Siedlungen mit bemalter Keramik und vereinzelt auch in der Jordansmühler-Gruppe Schlesiens (Ottitz, Kr. Ratibor) auftretenden, dem Hegyalja-Gebirge entstammenden Obsidian-Geräte, die auch in L. sehr häufig erscheinen, ferner halbseitig gewölbte Jadeit-Äxte mit bogenförmiger Schneide (außer in L. auch in Zala Apathy am Platten-See), die in Mähren gleichfalls dem Kulturkreise mit Gefäßmalerei angehören, und die auch in Schlesien mehrfach gefunden worden sind (s. Obsidian B), und endlich die röhrenförmigen Kupferperlen und die namentlich in Jordansmühl selbst ziemlich häufigen kupfernen Brillenspiralen (Band VI Tf. 52b). Den Ausgangspunkt dieser Bewegung sucht Seger (a. a. O. S. 87) wohl mit Recht im SW Ungarns, von wo sie sich über Mähren einerseits nach Oberschlesien, anderseits nach Böhmen verbreitet haben mag. Und da die Siedlung von Ottitz, Kr. Ratibor, wahrscheinlich eine ältere Stufe dieser Lengyel-Jordansmühler-Gruppe vertritt, so bezeichnet sie den Zeitpunkt des Eindringens der neuen Kultur. Dazu stimmt, daß in Schlesien Obsidian-Geräte nur in Ottitz vorkommen, und daß sie auch in Mähren nur während der ersten Stufe der bemalten Keramik erscheinen (Wien. Präh. Z. 1 S. 262 Palliardi). S. a. Schlesien B § 6.

§ 6. Außer den stein- und kupferzeitl. Niederschlägen haben sich in den Wohnstätten von L. auch noch zahlreiche Reste einer reich verzierten inkrustierten Keramik gefunden, die einer vorgeschrittenen Phase der BZ entstammen. Der gleichen Zeit sollen auch einige Gräber angehören, die im Gegensatz zu den stein- und kupferzeitl. Hockergräbern Skelette in gestreckter Rückenlage enthielten, die sich auch in somatischer Hinsicht von den ausgeprägt dolichokephalen Hockern unterscheiden. Der HZ (Stufe C Reinecke) gehört jedenfalls der größere Teil der in ziemlicher Zahl (40 St.) vorliegenden barren- und namentlich bankförmigen, teils mit Spiralen verzierten, teils in Widderköpfe endigenden „Mondbilder" (Tf. 201g; s. Mondidol) an, die in Ungarn, in ähnlichen Formen auch in Ödenburg, Sopronkeresztúr und anderen Punkten wiederkehren, aber auch sonst noch eine weite Verbreitung gefunden haben. Meringer (*Studien z. germ. Volkskunde* MAGW 21 [1891] S. 145; IF 16 [1904] S. 137f. u. 21 S. 287f. ders.) und W. Schmid (Mitt. Präh. Kom. 2, 3 [1915]) u. a. erblicken in ihnen Feuerböcke, doch halte ich ihre Deutung als „Mondbilder" mit Rücksicht auf ihr häufiges Vorkommen in Gräbern und ihre Verzierungen (Spirale, Widderköpfe) für wahrscheinlicher (s. a. Altar A, Ödenburg).

§ 7. Über die Entstehungszeit der Befestigungsanlagen herrscht noch nicht volle Klarheit. Da der Sohlgraben nur bronzezeitliche, aber keine neol. Einflüsse enthält, nahm Wosinsky eine Entstehung erst in der BZ an. Doch hält es Lehner nament-

lich in Anbetracht der eigentümlichen Form des Sohlgrabens, die völlig den sicher neol. Erdwerken Westdeutschlands entspricht, für wahrscheinlicher, daß die Schanze schon von der steinzeitl. Bevölkerung errichtet worden ist. S. a. Festung A § 4.

M. Wosinsky *Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel* I—III Pest (1888—1891); ZfEthn. Verh. 1890 S. 103 u. 116 R. Virchow; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 256f., 260f. u. ö.; ders. *Natur- und Urgesch. d. Menschen* I (1909) S. 327f., II (1909) S. 116f.; ZfEthn. 36 (1904) S. 636f.; Präh. Z. 2 (1910) S. 14ff. H. Lehner. G. Wilke

Leobersdorf (Niederösterreich). Hier wurden zwei Gräber geöffnet, die eine Pfeilspitze aus Feuerstein, eine Flachaxt aus Serpentin und Henkelkrüge mit über dem Mundsaum emporragenden Bandhenkeln ergaben. Es sind Skelettgräber, die der Keramik nach dem jüngsten Neol. zuzuzählen sind, wobei aber noch ältere Stücke im Gebrauch waren. Nicht weit von diesen fand man Skelettgräber, die Scheibenkopfnadeln, eine Dolchklinge aus Bronze und eine Buckelurne ergaben. Diese Gräber gehören dem Ende der BZ an.

G. Kyrle *Vorgeschichtliche Denkmale im pol. Bez. Baden* Österreichische Kunsttopographie 18 S. XXIV—XXVI. G. Kyrle

Lepontii s. Räter.

Les Combarelles s. Combarelles-Höhle, Kunst A II.

Les Hoteaux s. Hoteaux (Les).

Lespugue (Grotte des Rideaux) s. Kunst A § 4, 5.

Letgalen, Letten, Lettland s. Baltische Völker, Südostbaltikum.

Leubingen (Prov. Sachsen). Ein großer Grabhügel bei L. (Kreis Eckartsberga), 8,5 m H., enthielt unter einem Steinkegel ein zeltförmiges Grabhaus aus Eichensparren und -bohlen, mit Gips ausgefugt und mit Schilf bedeckt (Band V Tf. 47 a). Auf der Diele von S nach N gestreckt ein männliches Skelett mit Beigaben: zwei Randäxte, drei Meißel, ein Axtdolch (Dolchstab), drei Dolche, alles aus Bronze, eine große Steinaxt aus Serpentin, ein Schleifstein. Quer darüber ein weibliches Skelett (ca. 10jährig) mit zwei Ösenkopfnadeln (Band I Tf. 49f), einem längsgerippten Rundstab-Armring, 2 Noppenringen, einem Drahtröllchen, alles aus Gold. S. Aunjetitzer Kultur, Haus A1 § 14, Mittel- und Süddeutschland C.

Sächs. Jahresschr. 5 (1906) S. 1ff. P. Höfer; Götze-Höfer-Zschiesche *Thüringen* S. 108f.; Präh. Z. 11/12 (1919/20) S. 75f. F. Behn. Behrens

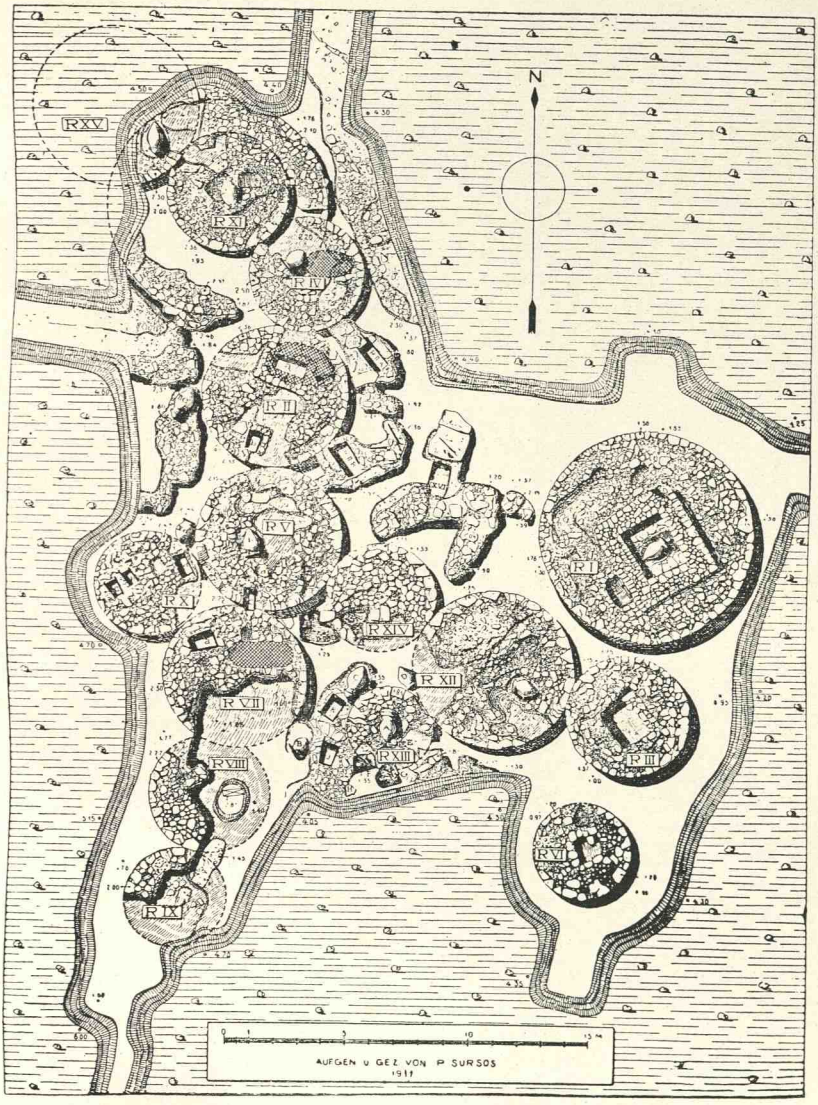
Leuchter s. Beleuchtung.

Leukas (Tf. 201[A]). Die n. Insel der geschlossenen ion. Gruppe, nur durch einen schmalen Sund von der akarnan. Küste getrennt. Vortreffliche Hafenbucht von Nidri an der Ostküste. Im Anschluß an seine Theorie, daß L. das homer. Ithaka sei (zu dessen Beschreibung in der Odyssee es viel besser paßt) und erst später den Namen gewechselt habe, hat Dörpfeld die Insel eingehend erforscht, zwar ohne schlüssige monumentale Beweise für diese Theorie zu finden, aber doch mit interessanten Ergebnissen: vor allem in der Ebene von Nidri im O vormyk. Ansiedlungsreste und Gräber, besonders Grabhügel mit Steinkistengräbern und mehr als 30 große, gepflasterte Steinkreise mit Platten- und Pithos-Gräbern im Innern (Tf. 201[A]; durch frühhelladische Keramik datiert). Auch am Fuße des Skaros-Berges Gräber und Mauern (Minysche Ware). In der großen Höhle Choirospilia bei Evgiros im S der Insel Vasen von neol. bis zu myk. Zeit.

Mél. Perrot 1902 S. 79ff. W. Dörpfeld; ders. *Briefe über Leukas-Ithaka* I—VI (1905—12); Karten von Leukas v. Hauptm. v. Marées 1907; Fimmen *Kret.-myk. Kultur*[2] 1924 S. 4, 58, 79. G. Karo

Levallois-Stufe s. Acheuléen § 2, Moustérien § 4.

Levirat. § 1. Das L. besteht darin, daß der jüngere Bruder an der Ehe des älteren insofern Anteil nimmt, als er dessen Witwe heiratet und versorgt. Bei vielen austral. Stämmen gilt der Mann, der die älteste von mehreren Schwestern heiratet, ohne weiteres als der Gatte auch der anderen. Er kann sein Recht an seinen jüngeren Bruder abtreten. Sind z. B. 4 Schwestern vorhanden, und heiratet ein Mann die älteste von ihnen, so stehen ihm Rechte an den übrigen jüngeren Schwestern seiner Frau zu. Läßt der Mann nun seinen jüngeren Bruder die zweitjüngste heiraten, so verliert der ältere Bruder damit seine Rechte



Leukas

Rundgräber. Nach W. Dörpfeld.

an dieser Frau und deren jüngerer Schwester. Stirbt einer der Brüder, so fallen dem Überlebenden die Frauen des Verstorbenen zu und auch dessen Kinder. Polyandrie besteht dagegen nicht (Journ. anthr. inst. 43 [1913] S. 158 Brown). — In formaler Beziehung ist das L. das Gegenstück zum Sororat (s. d.). Bei beiden handelt es sich um Beteiligung von Geschwistern am Geschlechtsleben untereinander. Durch die wirtschaftliche Verselbständigung und das Privateigentum der Familie hat bei patriarchalischer Tendenz das L. eine besondere Bedeutung erlangt, teils um die Versorgung der Witwe und ihrer Kinder festzulegen, teils um unter religiösen Gesichtspunkten das Weiterleben der Familie oder Sippe und dadurch die Ahnenverehrung zu sichern.

§ 2. Das L. ist bei Naturvölkern sehr verbreitet und hat sich zweifellos in Anlehnung an mutterrechtliche Vorstellungen herausgebildet. Wir hören häufig, daß ein Mann die Frau des verstorbenen älteren Bruders zu sich genommen hat, z. B. auf den Trobriands-Inseln (Malinowski S. 22, 281). Dabei wird die Witwe nicht immer beansprucht, sondern vielmehr gemäß einer Verpflichtung vererbt. Bei den Thonga in Südafrika darf die Witwe unter den Verwandten ihres verstorbenen Gatten den wählen, der sie nehmen soll. In Verbindung mit dem Sororat treffen wir bei den Hidatsa von Nord-Dakota, ähnlich auch bei den Krähen-Indianern, das L. an, wobei der Mann auch die jüngeren Schwestern seiner Frau heiratete. Auf den Andamanen-Inseln herrscht ein strenges und einziges Tabu zwischen einem Mann und der Frau seines jüngeren Bruders, während keinerlei Beschränkung gegenüber der Frau des älteren Bruders auferlegt wird, ganz ähnlich wie bei den Thonga in Südafrika.

§ 3. Die Entwicklung des L. tritt deutlich in der jüd. Geschichte hervor. 1. Zunächst heiratet der jüngere Bruder die Witwe des älteren Bruders. Die Kinder aus dieser Verbindung gehören nach Gen. 38, 9 dem Verstorbenen. 2. Später wird nur der erste Sohn aus dieser Verbindung dem verstorbenen Bruder zugerechnet. Er trägt den Namen des Verstorbenen, damit dessen Name in Israel nicht aussterbe. Wenn kein Bruder vorhanden ist, hat der Vater des Verstorbenen einzutreten und seine Schwiegertochter zur Frau zu nehmen. 3. Im Lauf der Zeit wurde die Schwagerehe eingeschränkt, weil in Ermanglung von Söhnen das Erbe der Tochter zufiel. Wirtschaftliche Momente und patriarchalische Tendenzen machten ihren Einfluß geltend. 4. Schließlich wurde die Schwagerehe verboten (vgl. Thurnwald S. 187, 207ff.). — Die herrschende Auffassung in Israel kennzeichnet Deut. 25, 9 folgendermaßen: „Wenn jemand sich weigert, seiner Pflicht zu genügen, die Witwe des verstorbenen Bruders zu heiraten, so soll sie zu ihm gehen, ihm ins Gesicht spucken, die Sandale von seinem Fuße abziehen (s. Fluch A) und sagen: so ergeht es dem, der die Familie seines Bruders nicht aufbaut" (vgl. Pedersen *Der Eid bei den Semiten* 1914 S. 96).

§ 4. L. und Sororat finden sich hauptsächlich dort, wo keine Sippenbildung vorhanden ist, wie bei den nordamerik. Salish und im großen Becken Nordamerikas bei Stämmen niedriger Kultur. Das scheint darauf hinzudeuten, daß sich die Anteilnahme der Brüder und Schwestern am Sexualleben des anderen als besondere Variante herausgebildet hat, vielleicht gerade dort, wo kleine Brüdergemeinschaften ein gemeinsames Jäger- und Hirtenleben führten. Nach den ältesten Reiseberichten aus der Mitte des 18. Jh. über das Groß-Nama-Land in Südwest-Afrika war der älteste Bruder gehalten, die Witwe und die Kinder seines verstorbenen Bruders zu sich zu nehmen und zu unterhalten (Mitt. a. d. dtsch. Schutzgebieten 28 [1915] S. 183 Moritz). — Das L. finden wir auch bei den ostsib. Stämmen (vgl. Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914 S. 44, 85, z. B. auch bei den Koryaken, nach Jochelson *The Koryak* 1905—08 S. 749—752); ferner in Afrika z. B. bei den abess. Bogos (Munzinger *Üb. d. Sitten u. d. Recht der Bogos* 1859 S. 59).

§ 5. Auch von den idg. Stämmen wird bezeugt, daß Brüder gemeinschaftlich Frauen besaßen (Schrader S. 73, 89; IF 17 S. 20), eine Gemeinschaft, die auch auf den Blutbruder und Freund ausgedehnt wurde (Schrader S. 89). L. und Sororat finden

auch einen Niederschlag im idg. urzeitl. Verwandtschaftswort **sveliones* = altn. *svilar* = Männer, die Schwestern geheiratet haben, und lat. *janitrices* = Frauen, die Brüder geheiratet haben. Schrader vermutet, „daß die genannte Gleichung ursprünglich Brüder oder Vettern, d. h. Söhne von Brüdern (die in derselben Hausgemeinschaft wohnten), die Schwestern heimgeführt hatten, bezeichnen mochte".

Dem mag bei einzelnen Stämmen ein ähnlicher Zustand zugrunde gelegen haben wie der, den Cäsar (Bell. Gall. V 14) von den alten Britanniern berichtet, von denen 10 oder 12 gemeinschaftlich Frauen besaßen, „besonders Brüder mit Brüdern und Väter mit Söhnen".

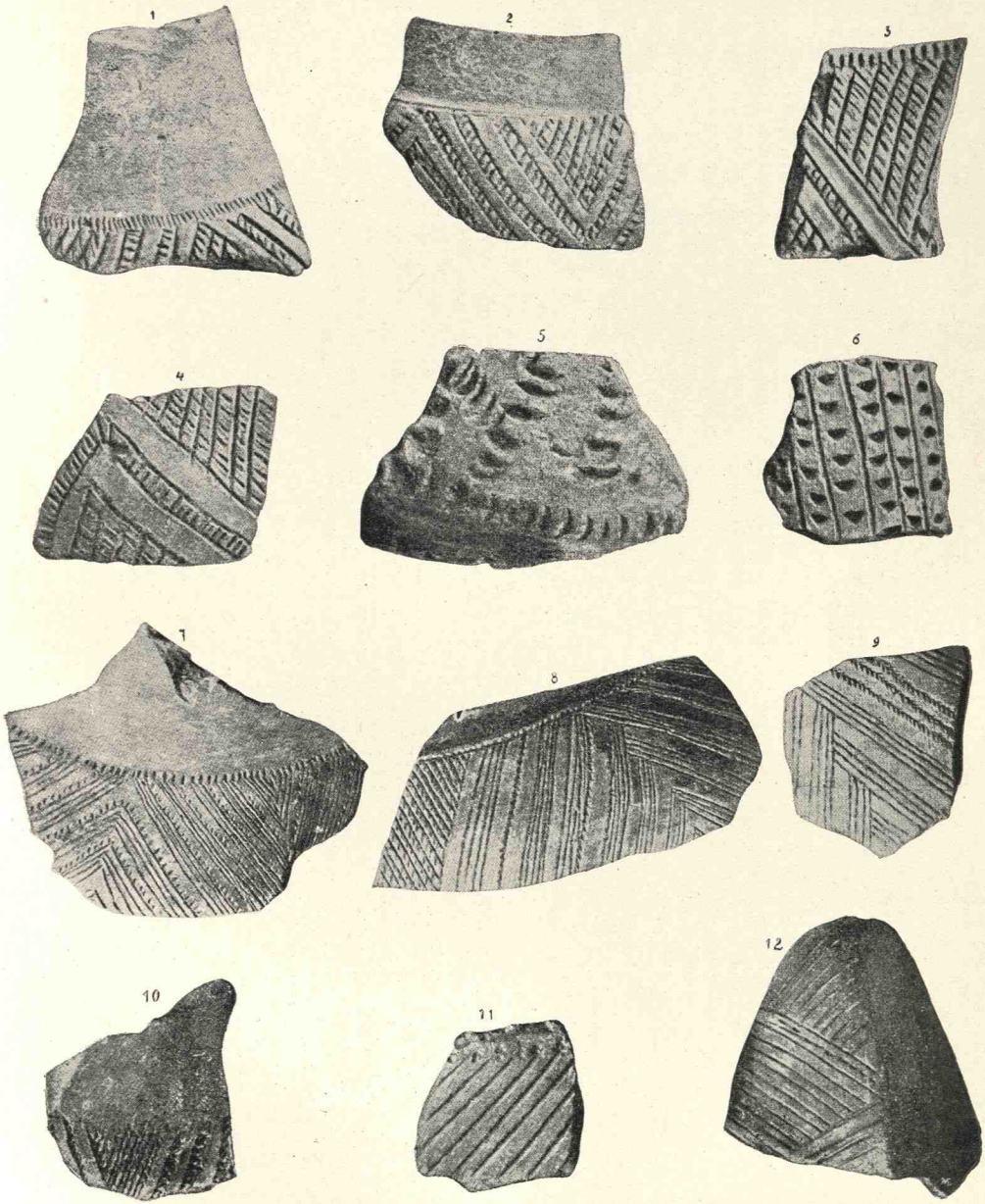
§ 6. Soll bei den westafrik. Kpelle die Frau nach dem Tode des Mannes in dessen Familie verbleiben, also des Mannes Bruder oder Vetter heiraten, oder überhaupt an den Erben übergehen, so muß eine höhere Morgengabe gezahlt werden. Sonst fällt die Frau in das Eigentum ihrer eigenen Familie zurück (Westermann *Die Kpelle* 1921 S. 60). — An dieser Bestimmung sieht man, wie wirtschaftliche Gesichtspunkte zusammen mit der wirtschaftlichen Bewertung der Kinder eine Bresche in die älteren Gedankengänge legen (vgl. a. Ehe A, Familie A, Kind).

Die Bedeutung des Besitzes, besonders in Gestalt von Vieh bei Hirtenvölkern, hat nun der dort schon heimischen sexuellen Brüdersolidarität eine besondere Note verliehen. Aber eng damit verschmolzen lebt der Gedanke, daß die Übernahme des Gutes des Verstorbenen durch seine oder ihm doch zuzurechnenden Kinder geschehen und auf diese Weise die Seele des Verstorbenen Befriedigung erlangen soll. Diese „Befriedigung" der Seele verwandelt sich dann in Verrichtung ethisch guter Werke, wie etwa in der Priesterlehre der Perser (*Sacred Books* V 345): „Das, was ein Sohn an guten Werken vollbringt, ist, als wenn es sein Vater getan hätte." Daher werden im Shâyast La-Shâyast die Gläubigen ermahnt „zu trachten, Nachkommenschaft zu bekommen, denn so erlangen sie viele gute Werke auf einmal".

§ 7. Darum spielt die Anrechnung der Kinder bei dem L., besonders bei höheren Völkern, eine große Rolle. So kann z. B. bei den alten Persern nach den Rivâyats (*Sacred Books* V 142, 143) durch die „Satar"-(Adoptiv-) Ehe für einen kinderlos Verstorbenen eine Frau dadurch erworben werden, daß sie von seinen Verwandten mit einer Mitgift ausgestattet und an einen anderen Mann verheiratet wird. Von den Kindern, die sie gebiert, wird die eine Hälfte der Kinderzahl dem Verstorbenen angerechnet, die andere Hälfte gehört dem lebenden Mann. Die Frau gilt als Gattin des Verstorbenen im Jenseits. — Wenn bei den afrik. Dinkas ein Mann „kinderlos", d. h. ohne Sohn, stirbt und eine Witwe hinterläßt, die über das Alter des Kinderbekommens hinaus ist, so muß sie (oder ihre Tochter, wenn eine solche da ist) im Namen des Verstorbenen eine jüngere Frau „heiraten", welche dem Verstorbenen nachträglich einen Erben gebären soll. Zu diesem Zweck versorgt die Witwe die betreffende „geheiratete" Frau mit einem anderen Mann, einem Verwandten des Verstorbenen. Die aus solcher Verbindung entsprießende Nachkommenschaft „gilt" nun als die des Verstorbenen (Hartland *Dinka Laws and Customs* Man 1912 Nr. 12). — Vgl. a. Chattopadhyay *Levirate and Kinship in India* Man 1922 Nr. 25.

§ 8. Eine andere Seitenentwicklung des L. führt zu der Ausdehnung der brüderlichen Sexualsolidarität auf Blutbrüder und Freunde, und schließlich auf Gastfreunde (s. a. Freundschaft, Gastfreundschaft). Nelson berichtet von der Einrichtung der Blutverbrüderung mit Frauenwechsel bei den Eskimos der Behring-Straße. Auch von den Eskimo-Stämmen der Ostküste Grönlands wird eine derartige Frauenauswechslung, hier noch mit Auswechslung des Eigentums verbunden, gemeldet. — Die nebenehelichen Beziehungen, die sich an die Solidarität der Brüder knüpfen, werden unter Nebenehe erörtert.

S. a. Brüderschaft (Künstliche), Ehe A, Familie A, Gastfreundschaft, Heiratsordnung, Mutterfolge, Nebenehe, Polygamie, Sororat, Verwandtschaft, Verwandtenheirat.



Lewohradetzer Typus

Scherben aus der Siedlung auf dem Burgwall von Levý Hradec bei Roztoky.
Nach Píc *Starožitnosti* I Tf. 48.

Ed. Hermann *Beiträge z. d. idg. Hochzeitsgebräuchen* IF 1905 S. 381f.; Amer. Anthr. 21 (1919) S. 35 R. H. Lowie; ders. *Notes on the Social Organizations and Customs of the Mandan, Hidatsa and Crow Indians* Anthrop. Papers of the Am. Mus. of Natural History 21 (1917); B. Malinowski *The Family among Australian Aborigines* 1913 S. 110; E. W. Nelson *The Eskimo about Bering Strait* 18. Annual Rep. of the Bureau of Am. Ethnology 1899; E. Sapir *Terms of Relationship and the Levirate* Amer. Anthr. 18 (1916) S. 327f.; E. Schrader *Die Indogermanen* 1916 S. 20, 73, 89; IF 17 (1905) S. 20 ders.; C. G. Seligman *The Melanesians of British-New-Guinea* 1910 S. 79; N. W. Thomas *Kinship Organisations and Group Marriage in Australia* 1906 S. 21; R. Thurnwald *Die Gemeinde der Bánaro* 1921.

Thurnwald

Lewohradetzer Typus (Böhmen; Tf. 202). Levý Hradec bei Roztoky nächst Prag, ein bekannter Burgwall der hist. Slavenperiode, lieferte auch charakteristische Scherben von Krügen aus necl. Wohngruben (Píč *Starožitnosti* I [1899] Tf. 48), die wir jetzt aus den Gräbern von Jordansmühl sowie auch von den FO Šárka, Groß-Tschernosek-Velké Žernoseky in Böhmen und von Lulč in Mähren als Typen der Jordansmühler Keramik (Archiv f. Anthr. NF 5 [1906] Tf. 9, 9—14 Seger) genauer kennen (s. Jordansmühler Typus). Nachdem diese Keramik auch in Butmir (s. d.) in Bosnien (Radimský-Hoernes *Die neol. Station v. Butmir* 1895 Tf. 5—7) erschien, hat man diesen Stil als subdanubischen oder Lewohradetzer Typus bezeichnet. Diese Benennung kam auch bei den böhm. Vorgeschichtlern (Píč, Buchtela, Schneider) in Gebrauch, ist jedoch jetzt wieder aufgegeben. I. L. Červinka

Li (Ksp. Riskekverven, Stavanger Amt, Norwegen). Fundplatz der 1. vorröm. Per. S. Nordischer Kreis C 1.

Oldtiden 1 (1910) S. 111f. A. W. Brøgger.

Hanna Rydh

Lianokladi s. Ägäische Kultur § 4.

Libanon s. Diluvialgeologie § 5, Palästina-Syrien.

Libyen s. Nördliches Afrika A § 6, Tunis.

Libyer. A. Geschichte (Tf. 203).

§ 1. Land und Volk. — § 2. Urverwandtschaft. — § 3. Frühe Einwirkung. — § 4—5. Geschichtliche Beziehungen.

§ 1. Wir pflegen unter Libyen das ganze Land w. vom Nil zu verstehen, also sowohl die Küstengebiete der Kyrenaika bis nach Tunis hin wie die Wüstenstrecken mit den Oasen im ö. Teil der Sahara. Die Bevölkerung sind Hamiten (s. d.) und zerfiel im Altertum wie heute in Gruppen, die sich durch Tracht, Sprache und Sitten voneinander absondern; sie reicht bis zu den Guanchen auf den kanar. Inseln im äußersten W, bei denen sich kulturelle Eigentümlichkeiten, die uns aus dem Altertum bekannt sind, bis ins Mittelalter erhalten haben. Äg. Darstellungen zeigen uns als Typen der L., die wir dem Gesamtvolke einordnen müssen, recht verschiedenartige Gestalten, teils rasiert, teils vollbärtig, mit kürzerem oder langem Haar, im Gesicht bald den Semiten ähnlich, bald mit den vollen Zügen des Afrikaners. Einige tragen einen geflochtenen Zopf an der Schläfe, der bei anderen Typen fehlt; andere einen bemalten ledernen Mantel außer dem Schurz (Tf. 203). Tätowierung kommt gelegentlich vor.

Unter den verschiedenen Typen verbergen sich selbständige Stämme, von denen wir einige mit besonderen Namen kennen. Unsere Benennung „Libyer" für das ganze Volk trifft eigentlich nur einen einzelnen Stamm (*lb*, gelegentlich *libu* oder *robu* umschrieben). Andere Stammesnamen sind Tamahu oder Zemhu (äg. *ṯmhw*) und Zehnu oder Tehenu (Bewohner des Landes, aus dem das Zehnu-Öl kommt: Ancient Egypt 2 [1915] S. 97) und die Meschwesch (Maschawascha, griech. Μάξυες in dem Syrten-Gebiet).

§ 2. Mit keinem anderen Volke zeigen die alten Äg. eine so starke Gemeinsamkeit der Kultur wie mit den L. Sie erklärt sich durch die Urverwandtschaft der beiden Völker, die uns auf allen Gebieten entgegentritt. Die körperliche Erscheinung der Äg., besonders der Delta-Bewohner, ist der der L. außerordentlich ähnlich. In vorgesch. Zeit haben beide auf etwa der gleichen Kulturhöhe gestanden und ihren Besitz miteinander ausgetauscht. Bei beiden tritt in der Tracht der Privatleute der Schurz und Bänderschmuck auf, die Schamtasche, der Schläfenzopf, die Straußenfeder im Haar der Krieger, endlich die Sitte des Rasierens der Lippe und des Schminkens der Augen. Die gleichen Waffen treten auf: Schild, Wurfholz, Bogen mit Pfeil usw. Von dem lib. Häuptling und dem äg. König wird am Gürtel hinten der Tierschwanz ge-

tragen. Bei beiden Völkern sind Reste eines uralten hamit. Mutterrechtes (s. d. B) erhalten. Die Ähnlichkeit der äg. Sprache mit den heutigen Berber-Sprachen liegt auf der Hand (OLZ 24 [1921] S. 193 Möller).

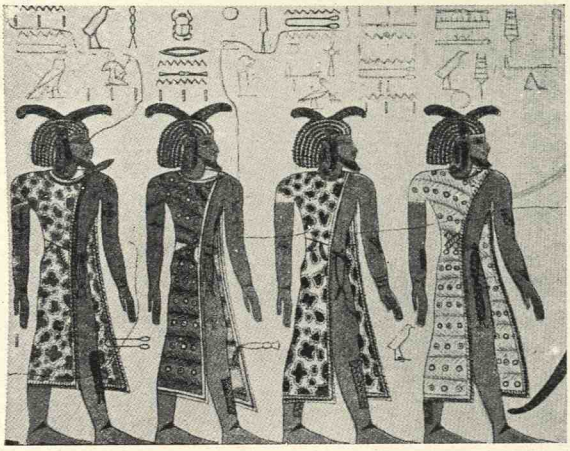
§ 3. In geschichtlicher Zeit sind die L. auf der ganzen Länge des Nil-Tals an allen Punkten von W her nach Ä. eingefallen, oft in so großen Mengen, daß sie, besonders im Delta, in geschlossenen Ansiedlungen im Nil-Tal wohnten und die dortige Bevölkerung durchsetzten. Man hat daraus geschlossen, daß die Verhältnisse in der Urzeit ähnlich gewesen sind und hat für die Frühzeit eine starke Beeinflussung der äg. Kultur und Rasse durch die L. angenommen. Die Annahme ist richtig und auf allen Gebieten zu belegen. Aber es war ein Irrtum, als man in den Urhebern der 1896 bei Negade gefundenen Friedhöfe L. unbestimmter Zeit sehen wollte; es wurde bald nachher klar, daß man hier äg. Friedhöfe vorgesch. Zeit gefunden hatte (ÄZ 35 [1897] S. 134 Quibell). Archaische Gräber von L. sind bei Marsa Matruh freigelegt und haben Hockerleichen mit neol. Beigaben aus unbestimmter Zeit ergeben, aber von etwa der gleichen Kulturhöhe, wie die Äg. sie in vorgesch. Zeit gehabt haben. Es ist gelegentlich ausgesprochen worden, daß die L. als die treibende Kraft anzusehen sind für den Aufschwung, den Äg. in frühdynastischer Zeit genommen hat. Die Wege für diese lib. Einwirkung sind nicht klargelegt. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß die Gaue im W des Deltas, besonders Sais, ungewöhnlich stark mit eingewanderten L. durchsetzt, vielleicht sogar erst durch diese gebildet worden sind. Von dort konnte lib. Einfluß auf Ä. wirken und dem Nil-Tal, etwa durch Ausbreitung einer Kriegerkaste unter einer energischen Dyn., Kulturfortschritte bringen, die in Libyen gewonnen waren. S. a. Negade, New Race.

§ 4. Der Gang der politischen Ereignisse, verbunden mit dem Mangel an Denkmälern aus dem Delta, lassen es so erscheinen, als ob die Delta-Bewohner und die ihnen nahestehenden L. nur Barbaren seien, die von den Oberägyptern unterworfen und geführt werden. Dieser Eindruck ist aber sicher falsch, und wir wissen von einer Überlegenheit des Deltas in früher Zeit auf manchem Kulturgebiete, z. B. ist der äg. Kalender (s. d. A) um 4240 v. C. in der Gegend von Heliopolis geschaffen worden. Das erste Denkmal von einem Siege des oberäg. Königs über Unterägypter und L. (ausdrücklich *Zehnu* genannt) ist die Prunkkeule des Narmer aus Hierakonpolis (Quibell *Hierakonpolis* Tf. 26b; hier Band VI Tf. 92a). König Menes (Dyn. 1) stellt auf seinen elfenbeinernen Jahrestäfelchen L. als Gefangene und Tributträger dar (Petrie *Royal Tombs* II [1901] S. 22 mit Tf. 4). Die thinitischen Könige haben mehrfach einen Sieg über die *Zehnu* verzeichnet, und die Könige des AR stellen den Kampf und seine Erfolge bildlich dar, ausführlich im Totentempel des Sahurê (Dyn. 5), der den lib. Häuptling mit Frauen und Kindern gefangen und viel Vieh weggetrieben hat. In der 6. Dyn. kämpft ein Nubierfürst gegen L. (*Zemhu* genannt), und diese selben L. (ebenfalls *Zemhu* genannt) leisten Heeresfolge gegen die Syrer.

§ 5. Durch das MR und NR ziehen sich dauernde Kämpfe mit lib. Stämmen, die ihren Ausdruck in einer Wiederholung und Umgestaltung der typischen Siegesreliefs finden. Die Einfälle der L. sind unter Ramses III. (Dyn. 20) so stark geworden, daß sie den Bestand des äg. Staates erschütterten. Mit der 21. Dyn. besteigen Fürsten lib. Herkunft den Thron der Pharaonen. Sie haben um ihn immer wieder gekämpft, als, auf ihre Söldnerscharen gestützt, die Nubier, Assyrer und Perser im Niltal herrschten, bis sie sich nach der Unterwerfung durch Alexander den Großen endgültig der Führung durch die Griechen unterordnen mußten. Lib. Fürsten haben die Residenz des Pharao, der sich auch im späteren NR schon meist im Delta aufgehalten hatte, endgültig dorthin gelegt, auch auf die Gefahr hin, daß sich Oberägypten als Provinz mit der Hauptstadt Theben selbständig machte.

Oric Bates *The eastern Libyans* 1914; Ed. Meyer *G. d. A.*[2] S. 165, 167 usw.; Breasted *History of Egypt* 1905, deutsch von Ranke 1910, s. Index; ÄZ 6 (1868) S. 39 Goodwin; ebd. 40 (1902/03) S. 101 Golenischeff; Journ. Eg. Arch. 9 (1923) S. 28; Klebs *Reliefs AR* S. 117; *MR* S. 159; Ancient Egypt 1921 S. 7 Thomas; Monum. Mém. Acad. Inscr. 9, 2 (1913) Bénédite; ZDMG NF 3 (1924) S. 36—60 Möller.

Roeder



a

b

Libyer

a. Vier Libyer. Bemaltes Relief in Theben, Grab Sethos I. — b. Kopf eines dieser Libyer. Nach Capart, Débuts de l'art égyptien.

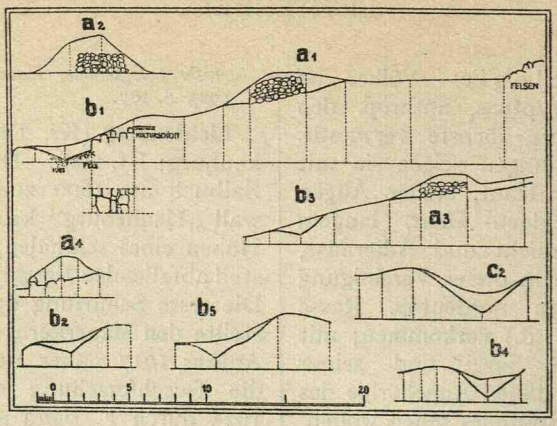
B. Anthropologie. Völker an der Westgrenze Ägyptens, anthrop. den Tamahu (s. d.) aufs nächste verwandt. Viele altäg. Darstellungen zeigen sie mit rosa oder weißroter Haut, blauen Augen und blondem, lockigen Haar, langem Kopf, schmalem Gesicht und Adlernase, alles Merkmale, die in dieser Vereinigung nur bei der hellen nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.) vorkommen; mit Ausnahme von G. Sergi und seiner Schule, die auch in ihnen Angehörige des „Mittelländischen" Stammes sehen wollen, sind alle Autoren darüber einig, daß diese „weißen" L. zum *Homo europaeus* gehören. Außer den „weißen" L. dürften auch dunkelfarbige Elemente, unterworfene Ureinwohner, im Land vorhanden gewesen sein, Angehörige der „hamitischen" Rasse (*Homo mediterraneus, var. africana*). — Diese nordeurop. L. sind vermutlich im Neol. nach Nordafrika eingewandert und haben wohl mit Kolonisten auch das Nil-Delta und Teile Oberägyptens besiedelt (s. Nagada-Rasse). Ständig lagen sie später im Kampf mit den Äg., verheerten, teils allein, teils im Bunde mit den zumeist wohl rasseverwandten „Seevölkern" (s. d.), besonders Unterägypten und waren nach der 20. Dyn. so zahlreich und mächtig, daß ihre Anführer sogar den äg. Thron besteigen konnten. Sie haben auf die rassische Zusammensetzung des äg. Volkes (s. Ägypter) und auf dessen Kultur zweifellos einen starken Einfluß ausgeübt. — Bemerkenswert ist, daß die Griechen bei ihrer Kolonisierung der Kyrenaika dort noch blonde Libyerinnen antrafen. Wie weit sich die lib. Völker nach W ausdehnten, ist nicht mit Sicherheit zu sagen; nach Herodot gehören selbst die Numidier noch zu ihnen, und ebenso werden auch die Berber (s. d.) vielfach zu ihnen gerechnet, wenigstens der blonde Bestandteil der dortigen Bevölkerung. Allmählich dürften die echten L. im *Homo mediterraneus, var. africana* (s. Homo mediterraneus § 9ff.), den sog. Hamiten, aufgegangen sein.

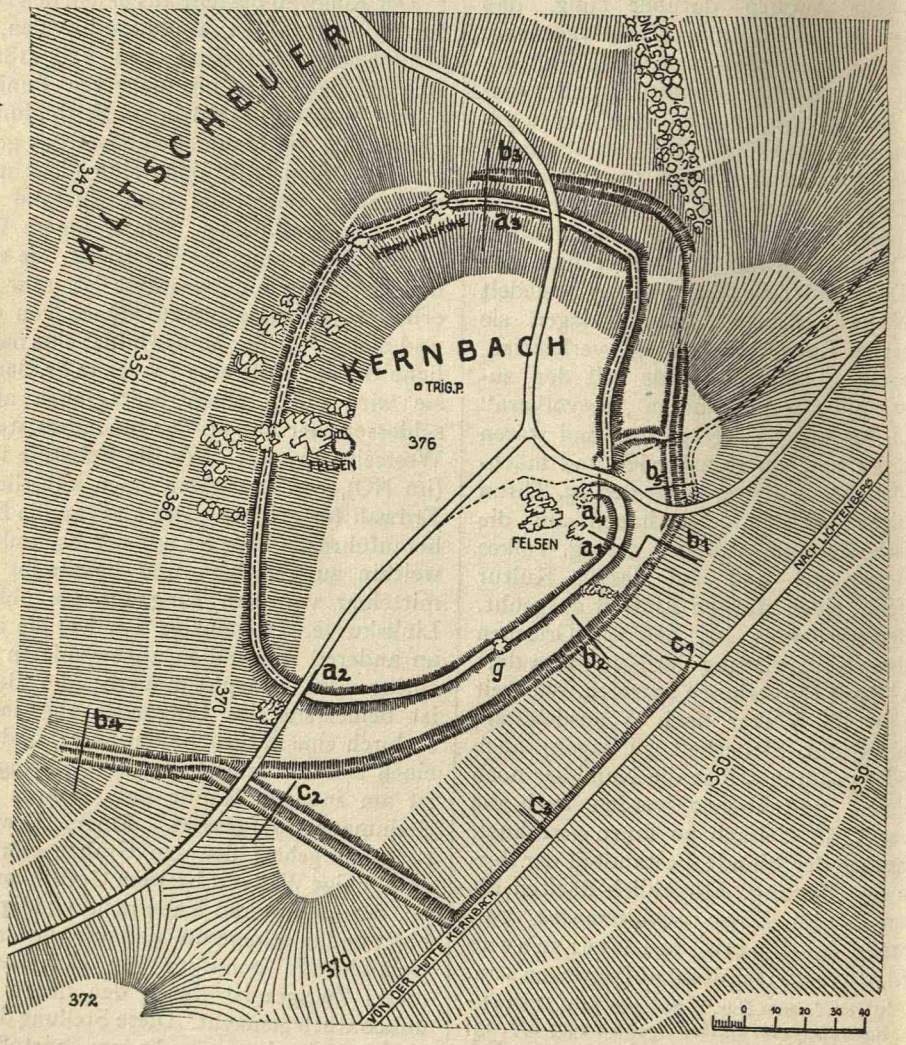
Müller *Asien u. Eur.* S. 294, 356, 373; H. Stahr *Die Rassenfrage im antiken Ägypten* 1907 S. 7, 23; G. Fritsch *Die Urheimat der Indogermanen* Pol. Anthr. Rev. 3 (1904) S. 110; ebd. S. 417 Öhring; ebd. 10 (1911) S. 142 Penka; L. Wilser *Die Germanen* 1913 S. 162; E. Fischer *Spezielle Anthropologie oder Rassenlehre* in *Anthropologie* 1923 S. 177.

Reche

Lichtenberg (Kr. Dieburg, Hessen-Starkenburg; Tf. 204). Der im Lichtenberger Salbuch um 1600 zuerst genannte Ringwall „Heuneburg" krönt die n. von zwei Höhen eines schmalen, nach allen Seiten steil abfallenden Bergzuges im n. Odenwald. Die erste Schürfung durch Knapp 1842/43 stellte den Mauerkern des Walles fest, den Anthes 1917 näher untersuchte, während die Durchforschung der ganzen Anlage 1923 durch F. Behn ausgeführt wurde.

Der Ringwall besteht aus einem den Bergformen angepaßten, annähernd ovalen, geschlossenen Mauerring von 120—180 m Achsenlängen, der an mehreren Punkten seines Verlaufes natürliche Felsbildungen einbezieht; die Mauerstärke beträgt gegen 3 m; Holzkonstruktionen sind nicht mehr erkennbar, doch aus dem Zustand der Mauer zu erschließen. Dieser innere Wall ist mit Ausnahme der Westfront, die z. T. den Steilhang hinabgestürzt ist, sehr gut erhalten, teilweise bis zu Höhen von 6 m und mehr. Vor der Mauer bildet eine natürliche Geländestufe eine 10—15 m br. Berme, sie wird durch einen Spitzgraben abgeschlossen, der nur an der besonders steilen Westseite aussetzt. Wo die Felsstufe fehlt (im NO), wird sie durch einen künstlichen Erdwall fortgeführt. Der alte, an die Burg heranführende Weg ist auf der Kammhöhe weithin zu verfolgen und beschreibt unmittelbar vor dem Eingange die übliche Linkskurve. Das einzige Tor hat die auch an anderen Ringwällen angewendeten einspringenden Schenkelmauern; die Berme ist beiderseits des Einganges abgeriegelt, s. durch eine natürliche Felsbarre, n. durch einen Erdwall. Innerhalb dieses „Zwingers" ist am inneren Rande des Grabens eine Steinmauer aufgesetzt. Einem Erweiterungsbau gehört der den Graben störende geradlinige Wall mit breitem Graben im SW an, der am unteren Ende rechtwinklig umbiegt und in seinem nö. Verlaufe wieder eine Geländestufe benutzt; der Einzelaufbau dieses Zweiges ist durch den neuen Weg unkenntlich gemacht. Diese Stellung diente als Querriegel gegen die sw. anstoßende zweite Erhebung des Bergzuges. Die einzige Wasserstelle lag in der feuchten Mulde





Lichtenberg

Burgwall. Plan und Querschnitte. Nach Originalzeichnung.

im N im „Steingeröll". Siedlungsspuren waren bei keiner der Ausgrabungen mehr erkennbar; eine Anzahl von Mühlsteinen aus Niedermendiger Basaltlava lag außerhalb des Walles in der „Altscheuer". Außer mittelalterlichen Scherben fanden sich nur solche aus der letzten Limes-Zeit, doch wird der Ringwall trotz des Fehlens vorröm. Reste und mancherlei Abweichungen vom normalen Schema doch der vorgesch. Zeit zuzuweisen sein.

Westd. Z. 7 (1888) S. 313ff. Kofler; Germania 1 (1917) S. 151 Anthes. F. Behn

Lichtenfels (am Main) s. Mittel- und Süddeutschland A § 4.

Lichtschacht s. Palast B.

Licodia Eubea s. Sizilien B II.

Liebstock s. Dill.

Liesberg s. Schweiz A § 3.

Lignit s. Kohle.

Ligurer (in Italien). A. Archäologie s. Italien B.

B. Sprache. § 1. Antike Überlieferung. Die L. (*Lĭgus*, *Lĭgur*, Λίγυες, Λιγυστῖνοι) sind in der Urzeit einmal bis Sizilien gekommen, werden aber schließlich auf den Küstenstrich zwischen Rhône- und Arno-Mündung beschränkt. Die Rhône trennt sie von den Iberern (s. d.), der Arno von den Etruskern (s. d.); ihr Hauptsitz ist der schmale Gebirgskamm, der sich um den Busen von Genua herumzieht. Das untergehende Volk lebt kümmerlich in natürlichen Höhlen. Der kleine Menschenschlag liegt mit den gall. Recken in traditioneller Feindschaft, auch zu den Iberern werden sie nie in engere Verwandtschaft gebracht.

Diodor 4, 20; 5, 39; Strabo 165, 202, 218; Die antike Überlieferung bei Forbiger in *RE*[1] s. v. Ligurer; Diefenbach *Origines Europeae* 1861 S. 111—122; A. Bormann *Ligustica* I—III Progr. Anclam 1864—65, Stralsund 1868; H. Nissen *Ital. Landesk.* I 468—474; Lübker-Geffcken-Ziebarth *Reall. d. klass. Alt.* s. v. Ligurer.

§ 2. Ligur. Felsinschriften. Sie finden sich in den Hochtälern der ligur. Seealpen (Le Meraviglie im Val d' Inferno beim Col di Tenda, andere in den Felsen des Val di Fontanalba und beim Orco Feglino nel Finalese), wir können aber diese Bilder- und werdenden Zeicheninschriften nicht entziffern. S. Felsenzeichnung C.

Vgl. F. G. S. Moggridge *The Meraviglie* Trans. Congr. Prehist. Archaeol. 1868 London 1869 S. 359—62 mit 5 Tf.; E. Rivière *Gravures sur rockes des lacs des Merveilles au Val d'Enfer (Italie)* Paris 1878; C. Bicknell *The Prehistoric Rock Engravings of the Italian Maritime Alps* Bordighera 1902—03; A. Issel *Incisioni rupestri nel Finalese* Bull. Paletn. Ital. 24 (1898) S. 265—279; ders. *Le rupi scolpite nelle alte valli delle Alpe Marittime* ebd. 27 (1901) S. 217—259 mit 74 Abb. im Text; dazu B. Modestov *Introd. à l'hist. rom.* Paris 1907 S. 138—39; A. J. Evans *Scripta Minoa* I (1909) S. 6.

§ 3. Die „keltoligur." Inschriften des „nordetrusk." Alphabetes von Lugano. Sie verteilen sich nach FO (Seegebieten) und Gegenständen, wie folgt: Luganer See (Grabsteine von Davesco, Viganello, Tesserete, Maroggia, S. Pietro di Stabbio, Sorengo, Aranno, Vergiate, dann in der Vallis Diubiasca bei Bellinzona nebst Umgebung fast ein Dutzend Tongefäße und Grabsteine aus Mesocco und Andergia), Lago Maggiore und Lago d'Orta (Steine aus Levo, fast ein Dutzend Tongefäße aus Carcegna und Ornavasso, dazu die große Inschrift des Steines von Briona bei Novara), Lago di Como (Tonscherben aus Rondineto, Alzate-Brianza, Civiglio, Cernusco Asinario), Garda-See (Grabstein aus der Val Sabbia); im gleichen Alphabet sind geschrieben die lat.-gall. Bilinguis aus Tuder in Umbrien und gall. Münzlegenden aus der Provence und aus Rätien. Von dem Alphabet und seinem Verhältnis zu den übrigen 'nordetrusk.' ist unter Räter in größerem Zusammenhang die Rede; dort sind auch die Normaltypen des Alphabetes von Lugano wiedergegeben (Band XI Tf. 6a), auch die sprachlichen Träger der sog. keltoligur. Inschriften, die kelt. Lepontier, sind dort unter den rätischen Völkerschaften schon mit genannt.

Die von Th. Mommsen, C. Pauli, E. Tagliabue, E. Bianchetti, P. Kretschmer, E. Lattes, A. Giussani, G. Herbig vereinzelt und gruppenweise herausgegebenen Inschriften sind jetzt vollständig gesammelt von J. Rhŷs *The Celtic Inscriptions of Cisalpine Gaul* Proc. Brit. Acad. 6 (1913; 90 S. mit 8 Tf.). Wenn die männlichen *-ui* und weiblichen *-ai* Kasus dieser Inschriften, wie zu erwarten, Dative sind, haben wir kelt. Inschriften vor uns, und zwar der Lepontier (möglicherweise keltisierter Ligurer Κελτολίγυες); auch wenn sie Genetive sein sollten, steht der idg. Charakter der Inschriften fest; entscheidend für die erstere Auffassung wohl Skrifter utg. af K. Human. Vetenskaps-Samfundet i Uppsala 13, 1 (1909) S. 16—25 O. A. Danielsson; vgl. auch H. Hirt *Indogerm.* I 43—49, II 563—65; IF 37 (1916) S. 209—213 ders.

§ 4. Glossen und Namen. Der ligur. Dialekt des Italienischen und der provenzalische in Frankreich nehmen geographisch und linguistisch eine Sonderstellung innerhalb der frz.-italien. Mundarten ein, aber das ihnen vielleicht zugrunde liegende altligur. Substrat läßt sich positiv nicht fassen; die überlieferten Glossen sind allzu kümmerlich, und aus den in latinisierter und keltisierter Form überlieferten Personen- und Ortsnamen muß eine altligur., der sekundären idg. Zutaten entkleidete und für die Beurteilung der Verwandtschaftsverhältnisse allein entscheidende Sprachschicht erst gewonnen werden. Immerhin ist ein ligur. Adjektivsuffix, das die Herkunft oder Zugehörigkeit bezeichnet, ein ziemlich sicheres Leitsuffix geworden, an dem sich die Ausbreitung der L. beobachten läßt: es lebt in Bildungen wie Bergamaske, Monagaske heute noch fort und läßt sich weit über Ligurien hinaus in Oberitalien, Korsika, Frankreich, Elsaß-Lothringen, Schweiz und Oberbayern verfolgen. Bei der Aufzählung CIL I^2 584 (über Grenzstreitigkeiten in Genua) *in flovium Neviascam, ad rivom Vinelascam, in flovium Veraglascam, in flovium Tulelascam* scheint die Genusdifferenz zwischen *flovius*, *rivos* und den Flußnamen auf *-a* zu beweisen, daß hier wirklich unretuschierte altligur. Bildungen vorliegen. Die *-sc*-Ableitungen könnten ja an und für sich auch idg. sein. Auf einen wichtigen Unterschied hat aber schon Müllenhoff hingewiesen: während das Kelt., Griech., Latein., Dtsch., Lit. und Slav. fast nur die Ableitung *-isc-* kennen, ist diese im Ligur. gar nicht nachzuweisen, hier findet sich nur *-asc-*, *-esc-*, *-usc-*, erst im Mittelalter auch *-osc-*. Ist aber das unmovierte *-asca* der älteste Typus, und sind *-osco*: *osca* erst mittelalterlich, dann werden die Bildungen mit *-asc-*, *-usc-* schwerlich erst in einer idg.-ligur. Einzelsprache von *ā*- und *u*-Stämmen (mit unerklärlicher Umgehung der viel zahlreicheren *o*-Stämme) nach dem Vorbild gemein-idg. *-isc*-Ableitungen entstanden sein, d. h. also, das Ligur. ist, nach der Verwendung und Entwicklung seines bekanntesten Suffixes zu schließen, nicht idg. Alle idg.-ligur. Anklänge in Wurzeln, Stämmen, sekundären Suffixen müssen dieser Tatsache gegenüber verstummen: es handelt sich dabei um zufällige Gleichklänge oder um nicht beweiskräftige Gleichungen zwischen indogermanisiertem und idg. Sprachmaterial; daß ein altligur. *-asca* sekundär auch am idg. Genus (*-asco*) teilnimmt und auf idg. Stämme gepfropft wird, hat auch anderswo seine Analogica.

Die anthropol.-präh. Hypothese von der Verwandtschaft der L. mit den Iberern (s. d. B § 2) wird durch die Sprache bis jetzt nicht bestätigt: die beiderseitigen Ortsnamen weisen nach Lautform und Bildungsweise mehr Verschiedenheiten als Ähnlichkeiten auf.

Der Wortlaut des § 3 aus G. Herbig *Ligurer* in Hoops *Reall.* S. 157—160. Über ligur. Elemente in modernen frz. und ital. Dialekten E. Windisch in Gröber *Grd. d. roman. Philol.* I^2 379; H. Nissen *Ital. Landesk.* I 469—471; J. Brüch *Zwei ligurische Wörter im Lateinisch-Romanischen* KZ 46 (1914) S. 351—373; M. Niedermann *Essais d'étymologie et de critique verbale latines* Neuchâtel 1918 S. 17—36. — Das gesamte Sprachmaterial, soweit es in Glossen und Eigennamen steckt, behandeln K. Müllenhoff *Deutsche Altertumsk.* I 86, III 173—193; H. d'Arbois de Jubainville *Les premiers habitants de l'Europe* I (1889)^2 S. 359—365, II (1894)^2 S. 3—215; KZ 38 (1905) S. 108—128 P. Kretschmer. — Ausgangspunkte für das ligur. Leitsuffix *-asca* sind Namen auf lat. Inschriften, dem Schiedsspruch der Minucier über Grenzstreitigkeiten in Genua CIL I^1 199 = I^2 584 = V 7749 und der Alimentar-Tafel von Veleia CIL XI 1147. Zur Frage, ob diese Suffixe idg. oder einheimisch ligur. sind, K. Müllenhoff a. a. O. III 189; P. Kretschmer a. a. O. S. 122—24; W. Schulze *Eig.* S. 542—43; 47. Jahresber. d. Vereins Schweizer Gymn.-Lehrer Aarau 1919 S. 176—181 M. Niedermann. — Auf die Verschiedenheit ligur. und iber. Ortsnamen macht aufmerksam C. Pauli in Beilage zur Münchner Allgem. Zeitung 1900 Nr. 157 S. 5; Anklänge sucht R. v. Scala in Histor. Zeitschr. 108 (1912) S. 13; vgl. jetzt auch H. Gröhler *Über Ursprung und Bedeutung der französischen Ortsnamen* I (1913) S. 46—66 (ligur. und iber. Namen).

† Gust. Herbig

C. Anthropologie. Die L. wurden von einigen Autoren (K. Penka) zu den „Ariern" (gemeint ist *Homo europaeus* = nordeurop. Rasse) gerechnet, man ist sich heute aber wohl darüber einig, daß man es mit ausgesprochenen Angehörigen der Mittelmeer-Rasse (*Homo mediterraneus*; s. d.) zu tun hat. Alle alten Beschreibungen dieser Völker stimmen darin überein, daß sie kleingewachsen, sehnig, zierlich, beweglich, langköpfig, von bräunlicher Hautfarbe, schwarzhaarig und schwarzäugig waren, also alle

Merkmale der Mittelmeerrasse aufwiesen. Und heute noch findet man in den einst von ihnen besetzten Gebieten diesen dunklen, kleinwüchsigen Typus; die L. sind also nur von Erobererstämmen überschichtet, aber durchaus nicht ausgerottet worden und sind wieder „durchgeschlagen". Ein Stamm des Namens L. ist nur aus dem Gebiet der w. Lombardei bis über die Westalpen und die Rhône bezeugt, in früheren Zeiten scheinen sie aber — oder mindestens ganz nahe Verwandte von ihnen — eine sehr viel weitere Verbreitung gehabt zu haben. Nach Schulten haben sie ganz Spanien, Italien, Frankreich, Britannien und Irland bewohnt (vgl. d. Berichte von Lucanus 1, 133 und d. Arbeit von C. Jullian). Die bei Numantia ausgegrabenen Schädel der alten Bevölkerung zeigen den Typus der Mittelmeerrasse. Der Typus der L. ist also dem iber. (s. Iberer C) sehr ähnlich; beide Gruppen dürften mit den Nordafrikanern verwandt sein.

K. Penka *Die alten Völker Westeuropas und Nordafrikas* Pol. Anthr. Rev. 12 (1913) S. 407; G. Sergi *Ursprung u. Verbreit. d. mittelländ. Stammes* Deutsche Übers. A. Byhan 1897; v. Wilamowitz *Staat und Gesellschaft d. Griechen* S. 219; A. Schulten *Die Keltiberer u. ihre Kriege gegen Rom* 1914; E. Fischer *Spezielle Anthropologie oder Rassenlehre* in *Anthropologie* 1923 S. 165.

Reche

Ligurische Stelen (Tf. 205). § 1. In Spezia selbst und seinem n. und nö. Hinterlande, im Flußgebiet der Magra und Vara (Fundkarte: Bull. Paletn. Ital. 43 [1923] S. 70) sind etwas über 20 Stelen gefunden, zwischen 0,40 und 2,00 m h., zuunterst meist von unregelmäßiger, roh gelassener und zum Einsetzen in den Erdboden bestimmter Gestalt, weiter oben im wesentlichen rechteckig bis auf den mehr oder minder abgerundeten Kopf (Museen von Spezia und Genua). Der obere Teil zeigt in flachem, mit dem Spitzmeißel in den weichen Sand- oder Bruchstein geschnitzten Relief den Oberkörper eines Mannes oder einer Frau; nur einmal ist die ganze Gestalt eines Mannes mit freilich recht verkümmerten Beinen nach rechts schreitend dargestellt. Der breit ausladende Kopf ist nur in einigen Fällen durch den eingezogenen Hals vom Körper getrennt und zeigt die Grundzüge des Gesichts in häufig nur sehr schematischer Gestalt umrissen, eingekerbt oder eingetieft. Obwohl die Männer und Frauen gewiß bekleidet gedacht sind (vgl. Bull. Paletn. Ital. 35 [1910] S. 34 Abb. A), verzichtet die Ausführung meist auf die Darstellung der Kleidung und zeichnet z. B. die Frauenbrüste in das Bild hinein, als ob sie unbedeckt wären (Tf. 205 c, g, i). Die Arme sind stets so gelegt, daß die Hände sich über dem Leib nähern oder vereinigen, oftmals, bei Männern, Waffen, zwei Pfeile in der einen, ein Wurfbeil in der anderen haltend; oder aber statt dieser Waffen ist ein kurzer Dolch quer über den Leib gelegt, derartig, daß die Rechte den Griff ergreifen kann (Tf. 205 f, h). Als Beigaben der Frauen erscheint nur etwas Halsschmuck, so fünf Parallelstreifen (Bull. Paletn. Ital. 35 [1910] S. 70 Abb. G) oder ein aus zwei Reliefbändern bestehendes Halsband, in dessen Innenkreis man zwei runde Agraffen zu erkennen glaubt (Bull. Paletn. Ital. 43 [1923] Tf. 3, 2). Manche Stelen zeigen auch an den Seiten und auch wohl auf der Rückseite Körperlichkeit andeutende Einritzungen.

§ 2. Es ist merkwürdig, daß, obwohl bei zwei solchen Stelen, die vor Zeiten nahe dem Hafen von Spezia gefunden waren, menschliche Skelettreste festgestellt wurden (Bull. Paletn. Ital. 35 [1910] S. 74) und bei gleichartigen Stücken aus dem ligur. Teil Südfrankreichs in den Dép. Gard und Aveyron — auch im Dép. Tarn und Hérault sind solche zutage gekommen, jedoch ohne als sepulkral beweisende Fundumstände — (Déchelette *Manuel* I 588, 592, 597) Aufstellung an dolmenartigen Grabstätten, sogar auf solchen beobachtet worden ist, alle übrigen ligur. Stelen dieser Art ohne nachweisbare Verbindung mit Gräbern entdeckt wurden, wenn auch z. B. bei den 6 in einer Reihe gefundenen Stelen von Pontevecchio hervorgehoben wird, daß sie inmitten eines Vierecks fetter, nur aus Zersetzung organischer Bestandteile erklärbarer Erde gefunden seien (Noterò — — —, che il luogo del trovamento è posto in terreno siliceo, favorevolissimo alla decomposizione delle ossa: Bull. Paletn. Ital. 35 S. 67 Mazzini). Trotz dieser immerhin noch unvollkommenen Bestätigung sepulkraler Bestimmung, eben als Erinnerungs-

a

b

c

d

e

f

g

h

j

Ligurische Stelen

a. 1/13. — b. 1/15. — c. 1/11. — d. 1/16. — e. 1/15. — f. 1/17. — g. 1/17. — h. 1/15. — i. 1/15 n. Gr.
Nach Bullettino di Paletnologia Italiana 1910.

stelen für verstorbene Männer und Frauen, wird man an ihr festhalten müssen, bis einmal andere Verwendung, an die man gedacht hat, wie z. B. votive Aufstellung an heiligen Stätten oder gar *divinités funèbres*, durch sichere Fundtatsachen erwiesen ist. Parallelerscheinungen anthropomorpher Grabstelen gerade auch im voretrusk. Oberitalien fehlen ja nicht (z. B. v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 159—160, 174—175 Abb. 54, 55; Bull. Paletn. Ital. 43 [1923] S. 83 und Tf. 4 sowie Mem. Acc. Bologna 1920—23 S. 86 Ducati. Man denke auch an die südital. „Büstensteine": Arch. Anz. 1921 S. 135—136 und *Ital. Gräberk.* I 621).

§ 3. Die äußerst altertümliche Ausführung der Stelen darf nicht über ihre Zeit täuschen. Werden auch die so gleichartig anmutenden *Menhirs sculptés* oder *Statues menhirs* im einst ligur. Südfrankreich, verwandt auch in n. Landschaften Frankreichs (Band IV Tf. 13, 14, 47), noch in die Dolmenzeit hinaufgeschoben, so steht doch durch Inschriften oder Inschriftspuren auf dreien der ital.-ligur. Stelen fest, daß sie nicht vor der Zeit der Verbreitung des etrusk. Alphabets nach dem N (s. Altitalische Alphabete § 2) gearbeitet sein können (Bull. Paletn. Ital. 35 [1909] Tf. 3, 3. 4 und S. 34 Abb. A, wozu S. 33 und 35—36). Die Inschrift auf Tf. 3, 3, von Corssen *Spr. d. Etrusker* I 233 noch für einen „etrusk. Grenzstein des heiligen Hains bei Luna" erklärt, weist schon durch den Namen — *Mezu Nemusus* — auf ligur. Sprache (vgl. den Stadtnamen *Nemausus*). Weniger die Form der dargestellten Waffen als vielmehr die Art, wie z. B. die schon aus Eisen zu denkende Axtklinge an der Stele Bull. Paletn. Ital. 43 (1923) Tf. 3, 1 am Schaft befestigt war, führt nach Mazzinis zutreffender Beobachtung (a. a. O. S. 78) ebenfalls in die von den Italienern sog. I. EZ, nach ihrer chronol. Terminologie 1. Hälfte des letzten Jht. v. C. Die Inschriften zwingen jedoch noch tiefer hinab.

Freilich bleibt fraglich, ob bei der ungemeinen Stabilität aller kulturellen Verhältnisse bei den Ligurern nicht doch einige der Stelen in sehr viel höhere Zeiten hinaufragen und sich somit ihren Verwandten im ligur. Frankreich mehr nähern könnten. Erst wenn wir einmal zugehörige Gräber haben, wird die zeitliche Ansetzung bzw. Verteilung auf festere Grundlage gestellt werden können. Jedenfalls hatte Ghirardini (Bull. Paletn. Ital. 37 [1912] S. 93—94) gegenüber Mazzini und den Franzosen (Rev. arch. 1909 II 52—54) recht, wenn er kelt. Ursprung dieser Stelen abwies und sie für die Ligurer in Anspruch nahm, trotz Mazzinis Verteidigung (Bull. Paletn. Ital. 43 [1923] S. 78 Anm. 2).

§ 4. Die merkwürdige Tatsache, daß zwischen den südfrz. Verbreitungsgebieten dieser Stelen und dem ostligur. ein so weites Vakuum ist, mag vielleicht durch Herstellung derselben aus Holz erklärt werden in Gegenden, wo das Steinmaterial nicht so weich war wie im Magra-Gebiet und die primitiven Werkzeuge mit dem harten Alpenstein nicht fertig wurden. Der sehr ausgeprägte Schnitzcharakter der Skulpturen spricht durchaus für Vorgang der Holzschnitzerei.

Giorn. stor. e lett. d. Liguria 9 (1908) S. 393—419 mit 2 Tf. Mazzini; Bull. Paletn. Ital. 35 (1910) S. 32—37 und Tf. 3; ebd. S. 65—77 Abb. A—K Issel; Déchelette *Manuel* II 488—89; Montelius *Vorkl. Chronol.* S. 18—19 Abb. 64 a—c; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 218—19 Abb. 1—5; Mem. d. Soc. Lunigianese „G. Capellini" 2 (1922) S. 137—150 Mazzini; Bull. Paletn. Ital. 43 (1923) S. 73—82 Tf. 3 Mazzini und dort S. 82 weitere Lit.

v. Duhn

Ligyer s. Ligurer.

Lihult-Kultur s. Nordischer Kreis A § 3 d 2.

Liliana. Dorf n. von Phaistos auf Kreta, mit Nekropole später Kammergräber (SM III), am Rande der die Ebene der Messarà im N begrenzenden Berge. Gleichartige Nekropolen in der Nähe bei Kalyvia und Logiadi, merkwürdigerweise jünger als die letzte Zerstörung des Palastes von Phaistos (Ende von SM II): ein Beweis, daß die noch nicht ausgegrabene Stadt, die wenigstens z.T. wohl in der Ebene lag, nicht das Schicksal des Fürstenschlosses teilte.

Mon. Lincei 14 S. 501 ff.

G. Karo

Limhamn (Schweden). § 1. L. liegt im Ksp. Hyllie, Schonen, 5 km sw. von Malmö. Im Jära-Wall, einem der größeren vom Litorina-Meer gebildeten Strandwälle, wurde hier in den J. 1901 und 1902 von K. Kjellmark ein wichtiger steinzeitl. Wohnplatz

ausgegraben. Der Wall war damals bereits zum größeren Teile abgetragen, weshalb auch nur die übriggebliebenen Schichten des Wohnplatzes beobachtet werden konnten. Kjellmark schloß aus seiner Lage hinter und unter der Krone des Walles, daß seine älteren Teile in die Zeit kurz vor dem Maximum des Litorina-Meeres gehörten. Der Wohnplatz liegt auf einer Bank von losem, marinen Sand und ist bei dem Vorschreiten der Transgression allmählich von späteren quartären Schichten überlagert und an seiner Oberfläche vom Meere überspült worden.

§ 2. In dem ausgegrabenen Gebiet hat man 4 Herdstellen angetroffen. Das Inventar des Fundplatzes zeigt große Übereinstimmung mit dem Wohnplatz von Ertebølle (s. d.) in Dänemark. Von Flint fand man im ganzen über 10000 Abfallstücke, 125 Späne, 52 querschneidige Pfeilspitzen, 6 Messer, 68 kleinere und viele größere Schaber, 99 Kernstücke (Nuclei), 30 Scheibenäxte, 12 Kernäxte, eine Anzahl (fraglicher?) Sägen und Bohrer sowie einen Dolch (?). Von anderer Gesteinsart kamen eine Axt von Quarzit und drei geschliffene Grünsteinäxte, zwei davon von spitzovalem Querschnitt, die dritte mehr flach, vom sog. Limhamn-Typus (s. d.), und 4 Bruchstücke von Schleifsteinen zutage.

§ 3. Die Tongefäßbruchstücke sind von zwei wesentlich verschiedenen Arten. Die Scherben aus der unteren Schicht zeigen einen groben, mit Granitstückchen gemischten Ton und stammen von großen, glockenförmigen Gefäßen mit dicker Wandung und zapfenförmig ausgezogenem Boden (Band IX Tf. 18b). Sie sind entweder unverziert oder haben eine einfache, über das Gefäß von oben nach unten gehende, aus länglichen, tiefen Eindrücken bestehende Dekoration. Außerdem fanden sich in der unteren Schicht Stücke von niedrigen, elliptischen oder bootförmigen Schalen, aus grobem, schlecht gebrannten Ton. Die Scherben von diesen großen Gefäßen zeigen an den Bruchstellen deutliche Spuren von Fingereindrücken, woraus zu entnehmen ist, daß sie aus übereinandergelegten Tonstreifen, die mit den Fingern zusammengedrückt wurden, aufgebaut sind.

§ 4. Die in den oberen Schichten angetroffenen Scherben sind dünnwandig und von bedeutend feinerem, wahrscheinlich geschlemmten Ton. Die Gefäße haben deutlich ausschwingende Bauchlinie und Mündungsrand, der Ornamente aufwies. Über die Bodenform läßt sich nichts Sicheres sagen. Die Gefäße waren nur klein, und auf ihrer Außen- und Innenseite finden sich parallele Rippen, die auf die Herstellungstechnik deuten. Sie waren mit Stempel- oder Strichmustern verziert, einmal auch plastisch. Auf den Gefäßscherben aus den oberen Schichten hat man hier und da Eindrücke von Weizenkörnern beobachten können.

§ 5. Kjellmark stellte den Wohnplatz von L. mit Ertebølle (s. d.) und Klintesø in Parallele und setzte ihn an das Ende der ä. StZ oder in die Übergangsperiode zwischen ä. und j. StZ. Dieses Ergebnis ist später von O. Rydbeck nach einer erneuten Untersuchung des Platzes wesentlich modifiziert worden. Die oberen Schichten gehören nicht in die ä., sondern in einen fortgeschritteneren Teil der j. StZ. Als Stützen hierfür weist Rydbeck darauf hin, daß in ihnen eine dicknackige geschliffene Feuersteinaxt gefunden ist, und daß die für die ä. StZ charakteristischen Feuersteintypen ebenso wie die dickwandige Tonware bis zur Ganggräberzeit weiterdauern. S. a. Nordischer Kreis A § 3 d 1.

K. Kjellmark *En stenåldersboplats i Järavallen vid Limhamn* Ant. Tidskr. 17, 3 (1903); Fornvännen 1920 S. 136ff. O. Rydbeck.

Helgo Lindström

Limhamn-Typus. Unter diesem Namen faßt man zwei Grünsteinäxte von ziemlich verschiedener Form zusammen, einmal eine solche mit spitzovalem Querschnitt und ovaler Schneide (Band IX Tf. 23b), anderseits eine flachere, zu rechteckigem Querschnitt neigende Axt mit breiter, fast gerader Schneide (Band IX Tf. 23a). Die Technik ist dieselbe wie bei den Flintgeräten, d. h. Schlagtechnik, und der Schliff erscheint vor allem am Schneidenteil. Wie der nahestehende Lihult-Nöstvet-Typus (Band IX Tf. 16, 17) ist die Limhamn-Axt eine Nachbildung der rundumgeschlagenen Feuersteinaxt in Grünstein. Die breitschneidige Variante geht dagegen sicher-

lich auf die Scheibenaxt aus Flint zurück. Sie ist seltener (in der Literatur finden sich über sie kaum Angaben), scheint aber im ganzen dieselbe Verbreitung wie die Variante mit ovalem Querschnitt zu haben. Diese letztere, worauf in der Regel der Terminus „L.-T." zielt, konzentriert sich hauptsächlich auf Schwedens s. und sö. Küsten, auf Gotland und Bornholm. Äxte von verwandtem Typus gibt es in Dänemark. Kjellmark, der die Limhamn-Axt zuerst erkannte, wollte sie in den jüngsten Abschnitt der ä. StZ setzen. Man darf aber wohl mit Rücksicht auf die Erfahrungen, die man über die Chronologie des Nöstvet-Lihult-Typus gemacht hat, annehmen, daß auch der L.-T. sich mindestens bis zur Dolmenzeit (II. Per. Mont.) hält.

Ant. Tidskr. 17, 3 (1903) S. 78ff. Tf. 5 Kjellmark; Norges Geol. Unders. 42 (1905) S. 142ff. A. W. Brøgger; Aarb. 1918 S. 137ff. Nordman.

Helgo Lindström

Linde. Man nahm früher an, daß wenigstens die großblätterige L., vielleicht aber beide Lindenarten jenseits der Elbe, etwa bei Leipzig(-Lindenau) und bei Berlin, ihre Westgrenze hätten und darüber hinaus erst später künstlich angepflanzt seien. Durch die Untersuchung des Moorforschers Weber ist das Vorkommen der L. bis in die Litorina-Zeit, z. B. bei Kiel, festgestellt. S. Ellerbek.

Lindenfrüchte sind offenbar schon in ältester Zeit zur Ölgewinnung, Blüten zum Tee verwendet worden. So wurden Blüten in Hawara gefunden.

Schuhe aus Lindenbast machte, nach der Volkssage, noch Peter der Große sich selbst; Erman *Reise um die Erde* I (1833) S. 108; Über Lindenöl: Ber. d. pharmazeut. Ges. Berl. 1 (1891) S. 60; Flinders Petrie *Kahun* S. 46.

Ed. Hahn

Lingolsheim (bei Straßburg, Elsaß). Ein Skelettgräberfeld von über 30 Gräbern mit Beigaben des Eberstadter Typus (s. d.) ist in einem Seitentälchen der Ill aufgedeckt worden. Die Toten lagen in NW—SO-Richtung bei verhältnismäßig gleichen Abständen in mindestens 5 Reihen nebeneinander. Sie sind, wie auch in Erstein (s. d.), nicht nach Alter oder Geschlecht gruppiert. Den wichtigsten Teil der Beigaben macht die Keramik aus. Die elsäss. Stichkeramik unterscheidet sich von der aus der Wormser Gegend und dem Neckarlande vor allem durch ihre gröbere Dekoration. Außer hier und in Erstein begegnet sie auch bei Wolfisheim, Dingsheim, Königshofen, Stützheim, Hausbergen und an anderen Plätzen.

Anz. f. Els. AK. 3 (1911) S. 149f., 215f. R. Forrer; R. Henning *Denkm.* S. 2 und Tf. 2; K. Schumacher *Materialien zur Besiedlungsgeschichte Deutschlands* (Katal. Mainz Nr. 5) 1913 S. 84; ders. *Rheinlande* I 45. W. Bremer

Linnes (Norwegen). Im J. 1881 erwarb das Mus. in Drontheim (Trondhjem) einen interessanten Fund, der aus 4 Bernsteinstücken, jedes mit einem Bohrloch versehen, und einer Tierfigur aus Bernstein (Tf. 206) bestand und beim Torfstechen in einem Moor auf Linnesøy, Ksp. Stoksund, Sør-Trøndelag, gemacht wurde. Die Tierfigur ist 5,2 cm l. und soll offenbar einen Bären darstellen. Am Kopf sind Maul, Augen und Ohren deutlich erkennbar, Vorder- und Hinterfüße sind in einem Stück ausgeführt und waren wahrscheinlich unten verbunden. Von den 4 anderen Stücken scheinen zwei halbmondförmig, die beiden anderen dagegen vierseitig gewesen zu sein. Neben den Linnes-Fund kann man den von Bergsøy (Herøy, Søndmør) stellen, wo man 6 halbmondförmige Bernsteinstücke gehoben hat. Diese und andere Funde desselben Gebietes sind offenbar preuss. Bernsteinarbeiten, in der j. StZ von der Ostsee über Schweden importiert. Dabei sei darauf hingewiesen, daß auch einzelne Funde von jütischem Bernstein in Norwegen bekannt sind, besonders von Jæderen bei Stavanger. S. a. Nordischer Kreis A § 6e.

Bergens Museums Aarbok 1908 Nr. 11 A. W. Brøgger; ders. *Den arktiske stenalder i Norge* 1909 S. 185ff.; Oldtiden 7 S. 28ff. H. Gjessing; H. Shetelig *Primitive tider i Norge* 1922 S. 296ff.; [ders. *Préhistoire de la Norvège* 1926 S. 35, 47].

† H. Gjessing

Linse. Die L. tritt verhältnismäßig früh auf. Buschan (*Vorgesch. Botanik*) hat z. B. schon aus der neol. Per. 7 Fundstellen zusammengetragen. Ihrer wirtschaftlichen Bedeutung entsprechend, dürfte sie immer in verhältnismäßig geringer Menge auftreten. Gelegentlich wird sie sogar im Mengkorn und selbst als Unkraut erscheinen.

Ed. Hahn

Linsenberg (bei Mainz) s. Mittel- und Süddeutschland A § 2.

Linz (Oberösterreich). Auf dem Freinberge bei Linz, einer verwallten Anhöhe, deren Wälle sich aber zeitlich bisher nicht sicher bestimmen ließen, fanden sich zahlreiche Siedlungsstraten mit verschiedenen Steinäxten, Steinklingen und ähnlichen Geräten, Schleif- und Klopfsteine, verschiedene Bronzen, Hallstatt- und Latènekeramik sowie ein goldenes Regenbogenschüsselchen. Ferner wurde nahe der Aussichtswarte ein großer Depotfund gehoben, der u. a. mittel- und oberständige Lappenäxte, eine Tüllenaxt, Hohl- und Flachmeißel, 10 ganze und 26 zerbrochene Sicheln, Messer, Nadeln, Ringe, Drahtfragmente, Gußfladen und Gußbruchstücke, Henkelattachen, Schmuckstücke usw., insgesamt von fast 14 kg, enthielt.

Es ist ein Gießerdepotfund, dessen Stücke dem Ende der BZ und der ä. HZ angehören. Der Fund wurde in der ä. HZ deponiert. Demnach haben wir es auf dem Freinberge mit einer Höhensiedlung zu tun, für die vom Neol. an bis in die j. LTZ Besiedlungskontinuität angenommen werden kann.

A. Mahr *Die älteste Besiedlung des Linzer Bodens* Wien. Präh. Z. 1914 S. 278—290.

G. Kyrle

Lipporn (Taunus) s. Festung A § 28.

Liquisse, La (Frankreich). Ein im Gemeindebezirk von Nant (Dép. Aveyron) gelegener Dolmen. In ihm fanden sich die nachstehenden Gegenstände aus Bronze (?): zwei Nadeln mit kleeblattförmigem Kopfe, ein kleiner Dolch mit Nietlöchern, zwei kleine Tätowierpfriemen und mehrere Ringe. Dazu kamen mehrere feinretuschierte Pfeilspitzen mit zentralem Stiele und seitlichen Flügeln; eine Specksteinperle; mehrere Perlen aus Kalktuff, Knochen und Bernstein; angeöhrte Muscheln und verschiedene Anhängsel, welche sämtlich im archäol. Museum von Genf aufbewahrt werden (Band IV Tf. 27).

Der Dolmen ist wohl der ältesten BZ anzugliedern und stellt einen Vertreter der jüngsten Megalithbauten dar, welche wir kennen (s. Frankreich B § 30ff.). Besondere Beachtung verdienen die Nadeln mit dreiblättrigem Kopfende (Déchelette *Manuel* II 139f.).

J. de C. Serra-Ràfols

Lisnacroghera (Co Antrim, Irland). Einer der an Funden reichsten Crannogs (s. d.) in Irland ist der von L. bei Broughshane. Eine Ausgrabung hat nicht stattgefunden, so daß es sich um jetzt sehr zerstreute Zufallsfunde handelt, die beim Torfstechen zutage kamen. So sind auch die vorhandenen Pfahlreste nicht beachtet worden. Die meisten Funde befinden sich in Belfast und im Brit. Mus. Was erhalten ist, sind, neben dem Fragment eines goldenen Torques, einer Eisenaxt und einer Sichel, vor allem Waffen. Es handelt sich um die gesamte militärische Ausrüstung von mindestens 4 Mann, die aus Schilden, Schwertern, Lanzen u. a. Gegenständen, alles reich in Latèneornamentik dekoriert, besteht. Die Lanzenspitzen sind von Eisen, die Schäfte teilweise mit Bronzebändern umwickelt, die einfache Treppenmäander, Swastika u. ä. Ornamente zeigen. Besonders wichtig sind die häufigen bronzenen Lanzenschuhe, die teilweise ursprünglich Emaileinlage hatten. Eine Lanze hat eine L. von etwa 2,5 m. Vier Schwertscheiden aus Bronze, nach Typus und Dekoration der LTZ 2 angehörig, mit besonders guten Ornamenten und sicher auch ursprünglicher Emaileinlage, gehören zu dem Besten, was die Kunst der LTZ Irlands geliefert hat (Tf. 193f).

Journal R. Soc. Ant. Ireland 16 S. 395ff. Wakeman; Munro *The lake-dwellings of Europa* 1890 S. 379ff.; Proc. R. Ir. Academy 24 (1902/4) Abt. C S. 262, ebd. 28 (1909/10) S. 102f., G. Coffey; Read-Smith *A Guide to the Antiquities of the Early Iron Age Brit. Mus.* S. 147f.

W. Bremer

Lissdorf (bei Naumburg, Prov. Sachsen). Zwei Hausgrundrisse der Bandkeramik (s. d.) sind hier im Herbst 1911 von Schuchhardt ausgegraben worden. Es handelt sich um ein annähernd rechteckiges Haus mit viereckig zugehauenen, senkrechten Wand- und Eckpfosten, dessen Größe etwa 8×10 m beträgt. An der Ecke der einen Schmalseite liegt der horizontale Schwellbalken für die Tür (Band V Tf. 41, 42). Im Innern der übliche Komplex unregelmäßiger Gruben, darunter eine kesselförmige Kochgrube und ein Feuerplatz. 7 m von diesem Haus entfernt ist ein gleichartiges zweites ausgegraben worden. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Per. der Bandkeramik ist nicht gesichert. Nach Schuchhardt ge-

hörten die Scherben zum größten Teil der Hinkelstein-Gattung, zum kleineren der Spiralkeramik an. Das angebliche Vorkommen von Scherben des Rössener Typus erscheint fraglich. Die von Schuchhardt hierher gerechneten Scherben sind Präh. Z. 6 (1914) S. 301 Abb. 7a, b, c, e abgebildet. S. a. Haus A I § 11.

Anthrop. Korr.-Bl. 43 (1912) S. 146f.; Präh. Z. 6 (1914) S. 293ff. C. Schuchhardt; K. Schumacher *Materialien zur Besiedlungs-Geschichte Deutschlands* (Katal. Mainz Nr. 5) 1913 S. 34 m. Abb. 5 S. 33. W. Bremer

Litauen, Litauer s. Baltische Völker, Südostbaltikum.

Litauische Hacke. In Ostpreußen, Litauen und dem s. Lettland in zwei Varianten verbreiteter Hackentypus der j. StZ. Die Variante A hat flache und breite Form der Klinge, breit abgerundeten Nacken und nach der Mitte zu liegendes Schaftloch. Variante B zeigt in den typol. ältesten und besten Stücken flache Unterseite, spitzen Nacken, in der Mitte kantig gebrochene Oberseite (Mittelgrat); unterhalb des Schaftloches ist die Klinge seitlich und von oben nach unten eingezogen. Als Material wird gern ein bräunlich-gelber Stein gewählt. Der Prototyp dieser bisher nur zwischen Weichsel und Düna nachweisbaren Form dürften Hornhacken wie Präh. Z. 5 (1913) S. 517 Abb. 13f. (Pernau) sein. Da der Typus nur aus Einzelfunden bekannt ist, ist eine genauere Datierung innerhalb des jüngeren Abschnittes des Neol. noch nicht möglich.

Bujack *Altpreußische Steingeräte* Tf. 2, 3. 5. 6; Åberg *Nordisches Kulturgebiet* 1918 S. 112f. Tf.-Abb. 216; Elbinger Jahrbuch 3 (1923) S. 140ff. Gaerte; ebd. 4 (1924) S. 107ff. Ebert. M. Ebert

Litoj-Kurgan s. Melgunov-Fund.

Litorina-Kultur s. Nordischer Kreis A § 3.

Litorina-Zeit. S. a. Klima-Optimum, Niveauveränderungen. — § 1. L.-Z. (geol. Terminus) wird die postglaziale Zeit genannt, in der die Ostsee, die in der Ancylus-Zeit (s. d.) süßes Wasser hatte, bei einer Landsenkung im S wieder salziges Wasser empfing, und zwar mit einem bedeutend höheren Salzgehalt als heutzutage. Den Namen Litorina-Meer hat die damalige Ostsee von Munthe erhalten nach den Schnecken *Litorina litorea* und *L. rudis*, welche damals nicht nur wie jetzt in der südlichsten Ostsee lebten, sondern die man fossil sogar am Nordende des Bottnischen Meerbusens (50 m ü. M.) gefunden hat. Welches die absoluten Zahlen für die Senkung sind, ist noch nicht ganz sicher festgestellt, ebenso wie weit nach N eine Transgression des Litorina-Meeres überhaupt stattgefunden hat. Die nördlichste, sicher konstatierte Transgression liegt im Ladoga-Gebiet (s. Ladoga-Transgression) und, was Schweden angeht, in der Västerviks-Gegend. Weiter nach N hat die Landhebung in dieser Zeit wohl nur verzögert stattgefunden.

§ 2. Gegen Ende der Ancylus-Zeit beginnt im Ostseegebiet eine Landsenkung, die unter den Verbindungen zwischen Nord- und Ostsee nach Munthe, Antevs u. a. besonders beträchtlich im Öresund war, der eine T. von 13 m erreichte, d. h. 5 m tiefer war als jetzt. Da der Femarn-Belt damals dieselbe Tiefe hatte wie heute, also 18 m t. war, und die Tiefe des Öresundes, wie gesagt, noch bedeutender war als gegenwärtig, konnte das salzige Wasser des Meeres in die Ostsee eindringen, und zwar in größeren Mengen als in der Jetztzeit. So wurde das Wasser der Ostsee salzig, und die Ostsee ging in das Stadium über, das Litorina-Meer genannt wird. Daß der Salzgehalt damals ein höherer war, beweist die Verbreitung der halophilen Fauna (Schnecken wie *Litorina litorea*, Muscheln wie *Cardium edule*, *Mytilus edulis*, *Tellina baltica* u. a.), die später, als der Salzgehalt wieder niedriger wurde, sich nach S wieder verschob. Man hat sogar berechnet, daß der höchste Salzgehalt der Oberfläche des Litorina-Meeres an der Küste Gotlands ungefähr den doppelten Wert des jetzigen betrug. Da man nämlich aus vielfachen und durch lange Zeit gemachten Beobachtungen weiß, daß Ausbreitung sowie Länge und Gewicht mehrerer in dem Litorina-Meer lebender Mollusken in einem direkten Verhältnis zum Salzgehalt steht, kann man daraus berechnen, daß der größte Salzgehalt des Litorina-Meeres wenigstens während eines Teiles der Litorina-Zeit bei Gotland, wo die Feststellungen gemacht wurden, 1,2% betrug.

Nachdem die Litorina-Transgression, die der Transgression des Tapes-Meeres an der Westküste Schwedens und Südnorwegens entspricht, ihren höchsten Wert erreicht hatte, trat eine Regression ein, und dadurch wurde das Wasser wieder salzärmer. Die halophilen Litorina-Arten sterben aus, und gleichzeitig wandern Süßwasserarten wie *Limnaea ovata f. baltica* ein. Von dem Zeitpunkt an, als die Wasseroberfläche auf Gotland bei ca. 25% der Litorina-Grenze (d. h. der höchsten L.-G.) stand, pflegt man nach Lovén und Munthe das Ende der L.-Z. und den Beginn der Limnäa-Zeit zu rechnen.

Wie oben gesagt, hat die Westküste Schwedens eine entsprechende Transgression des Meeres wie die Ostseeländer erfahren. Diese Transgression nennt man die Tapes-Transgression nach einer Muschel, *Tapes decussatus*, die damals in der Nordsee lebte. Die meisten Forscher scheinen anzunehmen, daß die Landsenkung im w. Schweden gleichzeitig mit derjenigen der Ostseeländer vor sich ging, und daß auch das Maximum der Senkung im O und im W ungefähr zu derselben Zeit erreicht wurde. Jüngst ist aber eine andere Auffassung ausgesprochen worden (Ramsay 1924). Stichhaltige Beweise gegen die ältere, auf naturwissenschaftlicher und arch. Grundlage aufgebaute Anschauung sind jedoch noch nicht beigebracht worden.

§ 3. Vergleicht man die Beobachtungen über das Litorina-Meer und die Ergebnisse, die zur absoluten Chronologie De Geers geführt haben, so läßt sich sagen, daß die L.-Z. um 4500 v. C. begann. In älteren Zusammenstellungen wird oft der Übergang in die Limnäa-Zeit um 500 v. C. angesetzt, was gewisse Vorteile darbieten würde. Dadurch würde nämlich der Schluß der L.-Z. mit der Klimaverschlechterung — die Sernander erklärt und datiert hat (s. Klimaverschlechterung [Postglaziale]) — und mit dem Beginn der EZ zusammenfallen. Da aber, wie oben (§ 1 und 2) gesagt, die Termini Litorina-Zeit und Limnäa-Zeit von Munthe und Lovén eingeführt wurden und nach ihrer Definition der Übergang der L.-Z. in die Limnäa-Zeit in dem Zeitpunkt beginnt, wo auf Gotland noch 25% der Landhebung nach der L.-G. übrig war, berechnet man nunmehr gewöhnlich den Schluß der L.-Z. um 2000 v. C. Die L.-Z. fällt also klimatologisch mit der atlantischen und dem älteren Teil der subborealen Per. zusammen, d. h. es herrschte während ihrer ganzen Dauer ein bedeutend wärmeres Klima als das jetzige, zuerst war es jedoch feucht, später trocken. In die L.-Z. fallen von der Kjökkenmöddinger-Periode ab sämtliche Per. der StZ bis zum jüngsten Neol. Vom arch. Standpunkte aus bezeichnete man jedoch früher oft die L.-Z. unrichtig nur als die Per. zwischen der Ancylus-Zeit und der jüngsten StZ (Ertebölle-Stufe). Über die Besiedlungs- und sonst. arch. Verhältnisse während der L.-Z. s. Nordischer Kreis A § 3.

§ 4. Eine gleiche Bedeutung für das nähere geol. Studium der Entwicklungsgeschichte des Litorina-Meeres wie die geol. Ergebnisse für die absolute Chronologie der StZ haben die arch. Untersuchungen gehabt. Die genaue relative Chronologie der verschiedenen Fundstücke, welche man der heutigen typol. Forschung verdankt, hat es ermöglicht, mit Verwendung einer arealstatistischen Gruppierung der Typen in einigen schwed. Landschaften (besonders gut in Uppland) eine weit genauere Bestimmung der Verschiebungen der Küstenlinie in den steinzeitl. Kulturperioden vorzunehmen. Da diese arch. Bestimmungen bis jetzt ziemlich vereinzelt dastehen, können für das Niveau des Litorina-Meeres in den verschiedenen arch. Per. hier nur einige Beispiele gegeben werden. So scheint die Nøstvet-Lihult-Kultur, bis ca. 80% der Landhebung erfolgt war, in Uppland fortzudauern. Weiter scheinen die Wohnplätze der Ganggräberkultur im allg. zwischen 50 und 40% der L.-G. bzw. der Tapes-Grenze zu liegen, doch so, daß die Ganggräberzeit, nach diesen Prozentsätzen zu urteilen, in Süd- und Westschweden etwas früher (bei 46—43%) in die Steinkistenzeit übergeht als im ö. Mittelschweden.

§ 5. Da die Zahlen der höchsten Litorina-Grenze (L.-G.) als Hilfsmittel zur Bestimmung der relativen und absoluten Chronologie wenigstens vieler Geräte der StZ von großer Bedeutung für die Archäo-

logie sind, werden in der beigefügten Tabelle einige Zahlen der L.-G. angegeben. Bei diesen Zahlen ist aber zu beachten, daß sie nicht vollständig synchron sind, da die L.-G. wahrscheinlich nicht überall gleichzeitig erreicht wurde. Man darf also nicht etwa ohne weiteres behaupten, daß z. B. 70% der L.-G. in den verschiedenen Teilen des Ostseegebietes genau dieselbe Zeit bedeutet.

Tabelle der höchsten Litorina-Grenze (L.-G.) in Meter ü. M.*)

	L.-G.	Clypeus-Grenze
Schweden		
S. Öresund	5	
Ottenby, Öland	9	
Bergkvara, Kalmar län	13	
Das südlichste Gotland	14	
Egby kyrka, Öland	15,5	
Mölner, Ksp. Klinte, Gotland	18,6	
Mönsterås, Kalmar län	19	19
NNW. von Elmhult, Kalmar län	21,5	
Slite, Gotland	23,8	
W. von Påskallavik, Kalmar län	(25)	20
Das nördlichste Gotland	28	
W. von Figeholm, Kalmar län	(30)	22
Zwischen Misterhult und Virum, Kalmar län	(35)	
Västervik, Kalmar län	(40)	25
Norrköping, Östergötland	(65)	45
N. von Stockholm	(65)	
Im w. Uppland	(80)	
Finnland		
Wiborg	(37)	22,5
Loojärvi in Esbo	(50)	34
Koivisto in Sammatti	(55)	41
Laperla in Suomusjärvi	(60)	47
Jettböle in Jomala, Åland	(67)	(60)
Lammila in Hinnerjoki		65

*) In der obigen Tabelle bezeichnen die Zahlen der ersten Kolumne, welche aus Arbeiten Munthes genommen sind, die höchste Litorina-Grenze. Von diesen Zahlen sind die ohne Parenthese ziemlich sicher; sie wurden in den meisten Fällen durch Nivellierung von Strandwällen bestimmt, die während des Maximums des Litorina-Meeres entstanden. Die in Klammern gesetzten Zahlen sind nur durch Extrapolation berechnet, also nur als annähernd richtig anzusehen. Die Zahlen der zweiten Kolumne bezeichnen die sog. Clypeus-Grenze (nach den höchsten Vorkommnissen von *Campylodiscus clypeus*), die von Sundelin, Lindberg und früher auch Ramsay gleich der L.-G. gesetzt wird. Gegen diese Auffassung ist jedoch sowohl von geol. wie arch. Seite Widerspruch erhoben. Auch Ramsay hält es nicht mehr für sicher, daß man die Clypeus-Grenze mit der L.-G. identifizieren kann, weil die Clypeus-Grenze und andere Grenzen der Brackwasser-Sedimente älter sein können als die L.-G.

In die Tabelle sind nur Zahlen für Schweden und Finnland aufgenommen. S. von einer Linie, welche nach Munthe durch den Femarn-Belt, die Nordspitze Rügens, einen Punkt etwas n. von Libau, den n. Teil des Peipus-Sees und s. von Petersburg gezogen wird, hat nämlich eine Landsenkung seit der Zeit des Litorina-Meeres stattgefunden. Da man keine exakten Beobachtungen über die Größe dieser Depression hat, sind auch keine Zahlen in der Tabelle wiedergegeben. Hier sei nur erwähnt, daß man z. B. bei Travemünde als Liegendes einer Litorina-Bildung in einer Tiefe von ca. 25 m Süßwasserkalke mit Resten von Hirsch gefunden hat (s. Lübeck), woraus sich eine spätere Senkung um wenigstens 25 m ergeben würde. In den Gegenden um den Bottnischen Meerbusen herum sind bisher nur spärliche Untersuchungen gemacht worden. Zahlen für die L.-G. sind auch hier nicht angegeben. Man hat aber mit einer beträchtlichen Landhebung nach dem Litorina-Maximum zu rechnen. So hat man z. B. Reste von *Mastogloia* in einer Höhe von 118 m ü. M. in Kärsäki (Uleåborgs län) gefunden.

E. Antevs *On the late-glacial and post-glacial history of the Baltic* Amer. Geogr. Soc., Geographical Review 12 (1922) S. 602—612; G. de Geer *Om Skandinaviens nivåförändringar under qvartärperioden* Geol. För. Förh. 1888 und 1890; Gunnar Ekholm *Ett arkeologiskt bidrag till frågan om nivåförändringarnas anomalier* Geol. För. Förh. 45 (1923) S. 108ff.; Otto Frödin *En svensk kjökkenmödding, ett bidrag till de postglaciala nivåförändringarnas historia* Ymer 1906; B. E. Halden *Om torvmossar och marina sediment etc.* Sv. Geol. Undersökn. Ser. C Nr. 280; A. G. Högbom *Eine graphische Darstellung der spätquartären Niveauveränderungen Fennoskandias* Bull. Geol. Inst. Upsala 16 (1919); ders. *Nivåförändringarna i Norden. Ett kapitel ur den svenska naturforskningens historia* Göteb. K. Vet. o. Vitt. Samh. Handl. 4. Följd 21, 3 (1920); H. Munthe *Studier över Gotlands senkvartära historia* Sv. Geol. Undersökn. Ser. Ca Nr. 4 Stockholm 1910; ders. *Studies in the Late-Quaternary history of Southern Sweden* Geol. För. Förh. 32 (1910) S. 1197ff.; Fr. Nansen *The strandflat and isostasy* Vid. Selsk. Skr. I. klasse 1921 Nr. 11; W. Ramsay *Litorinagränsen i sydliga Finland* Geol. För. Förh. 42 (1920) S. 243ff.; ders. *On relations between Crustal Movements and Variations of Sea-Level during the late quaternary time especially in Fennoskandia* Bull. Comm. Geol. Finl. 66 (1924); H. Spethmann *Ancylussee und Litorina-Meer im südwestlichen Ostseebecken* Mitt. Geogr. Ges.

Lübeck R. 2 H. 21 (1906); U. Sundelin *Über die spätquartäre Geschichte der Küstengegenden Östergötlands und Smålands* Bull. Geol. Inst. Upsala 16 (1918—1919) S. 195ff.; Rolf Witting *Hafsytan, geoidytan och landhöjningen utmed Baltiska hafvet och vid Nordsjön* Fennia 39 (1918) Nr. 5. — Nachdem dieser Artikel geschrieben war, ist von De Geer ein Aufsatz *Förhistoriska tidsbestämningar och kulturutvecklingen* (Ymer 1925 S. 1ff.) erschienen, welcher den Fragen über die Litorina-Zeit und die Datierung der ostschwedischen Kulturen in jener Stufe eine vollständige Umwertung zu geben versucht. Vgl. aber Geol. För. Förh. 47 (1925) S. 439ff. von Post und Niveauveränderungen.

Hjalmar Larsen

Littausdorf (Kr. Fischhausen, Ostpreußen). Von hier stammt ein Depotfund der jüngsten BZ (Per. V Mont.), der beim Pflügen unter Steinen im Acker gefunden wurde und folgende Teile enthält: 1 großen Gußklumpen von fast reinem Kupfer (sonst nur 0,9% Eisen und Spuren von Zinn), 6 z. T. beschädigte Lanzenspitzen und 4 Bruchstücke von solchen, 56 Knopfsicheln und 8 Bruchstücke von solchen, 24 ganze und 10 beschädigte Armringe, 4 gehenkelte Tüllenäxte und 3 Bruchstücke von solchen. — Der Fund wird im Prussia-Museum in Königsberg aufbewahrt.

Der Gußklumpen, die beschädigten, offenbar zum Einschmelzen bestimmten Stücke, die blasige Beschaffenheit des Metalls an einigen Bruchstellen, verschiedene Gußfehler, endlich die Tatsache, daß kein einziges der unbeschädigten Stücke ganz fertig ist, lassen erkennen, daß es sich bei diesem Funde zweifellos um einen Gießerfund handelt.

Ein Lanzenbruchstück enthält 79,9% Kupfer, 15,7% Zinn, 2,4% Nickel; ein Sichelfragment 78,7% Kupfer und 19,6% Zinn. S. a. Ostpreußen B § 6.

Bezzenberger *Analysen* S.XVf. und S.25ff. Abb. 24—28; Katalog des Prussia-Museums I (1906) S. 40 Nr. 162 Abb. 49; Hollack *Ostpreußen* S. 91.

W. La Baume

Lobositzer Typus. So werden topf- oder besser schüsselförmige Gefäße der Aunjetitzer Keramik genannt, die seitwärts am Bauch einen massiven, horizontal gestellten Henkel haben. Gegenüber den anderen Aunjetitzer Typen sind diese Gefäße plump und mit dicker Wandung gearbeitet. In Bubeneč (bei Prag) barg eine solche Schüssel ein Bronzedepot von Halsringen, Randäxten und Armringen (Slg. J. A. Jíra).

ZfEthn. Verh. 26 (1894) S. 107 R. Weinzierl; MAGW 24 (1894) Abb. 107, 115 ders.

I. L. Červinka

Locheisen. L. zur Lederbearbeitung sind aus der LTZ bekannt aus dem Tumulus von Celles (Cantal). S. a. La Tène § 15.

L'Anthrop. 14 (1903) S. 396 Abb. 18; Déchelette *Manuel* II 1371.

Alfred Götze

Lochlee (Ayr, Schottland). Der Crannog von L., Ayr, gehört der LTZ 3 an. Er hat reiche Funde geliefert, besonders an Fibeln und eisernen Gegenständen, darunter einen gedrehten, schmiedeeisernen Griff mit drei seitlichen Zacken am Ende, der offenbar in die Gruppe der bekannten Fleischhaken der LTZ gehört.

Munro *The lake-dwellings of Europe* 1890 S. 403; ders. *Prehistoric Scotland* 1899 S. 411ff.

W. Bremer

Lochnadel s. Nadel A 1 § 26.

Loculus-Grab. In Italien üblich gewordene Bezeichnung für Gräber, neben denen eine Nische ausgehöhlt ist, um entweder Leichenreste oder Beigaben aufzunehmen. Die generelle Anwendung dieses Wortes ist eigentlich mißbräuchlich, weil Entstehungs- und Anwendungsart solcher „Loculi" keine gemeinsame Deutung oder ethnisch oder zeitlich bindende Erklärung zulassen. Wo der Felsboden weich und leicht aushöhlbar, aber alsdann widerstandsfähig war, wie z. B. im Tuff des Faliskerlandes, der anstoßenden Teile Südetruriens und der Etruria maritima bis Vetulonia hinauf und Latiums, z. B. Rom, auch geol. dafür geeigneter Orte des samnitischen Binnenlandes, hat man gern neben dem Fossa- oder Pozzo-Grab, sei es für Nachbestattungen, sei es für gesicherte Unterbringung von Beigaben, solche Nischen ausgehöhlt, dann auch wohl durch Steinplatten besonders verschlossen; auch werden mitunter von senkrechten Schachten seitwärts ausgehende Nischen für Aufnahme der Toten oder ihrer Brandreste als Loculi bezeichnet, also bei Formen, wie sie typisch sind für Phönikien, Zypern (Band I Tf. 10a), Karthago und das karthagische Sardinien, sich aber gelegentlich auch in rein ital. Gräbern des Festlandes finden. Dieselben geol. Verhältnisse haben auch außerhalb der genannten Länder bis in späte Zeiten hinab zu gleichen Raum und

Arbeit sparenden Anlagen geführt, so z. B. bei späträm. Gräbern der Rheinlande, bei Worms und sonst.

Für Abbildungen vgl. z. B. Montelius *Civ. prim.* Tf. 312, 314—19, 324, 373; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Tf. 24 Abb. 85, 86, für Nachweisungen ebd. I Register. v. Duhn

Löffel. A. Europa. § 1. Eßlöffel. Die Urform ist die hohle Hand. Frühzeitig wird man geeignete Hohlkörper aller Art, wie sie in der Natur vorkommen: Muschelschalen, Schädelkapseln, harte Fruchtgehäuse usw., benutzt haben. Bereits im Paläol. beschafft man sich löffelartige Geräte aus Gelenkpfannen größerer Tiere. Entsprechend ausgehöhlte Stücke Rentiergeweih werden als Löffel zum Herausholen des Markes aus Röhrenknochen angesehen. Im Neol. ist der Löffel mit Stiel fertig ausgebildet (Band III Tf. 125 a) und hat sich seitdem, aus Holz, Geweih oder Ton hergestellt, ohne wesentliche Formveränderung durch alle Zeiten gehalten. Der Stiel ist meistens aus einem Stück mit der Schale gearbeitet, seltener als besonderer Teil angesteckt. Aus Metall, und zwar Eisen, scheinen die L. erst am Ende der LTZ aufzutreten.

§ 2. Der Schöpflöffel zum Heben von Flüssigkeit aus einem großen Gefäß hat eine größere Schale und einen im Winkel stehenden Stiel. Er wird im Gegensatz zum Eßlöffel schon in der HZ, und zwar aus Bronze, angefertigt. S.a. Band V Tf. 20 Abb. 13 [vgl. aber Tf. 87 i; Kupferzeit].

§ 3. Ohrlöffel, kleine Bronzelöffelchen, kommen zusammen mit anderen Toilettegeräten in den südd. Hallstattgräbern, aber auch in gleichzeitigen nord. Funden vor.

§ 4. Kleine Metallöffel mit fein gelochter Schale, wie sie in der Merowingerzeit häufig vorkommen, treten einige Male schon in der LTZ auf (Klein-Aspergle [s. d.; Tf. 4 b] und Stradonitz); ihre Verwendung ist nicht ganz geklärt, man nimmt meist an, daß sie zum Streuen von Weihrauch dienten.

Über löffelförmige Schmelztiegel s. Bronzeguß A § 3 und Band II Tf. 72 b—d.

Forrer *Reall.* S. 455; Müller *NAK.* I 152, 344; II 59; ZfEthn. Verh. 32 (1900) S. 203, 209 Götze; Déchelette *Manuel* II 1274ff.; Hoops *Reall.* I 633 Fuhse; III 161 Brunner; *AuhV* 3, 12 Tf. 5, 1. Alfred Götze

B. Palästina-Syrien.

Da der Bewohner von Palästina-Syrien seit alter Zeit gewohnt ist, die Speisen einfach mit der Hand zum Munde zu führen, sind Eßgeräte wie L. bei den Ausgrabungen nur ganz vereinzelt gefunden worden. Die ältesten Stücke sind aus großen, breiten Muschelschalen hergestellt, an denen mit Nieten ein Griff befestigt wurde (Macalister *Gezer* I 82; II 46 Abb. 243; III Tf. 18, 29). Die L. aus Silber (ebd. I 293 Abb. 154, 6), Bronze (III Tf. 135, 13—15; Reisner-Fisher-Lyon *Harvard Excavations at Samaria* 1924 S. 16 Abb. 7, S. 26; Tf. 90 d 5; S. 358ff.) oder Elfenbein (Macalister *Gezer* I 383; III Tf. 98, 23. 24) sind sämtlich spät, z. T. erst aus hellenistischer Zeit. Das gleiche gilt für die nach Art eines L. geformten Geräte (*spatulae*) zum Auftragen von Schminke (arab. *kohl*; Bliss-Macalister *Excavations* Tf. 79, 51). Die meisten haben nur ein flaches oder verdicktes Ende am langen Stiel (Macalister *Gezer* II 116f. Abb. 291), sind also keine L. Möglicherweise hatte das Gefäß, in dem der Priester das Räucherwerk in den Tempel brachte (hebr. *kaph* Num. 7, 14ff., 84ff.), die Form eines L. (vgl. *Gezer* I 93; III Tf. 22, 20a, b); doch kann es auch eine bauchige Schüssel oder Pfanne gewesen sein. Peter Thomsen

C. Vorderasien. Wenn man in Babylonien und Assyrien die Speisen auch gewöhnlich mit den Fingern ergriff, waren L. und Gabel in späterer Zeit doch nicht mehr unbekannt. Einige haben sich auch noch bis auf unsere Zeit erhalten. S. a. Gabel C.

A Guide to the Babyl. and Assyr. Antiquities of the British Museum 1908 S. 222 Nr. 189ff.; *Verzeichnis der Vorderasiat. Altert. in Berlin* 1889 S. 87; E. Pottier *Antiquités de la Susiane* 1913 S. 423. B. Meissner

Löffelbohrer s. Bohrer A § 3, 5.

Lohn.

§ 1. Der L. als Vergeltung. — § 2. Gegenleistungen. — § 3. Entlohnung durch Unterhalt. — § 4. Besonderer L. für fachliche Spezialleistungen. — § 5. Kredit. — § 6. Leistungen ohne L.

§ 1. Unter L. kann jede Art Gegenleistung sowohl für Dienste als auch für bestellte, fertige Arbeitsergebnisse verstanden werden. Die Entlohnung spielt bei der durchaus auf wechselseitiges „Geben und Neh-

men" eingestellten Geistesverfassung der Naturvölker eine große Rolle, wenngleich es sich nicht immer um eine Vergeltung von nur wirtschaftlichen Werten mit solchen gleicher Natur handelt, sondern nicht selten soziale Geltung irgendwie noch mit hereinspielt (s. § 2 und 3). Erst in höheren, herrschaftlich abgestuften Gemeinschaften wird das anders (s. § 6). Unter dem Einfluß des aristokratischen Despotismus (s. Despotie) von Eroberervölkern setzen sich die Forderungen an einseitigen Leistungen durch. Namentlich bilden die mit Sklaven ausgerüsteten Großfamilien (s. Familienformen) kleine souveräne Autarkien, für die der L. als Vergeltung von Leistungen keine Bedeutung mehr hat. Anderseits wird die Wichtigkeit des L. dort zurückgedrängt, wo fertige Erzeugnisse auf Märkten gegen Geld oder traditionelle Kostbarkeiten gehandelt werden. Denn hier haben wir es mit „Preis" zu tun.

Bei der überwiegenden Naturalwirtschaft der Primitiven machen sich Naturallohn und Naturalleistungen vorwiegend in Form von Nahrung und örtlich geschätzten Kostbarkeiten geltend.

§ 2. Für die durchaus auf Gegenseitigkeit der Leistungen eingestellte Sinnesart der Naturvölker, wie man ihr sowohl in Australien und in der Südsee als auch in Afrika und Amerika begegnet, ist bezeichnend, was Crévaux (S. 262, 404) äußert: daß ihnen nämlich das Gefühl für Geschenke fehlt. Gibt man ihnen ein Messer, so fragen die Eingeborenen (Guiana-Indianer von Südamerika): „Was wünschest du dafür!" Umgekehrt: erweisen einem die Uaupes-Indianer dadurch Gastfreundschaft, daß sie *cassava* oder geräucherten Fisch anbieten, so verlangen sie dafür eine Entlohnung, eine Vergeltung. Wenn auch die Gegenleistung nicht sogleich erfolgen muß, wird sie doch im Laufe der Zeit erwartet (Roth S. 633ff.).

Man kann sagen, daß die gewöhnliche Hilfe des ungelernten Nachbarn, die Bittarbeit (s. Handwerk A), mit Verpflegung oder noch mit einem Festmahl vergolten wird. Bei der Arbeit des Spezialisten jedoch tritt noch ein Speziallohn hervor oder hinzu, der in besonderen Kostbarkeiten besteht. — Die Art und Höhe der Zahlungen wird durch Gewohnheit umschrieben. Dabei handelt es sich nicht um exakte wirtschaftliche Gegenwerte. Die Dienste werden in konventioneller Weise geschätzt. Die Leistung der Gegengabe ist eine Ehrensache, bei der nicht gefeilscht wird. Im Gegenteil, es hebt das Ansehen des Bezahlenden, wenn er reichlich gibt, da alle Leistungen öffentlich erfolgen oder doch sofort allgemein bekannt werden. Die Entlohnung wird vielmehr als eine Gegenleistung im Sinne einer psychologisch abgestimmten Begütigung gegeben und erwartet. Für den Verzicht auf die persönlichen Hochgefühle der Machtausübung und des damit verbundenen sozialen Ansehens soll die Gegengabe den Ausgleich bilden. Auf solcher „Vergeltung" mit möglichst gleichwertigen Gegenleistungen und Taten ist das ganze soziale und ethische Leben in den primitiven Kulturen eingestellt (s. Blutrache, Moral, Strafe, Vergeltung). Es kommt dabei auf die Art der Bewertung und auf die Vergleichbarkeit verschiedener Werte an.

Auf den Trobriand-Inseln empfängt ein Mann zur Erntezeit Gaben in Feldfrüchten von den Brüdern seiner Frau. Diese sind so erheblich, daß sie den Hauptbestandteil an Feldfrüchten ausmachen, die einem Manne zufallen. In ihnen besteht ein Teil der sozialen Verpflichtungen im Leben der Trobriander Gesellschaft. — Ein Junge bestellt den Garten für seine Mutter. Wachsen seine Schwestern heran und heiraten, so arbeitet er für sie. Der Empfänger der Gaben muß nun von Zeit zu Zeit Kostbarkeiten zum Entgelt dafür geben: Armringe oder ein Schwein. Bittet er die Verwandten seiner Frau zu gemeinsamer Arbeit, so entlohnt er sie mit Mahlzeiten. Diese Entlohnungen stellen kein volles wirtschaftliches Äquivalent dar. — Insbesondere fehlt es an völliger Wertgleichheit bei Gaben oder Dienstleistungen an Oberhäuptlinge. Die Abgaben der Vasallendorfer (s. a. Lehen) werden mit nur kleinen Gegengaben vergolten (Malinowski S. 177ff.).

Die nicht voll vergoltenen Leistungen innerhalb der Verwandtschaft leiten sich daher, daß nach dem strengen Mutterrecht (s.

d. A.) die Frau stets als Angehörige ihrer Ursprungsfamilie betrachtet wird, der auch ihre Kinder zufallen, und von der sie unter dem Gesichtspunkt unterhalten wird, daß sie durch die Kinder zur Erhaltung und Mehrung ihrer Sippe beiträgt. Der Mann nimmt an diesen Gaben teil, wofür er aber wieder Geschenke an die Frau und an die Kinder macht. So wird durch Leistung und Gegenleistung verschiedener Art ein sozial-psychisches Gleichgewicht herbeigeführt. Mit exakt wirtschaftlichem Raisonnement läßt es sich nicht meistern. — Die Abgaben an den Oberhäuptling werden nach Analogie der Schwägerschaftsverpflichtungen und tatsächlich auf Grund der Verwandtschaft des Oberhäuptlings mit den ihm Tribut leistenden Dörfern behandelt. Der Oberhäuptling besitzt nämlich Frauen aus allen von ihm abhängigen Dörfern, deren Angehörige für diese Frauen, ihre Schwestern, zu sorgen haben. Das auf „gleich für gleich" aufgebaute Vergeltungssystem wird hier im Interesse der Herrschaft zu einseitigen Mehrleistungen umgebogen, obgleich die alte Form noch gewahrt bleibt.

§ 3. Um uns den eigenartigen Charakter der Entlohnung deutlich zu machen, wie sie bei vielen Naturvölkern in Erscheinung tritt, sei ein anderes Beispiel von den Trobriand-Inseln im W von Neu-Guinea ausführlich vorgetragen. Will ein Häuptling ein Kanu erbauen, so tut er das nicht selbst, sondern mietet sich dazu einen Spezialisten (s. Handwerk A), den er entlohnt. Die Bezahlung besteht zunächst in einer Anzahlungsgabe von Nahrungsmitteln. Außerdem muß der Spezialist, solange er an der Arbeit ist, gut ernährt werden und bekommt überdies noch besondere Lekkerbissen, wie Kokosnüsse, Betelnüsse, Schweinefleisch, Fische und Früchte verschiedener Art. Arbeitet er in einem anderen Dorf, etwa in seiner heimatlichen Siedlung, so werden ihm die Nahrungsmittel und Leckerbissen in nicht zu großen Zeitabständen hingebracht, aber der künftige Herr des Kanus besieht von Zeit zu Zeit den Fortschritt der Arbeit. Ist das Kanu fertiggestellt, so erhält der Baumeister desselben bei dem dann stattfindenden Fest und der zeremoniellen Verteilung von Speisen noch eine besondere Gabe, die in einigen hundert Körben Yams-Früchten, einem oder zwei Schweinen, Betelnuß-Rispen und einer großen Zahl Kokosnüssen, überdies in einer großen Steinklinge, einem Gürtel von roten Muschelscheibchen und einigen kleineren Muschelarmringen besteht. — In kleinerem Maßstab finden ähnliche Bezahlungen bei anderen Tätigkeiten statt, so z. B. beim Fällen der Stämme für das Kanu, wobei die Beteiligten während der Arbeit verpflegt und dann noch durch ein besonderes Fest entlohnt werden (Malinowski S. 162f.).

Für die Weise, in welcher unter den *Roro*-sprechenden Stämmen des sö. Neu-Guinea, Südsee, die Helfer am Hausbau bei der Errichtung einer Festhalle (*marea*) entlohnt werden, ist folgende Schilderung Seligmanns (S. 230ff.) kennzeichnend: Nach den entsprechenden Vorbereitungen, und nachdem durch Fachleute die Schnitzereien ausgeführt worden sind, graben die jüngeren Mitglieder der Gemeinde die Löcher für die Pfosten. Am Tage vor ihrer Aufrichtung schickt der Häuptling Betelnuß-Rispen an die benachbarten Siedlungen. Damit wird die Aufforderung symbolisiert, Hilfe zu leisten. An nicht zum Stamm gehörige Dörfer ergeht keine derartige Aufforderung. Am festgesetzten Tage erscheinen nun die Betreffenden und helfen an der Aufrichtung der schweren Pfähle und Pfeiler. Am ersten Tage richtet man, wenn möglich, alle Pfeiler und Stangen auf, und des Abends wird Schweine- und Hundefleisch an die Teilnehmer der Arbeit ausgegeben. Dem folgt noch am gleichen Tage ein Tanz, an dem sich Männer und Frauen beteiligen. Am nächsten Tag fährt man mit der Arbeit fort, die hauptsächlich in der Errichtung kleinerer Stangen und leichteren Verrichtungen besteht. Einige Tage später werden die Häuptlinge anderer benachbarter Siedlungen aufgefordert, bei den Dachdeckerarbeiten zu helfen, und zwar in gleicher Weise, indem man ihnen Bündel mit Areca-Nüssen sendet. Den übrigen Teil des Hausbaues besorgen die Angehörigen der Baugemeinde selbst. Es folgt dann noch eine Reihe von mehr oder minder mit

Zeremonien verbundenen Arbeiten, bis das große Eröffnungsfest stattfindet, zu dem sowohl die am Bau beteiligten Helfer als auch noch weitere Gäste von fremden Stämmen zur Teilnahme eingeladen werden. Schmausereien mit Verteilung von Bananen und dem sehr beliebten Schweinefleisch, verbunden mit bestimmten Tänzen, die sich bis in den Morgen hinziehen, bilden den Schluß des Festes, das zur Belohnung und zum Entgelt für die geleistete Hilfe abgehalten wird. Es wird soviel auch an Yams und Bananen an die Einzelnen verteilt, daß die Gäste und Helfer nach Beendigung des Festes schwer beladen mit den Gaben abziehen, wobei ihnen die Frauen am Tragen helfen. Nach ihrer Rückkehr findet im Heimatdorf oft auch noch ein Tanzfest zur Nachfeier statt.

§ 4. Verhältnismäßig einfach stellt sich die Entlohnung gegenüber Spezialisten dar. Außer den handwerklichen, von denen oben ein Beispiel gegeben wurde, ist von besonderer Bedeutung der Zauberer. Ja, manchmal ist die Grenze zwischen Handwerker und Zauberer deshalb nicht leicht zu ziehen, weil die meisten Fertigkeiten von umständlichem Zeremonialismus und gelegentlicher Magie durchsetzt sind, während die eigentliche „Hexerei" von mancherlei technischen Fertigkeiten begleitet wird. Das gilt nicht weniger für die Bestellung der Felder, wobei der als Obergärtner fungierende „Meister" verschiedene Winke gibt, die oft durcheinander bald von wirklich praktischer Bedeutung für die Landwirtschaft sind, bald nur magischer Hokuspokus, — als auch für den Tötungs-Zauberer, der mit Giften Bescheid weiß.

Auch Liebesdienste werden bei den herrschenden sexuellen, mutterrechtlichen Sitten z. B. auf den Trobriand-Inseln und auch vielfach anderwärts regelmäßig entlohnt (s. Frau A, Mutterrecht A), sogar auch unter Eheleuten, sei es mit einigen Betelnüssen, etwas Tabak, ein paar Schildpattringen oder Spondylus-Scheibchen u. dgl. — In besonderer Weise findet ferner eine Entlohnung für gewisse Vorrechte und Titel statt. Will der Neffe von seinem mütterlichen Onkel z. B. eine Technik oder eine Zaubermethode erlernen, oder die Feldbestellung, so muß er ihm gewisse Zahlungen leisten. Erst nach der letzten Rate kann der junge Mann als im Besitz der betreffenden Kunst gelten und den dazugehörigen Titel führen (Malinowski S. 185ff.). Namentlich werden so auch Tänze und Gesänge erworben. In diesem Falle muß das erwerbende Dorf, das Lust hat, den gleichen Tanz und Gesang aufzuführen, dieses Recht erkaufen. Es geschieht durch eine zeremonielle Darbringung von Nahrungsmitteln und Kostbarkeiten, worauf die Erwerbenden der Tanz gelehrt wird. — Für das Entleihen von Kanus auf eine bestimmte Zeit muß dem Besitzer ebenfalls ein entsprechender Lohn gegeben werden.

In dem Artikel „Handwerk A" ist darauf hingewiesen worden, wie gewisse Fertigkeiten häufig Tradition, ja „Eigentum" einer Familie oder Sippe ausmachen. Als Beispiel wurden besonders die neuen Hebriden und Banks-Inseln der Südsee angeführt (Speiser S. 255ff.). Im Zusammenhang damit erhebt sich auch die Frage nach der Entlohnung. Für das Schnitzen der großen Statuen und Trommeln gab es auf den erwähnten Inseln eigene Kunsthandwerker, die gegen Entgelt für jeden arbeiteten und sich ihre Arbeit gut bezahlen ließen. Charakteristisch dabei ist, daß, je höher der Rang des Bestellers war, um so kunstvoller und überladener die Schnitzwerke ausfielen, darum aber auch für sie eine um so höhere Bezahlung gefordert wurde (Speiser S. 256).

Als Entlohnung für die handwerkliche Tätigkeit werden die landesüblichen Kostbarkeiten und Wertgegenstände verwendet (s. Geld, Wirtschaft). Bei den ostafrik. Masai erhält der Schmied als Bezahlung für einen Speer: 2 Ziegen und 1 Ochsen; für ein Schwert, 1 große Viehglocke, 1 Axt oder 10 Pfeilspitzen: je 1 Ziege; für die übrigen Sachen wird er mit Milch bezahlt. Hat der Besteller den Eisendraht geliefert, so wird als Arbeitslohn nur die Hälfte der genannten Preise gegeben (Merker S. 113).

Bei den Kaffitscho oder Gonga des n. Ostafrika werden eine Reihe von Handwerken hauswirtschaftlich ausgeübt, andere jedoch gegen Lohn. Zu den letzteren gehört die Eisengewinnung und -verarbeitung

und die damit zusammenhängende Zimmerei, ferner das Handwerk des Gerbers, Schildmachers und Sattlers sowie das der Töpferinnen und der Weber. Die verschiedenen Erzeugnisse werden hauptsächlich auf Bestellung gefertigt. Doch spielt daneben der Markthandel (s. Markt) eine nicht unbedeutende Rolle (Bieber S. 401 ff.).

Charakteristisch ist der Durchzugslohn, den Häuptlinge für ihr Gebiet passierende Handelskarawanen, z. B. sowohl im ö. Afrika (Paulitschke II 293) als auch in Loango (Pechuël-Lösche S. 209 ff.), fordern.

§ 5. Mitunter erfolgt die Entlohnung nicht gleich. Der Bewohner eines Dorfes im Binnenland der Trobriand-Inseln, wo Yams und Taro reichlich vorhanden sind, besitzt persönliche Freunde in einem Dorf an der Lagune, wo viel gefischt wird, Feldfrüchte jedoch karg sind (s. a. Freundschaft). In der Erntezeit erscheinen die Leute aus dem Binnenland, und ein jeder legt eine große Menge von Früchten vor dem Hause seines Freundes nieder. Dies gilt als eine Einladung, die nicht abgewiesen werden kann: die Feldfrüchte müssen mit entsprechenden Gegengaben an Fischen vergolten werden. Sowie es das Wetter erlaubt, gehen die Fischer mit ihren Kanus in See. Die inzwischen davon verständigten Bewohner des Binnenlandes erscheinen an der Küste, und ein jeder erwartet seinen Freund, dessen gesamter Fangergebnisse er sich bemächtigt, und die er aus dem Kanu direkt nach Hause trägt. — Es ist bemerkenswert, daß die Entfaltung von Reichtum in den Binnenlanddörfern auf der Verteilung von Fisch beruht, während sie in den Küstenorten durch Feldfrüchte stattfindet. Dabei kommt es nicht darauf an, daß nur der Hunger gestillt wird, sondern manchmal gehen große Mengen von diesen Speisekostbarkeiten zugrunde. — Ein ähnlicher zeremonieller Austausch und wechselseitige Entlohnung findet auch mit den Handwerkerdörfern statt. Ihre Erzeugnisse, z. B. Armringe, werden gegen Nahrungsmittel getauscht.

§ 6. In den vielfach vom N und O stammenden fremden Einflüssen ausgesetzten westafrik. Reichen werden die Abgaben und Steuern nicht mehr durch Gegengeschenke vergolten. Hier handelt es sich um durchaus einseitige Abgaben oder Leistungen (s. Despotie). Insbesondere von seiten Fremder, die sich im Lande niedergelassen haben, oder von Durchreisenden (s. Gastfreundschaft), die zu Geschenken verpflichtet sind (Westermann S. 96).

Für persönliche Dienste sind in den geschichteten und durchorganisierten großen Staatswesen West- und Ostafrikas hauptsächlich Sklaven vorhanden, während die handwerklichen Erzeugnisse gewöhnlich fertig auf Märkten gekauft werden (s. Höriger A, Markt, Sklave A).

S. a. Arbeit, Freundschaft, Gastfreundschaft, Handel F, Handwerk A, Kauf, Moral, Sklave A, Vergeltung, Wirtschaft.

Bieber *Kaffa* Anthropos-Bibliothek 2, 2 (1920); Crévaux *Voyage dans l'Amérique du Sud* 1883; Malinowski *Argonauts of the Western Pacific* 1922; Merker *Die Masai* 1904; Paulitschke *Ethnographie Nordost-Afrikas* 1896; Pechuël-Lösche *Volkskunde von Loango* 1907; W. E. Roth *An Introductory Study of the Guiana Indians* 38. Ann. Rep. Bur. Am. Ethnol. 1924; Seligmann *The Melanesians of British New-Guinea* 1910; Speiser *Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln* 1923; Westermann *Die Kpelle* 1921.

Thurnwald

Loja, La. Höhle bei El Mazo, unweit Unquera-Panes, im Deva-Tale (span. Provinz Asturias). Entdeckt im J. 1908 von H. Breuil, H. Alcalde del Rio und L. Mengaud. Mit Tiergravierungen (Wildrindern und Wolf) ohne größere Bedeutung. S. Kunst A II.

H. Alcalde del Rio, H. Breuil und L. Sierra *Les cavernes de la Région Cantabrique (Espagne)* Monaco 1911 (S. 53).

H. Obermaier

Lokalgötter. S. a. Kultus, Religion. — (Ägypten) § 1. Heimat. An einer Anzahl von Orten Ä. finden wir Götterpersönlichkeiten heimisch, die nur dort vorhanden sind und an anderen nicht vorkommen. Die kritische Durchforschung der äg. Religion (s. d. C) hat uns für weitere Gottheiten gelegentlich gelehrt, daß sie ursprünglich in eine andere Gegend gehörten und in geschichtlicher Zeit aus kirchlichen oder politischen Gründen dorthin überführt worden sind. So haben wir erst allmählich erkennen gelernt, daß Osiris

ursprünglich der Totengott von Busiris (s. d.) war und vom Delta aus mit seinem Sagenkreise nach Oberägypten gewandert ist.

Zu den bodenständigen Ortsgottheiten gehört im Delta der Schöpfer und Göttervater Atum von Heliopolis, dessen Charakter später durch Angliederung des Sonnengottes Re-Harachte erweitert wurde. Ferner Ptah von Memphis, ein Handwerker und Bildner im Götterkreise. Endlich Neit von Sais, eine pfeilschießende Göttin von vielleicht lib. Herkunft. In Oberägypten wohnt, um nur einige herauszugreifen, Thot von Hermopolis, der Schreiber der Götter, der Herr des Mondes, den der weltbeherrschende Sonnengott zu seinem Vertreter einsetzt. Ferner falkengestaltige Götter, ursprünglich wohl Verkörperungen der Sonne, von denen der eine der Stadt Hierakonpolis (s. d.) den Namen gegeben hat. Sie werden meist Horus genannt, und als solcher erscheint auch der Gott von Edfu (s. d.), eigentlich die geflügelte und durch feuerspeiende Schlangen geschützte Sonnenscheibe. In Koptos (s. d.) wohnt der Zeugungsgott Min; sein Nachbar Amon von Theben erscheint wie er in ithyphall. Gestalt. In Dendera verehrt man Hathor (s. d.), die Göttin der Frauen, die für ihre Freuden sorgt und in ihren Leiden angerufen wird. Aus Esne ist Chnum, der Götter und Menschen als Töpfer bildet, nach Elephantine im 1. Katarakt gewandert, um dort auf nub. Boden die äg. Götterwelt zu vertreten. An mehreren Stellen Ä. sind Krokodile göttlich verehrt worden, meist unter dem Namen des Sobk. Hier liegen volkstümliche Vorstellungen vor, die auch der großen Masse vertraut waren und in den Tempeln z. T. gar nicht zutage treten. Das ist z. B. der Fall, wenn man, wie im ganzen Lande üblich, irgendwo außer einem Tiere einen Baum, einen großen Steinblock oder eine unzugängliche Bergspitze als Wohnsitz einer Gottheit, vielleicht sogar als ihre Erscheinungsform, ansah.

§ 2. Aufgaben. Charakteristisch für die Lokalgottheiten ist, daß sie in erster Linie Herr bzw. Herrin der Stadt und des Gaues (s. d. B) sind, dem sie angehören. Außerdem üben sie eine bestimmte Tätigkeit aus, die den individuellen Charakter ihrer Persönlichkeit ausmacht; sie versehen ein Handwerk im Kreise der Götter und werden dadurch zum Vorbild der irdischen Handwerker gleicher Art. Unabhängig davon hat man aber in der Gottheit jedes Ortes gern die älteste und höchste sehen wollen und sie deshalb zum Schöpfer gemacht und, wenn es innerlich anging, auch zur Sonne, dem Erhalter der Welt. Einige L. werden in ihrer Heimat gelegentlich noch wie ein Götterkönig und Weltenherrscher angerufen, obwohl sie diese Rolle sofort aufgeben müssen, wenn sie im Kreise der großen Landesgötter erscheinen.

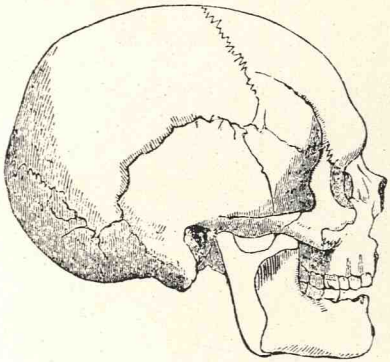
Neben den Ortsherren gibt es in vielen Gegenden besondere Totengötter, die bodenständig sind und in eigener Gestalt, unter besonderen Namen und mit bestimmten Aufgaben für die Toten zu sorgen haben. Zu diesen gehört Osiris von Busiris, der mitteläg. Anubis in Hundegestalt und der oberäg. Hund Chenti Amentiu „Erster der Westlichen" in Abydos (s. d.). Ferner der falkengestaltige Sokar in Memphis (s. d.). Diese und andere Totengötter sind in Osiris aufgegangen, der sich im AR über ganz Ä. verbreitete, so daß wir für viele Orte überhaupt keinen bodenständigen Totengott mehr zu nennen wissen.

§ 3. Aufsaugung. Ein ähnliches Schicksal wie die Totengötter haben die meisten Ortsherren gehabt. Die systematische Durchbildung des äg. Pantheons durch die Priesterschaft hat eine Zusammenfassung der Götter zu Gruppen herbeigeführt. Eine Göttin, die mit einem Gotte nichts anderes zu tun hatte, als daß sie in seiner Nachbarschaft wohnte, wurde ihm als Gattin beigesellt. Und ein Kind fand sich zu diesem zusammenhanglosen Ehepaare durch eine Gottheit, die erst eines Teils ihrer Charakterzüge entkleidet werden mußte, um eine angemessene Rolle in dieser Familie spielen zu können. Die einflußreichste aller Göttergruppen war die Neunheit, die man in Heliopolis aus den angesehensten bildete. Ihre Bedeutung auch für die übrigen Tempel war so groß, daß man sich in Heliopolis (s. d.) entschloß, neben die große Neunheit noch eine kleine zu setzen, um dadurch weiteren Lokalgöttern zu einer gewissen Anerkennung im Rahmen des Dogmas von Heliopolis zu verhelfen. Bei dieser Ent-

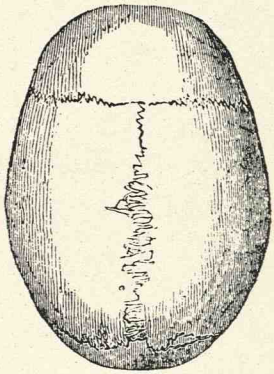
a b

Linnes

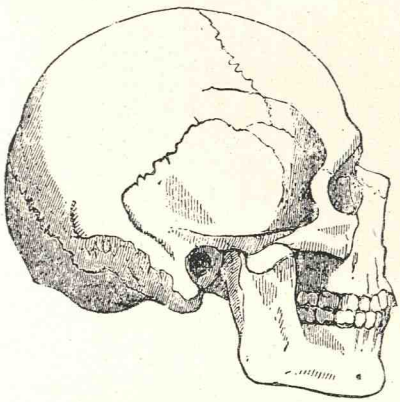
Bernsteinfund: a. Vorderseite, b. Rückseite der Stücke. 1/1 n. Gr. Nach A. W. Brøgger.



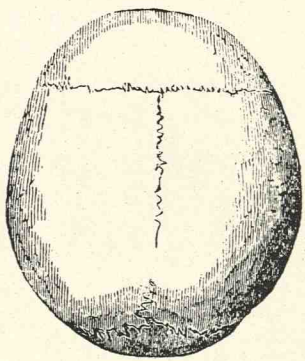
a



b



c



d

Long-Barrow-Typus

a, b. Schädel der Long-Barrow-Rasse. Rodmarton, England.

Round-Barrow-Typus

c, d. Schädel der Round-Barrow-Rasse. Gristhorpe, England.

wicklung mußte überall die Bedeutung der L. herabgedrückt werden zugunsten von ein paar großen Gottheiten, die zu den eigentl. Herren des Landes wurden, ohne allerdings vielleicht das Herz des Volkes so zu gewinnen wie die eingesessenen Wesen, zu denen man seit der Urzeit gebetet hatte.

S. a. Religion C und Petrie *Geography of the gods* Ancient Egypt 4 (1917) S. 109 mit Karte.
Roeder

Lokri s. Italien B § 9.

Lombrive-Höhle (Frankreich). Unweit Tarascon de l'Ariège (Dép. Ariège). Schwarzes Bisonbild, entdeckt von J. B. Noulet. S. Kunst A II. H. Obermaier

Long Barrow. Ähnlich wie in Norddeutschland bei den neol. Riesenbetten langgestreckte Steinsetzungen die Megalithgräber umgeben, weit über diese hinausgreifend, so ist auch der seltener aus Erde, meist aus Steinen errichtete Deckmantel der engl.-ir. Megalithgräber häufig langoval. Daher werden sie als L.B. bezeichnet (s. Großbritannien B § 4, Megalithgrab B § 33ff.). Die Größe der L. B. ist außerordentlich verschieden, für die Proportionen sei als Beispiel der L. von West-Kennet (s. Avebury § 3) genannt, der bei einer Länge von 100 m im W 12, im O, wo die Grabkammer angelegt ist, 22 m br. ist. Hier war, wie auch sonst meist, der Hügel mit einem Kranz aufrechter Steine umgeben, die mit Trockenmauerwerk verbunden sind. So bildet eine umlaufende Mauer den Hügelfuß. Die Grabkammer des L.B. liegt nicht in der Mitte, sondern im ö. Teil und ist durch einen Gang von der Ostseite des Hügels zu erreichen. Der Typus der Kammer variiert vom Ganggrab bis zum Kuppelgrab, dessen Grundriß aber durch seitlich angebaute Kammern meist die typisch engl.-ir. Kreuzform aufweist. Die Masse der L. B. gehört dem Neol. an. Die Kammern bergen meist eine große Anzahl von Leichen, wie die Megalithgräber Europas überhaupt, sind also wohl als Familiengräber aufzufassen. Die L. B. gehören der älteren, langköpfigen Bevölkerung der brit. Inseln an, während die jüngeren Rundhügel der BZ Reste einer kurzköpfigen, sicher später eingewanderten Bevölkerung aufweisen (s. Tf. 206[A]; Britische Urbevölkerung B § 1 sowie C). Daher die Gleichung *long barrows, long skulls*; *round barrows, round skulls*. Nur zu Nachbestattungen sind die L. B. auch noch in späterer Zeit benutzt. Naturgemäß gibt es zwischen den L. B. und den Rundhügeln auch Übergangstypen, nämlich sowohl L. B. ohne Steinkammer, wie z. B. Upper Swell (s. Cotteswold Hills § 2), und dann aber auch runde Hügel mit Megalithgräbern im Innern (s. Round Barrow).

Eine Sonderform der L.B. bilden die *horned long cairns*, bei denen auf der Schmalseite der Hügel gerade vor dem Grabeingang ein halbrunder Ausschnitt herausgenommen ist; sie sind sicher innerlich verwandt mit den sardin. *Tombe dei giganti* (s. d.) und ähnlichen span. Erscheinungen. Die halbrunde Einschnürung an der vorderen Schmalseite wird meist an der rückwärtigen (W-) Schmalseite wiederholt, so daß ein ganz symmetrischer Bau entsteht. Das Zentrum der *horned long cairns* liegt in Schottland, doch begegnen sie auch in Irland (s. Carrowkeel Mountain § 4). W. Bremer

Long-Barrow-Typus (Tf. 206[A] a, b). Diese neol. Bevölkerung Englands ist ziemlich kleinwüchsig, im Mittel nur 1,67 m groß. Der Schädel ist meist ausgesprochen schmal und lang; vier besonders typische Schädel hatten als gr. L. 204, 208, 200, 206 mm, als gr. Br. 136, 135, 139, 132 mm, also Längen-Breiten-Indices 66,7, 65, 69,5 und 64; der durchschnittliche Index beträgt etwa 70. Die Oberaugenbögen sind mäßig entwickelt, die Stirn ist recht steil, aber schmal, die Schädelwölbung ziemlich hoch, das Hinterhaupt tritt meist gewölbt hervor. Das Gesicht ist verhältnismäßig niedrig, oval, die Backenknochen stehen nie hervor, die Kiefer sind klein und zart, orthognath, die Zähne von mittl. Größe; die Gesichtszüge haben etwas Weiches. Wir haben hier Merkmale, die in mancher Hinsicht zur Mittelmeer-Rasse (*Homo mediterraneus*; s. d.) passen; aber die Schädel sind viel geräumiger und länger als sonst bei dieser Rasse, weshalb viele auch an *Homo europaeus* (s. d.) denken; im ersten Falle würden die Long-Barrow-Leute die Vorfahren der mit den Ligurern (s. d.) zusammenhängenden kleinwüchsigen, dunkelfarbigen Stämme sein, die später unter

den Namen Silurer (s. d.), Hiberner (s. d.) usw. auftreten.

Bull. Anthrop. 1864 S. 395 und 1867 S. 676 Thurnam; C. M. Fürst *Zur Kraniologie der schwed. Steinzeit* Kungl. svensk. vetensk. akad. handlingar 49 (1911) S. 60. Reche

Lorbeerblattspitze s. Solutréen.

Lorthétien s. Kunst A § 2, Magdalénien.

Lorzendorf (Tf. 207, 208). § 1. Auf der Feldmark L., Kr. Namslau (Mittelschlesien, r. der Oder), sind in den J. 1896 und 1898 zwei größere Bronzeschätze gehoben worden, von denen besonders der erste bemerkenswert ist. Er enthielt folgende Gegenstände:

a. Drei zylindrische Eimer, der eine mit 7, die beiden anderen mit 9 Querrippen, dazwischen Perlstäbe. Je zwei torquierte Tragbügel sind in angenietete Doppelösen eingehakt (Tf. 207). b. Ein Paar Pferdegebisse mit hufeisenförmigen Knebeln (Tf. 208 c, d). c. Zwei sechzehngliedrige geschlossene Ketten (Tf. 208 a, b). Die Glieder bestehen abwechselnd aus viereckigen Rahmen und in diese eingehängten Bündeln von drei oder vier Parallelstäben. d. Einige 40 Stück sternförmige Riemenbeschläge vom Pferdegeschirr (Tf. 208 h, i und in f). e. Zwei längliche, gezähnte Riemenhalter (Tf. 208 in g). f. Vier trapezförmige Zierbeschläge (Tf. 208 in e). g. Drei große, verzierte Hohlringe (Tf. 208 e—g), vermutlich als Klapperschmuck am Pferdegeschirr verwendet.

§ 2. Die Gefäße gehören dem Typus der „enggerippten Zisten (s. d.) mit beweglichen oberen Henkeln" an, deren Ursprungsgebiet nach den Untersuchungen Marchesettis in Venetien zu suchen ist. Auch der Geschirrschmuck dürfte auf ital. Vorbilder zurückgehen. Ähnliche Ketten finden sich z. B. an den Rauchfässern der III. Eisenalterstufe (Regolini-Galassi-Zeit) von Vetulonia (s. d.) und genau wie die Lorzendorfer in dem Depotfunde von Stanomin, Prov. Posen. Für die Zeitstellung ist der Umstand von Bedeutung, daß der L. Depotfund an der Peripherie eines Friedhofes der jüngsten Hallstatt-Stufe (Gefäße mit nachgeahmter Schnurverzierung) gelegen hat.

§ 3. Auch der zweite L. Schatz, dessen Fundstelle etwa 1 km entfernt vom ersten lag, fällt in diese Zeit. Er umfaßt eine Garnitur Schmucksachen, nämlich einen torquierten Halsring mit Hakenenden, drei zylindrische, verzierte Armspiralen mit gewölbter Mittelrippe und ein Paar jener großen, hohlen Wulstringe (s. d.), die nach Ausweis bildlicher Darstellungen des Hallstattkreises am Oberarm getragen wurden.

Schles. Vorz. 7 (1899) S. 195ff. und 525ff. Grempler; *AuhV* 5 S. 328 Tf. 56 Reinecke. H. Seger

Los Millares s. Millares (Los).

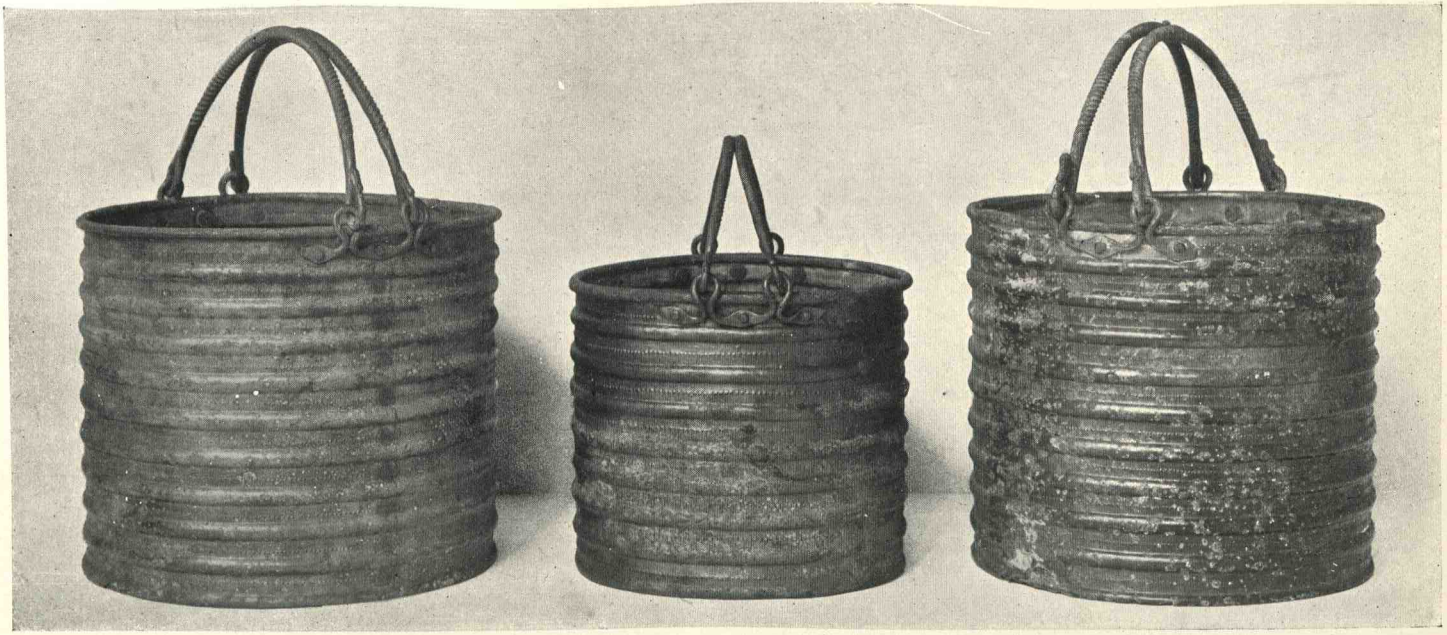
Löss s. Diluvialgeologie § 9.

Lössmensch s. Homo Aurignaciensis.

Löten. A. Europa.

§ 1. Verbreitung der Löttechnik. — § 2. Lot. — § 3. Lötmittel. — § 4. Schmelzen des Lots.

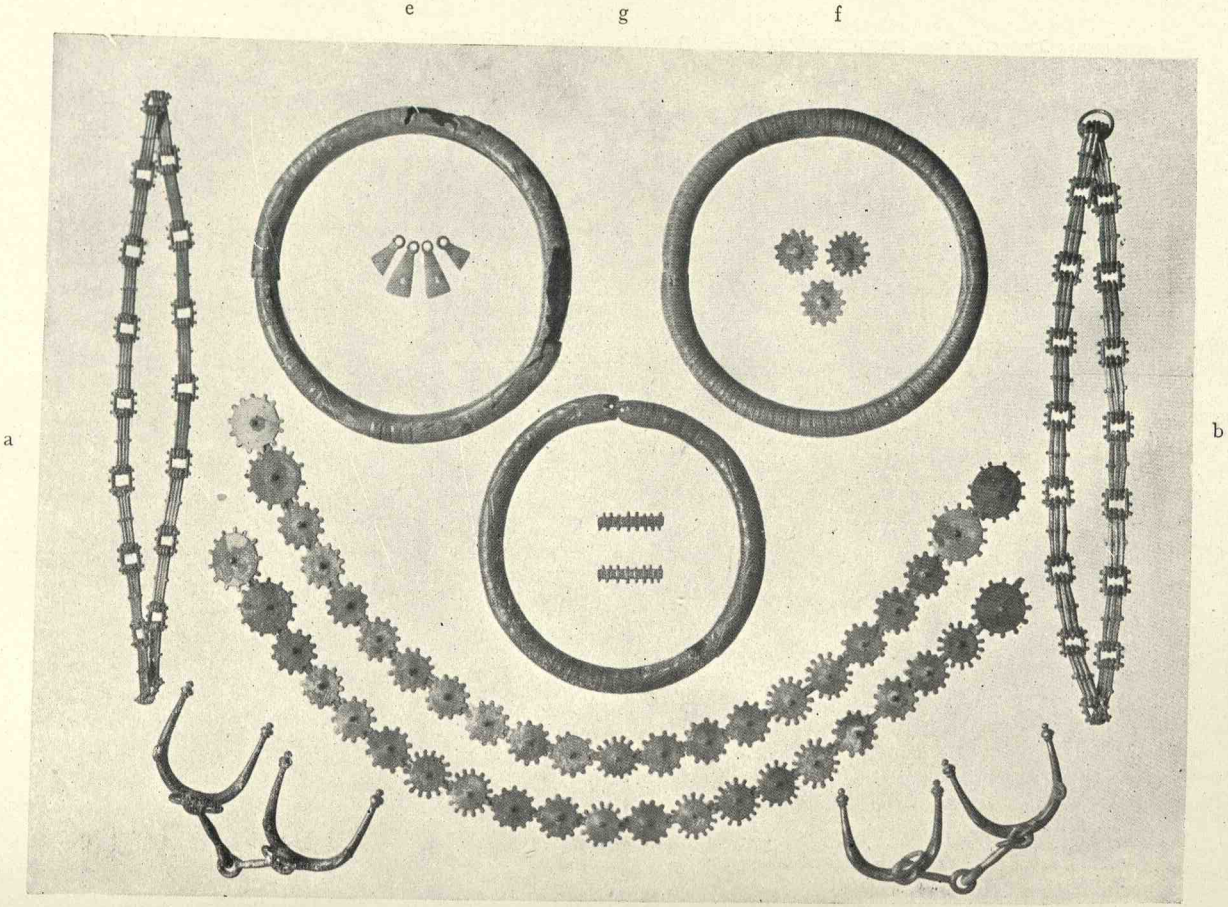
§ 1. Die Kunst des Zusammenfügens zweier Metallkörper durch dazwischengebrachtes flüssiges Metall erscheint zuerst in Ägypten an Goldschmuck aus dem vorgesch. Friedhof von Abusir-el-Meleq (s. d.); es dürfte das älteste nachweisbare Vorkommen von Lötung sein. Im AR findet man sie außer an Goldschmuck zur Befestigung des gegossenen kupfernen Ausgusses an getriebenen Kupfergefäßen. In Troja II—III wurden Henkel an Gold- und Silbergefäße sowie Ausgüsse und Henkel an Bronze- (Kupfer-?) Gefäße angelötet; ebenfalls in Troja (s. d.) fällt die außerordentlich feine und reiche Ausgestaltung des Goldschmuckes mit zusammen- und aufgelöteten Drähten und Kügelchen auf, die vom hohen Stande der Löttechnik zeugt. Die weiteren Etappen für die Verbreitung der Lötkunst im Mittelmeergebiet sind: Kreta um 1600, griech. Festland um 1500, Italien um 900, Spanien 8.—7. Jh. v. C. Über das weitere Vordringen nach Mittel- und Nordeuropa hat man lange gestritten. Diese Unsicherheit beruht auf verschiedenen Fehlerquellen. Wenn das Auftreten der Löttechnik in einer Gegend festgestellt werden soll, muß man alle Importsachen ausscheiden, und das ist nicht immer so leicht wie beim Vettersfelder Goldfund (s. Vettersfelde). So sind manche Stücke der LTZ mit Lötung (Fibel von Dühren [s. d.], Bronzekanne von Waldalgesheim [s. d.]) als Import verdächtig. Ganz isoliert und überhaupt verdächtig ist ein Bronzedraht mit angeblicher Zinn



a b c

Lorzendorf

Depotfund von 1896: a—c. Bronzeeimer (Zisten). $^1/_4$ n. Gr. — Nach Aufnahme des Breslauer Museums.



Lorzendorf

Depotfund von 1896: a, b. Ketten. — c, d. Trensen. — e—g. Hohlringe. — h, i Sternförmige Beschläge. 1/7 n. Gr. Nach Aufnahme des Breslauer Museums.

lötung aus einer früheisenzeitl. Steinkiste von Klein-Dennemörse in Westpreußen. Eine andere Fehlerquelle liegt in der technischen Beurteilung, ob überhaupt Lötung vorliegt. So z. B. sollen die Ringe an dem Halsschmuck von Babow angelötet sein (ZfEthn. Verh. 10 [1878] S. 317ff.); die Nachprüfung ergab aber, daß das nicht der Fall ist, sondern daß die Ringe mit dem Schmuck in verlorener Form zusammengegossen sind. Ebenso soll an einem bronzenen Knotenarmring (LTZ) von Liquitz ein Draht, der die Knoten umschlingt, angelötet sein (Tätigkeitsbericht der Museumsgesellschaft Teplitz für 1903/4 S. 33). Auch hier halte ich bis zum Erweis des Gegenteils durch Nachprüfung es für möglich, daß der „Draht" als Wachsfaden einen Teil des Wachsmodells für die verlorene Form bildete. Zur Zeit liegen jedenfalls keine sicheren Feststellungen vor, daß das Löten von Bronze n. der Alpen in vorchristl. Zeit ausgeübt wurde. Etwas anders liegt es beim Gold. Hier kommt in der hochentwickelten Goldschmiedetechnik Irlands Lötung vielleicht schon in der BZ, sicher aber in der LTZ vor.

§ 2. Das L. kann mit Hartlot (Schlaglot) oder Weichlot erfolgen. Das Lot darf keinesfalls schwerer schmelzbar als der zu lötende Gegenstand sein, weshalb man heute zu Hartlot Legierungen nimmt, die leichter schmelzbar als die ungemischten Metalle sind. So wird dem Goldlot etwas Silber und ganz wenig Kupfer zugesetzt. Diese Vorschrift wird man auch im Altertum befolgt haben, soweit wirkliche Lötung vorliegt. Bei einer großen Gruppe alter Goldarbeiten, die man als gelötet anzusehen pflegt, den granulierten (s. Granulation), ist bei besonders feinen Arbeiten kein Lot benutzt worden, sondern die Kügelchen haben durch Glühen im Kohlenstaub eine leichter schmelzbare Oberfläche erhalten und sind dann ohne Lot unmittelbar aufgeschmolzen worden (M. Rosenberg *Geschichte der Goldschmiedekunst auf technischer Grundlage. Abt. Granulation* S. 13). Das Weichlot besteht in der Regel aus Zinn, dem häufig Blei zugesetzt ist. Seine Anwendung wird aus dem Ende der LTZ bezeugt: am Hildesheimer Silberfund, der auf klassischem Boden entstanden ist, und an gewissen Bronzeeimern, die nach H. Willers (*Die röm. Bronzeeimer von Hemmoor* 1901 S. 108ff.) vermutlich im kelt. Gebiet Oberitaliens gearbeitet und nach dem N exportiert wurden.

§ 3. Zum Gelingen der Lötung ist es wesentlich, daß die beiden zu verlötenden Metallflächen vollkommen rein und blank sind. Es genügt nicht, sie mechanisch zu reinigen, sondern sie müssen auch während der Arbeit blank erhalten und Oxydationsprozesse verhindert werden. Hierzu dienen heute die sog. Lötmittel. Plinius (Nat. Hist. XXXIII 93, 94) nennt folgende: für Eisen Ton, für Kupfer Galmei, für Kupferbleche Alaun, für Blei Harz und Zinn, für Zinn Öl, für Kupfergeschirr und Silber Werkblei, für Gold *Chrysocolla*, das aus zyprischem Grünspan mit Knabenurin und Natron hergestellt wurde. Die Verwendung des heute gern benutzten Borax ist unsicher; nur einmal ist etwas geschmolzener Borax an einer silberplattierten Kupfermünze in einem altgriech. Grabe gefunden worden.

§ 4. Das Lot wurde wahrscheinlich im Holzkohlenfeuer zum Schmelzen gebracht. Über die Verwendung von Lötrohr und Lötkolben hat sich noch nichts Sicheres ermitteln lassen. Feldhaus vermutet in einem Bronzeröhrchen von Kos ein Lötrohr und glaubt in äg. Bildern die Darstellung von solchen sehen zu können; vielleicht haben sie aber zum Anblasen des Feuers gedient. Ebenso unsicher ist die Deutung zweier Kupfergeräte von Châtelet als Lötkolben.

BJ 123 (1916) Mötefindt; F. M. Feldhaus *Die Technik der Vorzeit* 1914 S. 636ff.; E. C. R. Armstrong *Catalogue of Irish Gold Ornaments in the Collection of the R. Irish Aacademy* 1920 S. 8ff.

Alfred Götze

B. Ägypten. § 1. Die Äg. haben es im NR verstanden, Bronze zu löten. Das Verfahren wäre einfach, wenn sie Zinn mit dem Lötkolben aufgetragen hätten, aber dieses Werkzeug ist erst durch die Griechen nach Ä. gebracht worden. So mußten sie sich der schwierigeren Methode bedienen, durch Bronze zu löten, die sie nach Plinius (Nat. Hist. XXXIII 94) mit Alaun auftrugen. Im AR und früher ist den Ägyptern keine Methode bekannt gewesen, um Kupferplatten auf heißem Wege miteinander zu verbinden; bei einer solchen Notwendigkeit

haben sie zu dem Auswege gegriffen, die Verbindung durch Stifte herzustellen (s. Nieten B).

§ 2. Das Löten von Gold geschieht mit einer stark goldhaltigen Legierung, der Silber und Kupfer zugefügt ist, um den Schmelzpunkt des Gemenges unter den des Goldes herabzudrücken. Die Äg. haben die Technik in der ältesten Zeit offenbar nicht gut beherrscht, denn sonst würden sie nicht andere Wege gesucht haben, durch die sie das L. vermieden, z. B. durch Zusammenflechten mit Golddraht an der Griffhülle des vorgesch. Feuersteinmessers in Kairo (Quibell *Archaic objects* 1904/05 S. 237 Tf. 49) oder durch Verkleben der Fuge mit Harz. In späterer Zeit haben die Äg. Gold und Silber mit Hilfe eines Rohres gelötet, dem sie eine Tonspitze gaben, um es in der Nähe des heißen Metalls feuerbeständig zu machen.

§ 3. Auflöten von Blechstreifen oder auch Figuren auf eine Unterlage in Gold ist im NR geschickt ausgeführt worden. An den goldenen Schmuckstücken der Königin Ahhôtep ist die Technik in Verbindung mit der Einlage von Steinen angewendet worden. Aus aufgelöteten Blechstreifen und Drähten von Gold hat man im MR und NR Zierformen an Schmucksachen gebildet. Nicht nur einfache Drähte von glatter oder gekörnter Form, sondern auch komplizierte Gewinde und Geflechte wurden auf der Goldplatte als Unterlage festgelötet, besonders für Randverzierungen und zur Einteilung der Flächen. Die Arbeitsweise ist an Schmuck aus dem späteren NR häufig, vielleicht stammt sie aus dem ö. Mittelmeergebiet (Möller *Metallkunst* 1925). S. a. Goldschmiedekunst B.

Blümner *Technol.* IV (1887) S. 290; Em. Vernier *Bijouterie et joaillerie* 1907 S. 68; Feldhaus *Geschichtl. Entw. der Technik des Lötens* 1913; C. Ransom Williams *Gold and Silver Jewelry and related objects* New York 1924; Georg Möller *Metallkunst* 1925. Roeder

Lotus. § 1. Die Pflanze. In Ä. sind drei Arten einheimisch: 1. *Nymphaea lotus* L., der äg. L., mit weißen Blüten, ähnlich unserer Wasserrose. 2. *Nymphaea caerulea* Savig., der blaue L., mit einer mehr kegelförmigen Blüte und bläulichen Blütenblättern. 3. *Nelumbium speciosum* Willd., der ind. L., der aus Indien stammt, aber schon im Altertum in Ä. verbreitet gewesen ist, mit trichterförmigen Blättern und stark duftenden, weißen Blüten mit rosa Schimmer. Die drei Arten, die auch von den klassischen Autoren streng auseinandergehalten werden, sind von den Äg. unter Beachtung ihrer besonderen Formen dargestellt. Moderne Wiedergaben der antiken Bilder sind hier oft ungetreu. Die Lotuspflanzen wachsen wie unsere Seerosen in Teichen mit stillstehendem Wasser, besonders am Rande, wo sie ihre runden Blätter, die Blüten und Knospen und auch die Fruchtkolben mit den vielfach gegessenen Früchten zeigen (Band I Tf. 13a).

§ 2. Verwendung. Lotusblüten sind im alten Ä. als Schmuck in ausgedehntem Maße verwendet worden (Klebs *Reliefs AR* S. 114). In Bündeln oder Reihen beleben sie die Wände des Hauses. Eine einzelne Blüte wird in der Hand getragen oder auf das Haar gesteckt. Blüten schmücken die Krüge und Tische, die für ein Fest hergerichtet sind. Unter den Opfergaben für die Götter und die Toten finden sich einzelne Lotusblüten oder Bündel von ihnen, die zu großen Sträußen zusammengebunden sind, und sogar die Mumie trägt am Kopfe eine Lotusblüte. Vgl. Tf. 92b.

In dem großen Papyrus-Sumpf Bangweolo im n. Rhodesien lebt der Stamm der Batwa in Schilfhütten; sie leben hauptsächlich von Lotuswurzeln, die zu Mehl zerrieben und zu Brei gekocht werden (Graf Eric von Rosen *Vom Kap nach Kairo* 1924). Dort ist also heute noch die altäg. Sitte erhalten, Lotuswurzeln zu genießen. In griech. Schriftstellern ist oft davon die Rede, daß aus Lotos Brot bereitet wird (Theophrast, Hist. plant. IV 10; Plinius, Hist. nat. XXII 21; Diodor I 10, 34), und Herodot II 92 sagt ausdrücklich, daß die Wurzel gegessen wird (er gibt allerdings vorher an, daß Brot aus der Frucht des Lotos bereitet wird).

Aus den Blütenblättern des L. ist ein Gewinde als Schmuck dadurch hergestellt, daß man die einzelnen Blütenblätter auf Grashalme aufzog. Diese Streifen, die ursprünglich eine in den erhaltenen Exemplaren verlorene Farbwirkung gehabt haben, sind um die Stirn und das Haar gewunden worden.

Fr. Woenig *Die Pflanzen im alten Äg.* 1887 S. 17—73; Wiedemann *Äg.* S. 97; Erman-Ranke *Äg.* S. 205, 509; SB. Wien Akad. math.-nat. Kl. 38 (1859) S. 51 Unger; Ancient Egypt 4 (1917) S. 1—20 Spanton; Botan. Jahrbücher 55 (1919) S. 464 Schweinfurth.

§ 3. In Religion und Kunst. Die den Äg. vertraute Lotusblüte ist von der Phantasie des Volkes auch in das Urgewässer gesetzt worden, in dem man sich die Welt entstanden dachte. Aus dem Urwasser wuchs zunächst eine Lotusblüte heraus, dann ging aus ihr die Sonne hervor. Auch andere Götter werden in Lotusblüten stehend dargestellt, z. B. das Horuskind, eine späte Form des jugendlichen Sonnengottes, auch bei Bronzefiguren. Sogar der selige Tote ist in eine Lotusblüte versetzt worden.

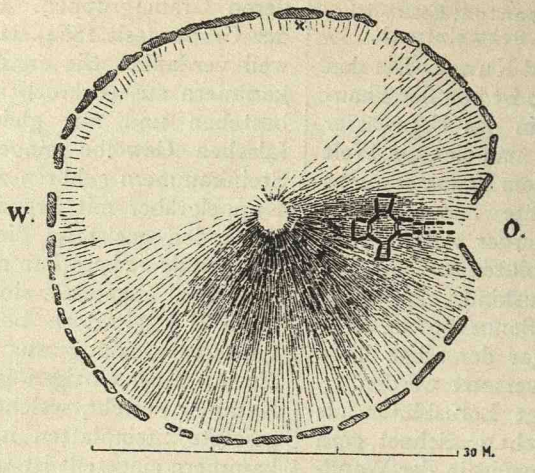
Die äg. Kunst bringt Lotusblüten als Ornament, in Seitenansicht gezeichnet, gern in langen Reihen an, sowohl in der Wandbemalung wie in der Dekoration kunstgewerblicher Gegenstände. Die Lotusblüte, in Aufsicht gezeichnet, hat das beliebte Motiv der Rosette ergeben, das gern mit der in Seitenansicht gegebenen Blüte zusammen als Flächenschmuck verwendet wird. Diese Motive sind in die ägäische Kunst (s. Ägäischer Einfluß auf Ägypten § 6) hinübergewandert. Säulen in Form eines Lotusstengels mit Knospen oder Blüte kommen seit der 5. Dyn. vor und sind während des ganzen Verlaufs der äg. Kunst angewendet worden, später in zusammengesetzten Formen von Kapitellen unter Hinzufügung mehrerer Blüten anderer Art (s. Baukunst B).

Ludw. Borchardt *Die äg. Pflanzensäule* 1897; Ancient Egypt 1921 S. 39 Mackay; Fimmen *Zeit und Dauer der kret.-myk. Kultur* 1909 S. 90.

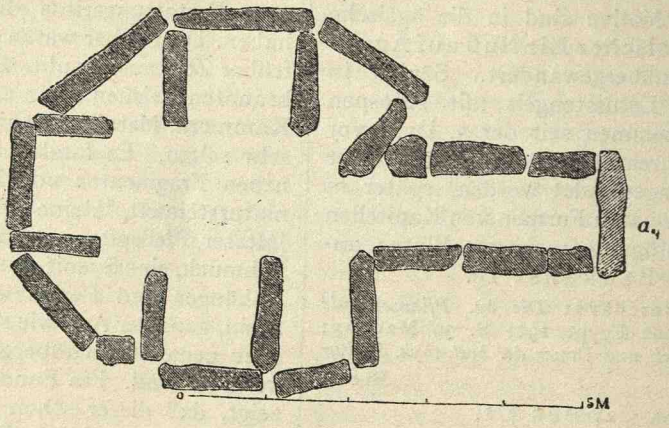
Roeder

Loubirien s. Capsien § 1.

Loughcrew (Co. Meath, Irland; Tf. 209, 210). Um die drei Spitzen der Loughcrew Hills bei Oldcastle am Westrande der Grafschaft Meath gruppieren sich die mächtigen Steinhügel eines großen Friedhofs der frühen BZ, die in Aufbau und Funden enge Verwandtschaft zu den Hügelgruppen des Belmore Mountain (s. d.) und des Carrowkeel Mountain (s. d.) aufweisen. Die mächtigen Hügel (Dm bis über 50 m) sind aus Sandstein aufgebaut, haben meist einen dem Hügelfuß folgenden Kranz aus Sandsteinplatten und im Innern Steinkammern mit langem Eingang, der von O in den Hügel führt, wie bei den genannten anderen Gräbergruppen. Die Untersuchung der Gräber (seit 1864) wird vor allem Cowell verdankt. Sie ergab, daß die Steinkammern aus senkrecht gesetzten Platten bestehen und mit gleichen Platten im falschen Gewölbe eingedeckt sind. Die Steinkammern gehören zu dem Typus der Kuppelgräber mit kreuzförmigem Grundriß, indem meist an die hexagonale oder oktogonale Hauptkammer drei Seitenkammern angesetzt sind (s. Megalithgrab B § 37), doch begegnet auch eine Weiterentwicklung aus diesem Grundriß, die aus einer einzigen großen polygonalen Kammer besteht, welche durch radial eingesetzte Steinplatten in ähnliche Seitenkammern eingeteilt ist (Hügel I; Tf. 209b). Wie auch sonst gelegentlich in ir. Steingräbern der gleichen Zeit, fanden sich in zwei gegenüberliegenden Seitenkammern des Hügels L zwei große, flache, aus Stein gehauene Schalen, deren größte 1,75 m l. und 0,95 m br. war (Tf. 210b). Sie müssen zum Bestattungsritus dieser Zeit gehört haben. Die Gräber waren teilweise schon in früher Zeit ausgeraubt. Die Reste der verbrannten Leichen lagen auf dem Boden der Kammern. Metallfunde sind hier, wie sonst, sehr selten. Es fanden sich als Beigaben neben Fragmenten von Keramik eine Miniatursteinaxt, kleine Feuersteinartefakte (Messer, Pfeilspitze mit Widerhaken), Gagat-Schmuck, eine Syenit-Kugel, vor allem aber Anhänger und Perlen aus Knochen und Stein, ganz der Art, wie sie aus den anderen oben genannten Gräbergruppen zutage gekommen sind. Ein Fund aus dem Hügel H zeigt, daß dieser schon im Altertum ausgeraubt war, und daß die Kammer in späterer Zeit wieder von Menschen als Wohnung oder Zufluchtsort benutzt wurde. Hier fanden sich am Eingang zur s. Kammer mehr als 5000 flache Knochenstücke, teilweise mit Gravierungen im Late-Celtic-Stil, darunter ein heute verschollenes mit der Zeichnung eines Hirsches, weiter Fragmente von Knochenkämmen, ebenso ornamentiert, Bernstein- und Glasperlen (grün und blau, letztere mit weißer Streifeneinlage), kleine Bronzeringe und Eisengegenstände, dar-



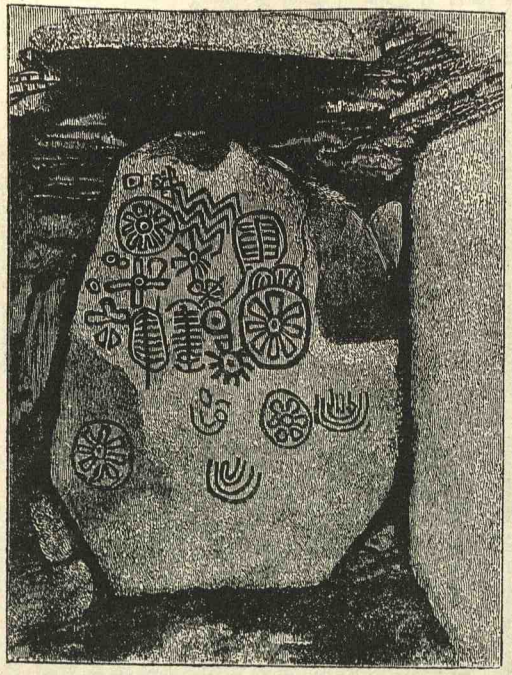
a



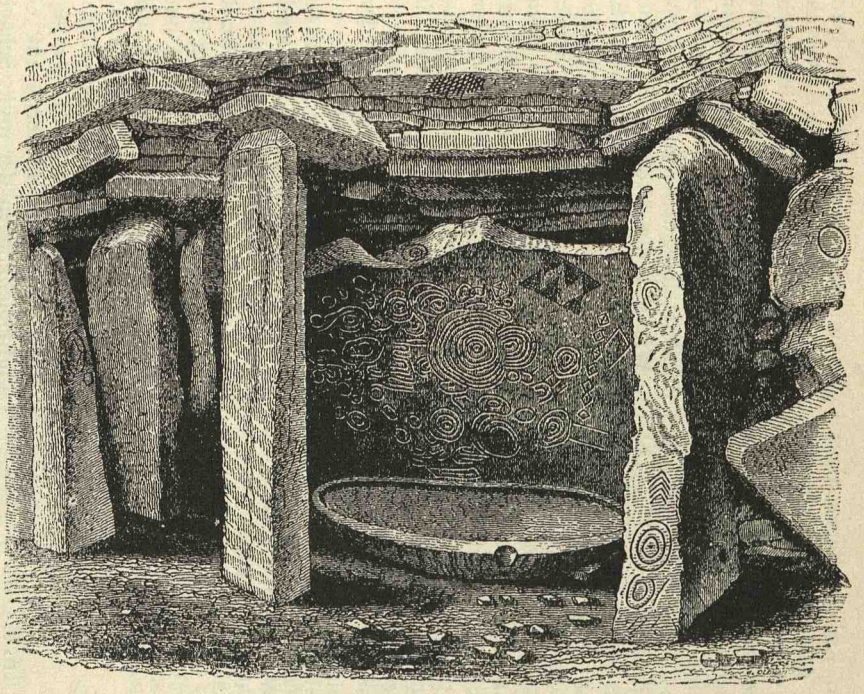
b

Loughcrew

a. Runder Steinhügel (T) mit Grabanlage. Stein × am Nordrande der Einfassung führt den Namen „The Hag's Chair". — b. Grundriß des Grabes in Hügel I (a = Schwelle). — Nach O. Montelius.



a



b

Loughcrew

a. Innere Seite des Steines o in dem Grabe Tf. 209 b. — b. Seitenkammer des Grabes in einem andern runden Steinhügel (L). Nach O. Monte us.

unter angeblich ein Zirkel. Eigenartiges Trockenmauerwerk desselben Hügels gehört auch wohl in diese späte Zeit.

Ihre Bedeutung verdankt die Loughcrew-Gruppe den in die Seitenplatten der Gräber und die Schwellsteine eingeritzten Zeichnungen (Tf. 210), die sich teilweise mit denen von New Grange (s. d.; Band VIII Tf. 152b) decken. Diese setzen sich in wirrem Durcheinander zusammen aus konzentrischen Halb-, Dreiviertel- und Vollkreisen, Kreisen mit radialen Ansätzen („Sonnen-" und „Stern"-Bilder), Kreuzen, Spiralen (nicht verkuppelt!), Näpfchen, Rauten mit und ohne eingezeichneten Diagonalen, Zickzack- und Wellenlinien und endlich schraffierten Dreiecksreihen, die zwischen sich ein glattes Zickzackband freilassen.

Proceedings R. Irish Academy 9 (1864) S. 42ff., 355ff. E. A. Couwell; ders. *The Discovery of the Tomb of Ollamh Fodhla* Dublin 1873; Proceed. Scotl. 27 (1892/3) W. Frazer; Journal of the R. Society of Antiquaries of Ireland 5. Ser. 5 S. 311ff. Cr. Rotheram; Transactions of the R. Irish Academy 31 (1897) S. 23ff. G. Coffey; O. Montelius *Orient u. Europa* 1899 S. 71ff.; s. a. New Grange. — Zu den Steinschalen: Transactions of the R. Irish Academy 30 (1892/6) S. 15ff. G. Coffey.

W. Bremer

Lourdes (Grotte des Espélugues) s. Kunst A I.

Löwe. A. Diluvium s. Diluvialfauna.

B. Allgemein. Europa. Noch im Diluvium reichte das Verbreitungsgebiet des L. bis nach Mitteleuropa, und da sich im ö. Balkan die L. bis in geschichtliche Zeit erhalten haben, ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß wenigstens von den ö. Germanen, z. B. den Goten, manche der Stämme noch mit dem lebenden Tier in Berührung kamen, als die Gestalt des L. in Sage und Kunst den Platz einnahm, den sie jetzt noch behauptet. Aber im ganzen kam für die hervorragende Bedeutung, die der L. in Dichtung, Kunst und Symbolik hat, der entscheidende Einfluß vom Orient. Bemerken wir doch, daß die Figur des L. als König der Tiere und darum als Verkörperung der königlichen Macht auch sonst früh in Gebieten erscheint, in denen das Tier lebend nicht vorhanden war, wie Ceylon und Indonesien. Nicht anders dürfte es für Europa, z. B. England und den germ. N, gewesen sein. Und wenn Hilzheimer in der Neuauflage von Brehm sehr geneigt ist, L. und Tiger zoologisch zu verschmelzen, so trifft das jedenfalls kulturgeschichtlich selbst im ausgesprochen chines. Gebiet, in dem der Tiger einheimisch ist, für den L. nicht zu, der sich vielmehr auch hier seine Sonderstellung neben dem Tiger bewahrt hat.

Wie gut die ältere orient. Kunst das lebende Tier auch im zoologischen Sinne beobachtet hatte, zeigt eine Skulptur aus Ninive, die den Stachel im Schwanz des L., den allerdings Aristoteles auch schon kannte, plastisch wiedergibt (Layard *Monuments* II 77). Daß sich die Gestalt des L. früh nach dem W vorschob, doch wohl unter dem Einfluß der Kunst, beweisen gall. Münzen vorröm. Zeit und eine Darstellung Dietrichs von Bern mit dem L. auf einer isländischen Kirchentür. Ed. Hahn

C. Ägäischer Kreis. Die ältesten Darstellungen im ägäischen Kreise sind FM III. Siegel und vielleicht ein goldener gelagerter Vierfüßler aus Kumasa (s. d.). Seit MM III sind L. überaus häufig in der min. und myk. Kunst. Ich nenne nur wenige wichtige Beispiele: Göttin mit L. und Göttin auf Berg zwischen zwei L. (Tf. 72a), Siegelabdrücke aus dem Palastheiligtum von Knossos (MM III); L., Löwenjagden auf Goldring und -Schiebern, auf Grabstele und Dolchklingen der myk. Schachtgräber (Band IV Tf. 169); neben diesen sehr naturwahren auch ganz streng stilisierte Darstellungen aus denselben Gräbern: Goldrhyton, Goldknauf eines Schwertes. In der Folgezeit sind L. auf Gemmen und Ringen ungemein häufig, allein oder als Wächter einer Göttin oder einer Säule. So erscheinen sie auch am Löwentor von Mykenai (SM III; Band VIII Tf. 123). Auf Fresken und Vasen fehlen sie. Wo die Künstler die Tiere kennenlernten, ist unsicher, gewiß nicht auf Kreta selbst, eher auf dem Festlande.

Xanthudides *Vaulted Tombs of Mesará* Tf. 4, 8, 13. — Siegelabdrücke von Knossos: BSA 7 S. 29, ebd. 9 S. 59. — Schachtgräber: Arch. Jahrb. 26 (1911) S. 253ff. Karo; ebd. 30 (1915) S. 286, 295, 310 K. Müller; Bossert *Altkreta* Abb. 126, 236, 239ff., 256, 289ff. — Gemmen: JHS 21 (1901) S. 159ff. Evans; Bossert Abb. 319ff.

G. Karo

D. Ägypten s. d. B § 69 sowie Jagd C.

E. Palästina-Syrien.

§ 1. Funde und Nachrichten. — § 2. Künstlerische Darstellungen.

§ 1. Spuren des vorgesch. Höhlen-Löwen (*felis spelaea*) sind in Palästina-Syrien außerordentlich gering (so · Moustérien-Station am *nahr el-ǧōz* G. Zumoffen *La Phénicie avant les Phéniciens* 1900 S. 44ff.; Campignien bei *ḥarâǧel* Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle 19 [1893] S. 15f. K. v. Fritsch). Weit häufiger muß später eine andere Art (*leo persicus*) gewesen sein, die kleiner war und eine kürzere Mähne hatte als der afrik. L. Doch kann auch dieser gelegentlich über die Sinai-Halbinsel oder Arabien nach Palästina hinübergewechselt haben. Den sichersten Beweis für das Auftreten dieses Raubtieres bietet die häufige Erwähnung im AT, wobei es genau beschrieben wird (hebr. *ʾarî, arjê*; der jüngere L. heißt *kᵉfîr* Richt. 14, 5; Amos 3, 4; Jes. 5, 29; Ezech. 38, 13?; das Junge *gōr* oder *gūr arjê* Gen. 49, 9; Deut. 33, 22; Ezech. 19, 2ff.; Nah. 2, 12; in der dichterischen Sprache finden sich außerdem die Bezeichnungen *lajiš* „der Starke" Jes. 30, 6; Sprüche 30, 30; Hiob 4, 11; *lābîʾ* Jes. 5, 29; Hiob 4, 11; die Löwin Gen. 49, 9; Jes. 30, 6 u. ö. und *šaḥal* „der Brüller" Hos. 5, 14; 13, 7; Hiob 4, 10; 10, 16; 28, 8; Sprüche 26, 13; Psalm 91, 13). Sein Brüllen erschreckte Menschen und Tiere (Amos 3, 8; Jes. 5, 29). Durch heftiges Schreien suchten ihn die Hirten zu verscheuchen (Jes. 31, 4). Ein Kampf mit ihm galt als besondere Heldentat (1. Sam. 17, 34; Amos 3, 12; Richt. 14, 15ff.). Ungefährlicher war es, ihn in Gruben zu fangen (Ezech. 19, 4. 8). Sein Aufenthalt war dichtes Gestrüpp (Jerem. 4, 7; 5, 6; 12, 8; Amos 3, 4), vor allem in der Jordan-Niederung (Jerem. 49, 19; 50, 44; Sach. 11, 3). Auch im schluchtenreichen Gebirge (Hohesl. 4, 8) und in der s. Wüste kam er vor (Jes. 30, 6). Wenn ein Landstrich verödete, vermehrten sich mit dem übrigen Raubzeuge auch die L. (2. Kön. 17, 25). Vielleicht sind 2 Orte nach ihm genannt (*lajiš* Richt. 18, 7ff.; Jes. 10, 30 und *bēt lebāʾôt* Jos. 19, 6, vgl. 1. Chron. 4, 31). Arabische Schriftsteller berichten, daß er noch im 12. Jh. in dem Sumpfdickicht des Orontes bei *ḥamâ* (Usâma ibn Munkiḏ ed. Derenbourg I 107, 165f.), zwischen *leǧǧûn* (bei Megiddo) und *qalansâwe* (Ibn Churdâdbeh S. 219) und am *wâdi zerqâ* im Ostjordanlande (Marâṣid) angetroffen wurde (B. Moritz *Arabien* 1923 S. 41). Das Tier ist also hier erst im Mittelalter ausgestorben.

§ 2. Die schriftlich bezeugte genaue Kenntnis des L. wird durch künstlerische Darstellungen bestätigt. Nicht in Betracht kommen freilich die Skarabäen und ihre Nachahmungen (Macalister *Gezer* II 316ff. Nr. 81, 225, 237, 261, 319; Schumacher *Mutesellim* S. 89 Tf. 27f.; Sellin *Tell Taʿannek* S. 50 Abb. 1; *Nachlese* S. 5 Abb. 1), die Amulette (Macalister *Gezer* II 332; III Tf. 210, 57), die aus Fayence hergestellten Salbenbehälter in Löwen-Form (Schumacher *Mutesellim* S. 90 Abb. 128ff.) und die als Orden verliehenen goldenen L. (Breasted *Ancient Records of Egypt* II 585, 587), da sie äg. Verhältnissen entstammen. Babyl.-assyr. sind die Darstellungen auf Siegeln (Macalister *Gezer* II 224; III Tf. 200, 33) oder als Gewicht (s. d. D § 6 X). Stark von der babyl. Kunst beeinflußt, aber sicher im Lande hergestellt ist das in Megiddo gefundene Siegel des Schemaʿ, das einen vortrefflich ausgeführten, brüllenden L. zeigt (Schumacher *Mutesellim* S. 99f. Abb. 147; Mitt. Deutsch. P. V. 1904 S. 1ff., 81ff. E. Kautzsch). Schon der Thron Salomos soll mit L. geschmückt gewesen sein; 2 standen zu beiden Seiten des Sitzes, 12 auf den 6 Stufen davor (1. Kön. 10, 19f.). Ebenso waren L. als Verzierung an den Kesselwagen (s. d.) des Tempels angebracht (1. Kön. 7, 29ff.). Wenn den Keruben ein Löwen-Antlitz zugesprochen wird (Ezech. 1, 10ff.; 41, 19), so geht dies wohl auf uralte mythologische Vorstellungen zurück, die auch in den Greifen Ausdruck gefunden haben. Mit Keruben sind liegende L. auf dem Kohlenbecken von Thaanach vereint (Sellin *Tell Taʿannek* S. 76ff. Abb. 102ff.). Liegende L. tragen den Steinsarg des Aḥirâm in Byblos (s. d.; Syria 4 [1923] S. 343 P. Montet). Die Darstellung von Gottheiten (z. B. Quadeš; s. Qades), die auf L. stehen, ist hettitisch (W. M. Müller *Egyptological Researches* I [1906] Tf. 41; H. Greßmann *Altorientalische Texte und Bilder zum AT* II [1909] S. 70f. Abb. 128ff.).

Peter Thomsen

F. Vorderasien s. Mesopotamien C, Vorderasien und Jagd E.

Löwentor (Mykenisches) s. Mykenai.

Lübeck. In der nächsten Umgebung von L. sind außer dem Fund von Schlutup, dem ältesten aus Schleswig-Holstein, einer Zeit angehörend, in der das Inlandeis die dtsch. Ostseeländer noch nicht ganz verlassen hatte (s. Nordischer Kreis A § 1), eine Anzahl von Steinzeitfunden, hauptsächlich aus der Litorina-Zeit, gemacht worden, die besonderes Interesse darbieten.

So fand man z. B. im Winter 1902—03 bei Baggerung eine Menge von Knochen- und Geweihresten, darunter auch Teile von Menschenschädeln. Im allg. sind jedoch diese Funde nicht von Wissenschaftlern *in situ* gesehen worden.

Anders steht es mit den epipaläol. Funden, die von Hans Spethmann gemacht wurden. Die Fundplätze sind die Herrenwieker Bucht und das Südende von Priwall. Seiner Ansicht nach dürfte unter der heutigen Trave, in ihrem Tal von Herrenwiek-Schlutup bis Priwall, eine alte Kulturschicht liegen.

Die Funde bestehen teils aus Geräten aus Hirschgeweih, teils aus Feuersteingegenständen. Die Geweihgeräte sind Äxte wie die der dän. Kjökkenmöddinger (5 St.), weiter 2 Äxte von einem Typus, der nur in dtsch. Ancylus- und Litorina-Ablagerungen gefunden ist, und zuletzt eine größere Zahl von zugespitzten Geräten, darunter auch Kjökkenmöddinger-Typen. Unter diesen Stücken mit schön geglätteten Knochenspitzen befindet sich ein wie eine gebogene Stange geformtes Gerät mit einem schräg gebohrten Stielloch nahe dem der polierten Spitze entgegengesetzten Ende. Die Feuersteingegenstände bestehen aus 4 Kernäxten (eine 36×7 cm, äußerst roh geschlagen, die übrigen ca. 9×2 cm), 4 Kernen und einer Menge von Spänen verschiedener Art.

Die Funde sind wenigstens zum größten Teile im Sande unter Litorina-Ablagerungen gehoben. So wurde z. B. eine der Äxte aus Hirschgeweih vom Kjökkenmöddinger-Typus aus 10 m T. unter einer 2 m mächtigen Litorina-Ablagerung zutage gefördert. Die Geräte stammen also aus einer Zeit, die der Transgression des Litorina-Meeres in diesen Gegenden vorausgeht.

Geol. sind die Funde von besonderem Interesse. Sie zeigen, daß schon in einem frühen Abschnitt der Litorina-Zeit eine Landsenkung begonnen hat, eine Senkung, welche nicht auf das Küstengebiet beschränkt ist, sondern, was auch aus einer Reihe von Bohrprofilen hervorgeht, sich weit landeinwärts erstreckt.

Wagt man aus typol. Erwägungen heraus zu behaupten, daß die oben erwähnten Funde mit den dän. Kjökkenmöddingern gleichzeitig sind, so darf man daraus wie aus den geol. Beobachtungen vielleicht über die Niveau-Veränderungen (s. d.) den Schluß ziehen, daß die Landsenkung, welche die hiesige Kulturschicht unter die Oberfläche des Litorina-Meeres führte, noch im Gang gewesen sein muß, als das Maximum des Litorina-Meeres auf Gotland erreicht war, d. h. die Zeit der hiesigen Landsenkung fällt mit der Zeit der nord. Landhebung zusammen.

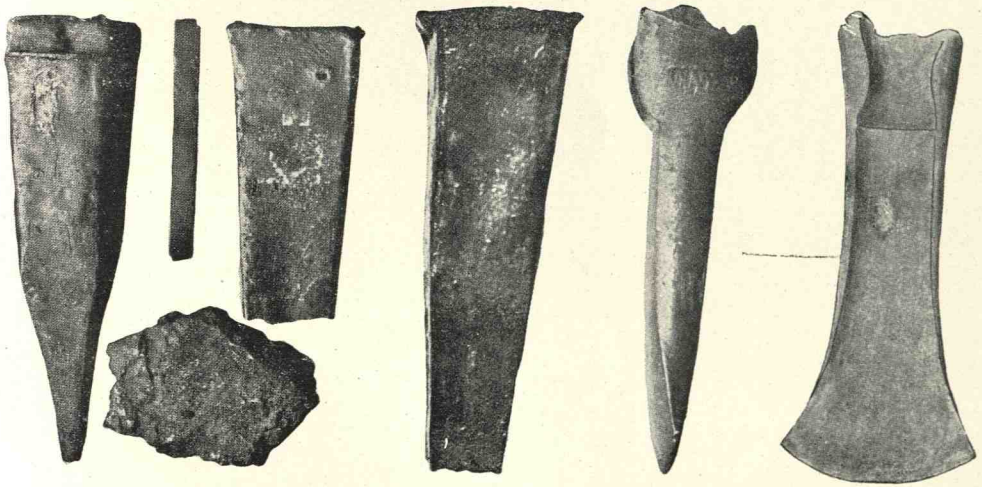
Hans Spethmann *Ancylussee und Litorinameer im südwestlichen Ostseebecken* Mitt. d. Geogr. Ges. u. d. Naturh. Mus. Lübeck R. 2 H. 21 (1906) S. 53 ff.; P. Friedrich und H. Heiden *Die Lübeckischen Litorinabildungen* ebd. R. 2 H. 20 (1905) S. 63 ff.; R. Struck *Aus dem Naturhistorischen Museum* Lübeckische Blätter 47 Nr. 38 S. 523. Hjalmar Larsen

Lueg-Pass (Gemeinde Obergäu, Salzburg; Tf. 211). Etwa auf der Paßhöhe, welche das obere Salzach-Tal mit dem unteren verbindet, wurde 1838, nur unter einer dünnen Decke von Moosen und umgeben von Steingeröll, ein Helm, eine zerbrochene Lappenaxt und zwei Pickel (gleich denen im nahen Bergwerk Mitterbergalpe verwendeten) aus Bronze und Bruchstücke von Gußkuchen aus Kupfer gefunden.

Der Helm (Tf. 211 a) besteht aus einer annähernd halbkugeligen Haube, dreilappigem Kamme und Wangenklappen, sorgfältig getrieben, mit Punktreihen, Buckeln und konzentrischen Kreisornamenten verziert.

Der Fund kam nach verschiedenen Irrfahrten ins Städtische Museum in Salzburg. Es handelt sich, wie die genaueren Untersuchungen ergeben haben, um einen Depotfund, offenbar eines wandernden Bronzegießers, der vom S herauf den seiner

a



b c d e f g

Lueg-Paß

a. Helm. $^1/_4$ n. Gr. — b, c, e—g. Bronzegeräte. — d. Kupfer. Nach G. Kyrle.

Form nach dem min.-myk. Kulturkreise nahestehenden Helm mitbrachte und in unmittelbarer Nähe der Kupferbergwerke Bruchmetall und Gußkuchen einhandelte und auf der Paßhöhe deponierte.

Die Deponierung des Fundes erfolgte zu Beginn der HZ. Der Helm vom Passe Lueg ist einer der besterhaltenen Stücke seiner Gruppe. Vgl. Helm A § 5.

G. Kyrle *Urgeschichte des Kronlandes Salzburg* Oesterreichische Kunsttopographie XVII S. 31—33, 80—83. G. Kyrle

Luga s. Diluvialflora § 1.

Lugier s. Germanen B § 5.

Lugovája Mogila s. Alexandrópol.

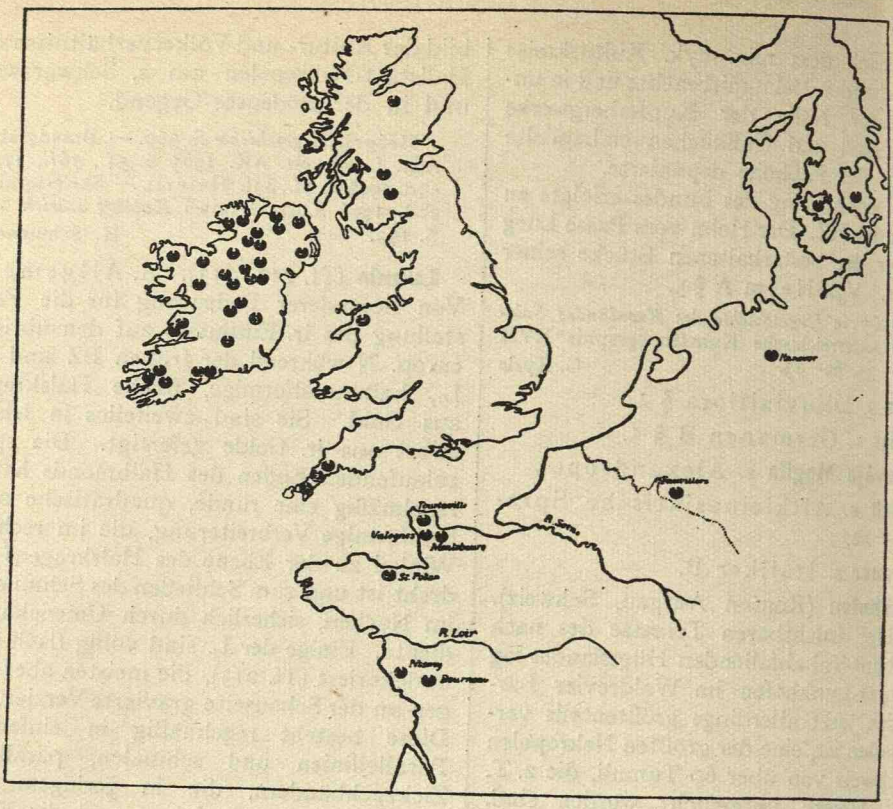
Luisch s. Altkleinasiatische Sprachen § 12.

Lukaner s. Italiker B.

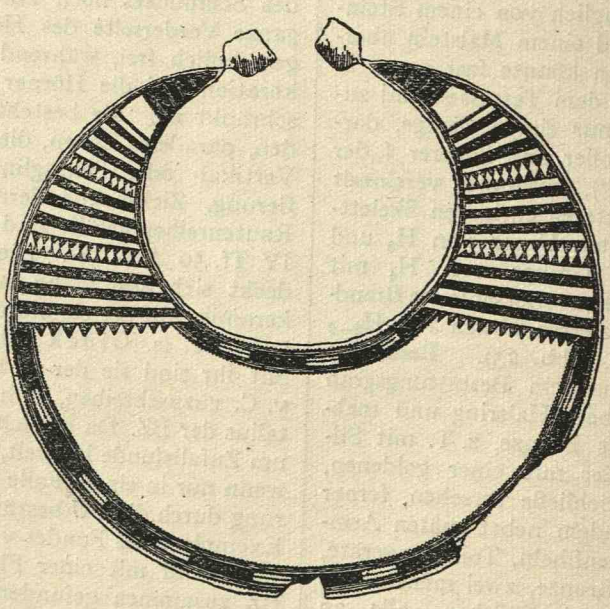
Lunkhofen (Kanton Aargau, Schweiz). Auf einer fruchtbaren Terrasse des nach dem Reuß-Tal abfallenden Hügellandes lag bei Unter-Lunkhofen im Waldrevier Bärhau, das jetzt allerdings größtenteils verschwunden ist, eine der größten Nekropolen der Schweiz von über 60 Tumuli, die z. T. von J. Heierli untersucht worden sind. Die meisten Hügel, teils flach, teils noch bis 4 m h., ursprünglich von einem Steinkranz umgeben und einem Malstein überragt, sind eng, man könnte fast sagen in Reihen parallel zu dem Terrassenrand zusammengedrängt, nur einige wenige, darunter ein sehr großer und höherer („der große Heidenhügel"), umsäumen vereinzelt dieselben. Die letzteren enthalten Skelettgräber mit bemalten Urnen von H_3 und reichausgestattete Gräber von H_4 mit wenig Keramik, die ersteren einfache Brandgräber mit unverzierten Urnen von H_{2-3} (Band IV Tf. 60 Abb. 23). Besonders reiche Beigaben hat ein Bestattungsgrab (Frauengrab) ergeben: Halsring und mehrere Armringe aus Bronze, z. T. mit Silber überzogen oder mit einer goldenen, schön verzierten Schließe versehen, ferner mehrere Bronzenadeln nebst späten Armbrust- und Paukenfibeln, Toilettengeräte, 4 Amulette aus Bronze, zwei menschliche Figürchen und zwei Füßchen, alle an Ringen, und schließlich noch einen Gürtelschmuck und zahlreiche Bernsteinperlen. Die Nekropole gibt also ein genaues Spiegelbild der Kultur- und Völkerverhältnisse der Hallstatt-Nekropolen am s. Schwarzwald und in der Bodensee-Gegend.

Heierli *Urgeschichte* S. 369. — Brandgräber: Anz. f. schweiz. AK. 1905 S. 5f., 76f., 177f.; ebd. 1906 S. 1f., 89f. Heierli. — Skelettgräber: ebd. 1906 S. 92; Ulrich *Katalog Zürich* 1890 S. 192. K. Schumacher

Lunula (Tf. 212, 213). A. Allgemein. Von besonderer Bedeutung für die Feststellung des ir. Einflusses auf den übrigen europ. N während der frühen BZ sind die L., halbmondförmige, flache Halskragen aus Gold. Sie sind zweifellos in Irland selbst aus ir. Golde gefertigt. Die spitz zulaufenden Enden des Halbmonds haben regelmäßig eine runde, quadratische oder herzförmige Verbreiterung, die im rechten Winkel zu der Ebene des Halskragens gedreht ist und zum Schließen des Schmuckes im Nacken, sicherlich durch Umwicklung, diente. Einige der L. sind völlig flach und undekoriert (Tf. 213), die meisten aber zeigen an der Schauseite gravierte Verzierung. Diese besteht regelmäßig in einfachen Parallellinien und schmalen, parallelen Zickzackbändern, die in geringem Abstande dem Rande folgen und die Form des Schmuckes noch klarer betonen. Die ganze Vorderseite des Halbmondes bleibt gewöhnlich frei, während die eigentl. Dekoration auf die Hörner des Mondes beschränkt ist. Sie besteht aus querlaufenden, parallelen Zonen, die mit Horizontal-, Vertikal- oder Schräglinien, mit Schraffierung, Zickzackbändern, Dreieck- oder Rautenreihen gefüllt sind (Tf. 212b; Band IV Tf. 50 Abb. 18). Die Ornamentierung deckt sich also völlig mit der der Zonenkeramik, mit der sie klare Zusammenhänge aufweist (s. Glockenbecherkultur). Mit ihr sind sie der 2. Hälfte des 3. Jht. v. C. zuzuschreiben, d. h. der Per. I Montelius der BZ. Da es sich bei den L. meist um Zufallsfunde handelt, so ist erklärlich, wenn nur in einem Falle diese frühe Datierung durch die FU bestätigt ist: die beiden Exemplare des Fundes von Padstow (Cornwall) sind mit einer Flachaxt der frühen BZ zusammen gefunden worden. Die L. von Newtown (Co Cavan) lag in einem besonders dafür gearbeiteten Eichenholzkasten. Die Herkunft der L. aus Irland



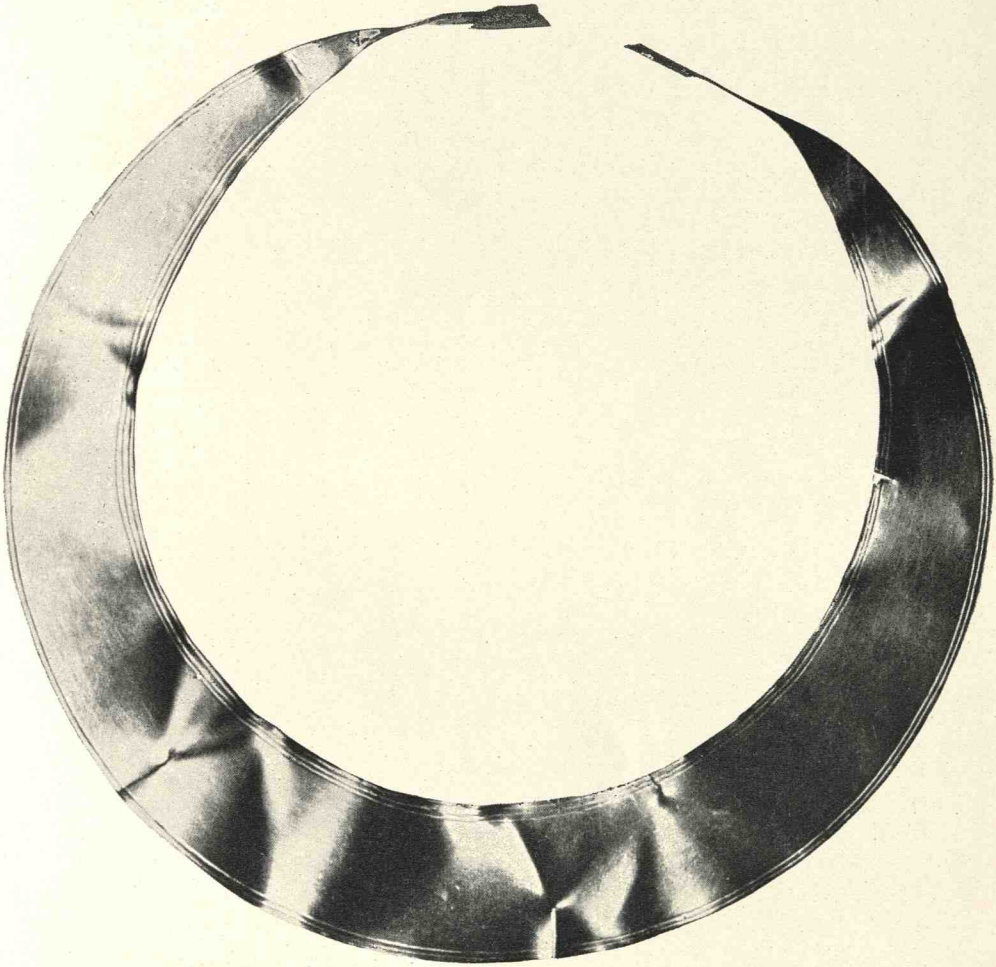
a



b

Lunula

a. Verbreitungskarte der goldenen Lunulae. — b. Goldene Lunula. Athlone, Co. Roscommon, Irland. ca. 1/4 n. Gr. — Nach G. Coffey.



Lunula

Schulenburg, Hannover. Ca. 3/4 n. Gr. Nach Photographie des Provinzialmuseums Hannover.

wird am klarsten durch ihre Verbreitung erwiesen. Während aus Irland allein bisher 69 solcher Schmuckstücke stammen, hat England deren 5, Schottland 4 geliefert. Aus dem nw. Frankreich sind 6 L. bekannt, eine aus Belgien, zwei von den dän. Inseln und eine endlich aus Hannover (Tf. 212 a). So umschreibt das Verbreitungsgebiet der L. deutlich die auch sonst feststellbare Einflußsphäre Irlands während der Per. I Montelius der BZ. Die ir. L. sind vielleicht als Vorbilder der germ. Halskragen der Per. II anzusehen. S. a. Nordischer Kreis B § 7a.

Archaeologia 2 (1773) S. 36ff. Pococke; Journal of the Soc. of Ant. of Ireland 1897 S. 16ff. Frazer; Rev. celt. 1900 S. 67ff. S. Reinach; Proceedings R. Irish Academy 27 (1907/9) Sect. C S. 251ff.; 30 (1912/3) Sect. C S. 449ff. G. Coffey; ders. *The Bronze Age in Ireland* S. 47ff.; Read *Catalogue to the Antiquities of the Bronze Age Brit. Mus.* S. 145ff.; Montelius *Chronologie ält. BZ.* S. 211; Déchelette *Manuel* II 353f.; Armstrong *Catalogue of Irish Gold Ornaments in the Collection of the R. Irish Academy* 1920 S. 9ff. W. Bremer

B. Nordischer Kreis. Im skand. Gebiet sind bisher zwei Stücke gefunden, die als ir. Importstücke zu betrachten sind. Das eine wurde bei Skovshøirup (Fünen) gehoben und ist mit einfachen Linienbändern versehen. Das andere stammt von Grevinge auf Seeland und ist ganz unverziert. Das nordd. Exemplar ist in Hannover (Tf. 213) gefunden. S. a. Nordischer Kreis B § 7a.

Sv. Fornm. Tidskr. 7 (1888—90) S. 137ff. Montelius; ders. *Chron. ält. BZ.* S. 78f.; Déchelette *Manuel* II 353ff.; Mannus 4 (1912) S. 70f. Hahne. Bengt Cnattingius

Lupe. Man hat angenommen, daß manche Goldschmiedearbeiten, wie Granulationen feinster Art, nur mit Hilfe eines Vergrößerungsglases hergestellt werden konnten. L. aus Glas sind in vorgesch. Funden nicht bekannt. Aber im Schatzfund L von Troja II befindet sich eine plankonvexe, aus Bergkristall (s. d.) geschliffene Linse, die als Vergrößerungsglas benutzt werden kann. Die Zusammensetzung des Fundes läßt freilich keinen Zweifel, daß sie zu Zierzwecken etwa als Besatz oder Inkrustation hergestellt worden ist. Immerhin besteht die Möglichkeit, daß man die Vergrößerungsfähigkeit erkannt und gelegentlich benutzt hat. Dasselbe mag von einer ähnlichen plankonvexen, ovalen Linse aus Bergkristall von Kalḫu gelten (s. Brille). Die feuerzündende Kraft des Brennglases war Aristophanes (Nubes) bekannt.

Dörpfeld *Troja* S. 340; F. M. Feldhaus *Die Technik der Vorzeit* 1914 S. 667. Alfred Götze

Lur(e) s. Musik A § 3—5.

Lüscherz (Locras; Bieler See, Schweiz). Die große Pfahlbaustation besteht aus mehreren übereinanderliegenden Schichten, deren unterste 3 m t. lag. Die Hauptschicht ist die oberste, die stellenweise 60—70 cm mächtig ist. Wichtiger als diese neol. Hauptstation ist ein kleinerer, weiter im See liegender Pfahlbau auf mächtigen Eichenpfählen, der in den Ausgang des Neol., Per. Ischer IV (Finelz; s. Schweiz B) gehört. Die Schichtmächtigkeit beträgt nur 30 cm, um so wichtiger sind die Funde. Das von Gross erwähnte Schwert gehört natürlich nicht dieser Schicht an. Hervorzuheben sind: Feuersteinpfeilspitzen mit Griffzunge und Widerhaken; sehr schöne durchbohrte Hammeräxte und reiche Keramik. An Metallwerkzeugen begegnen Dinge, die auf starken westeurop. Einfluß hinweisen, der ja schon in der Keramik der voraufgehenden Stufe zu erkennen ist: ein Dolch mit breiter, flacher Griffzunge, eine Axtdolchklinge und vor allem eine Doppelaxt (Kupfer; mit ganz enger Durchbohrung) der Gruppe, die man gemeiniglich als Kupferbarren bezeichnet. Daß es sich aber nicht um derartiges handeln kann, lehrt eine ebenfalls in dieser Station gefundene Nachbildung einer solchen Doppelaxt in Stein (s. Geld § 14).

F. Keller 7. *Pfahlbautenbericht* S. 2ff. Mitt. Zürich 19 (1875ff.); V. Groß 8. *Pfahlbautenbericht* S. 28ff. und Tf. 5 ebd. 20 (1878); J. Heierli, V. Groß 9. *Pfahlbautenbericht* S. 65, 68 ebd. 22 (1886/90). W. Bremer

Luvisch s. Altkleinasiatische Sprachen § 12.

Lydisch s. Altkleinasiatische Sprachen § 24.

Lygier s. Germanen B § 5.

Lykier. A. Sprache s. Altkleinasiatische Sprachen § 21—23.

B. Anthropologie. Verwandte der Karer (s. d.) und Thraker (?; s. d.), ver

mutlich von See kommend (von Kreta?) als Eroberer ins Land eingedrungen; nach Herodot sollen sie sich ursprünglich Termilen genannt haben. Die erobernde, herrschende Schicht dürfte der hellfarbigen nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.), die einheimische Bevölkerung (die eigentlichen Lukki, deren Name übernommen wurde) dem *Homo tauricus* (s. d.), also einer kurzköpfigen und dunklen Rasse, angehört haben, vielleicht vermischt mit *Homo mediterraneus* (s. d.).

Fligier *Die Urzeit von Hellas u. Italien* Archiv f. Anthr. 13 (1881) S. 433 ff.; E. Fischer *Spez. Anthropologie* in *Anthropologie* 1923 S. 170; K. Penka *Die vorhellen. Bevölkerung Griechenlands* Pol. Anthr. Rev. 10 (1911) S. 145.

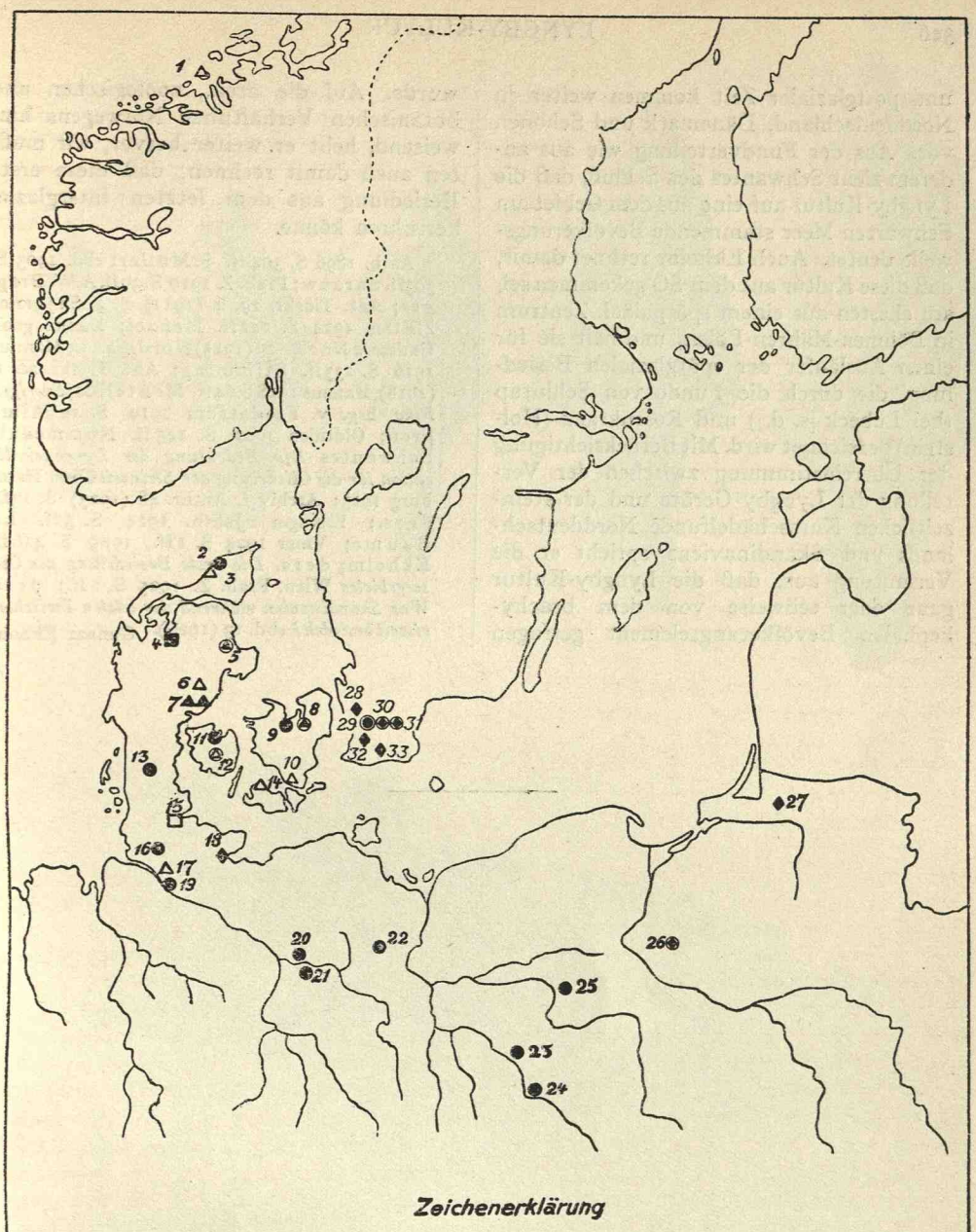
Reche

Lyngby-Kultur (Tf. 214, 215a—e; Band IX Tf. 2). § 1. So hat der norweg. Geologe P. A. Øyen die nord. steinzeitl. Kulturstufe benannt, die vor allem durch zwei Typen charakterisiert wird, die von Lyngby, einem FO an der Westküste vom n. Jütland, bekannt sind: eine Hacke oder Axt von Rentierhorn und eine triangulăre Feuersteinpfeilspitze mit Angel (Tf. 215a—e, Band IX Tf. 2). Auf die Renhorngeräte hat zuerst S. Müller hingewiesen, der drei Stücke davon veröffentlichte (von Lyngby, Jütland; Kragevig, Seeland; Odense-Kanal, Fünen). Müller nahm an, daß, da ähnliche Artefakte aus dem Paläol. nicht bekannt seien, sie der „arktischen", den Lappen zugeschriebenen Kultur angehörten, aus dem n. Skandinavien importiert und wahrscheinlich spät, vielleicht nicht einmal steinzeitl. seien.

§ 2. Sarauw, der von Müllers Gruppe das Exemplar von Kragevig abtrennte und dafür einen anderen seeländischen Fund (Vejleby) heranzog, hielt diese Geräte für einheimische Formen aus einer Per., in der das Ren noch in Dänemark lebte, also aus der spätglazialen Stufe oder der frühen postglazialen Zeit. Sarauws Datierung wurde von Montelius in präzisierterer Form übernommen, der in dieselbe Zeit die mandelförmigen Flintgeräte (s. d.) und eine bei Nørre-Lyngby, ganz nahe bei der erwähnten Renhornhacke, gefundene Feuersteinspitze setzte. Nach Montelius sollten beide Typen nahe Verwandtschaft mit Formen des westeurop. Solutréen (s. d.) aufweisen, die nord. Fundgruppe sollte deshalb mit ihr gleichzeitig sein und dieselbe Kultur und Bevölkerung repräsentieren. In dem Ostseegebiet gehören diese Geräte dem Eismeer- (Yoldia-) Stadium an.

§ 3. Diese chronol. Beurteilung der Lyngby-Kultur stimmt jedoch nicht mit den Ergebnissen der dtsch. und skand. geol. Forschung überein. Von A. W. Brøgger und Stimming wurden zwei Renhornhacken aus den Tonschichten des Havellandes (s. Norddeutschland A § 5) veröffentlicht, die Menzel und Stimming in das Magdalénien datierten. Die Feuersteinspitze von Nørre-Lyngby, die *in situ* beobachtet war, dürfte nach V. Nordmann in den Anfang der Waldzeit zu setzen sein. Nordmann hob auch hervor, daß das Ren in Dänemark noch in dieser Stufe lebte, daß also die Rentierhacken nicht in die Yoldia-Zeit zu gehören brauchten. Durch Nummedals Datierung einer Flintspitze vom Nørre-Lyngby-Typus aus Kristiansund (s. Nordischer Kreis A § 1) erhalten diese Beobachtungen eine gute Stütze und werden weiter bekräftigt durch Schwantes Ausführungen über die in die Espenzeit zu datierende Renhornaxt von Langenfelde.

§ 4. Was die Stellung der Lyngby-Kultur zum Paläol. betrifft, so geht die Forschung den von S. Müller eingeschlagenen Weg. Stjerna erklärt, daß die Renhornhacken „nichts mit der westeurop. paläol. Zivilisation zu schaffen haben", und Almgren rechnet damit, daß sie aus Süddeutschland oder dem Gebiet der ehemaligen österreichischen Monarchie stammen könnten. Die Zusammenstellungen von Schwantes und Ekholm ergaben etwa ein Dutzend Fundstücke mit einer bestimmt sö. Orientierung. Zu den drei dän. kommen jetzt weitere 10 Stücke: eines aus Schweden (Schonen), zwei aus Schleswig-Holstein (Fauderup, Fähre Rüsterbergen), eins aus der Nähe von Altona (Langenfelde), drei aus Brandenburg (Heegermühle, Pritzerber See, Briest), eins aus Posen (Murowana-Goslin) und zwei aus Schlesien (Gahle, Mondschütz). Die beiden zuletzt genannten sind jedoch aus Hirschhorn, und der Fund von Heegermühle ist nicht ganz sicher. Bearbeitete Rentierhorne aus spät-

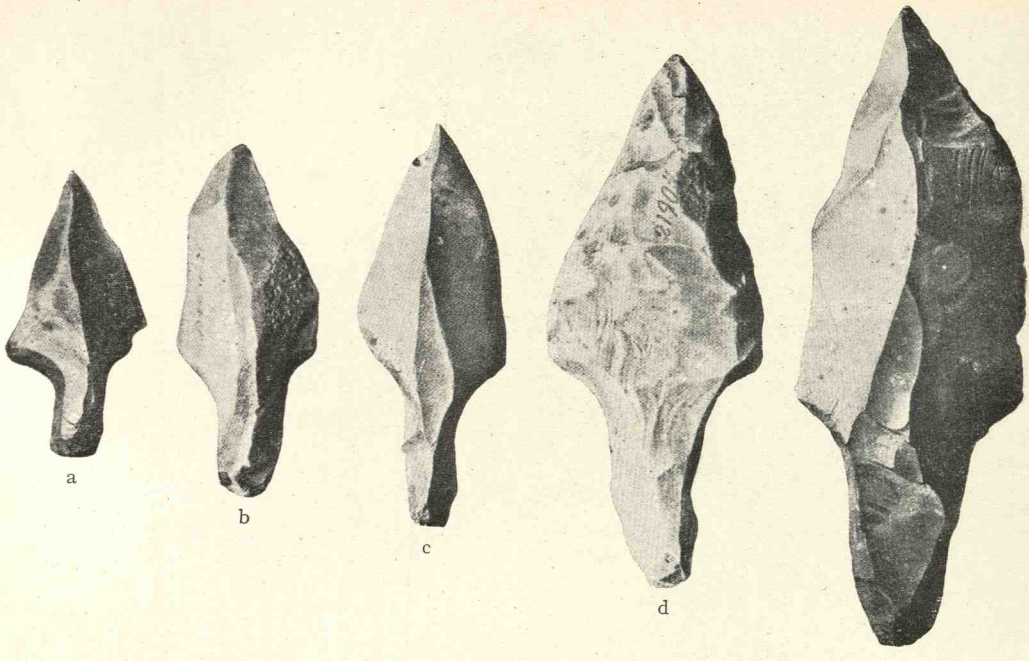


Lyngby-Kultur

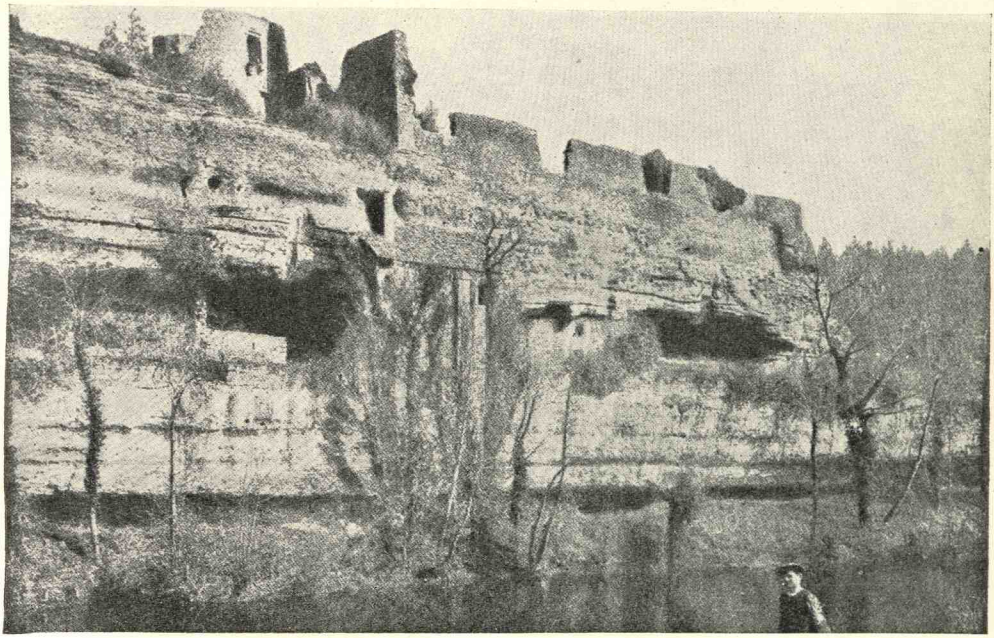
1. Kristiansund. 2—3. Lyngby. 4. Hjorthede. 5. Gegend von Randers. 6. Viby. 7. Horsens Fjord. 8. Ods Herred. 9. Vejleby. 10. Bakkebølle. 11. Odense-Kanal. 12. Fünen. 13. Fauderup. 14. Vesterborg. 15. Rosenkranz. 16. Fähre Rüsterbergen. 17. Boberg. 18. Schlutup. 19. Langenfelde. 20. Pritzerber See. 21. Briest. 22. Heegermühle. 23. Gahle. 24. Mondschütz. 25. Murowana-Goslin. 26. Kulmerland. 27. Popelken. 28. Dagstorp Moor. 29—31. Schonen. 32. Bara Moor. 33. Hylteberga. — Nr. 15 und 18 in Dryas-Ton gefunden; auch Nr. 26 als spätglazial angesehen (La Baume). — Nach G. Ekholm.

und postglazialer Zeit kommen weiter in Norddeutschland, Dänemark und Schonen vor. Aus der Fundverteilung wie aus anderem zieht Schwantes den Schluß, daß die Lyngby-Kultur auf eine aus dem Gebiet am Schwarzen Meer stammende Bevölkerungswelle deutet. Auch Ekholm rechnet damit, daß diese Kultur aus dem SO gekommen sei, am ehesten aus einem spätpaläol. Zentrum in Böhmen-Mähren-Polen, und hält sie für einen Ausläufer der spätglazialen Besiedlung, die durch die Funde von Schlutup (bei Lübeck [s. d.]) und Rosenkranz (Holstein) bezeichnet wird. Mit Berücksichtigung der Übereinstimmung zwischen der Verteilung der Lyngby-Geräte und der steinzeitlichen Kurzschädelfunde Norddeutschlands und Skandinaviens spricht er die Vermutung aus, daß die Lyngby-Kultur ganz oder teilweise von dem brachykephalen Bevölkerungselement getragen wurde. Auf die arch., zoologischen und botanischen Verhältnisse Norwegens hinweisend, hebt er weiter hervor, wir müßten auch damit rechnen, daß diese erste Besiedlung aus dem letzten Interglazial herrühren könne.

Aarb. 1896 S. 304 ff. S. Müller; ebd. 1903 S. 303 ff. Sarauw; Präh. Z. 1910 S. 39 ff. A. W. Brøgger; Ant. Tidskr. 19, 2 (1911) S. 2 Stjerna; ZfEthn. 1914 S. 222 ff. Menzel; Danm. geol. Unders. 2 Nr. 28—29 (1915) Nordmann; Mannus 1916 S. 233 ff. Stimming; Ant. Tidskr. 20, 6 (1918), Mannus 1918 S. 64 ff. Montelius; *Sveriges Rike* hsg. v. Flodström 1919 S. 19 Almgren; Oldtiden 1922 S. 145 ff. Nummedal; Schwantes *Die Bedeutung der Lyngbycivilisation für die Gliederung der Steinzeit* Diss. Hamburg 1923; Archiv f. Anthr. 48 (1923) S. 13 ff. ders.; Elbinger Jahrb. 1924 S. 3 ff. La Baume; Ymer 1924 S. 1 ff., 1925 S. 416 ff. Ekholm; ders. *Die erste Besiedelung des Ostseegebietes* Wien. Präh. Z. 1925 S. 1 ff.; ders. *War Skandinavien während der letzten Zwischeneiszeit besiedelt?* ebd. 13 (1926). Gunnar Ekholm



a b c d e



f

Lyngby-Kultur

Spitzen aus Dänemark: a. Lyngby, Jütland. — b. Bakkabølle, Seeland. — c. Vesterborg, Laaland. — d. Fünen. — e. Viby, Jütland. $^1/_2$ n. Gr. Nach G. Ekholm und G. Schwantes.

Magdalénien

f. Die Höhlen von La Madaleine, Dordogne. Oben mittelalterliche Burgruine, die diluvialen Schichten einige Meter über dem Flußniveau. Nach F. Obermaier.

M

Mäander. Wir können in der alteurop. Ornamentik zwei Hauptgruppen von Mäandermustern unterscheiden: die neol. und die früh-eisenzeitl. Daneben ist die rätselhafte Erscheinung eines komplizierten, flächenbedeckenden M. im osteurop. Paläol. (Knochenplatten von Mezine, Südrußland) erwähnenswert, weil sie den sicheren Beweis für die Möglichkeit eines spontanen Entstehens der Form unter ganz verschiedenen Voraussetzungen liefert (Abb. u. a. in Hoernes *Urgesch.*[2] S. 135).

§ 1. Trotz seiner scheinbar einfachen Gestalt ist der M. mit seiner plötzlich veränderlichen, abwechselnd vor- und wieder rückwärtsschreitenden Bewegung nicht aus der selbständigen Entwicklung der geradlinigen neol. Ornamentik zu erklären. Dagegen zeigt sein auf die Bandkeramik beschränktes Vorkommen einen so engen Zusammenhang mit der Spirale, daß wenigstens für die neol. Mäandermotive die Entstehung aus der geradlinigen Übersetzung dieser noch nicht bodenständigen krummlinigen Form nicht zu bezweifeln ist. Damit käme die oft versuchte Erklärung des M. aus der Flecht- oder Webetechnik wenigstens für diese frühere Gruppe kaum mehr in Frage (dagegen Schuchhardt, Wilke). Seltener in der Tripolje-Kultur Südrußlands (s. d. B), erscheinen M. und Mäandroïden in der j. StZ Siebenbürgens, Ungarns, Mährens, Böhmens, Schlesiens, Mittel- und Süddeutschlands bis zum Rhein; auf der Balkanhalbinsel bis Nordgriechenland; in Italien (Molfetta; s. d.) — immer in der Nähe der Spirale und oft als deren unmittelbare Übertragung in die einheimische geradlinige Formsprache erkennbar. Bezeichnenderweise handelt es sich fast ausnahmslos um den schrägen M., oft um kurz abgehackte, unsicher verlaufende Formen. Als ausgesprochene Zwitterform hat sich dieser neol. M. nur ausnahmsweise, wie in Italien, in die Metallzeit hinübergerettet; in der mitteleurop. Bandkeramik fand dagegen eine weitere Rückbildung statt bis zu den Winkelbandmotiven der böhm. Stichband- und rhein. Hinkelsteinkeramik (s. Winkelband). — Wie sich die aus der neol. Gefäßverzierung Kretas (Knossos) und Maltas (Bahria) bekannten M. zu den bandkeramischen verhalten, ist noch ungeklärt.

§ 2. Die zweite Gruppe von Mäanderformen wurzelt im Dipylon-Stil (s. Dipylon, „Geometrische" Kultur) und zeigt sich im Gegensatz zum neol. M. als das klassische, sich endlos ergänzende, aus senkrechten und wagerechten Teilen aufgebaute Bandmuster. Über sein Entstehen gehen die Ansichten noch sehr auseinander. Sehen wir ab von den vielen, mehr oder weniger zufälligen Faktoren, welche die Entwicklung gefördert haben mögen, so verdient wohl Wickhoffs Erklärung, nach der der griech. M. als eine Ordnung geometrischer Motive unter der Nachwirkung des myk. Spiralbandes und der Ranke zu betrachten sei, den Vorzug. Danach würde die allg. Verwendung des M. in dem griech.-geometrischen Stil an Stelle des Spiral- und Wellenbandes der myk. Kunst eine bemerkenswerte Parallele zu der Ablösung der neol. Spirale durch die winklig gebrochene, mäandroïde Form bieten. Von Griechenland aus verbreitete sich der M. über Italien, wo er, zunächst eingeritzt, später auch aufgemalt, zusammen mit der abgeleiteten Form der gereihten ⌐-Motive schon an Villanova-Ossuarien der späten BZ erscheint (vgl. z. B. Band VI Tf. 33 a, b). Vom S verbreitete sich die Form über den ganzen Bereich der Hallstattkultur von Frankreich bis Ungarn, namentlich als eingeritzte oder gemalte Verzierung der Tongefäße; gleichzeitig und anknüp-

fend an griech. Vorlagen begegnet das Muster an kaukas. Tongefäßen der frühen EZ. Die in der Hallstattkunst beliebte Form des symmetrischen M. dringt während der IV. Per. Mont. vereinzelt bis nach Skandinavien, wo die unbrauchbare geradlinige Form in den einheimischen krummlinigen Stil übersetzt wird: es vollzieht sich genau die umgekehrte Umwandlung wie in der steinzeitl. Bandkeramik. In der flüssigen, phantastisch bewegten Latène-Ornamentik konnte die trockene geometrische Form trotz ihres Vorkommens, z. B. an Tongefäßen, keine größere Rolle spielen. Erst an den germ. Mäander-Urnen der Spätlatène- und der Kaiserzeit hat der M. sich kurze Zeit als Leitmotiv behauptet.

Jahrb. des Ver. f. Meckl. Gesch. 1891 S. 226 R. Beltz; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 284ff., 350f., 480ff., 604; G. Kossinna *Vorgeschichte*[2] 1914 S. 170ff.; Müller *Ordning* II 401; ders. *Oldtidens Kunst Bronzealdern* S. 33f.; Präh. Z. 2 (1910) S. 269 Montelius; Fr. Poulsen *Die Dipylongräber* usw. 1905 S. 83ff.; ZfEthn. 35 (1903) S. 450f. H. Schmidt; Hoops *Reall.* s. v. Mäander C. Schuchhardt; Präh. Z. 7 (1915) S. 45ff. G. Schwantes; Fr. Wickhoff *Über die histor. Einheitlichkeit der gesamten Kunstentwicklung* Festgaben f. Budinger 1898; G. Wilke *Spiral-Mäander-Keramik* 1911; [O. Kunkel *Der Mäander in den vor- und frühgeschichtlichen Kulturen Europas* Marburg 1925].

F. A. v. Scheltema

Macacus s. Diluvialfauna § 6, 7.

Machairodus s. Diluvialfauna § 6, 7.

Madara (unweit Šumen, Bulgarien). Künstliche Wohnhöhlen aus neol. Zeit. Sie liegen, in zwei Gruppen gesondert, beiderseits einer natürlichen Grotte (Pod-Grado) und enthalten zahlreiche Kulturreste, die aber wahrscheinlich erst aus der natürlichen Grotte eingeschwemmt sind. Unter den Tierresten ist besonders bemerkenswert das Pferd (s. d. B), das in Kodža-Dermen (s. d.) fehlt. Die keramischen Reste stammen sowohl von rohen, dickwandigen wie feineren, dünnwandigen Gefäßen und sind, mit Ausnahmen von 2—3 durch grobe Einschnitte verzierten Fragmenten, sämtlich ohne Verzierung. — Die vorwiegend aus dunkelgrünem Gestein hergestellten Äxte haben meist Rechteck- oder Trapezform, gerundete Schmalseiten und einseitig zugeschärfte Schneide. Daneben erscheinen ziemlich zahlreiche Reste durchlochter Äxte von elliptischem Querschnitt. Unter den Feuersteingeräten sind besonders bemerkenswert die einfachen und Doppelschaber und die Rundschaber. Die Pfeilspitzen zeigen vorwiegend Dreieckform, z. T. mit beginnender Einbuchtung der Basis. Daneben erscheinen aber auch rauten- und mandelförmige Spitzen. Aus Horn wurden neben den üblichen Pfriemen usw. auch durchbohrte Hämmer von verschiedenem Typus hergestellt. Als Anhänger dienten außer durchbohrten Zähnen von Hund, Dachs usw. durchlöcherte, oben z. T. dreieckig zugestutzte Rippenstücke und elliptische Hornstücke mit konvexer Ober- und flacher Unterfläche. Endlich fanden sich auch noch mehrfach Astragali von Schaf, Rind und Hirsch mit einer oder zwei geglätteten Flächen wie in den Wohnhügeln bei Šumen und in Troja.

R. Poppow *Beitr. z. Vorgesch. Bulgariens* Präh. Z. 4 (1912) S. 88ff.; *Vodač za narodnija muzej v Sofija* 1923 S. 77.

G. Wilke

Mädchenweihe.

§ 1. Vorkommen der M. — § 2. Der kritische Zustand und traditionelle Emotionen. — § 3. Verknüpfung mit Jünglingsweihe. — § 4. M. und Mutterrecht, in Verbindung mit Sexualwahl. — § 5. M. in Verbindung mit Unterricht. — § 6. Fälle von Überwiegen der M. gegenüber der Jünglingsweihe. — § 7. M. als Vorbereitung für die Ehe.

§ 1. Ebenso wie bei der Jünglingsweihe (s. d.) handelt es sich bei der M. um ein zauberisches Nachhelfen an den Naturvorgängen. Das geschieht in verschiedener Weise und hängt in der Durchführung von anderen Einrichtungen und Vorstellungen ab. Hervortretend ist die Tendenz, sich zu verbergen oder des Verborgenwerdens. Bald werden die betreffenden Zeremonien freudig übernommen, bald nur widerwillig und mit Schmerz. Die emotionelle Einstellung dazu ist also ungleich und traditionell bedingt. Vielfach handelt es sich um eine Vorbereitung für den Sexualverkehr, insbesondere für die Ehe.

Indessen nicht überall findet sich die M. Fehlen schon bei mancherlei Stämmen, z. B. Australiens, ganz oder teilweise die Jünglingsweihe, die Beschneidung und ähnliche Verfahren, wie z. B. in einem erheblichen Teile des sog. Northern Territory von Australien (Spencer S. 90), so mangelt die M. verhältnismäßig noch häufiger, und zwar auch bei vielen Stäm-

men, bei denen die Jünglingsweihe geübt wird. — Im allg. kann man sagen, daß die M. in der Regel kürzer an Dauer und mit weniger Zeremoniell ausgestattet ist als die Jünglingsweihe. Nur ganz ausnahmsweise kommt es vor, daß eine M. vollzogen wird, ohne daß in der gleichen Gemeinschaft auch eine solche an den jungen Leuten stattfindet.

Obgleich also bei den Australiern eigentliche M. selten vorkommen, gibt es doch verschiedene Zeremonien, die in Verbindung mit anderen Festen, z. B. mit dem Yams-Fest, das Wachstum der Mädchen fördern sollen, so, wenn der Vater im Verlauf des erwähnten Festes das Haar seiner Tochter mit Wasser reibt, das diese aus einem Korb von Palmblättern gießt, usw. (Spencer S. 103). Unter den Eingeborenen der Inseln Melville und Bathurst im N Australiens schienen junge Mädchen als Partner der Knaben bei der Weihe der letzteren eine Rolle zu spielen (ebd. S. 93, 101, 107).

§ 2. Bei den verschiedenen Vorgängen der Reifeweihe sticht unter den kalifornischen Indianern (nach Kroeber S. 301) betreffs der Mädchen der Gedanke hervor, daß die betreffende Person in einen kritischen Zustand nicht nur für sich selbst, sondern auch in bezug auf die Gemeinschaft eingetreten ist, daß sie vermöge der Zaubermacht, die von ihr ausgeht, eine latente Gefahr bildet. Diese mystische Auswirkung wird mit der gesamten äußeren Natur, namentlich soweit sie von Bedeutung für das Leben des Stammes ist, in Zusammenhang gebracht: vielleicht fehlt es deshalb das nächste Jahr an Eicheln, oder die Lachse kommen nicht den Fluß herauf! Deshalb, gewissermaßen um es vor den treibenden Mächten der Natur zu verbergen, wird das heranwachsende Mädchen mit einer Decke verhüllt oder unter einen großen Korb gesetzt, oder es muß unter Federn die Augen verstecken oder doch das Haar sich über das Gesicht fallen lassen und mit gesenktem Kopf herumgehen. Um diese gefährlichen Kräfte zu bannen, werden Sprüche über ihr gesungen oder Tänzer bewegen sich des Nachts um sie herum. Im S von Kalifornien wurde das Mädchen sogar in eine Grube gesetzt und mit heißem Sand bedeckt. Mit diesen Vorsichtsmaßregeln sind auch häufig Speisevorschriften verknüpft, die sich auf Enthaltsamkeit von Fleisch, Fett oder Salz usw. beziehen. Auch trifft man hier die Vorschrift (vgl. § 5), daß sie ihren Kopf nicht mit den Fingern kratzen darf, sondern einen Stock oder einen Knochen dazu verwenden muß.

Bei Eintritt der Pubertät unter den n. Stämmen der Andamanen-Inseln „weinen" die Eltern über das Mädchen. Sie muß allein, für 1 oder 2 Stunden, in der See baden gehen und kehrt dann entweder zur Hütte ihrer Eltern oder zu einer besonderen anderen Unterkunft, die eigens für die Gelegenheit errichtet wurde, zurück, braucht aber das Lagerdorf nicht zu verlassen. Aller Schmuck wird von ihr entfernt, nur ein Gürtel aus Pandanus-Blättern und ein Schürzchen aus anderem Laub ihr gelassen. Jedoch befestigt man Pandanus-Blätter an ihren Armen und an ihren Knöcheln und von der Schulter quer über die Brust nach den Lenden hinunter auf beiden Seiten. So muß das Mädchen mit untergeschlagenen Beinen und gefaltenen Armen dasitzen, während ein Stück Holz oder Bambus ihr als Rückenstütze bereitet wird. Zur Erholung darf sie einmal ein Bein oder einen Arm ausstrecken, aber nicht beide zu gleicher Zeit. Ebenso darf sie zur Nahrungsaufnahme eine ihrer Hände freimachen, sie darf das Essen aber nicht mit ihren Fingern nehmen. Sie darf auch für 24 Stunden weder sprechen noch schlafen; ihre Wünsche werden von ihren Eltern und Freunden erfüllt, die nahebei sitzen und sie wach erhalten. So verbleibt das Mädchen drei Tage. Nur jeden Morgen früh verläßt sie die Hütte, um eine Stunde in der See zu baden. Nach Verlauf von drei Tagen nimmt sie ihr gewöhnliches Leben im Dorf wieder auf. Aber den ganzen folgenden Monat hindurch badet sie immer bei Sonnenaufgang in der See. Während der ganzen Zeremonie und kurze Zeit danach wird das Mädchen nicht mit ihrem Namen genannt oder mit ihm angesprochen, sondern nur als *alebe* oder *toto* bezeichnet. Letzteres Wort ist der Name der Pandanus-Art, von der die Frauengürtel gemacht werden, die bei der Zere-

monie Verwendung finden. Gelegentlich der Weihe erhält das Mädchen einen neuen Namen, ihren „Blumennamen", mit dem sie von diesem Zeitpunkt bis zur Geburt ihres ersten Kindes angesprochen wird. Der betreffende Name wird von einer Pflanze oder einem Baum genommen, der zur kritischen Zeit gerade in der Blüte steht. Einige Zeit nach der Zeremonie darf auch der Kopf des Mädchens nicht geschoren werden, und sie darf auch weder mit roter noch mit weißer Farbe sich bemalen. — Es herrscht der Glaube, daß der Eintritt der Pubertät die Folge geschlechtlichen Verkehrs sei, der Atem des Mannes in ihre Nase eindringe und dies den erwähnten Zustand, die menses, herbeiführe (s. a. Jünglingsweihe). Von dem Zeitpunkt ab ist das Mädchen rituellen Meidungen (s. d.) unterworfen, die sich hauptsächlich auf bestimmte Speisen beziehen (A. R. Brown S. 92ff., 276).

Das heranwachsende Mädchen steht bei den Bergdama Südwestafrikas mehr als der Knabe unter Aufsicht und Obhut der Mutter. Die kaum sechsjährige Tochter begleitet die Mutter zum Sammeln der Feldkost, und auf dem Lagerplatz, der „Werft", muß sie die Familie mit Trinkwasser versorgen, das sie von einem Brunnen oder einer Quelle holt. Schon früh beginnen die verschiedenen Speisegesetze (s. a. Meidung, Nahrung A 1) sich geltend zu machen. Das heranwachsende Mädchen darf von den erbeuteten Turteltauben, Pfefferfressern, Springhasen und anderen Hasen, auch von einer weintraubenartigen Beere oder von im Mörser zerstoßener Feldkost nichts genießen, wenn sie nicht Gefahr laufen will, später ihren Säugling nicht stillen zu können. Diese Vorschriften gelten so lange, als sie unverheiratet ist. Nach der Verheiratung und ersten Niederkunft darf sie von den genannten Speisen essen, jedoch muß die Mutter sie beizeiten auf diese Genüsse „vorbereiten", damit sie „nicht schädlich" wirken. Wenn die Brüste sich zu entwickeln beginnen, macht die Mutter oder eine ältere Anverwandte eine Reihe zentimeterlanger Einschnitte unterhalb der Brüste. In die Wunden wird sodann ein Pulver gestreut, das aus ganz geringen Mengen alles dessen besteht, was dem Mädchen zu essen nicht erlaubt ist. Hat diese „Impfung" stattgefunden, so „schaden" ihr nach erfolgreicher Mutterschaft die bisher verbotenen Speisen nicht mehr. — Bei Eintritt der Pubertät hat sich das Mädchen am ersten Tage in der Hütte einer Tante oder der älteren Schwestern aufzuhalten. Alle Anverwandten bringen an Schmuckgegenständen herbei, was in der Werft aufzutreiben ist: Perlenschnüre aus Wurzeln, aus geschmiedetem Eisen, heute auch aus Glas, Ohrringe aus Draht, Hand- und Fußringe aus Wildleder, Messing, Kupfer usw. Das Mädchen soll wenigstens diesen Tag schweigend verbringen, denn sonst besteht die Gefahr, daß sie als Ehefrau geschwätzig wird. Knaben und Männern ist der Zutritt zu der Hütte versagt, auch dürfen sie keinerlei Schmuckgegenstände beisteuern; doch Mädchen, ihre Spielgefährtinnen, besuchen sie. Besitzt man Ziegen, so wird eine geschlachtet und das Fleisch von allen Mitgliedern des Sippenlagers (Werft) ohne Unterschied des Geschlechtes verzehrt. Auch das Mädchen erhält davon. Nur von den Eingeweiden darf sie nichts genießen. — An diesem Tage zeigen ihr die Frauen, wie man das beliebte Parfüm, *san* genannt, aus allerlei Rinden und Wurzeln zusammensetzt, auch darf sie reichlich Brust und Achselhöhlen damit pudern. Schon am folgenden Tage geht sie mit den Sammlerinnen wieder der gewohnten Beschäftigung nach. Doch erwartet man von ihr, daß sie sich nicht mehr als Kind beträgt, sondern ihre Arbeit ernst und wortkarg verrichtet (Vedder S. 51f.).

Bei den Buschmännern muß das Mädchen erst die große Feier der Weihe durchgemacht haben bis sie eine Ehe eingehen kann (Krafft S. 22).

§ 3. Die Weihe der Mädchen ist bei den papuanischen Monumbo der Nordküste von Neu-Guinea mit den dreifachen Zeremonien der Jünglingsweihe verknüpft. Wenn die Knaben bei der zweiten Stufe der Jünglingsweihe, die dann vorgenommen wird, wenn sie schon gut herangewachsen sind und die Barthaare sich zu kräuseln beginnen, den *karāun*-Gürtel anlegen, teilt man ihnen ihre Frauen zu. Schürz-

chen (*kon*) aus Fasern junger Sago-Palmwedel, die braun, gelb, rötlich und schwarz gefärbt oder bunt sind, legen Mädchen auch schon vor Eintritt der Pubertät an. Bei Eintritt der ersten menses, „wenn der Mond es schlägt", sondert sich das Mädchen ab und sitzt einige Tage, nur mit einer schlechten Schürze von Bananenblättern bekleidet, in einer Kammer unter dem Hause. Nach 5 Tagen gehen die Weiber mit ihr an irgend ein Wasser und bringen ihr mit einem Bambusmesser, oder jetzt mit Flaschenscherben, auf dem Rücken, den Oberarmen, der Brust und den Schenkeln Schnitte bei. Oft wird in die Wunden etwas hineingetan, damit sie mit großer Wulst vernarben. Nun behängt man das Mädchen mit großen, gestrickten Taschen, hält sie aber verborgen. Sonst ist sie unbekleidet. Sind die Wunden ausgeheilt, so gehen die Weiber mit ihr wieder ans Wasser. Sie muß sich ins Wasser legen und die ganze Nacht darin bleiben. Ihre Badestelle ist mit Ziersträuchern und Blumen abgesteckt. Die anderen Frauen baden sich, wärmen sich, essen, singen und spielen. Nach Tagesanbruch kehren sie zurück ins Dorf. Die Jünglinge salben und schmücken das Mädchen, und zum Schluß legt sie einen großen Frauenrock an. Der Schmuck an Muschelringen, Ketten und Hundezähnen, und jetzt auch an europäischen Gegenständen, ist so schwer, daß sie bald gebückt unter der Last geht, während es bei jedem Schritt klirrt. — Des Nachmittags, wenn die Sonne zum Untergang neigt, wird das Mädchen im feierlichen Zuge in das Haus ihres künftigen Mannes geführt (M. und Hochzeit fallen also in eins zusammen). Bei diesem Gange trägt das Mädchen in der Rechten einen nachgemachten Bogen. Bemerkenswert ist, daß im Lande der Monumbo selbst Bogen nicht verwendet werden, sondern Pfeilschleudern. Im Hinterlande sind jedoch Bogen heimisch. In der Linken trägt die Braut eine imitierte Tür, an der einige gebratene Fische baumeln. (Diese Symbolik ist bekanntlich sehr verbreitet, wenn auch im vorliegenden Einzelfalle nichts über deren Bedeutung festgestellt wurde.) Die begleitenden Frauen tragen die Mitgift des Mädchens in Gestalt von Töpfen, Schüsseln, Taschen, Röcken und auch einigen Lanzen. Ist ein anderes Dorf das Ziel der Wanderung, so betritt man es nicht, ohne sich vorher durch Geräusche u. dgl. bemerkbar gemacht zu haben, bewegt sich auch nicht geraden Weges auf das bestimmte Haus zu, sondern macht einen Bogen an anderen Häusern vorbei, als suche man das richtige Haus, während die Bewohner des Dorfes dasitzen, als ginge sie die ganze Sache nichts an. Beim richtigen Hause angelangt, ersteigt das Mädchen mit Hilfe anderer Frauen ein Gestell, setzt sich auf dessen Rand, stiert verlegen und kaut Betel. Allmählich kommen die Dorfbewohner heran, setzen sich nieder und kauen ebenfalls Betel. Gesprochen wird wenig. Dann erscheinen auch die Frauen des Dorfes mit großen Schüsseln voll Taro- oder Sago-Brei, belegt mit Kokosnußflocken und Bratfischen oder gerösteten Schweinskeulen oben darauf. Nachdem man sich dem Essen zugewendet hat, kommt Leben in die Gesellschaft. Man rückt eine Trommel heran und schlägt das Streitsignal, und einer nach dem anderen läßt seinem Unmut über die Frauen freien Lauf. Dabei reden sie immer auf das Mädchen ein. Es soll alles hören und daraus die Nutzanwendung ziehen. Sie wird aufgefordert, alles zu tun, um groß und stark zu werden, gastfreundlich, fleißig und freigebig zu sein usw. Damit ist dieser Tag zu Ende gegangen. — Die Braut muß nun von Rechts wegen im Hause ihres Mannes verbleiben. Sie arbeitet für ihn, kocht für ihn, hat aber sonst keine Gemeinschaft mit ihm. Er schläft im Jünglingshause oder im Männerhause, sie reden nicht miteinander, kennen sich scheinbar nicht. Ein gewisser promisker Zustand scheint zunächst auf beiden Seiten fortgesetzt zu werden (s. Ehe A, Familie A, Gruppenehe, Heirat, Promiskuität). Keuschheit (s. d.) wird nicht geschätzt. (Vormann S. 178f.).

§ 4. Unter den mutterrechtlichen Maori von Neuseeland fehlte zwar eine M. im engeren Sinne des Wortes. Dafür war die erste Reifezeit durch große Freiheit der Sitten gekennzeichnet. Sie war jedoch durch ein gewisses Zeremoniell beschränkt, das darin bestand, daß alljährlich unter der heranwachsenden Jugend feierliche

Feste veranstaltet wurden. Man versammelte sich dazu in einem Festhause (*whare matoro*) in großem Schmuck. Alt und Jung war erschienen. Ein alter Großhäuptling eröffnete die Versammlung durch die Erklärung, daß heute nur die Jugend zu Worte kommen soll. Darauf begann sofort eine Art Wahlspiel: ein junger Mann erhob sich und erklärte, er möchte die Soundso haben. Schweigen von Seite des Mädchens bedeutete Zustimmung. Lehnte sie ihn ab, so sagte sie: „du hast lange Fingernägel", mit der Bedeutung „du arbeitest nicht viel, du bist faul", oder machte eine ähnliche Bemerkung. Hierauf stand ein Mädchen auf und äußerte: ich möchte den Sohn des Soundso haben. Antwortete der junge Mann nicht, so wurde das als Zustimmung gedeutet. Sonst aber erwiderte er vielleicht scharf: „ich bin nicht kräftig, mein Singvogel ist die Soundso". Darauf erhob sich wieder ein anderer Mann und drückte seinen Wunsch aus. Sollte der abgelehnt werden, so erhob sich etwa eine alte Häuptlingsfrau und sagte: „die Soundso schläft" oder: „er schläft noch immer". Dies bedeutete, daß ein Anverwandter des Mädchens gefallen war, ohne bis jetzt gerächt worden zu sein. Darin lag ein Wink für den Mann, vorher die Ehre der Familie seiner Umworbenen wiederherzustellen. Die Verbindungen selbst erfolgten ohne weitere Förmlichkeiten (Tregear S. 286ff.).

§ 5. Bei dem Stamm der Nanzela, der zu den *Ila*-sprechenden Völkern von Nord-Rhodesien gehört, geht die Veranstaltung des Weihefestes (*kudivhunga*) von den Mädchen selbst aus. Sie sehen sich zunächst nach einem Platz im Busch um, den sie roden. Die erste Nacht schlafen sie noch zu Hause, stehen aber bei Sonnenaufgang auf, nehmen ihre Schürzchen ab und werfen sie auf das Dach ihrer elterlichen Hütte. Darauf begeben sie sich nackend zur Buschrodung, legen sich dort hin und kräuseln ihr Haar. Nach dem „Haarekräuseln" (*badivhunga*) trägt das Fest seinen Namen. Wenn die Mütter der Mädchen des Morgens die Schürzen finden, wissen sie, daß sich die Mädchen zur Einleitung der Weihefeier begeben haben und gehen sie suchen. Haben sie sie gefunden, so freuen sie sich und kleiden ihre Töchter neu ein, dann tanzen sie bis in den Nachmittag. Bei Sonnenuntergang setzen sie sich die Mädchen auf ihre Schultern und tragen sie zurück in das Dorf, wo sie sie alle in eine Hütte stecken, in der sie zu verbleiben haben. Dann wählen sie einen Jüngling, den *Shakamwale* = den „Mädchenmeister", der in dieselbe Hütte kommt und von den Mädchen mit Respekt behandelt wird. Sie bekommen auch Essen, aber vor der Einnahme der Speisen müssen sie ihre Augen schließen. Der Mädchenmeister ißt zuerst. Tagsüber sitzen sie an einem schattigen Platz in den Feldern mit ihrem *Shakamwale*, der sie bewacht, und, wenn er jemand nahen sieht, den Mädchen ein Zeichen gibt, damit sie ihre Gesichter verhüllen. Denn in Gegenwart eines Fremden unverhüllt zu bleiben, hätte ihr Verderben zur Folge. Der Fremde aber, der die Mädchen entdeckt, plagt irgendwie die Mädchen: ein Mann schlägt sie mit dem Stock, eine Frau kneift sie in die Lenden. Den Schmerz müssen sie jedoch, ohne einen Laut von sich zu geben oder zu weinen, ertragen. Würden sie das nicht tun, so fiele die Schuld auf den Mädchenmeister. — Während des Tages sind sie mit dem Flechten von Matten und Körben beschäftigt. Erst in der Dunkelheit stehlen sie sich zurück zu ihrer Hütte mit verhüllten Köpfen. Dort dürfen sie nicht auf einem Bett schlafen, sondern müssen auf der Erde oder unter dem Bett ruhen. — Nach einiger Zeit bringen die Eltern und Verwandten der Mädchen Hühner und Speisen und sonstige Dinge zur Vorbereitung für ein Tanzfest, das *kuhololwa* genannt wird. Dazu werden Tänzer und Trommler geladen, die mit Glasperlen, Tabak und Speeren entlohnt werden. Der Tanz dauert die ganze Nacht hindurch. — Nach einem weiteren Monat findet wieder ein solches Tanzfest statt. Während der ganzen Zeit, in der sich die Mädchen in der Weihe-Hütte befinden, werden sie „unterrichtet": in der Weise nämlich, daß sie einander selbst mitteilen, was sie wissen, und eine alte Frau noch als ihre besondere Lehrerin (*mubudi*) ständig beigezogen wird. — An dem Platz, wo sie im Felde sitzen,

unterziehen sie sich noch verschiedener Operationen, die sie für die Heirat vorbereiten sollen. „Genitalibus medicinas applicant, rimam pudendi distendentes, metientesque vel spica farris quod vocatur *Indiani*, vel arboris fetu quam *musekese* vocant, id sciscitantes num, si nubunt, viro aditum sat largum praebiturae sint." Das wird 10 oder 20 Tage fortgesetzt, bis, wie es heißt, „sie finden, daß sie herangewachsen und Frauen geworden sind". Die alte Frau gibt ihnen dazu noch verschiedene Belehrungen für ihr Verhalten nach der Heirat. Um recht gehört zu werden, faßt sie die einzelne am Ohr und sagt: „Der Mann muß respektiert werden, und du mußt nach ihm im Hause sehen, auch nach deinen Schwiegereltern." Das Mädchen darf auf derartige Ermahnungen nicht antworten, sondern nur mit dem Kopf zum Zeichen ihrer Zustimmung nicken. — Im Hause lernen die Mädchen ein Spiel mit einer Zahl von Topfscherben, zu dem sie die *mantimbwa* (Klangstäbe aus Holz) spielen und dazu singen. — Nach dem dritten Monat brauen die Verwandten des Mädchens große Mengen Bier und häufen andere Vorräte für ein Fest auf. Dazu heben sie auch Beiträge von den Klan-Verwandten des Mädchens ein. Die Mädchen werden vor dem Fest gesalbt, bekleidet und geschmückt. Erst nachdem der Tanz schon begonnen hat, erscheinen die Mädchen. Vorher aber empfangen sie ihre letzten Unterweisungen, vor allem auch die, die Buschrodung immer in Verehrung zu halten, auf der sie ihre Haare gekräuselt haben, sowie auch ihren Mädchenmeister, dem sie in allen Dingen gehorchen sollen. Bei ihrem Erscheinen in der Tanzgesellschaft bilden sie den Mittelpunkt allg. Bewunderung. Rasch verbreitet sich im Lande die Kunde, daß die Töchter des Soundso die Weihezeremonien beendigt haben und nun richtige „Frauen" seien.

Bei den eigentlichen Ba-Jla findet die Zeremonie erst nach dem Eintritt der ersten menses statt, während sie bei dem oben geschilderten Fest der Nanzela vorher vor sich geht. Und während bei diesen die Mädchen gemeinschaftlich in die Feier eintreten, unterzieht sich bei den Ba-Jla jedes Mädchen ihr individuell. Auch sonst verläuft die Weihezeremonie in etwas abweichenden Formen. Namentlich tritt hier das Spiel mit den Topfscherben stark hervor. Das Mädchen befindet sich die meiste Zeit abgeschlossen in einer Hütte unter Bewachung einer alten Frau. Die *mantimbwa* besteht hier aus zwei Bogen, ist also ein Saiteninstrument. Das Mädchen spielt das Instrument, indem es einen Topf als Resonanzkasten zwischen den Knien hält. Die *mantimbwa* erhält sie von ihrem Verlobten, der ihr auch eine mit Perlen geschmückte Puppe bringt, die aus einem bestimmten Holz verfertigt sein muß. Der Verlobte sitzt in der Hütte, wenn er die Geschenke abgeliefert hat, nieder und spielt mit dem Mädchen das Topfscherbenspiel usw. (Smith und Dale II 18ff.).

Die Gedankengänge, welche der M. zugrunde liegen, sind in den geheimnisvollen funktionellen körperlichen Erscheinungen zu suchen, die mit dem Eintritt der Reifezeit sich geltend machen. Man betrachtete das Mädchen z. B. unter den Pima-Indianern Nordamerikas als mit Gefahr für die Gemeinschaft „geladen". Die Mutter brachte ihre Tochter beim Eintritt der ersten menses zunächst für ungefähr 4 Tage zu einer Freundin, nicht zu einer Verwandten. Während dieser Zeit unterrichtete diese Frau das Mädchen in den Aufgaben des Haushalts und erteilte ihr gute Lehren. Beide nahmen unterdessen die Mahlzeiten abgesondert von ihren Familien ein. Das Mädchen verfertigte einen Korb, den sie nachher der Frau zum Geschenk machte. Sie sollte während dieser Zeit nur wenig reden und durfte ihren Kopf nur mit einem Stock kratzen (vgl. § 2); wenn sie das mit den Fingern täte, so würde sie Läuse bekommen. Auch durfte sie nicht in das Feuer blasen, sonst würden ihr die Zähne ausfallen. Sie durfte ihren Zustand nicht etwa verheimlichen; denn sonst bestand die Gefahr, daß, wenn irgendein Unglück sich ereignete, ihr die Schuld daran vom Medizinmann, dem Hexenmeister, zugeschrieben wurde, wenn man doch erfuhr, wie es um sie stand. Hatten die Eltern genügend Vorräte an Speisen zur Hand, so veranstalteten sie ein Tanzfest für 4 Nächte, zu dem sie

Freunde und Nachbarn einluden. Vater und Mutter tanzten dabei selber nicht mit, aber sie waren bestrebt, die besten Mädchen zu veranlassen, mit ihrer Tochter zu tanzen, „des guten Einflusses wegen". Die Männer und Frauen bildeten zwei Reihen, die einander gegenüberstanden. Einer umfaßte den Nachbarn dabei mit den Armen, und die Decken waren nicht um die einzelne Person gewickelt, sondern wurden von einem zum anderen in der Reihe ausgebreitet, um so viele wie möglich auf einmal zu bedecken. Während die beiden Reihen sich einander rhythmisch näherten und zurückwichen, wurden die Pubertätslieder gesungen. Diese lebten in der Überlieferung bestimmter Einzelpersonen. Die ganze Nacht hindurch wurde getanzt und gesungen ohne Unterlaß und ohne irgendwelche Speise dabei einzunehmen. Des Morgens kehrten alle nach Hause zurück und verbrachten den Tag im Schlaf (Russell S. 182f.).

§ 6. Die Weihe der Lala-Mädchen in Ga-anda (Westafrika) ist viel weitläufiger als die Jünglingsweihe. Denn die letztere ist eine einmalige Zeremonie bei den siebenjährigen Opfern. Die M. dagegen erstreckt sich über 5 oder 6 Gelegenheiten in verschiedenen Lebensaltern. Diese Zeremonien beginnen schon oft am 10. Tage nach der Geburt, wenn die Verlobung mit einem kleinen Knaben von vielleicht 4 Jahren unter Beobachtung gewisser Formalitäten stattfindet. In den verschiedenen Intervallen werden immer Tätowierungen anderer Körperteile vorgenommen. Die ersten auf der Stirn des Mädchens im Alter von ungefähr 5 Jahren; mit 7 Jahren wird die Außenseite der Vorderarme tätowiert; im Alter von 9 Jahren der Nacken, die Außenseite der Arme und der Bauch; mit 11 Jahren kommen die Hüftenteile dran und der untere Teil des Rückens. Hat zweimal ein Abortus stattgefunden, so werden die Beine und Hüften tätowiert usw. (Boyle S. 361ff.).

Auch unter den Matabele Westafrikas wird der M. eine größere Aufmerksamkeit zugewendet als der der Knaben. Während die Jünglingsweihe nur zwei Tage dauert, erstrecken sich die Zeremonien mit den Mädchen dort über 4 Tage und sind wesentlich komplizierter: 3 Tage wird gesungen, außerdem werden noch Spiele veranstaltet (Neville Nr. 92).

§ 7. Eine Sitte, die teilweise die Züge der M. trägt, teils als Vorbereitung für die Ehe aufgefaßt wird, besteht in der Abschließung und Mästung der Mädchen unter den Efik von Alt-Calabar in Westafrika. Im Ekoi-Land werden die Mädchen wohlhabender Eltern verschieden lange Zeit in eine Mästungshütte gesperrt. Die Dauer richtet sich nach der Wohlhabenheit der Eltern. Kein wohlhabender Mann würde ein Mädchen heiraten, das nicht diese Mästungskur gründlich durchgemacht hat. Nach Eintritt der Pubertät wird das Mädchen in herkömmlicher Art mit Arm- und Fußbändern, Hals- und Hüftgehängen geschmückt und dann von ihrer Mutter zur Masthütte, die sich am Rande des Dorfes befindet, geleitet. Dort verbleibt sie 6 Monate bis zwei Jahre, je nach dem Wohlstande der Eltern. Während dieser Zeit bekommt sie hauptsächlich in Palmöl gekochte Yams zu essen und darf unterdessen keinerlei Bewegung machen, vor allem nicht schwitzen. Auch das Waschen ihres Körpers ist ihr verboten, und sie wird mit Lehm eingeschmiert. Weiße Bänder werden ihr um den Hals und um die Hand- und Fußgelenke gebunden, um böse Geister abzuhalten, die den Mästungsprozeß beeinträchtigen könnten. Sie darf auch nichts in der Hütte berühren, insbesondere nicht den Boden, und muß sonst noch verschiedene Vorsichtsmaßregeln beobachten. Vor dem Abschluß ihrer Kur wird sie einer Operation (Klitoritestomie = *ana m-bobi*) durch ihre Mutter unterworfen. Nach Beendigung der Zeremonie erscheint sie wiederum im Stamm, wo sie mit großer Freude begrüßt wird, während ihre Eltern Geschenke empfangen. Sie tritt in einem neuen Schmuck auf, und ihr Haar ist in der Form von drei Kronen frisiert und mit Perlen und Federn geschmückt. Dann singt und tanzt sie und begibt sich nach dem Ahnenplatz mit einem weißen Huhn, das an ihrem Nacken herunterhängt und dort geopfert wird. Nachdem sie bei den Ahnen geschworen hat, ihrem Gatten treu sein zu wollen, wird sie dem Bräutigam übergeben (Malcolm Nr. 69).

S. a. Ehe A, Frau A, Heirat, Jünglingsweihe, Keuschheit, Mannbarkeit, Nebenehe, Promiskuität, Prostitution.

V. Boyle *The Marking of Girls at Ga-anda* Journ. Afric. Soc. 15 (1915—16); A. R. Brown *The Andaman Islanders* 1922; J. T. Brown *Circumcision Rites of the Becwana Tribes (Bantu)* Journ. anthr. inst. 51 (1921); Hobley *British-East-Africa Kikuyn Customs and Beliefs Circumcision Rites* Journ. anthr. inst. 49 (1919); Krafft *Die Rechtsverhältnisse der Ovakuandjama und Ovandonga* Mitteilungen a. d. Deutschen Schutzgebieten 27 (1914); Kroeber *Anthropology* 1923; Malcolm *Note on the Seclusion of Girls among the Efik at old Calabar* Man 1925 Nr. 69; Neville *Initiation Rites among the Matabele* Man 1921; Parsons *Holding Back in Crisis Ceremonialism* Amer. Anthr. 18 (1916); dies. *A narrative of the Ten'a of Anvik, Alaska* Anthropos 16/17 (1921—22); Russel *The Pima Indians* 26. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1908; Smith und Dale *The Ila-Speaking Peoples of N.-Rhodesia* 1920; Spencer *Native Tribes of the N.-Territory of Australia* 1924; Tregear *The Maori Race* 1904; Vedder *Die Bergdama* 1923; Vormann *Die Initiationsfeiern der Jünglinge und Mädchen bei den Monumbo-Papua, Dtsch.-Neu-Guinea* Anthropos 10—11 (1915—16); Willoughby *Notes on the Initiation Ceremonies of the Beewana* Journ. anthr. inst. 39 (1909). Thurnwald

Madeleine, La (Höhle) s. Kunst A I, Magdalénien.

Madrid s. Pyrenäenhalbinsel A.

Madriolo (Prov. Udine, Schatzfund) s. Depotfund B II § 4 Nr. 36, Geld § 14 III.

Mafflien (Maffle-Stufe) s. Eolithenproblem § 7.

Magasà. Flecken im Gebirge s. von Palaikastro an der Ostküste Kretas (s. d. B). Höhle mit neol. Funden, davor unregelmäßig rechteckiges Hausfundament gleicher Zeit, aus kleinen Steinen, mit eingebauter Schutzwand und Eingang an einem Ende, so daß ein Vorraum gebildet wird; das einzige bisher nachgewiesene neol. Haus auf Kreta; von dem thessal. durchaus abweichender Grundriß. S. Ägäische Kultur § 2, Haus A 2, Kreta B § 3.

BSA 11 S. 260ff., 14 S. 360ff.; *RE* VII (1912) S. 2526 Fiechter; ebd. XI (1921) S. 1746 Karo. G. Karo

Magdalénien (Tf. 215f, 216).

§ 1. Typologie und Stratigraphie des frz. Magdalénien. — § 2. Sein Verhältnis zum Aurignacien und wahrscheinlicher Bildungsherd. — § 3. Verbreitung des M. in Europa; Fauna und Alter.

§ 1. Die Schlußstufe des Jungpaläol. (s. d.), das Magdalénien (Madeleine-Stufe; engl. Magdalenian oder Madeleinean; span. Magdaleniense), trägt ihren Namen nach der frz. Höhle La Madeleine, Gemeinde Tursac, in der Dordogne (Tf. 215f), und bezeichnet den Kulminationspunkt der Nomadenzivilisation unserer diluv. Vorfahren. Auch das M. bedient sich des Feuersteins in ausgiebigem Maße. In großer Menge finden sich elegante, lange Klingen, häufig ohne jede Retusche. Wo die letztere angewandt ist, tritt sie als zarte Randretusche in die Erscheinung; daneben sind die Klingenkratzer und Bohrer sowie die einfachen Kantenstichel noch in häufigem Gebrauche. Unter den sorgfältig hergestellten Kleintypen sind Klingen mit geradlinig abgestumpftem Rücken, solche mit bogenförmiger Randretusche („Federmesserchen") und zarte Spitzen gut vertreten. Außerordentlich entwickelt ist die Horn- und Knochenindustrie, welche teils Schmuck und Werkzeuge, teils Jagdgeräte und Waffen hervorbringt. Da erscheinen zierliche Perlen, Plättchen, Stäbchen oder Knochentuben, flache, zylindrische, halbrunde oder gekantete Pfriemen bzw. Glätter und Ahlen, massive Meißel, scharfe Pfeil- und Speerspitzen, Angelhaken, merkwürdige Kommandostäbe (s. d.; Tf. 11; Band II Tf. 162a) und Wurfstangen (s. Jagd A § 5), feine Nadeln und Harpunen, u. a. m. An ihnen betätigt sich nicht selten die dekorative Kunst, welche sich überdies in vielfach überraschend hochstehenden freien Kleinschöpfungen sowie in oftmals formvollendeten Darstellungen an Höhlenwänden auslebt, speziell in der franko-kantabrischen Zone (s. Kunst A I und II).

Das M. hat zweifellos lange Zeiträume umfaßt und wurde schon vor längerem in eine ältere und jüngere Stufe zerlegt, dem Gourdanien bzw. Lorthétien E. Piettes entsprechend. Die neueren Forschungen gestatten eine noch ungleich feinere Gliederung, die bereits H. Breuil (1912) zur Aufstellung brachte, und welche 6 Unterstufen in sich schließt, die wir als M. 1, 2, 3, 4, 5, 6 bezeichnen werden.

Die untere Hälfte (M. 1, 2, 3) kennt noch keine Harpunen, läßt sich aber gut an der Entwicklung der Speerspitzen (frz. *sagaie*;

engl. *lance-point*; span. *azagaya*) klassifizieren; überdies kommen hier (neben Flachgravierungen) Tierskulpturen in Stein oder Horn, Flachreliefs und ausgeschnittene Umrißfiguren vor, welche in der oberen Hälfte fehlen.

M. 1 enthält an Speerspitzen mittelgroße, meist massive Formen, von ovalem Querschnitt und mit einfach abgeschrägter, großbreiter Basalpartie, die oftmals Strichmuster trägt.

M. 2 umfaßt schmälere Typen von meist gerundetem Körper und mit entsprechend kleinerer Basalabschrägung. Den Körper ziert oft eine tiefe Rille (Blutrinne?).

M. 3 weist kurze, kleine Formen auf, die an der Ober- wie Unterseite des Körpers meist je eine tiefe Rille besitzen. Daneben finden sich dünne, an beiden Extremitäten zugespitzte Typen von zylindrischem Schafte.

In der oberen Hälfte (M. 4, 5, 6) gelangen die Speerspitzen mit doppelseitig abgeschrägter Basis zur Herrschaft, besonders gegen das Ende. Einen noch zuverlässigeren Leittypus geben die Harpunen (harpon; harpoon; arpón) ab, welche im M. einen mehr oder minder zylindrischen Schaft besitzen, mögen diese mit Widerhaken bewehrten Waffen aus Rentierhorn oder, wie in Spanien, aus Hirschgeweih hergestellt sein. Sie dürften zur Kleinjagd, zum Fischstechen und wohl auch im Kampfe gedient haben, da sie bis zu 20 cm Länge erreichen können. Im N der iber. Halbinsel (s. Pyrenäenhalbinsel A) weist der Fuß ein seitliches Öhr auf.

M. 4 ist gekennzeichnet durch flache archaistische Harpunen-Vorläufer, die meist aus Knochen gefertigt und mit kurzen, kleinen Zähnen versehen sind (Tf. 216 a, b).

M. 5 birgt trefflich geschnitzte runde Hornharpunen mit einer einzigen Reihe von dornförmigen Widerhaken, welche auch auf der folgenden Stufe fortdauern, obschon mit etwas modifizierter Gestalt der Fanghaken (Tf. 216 c, d).

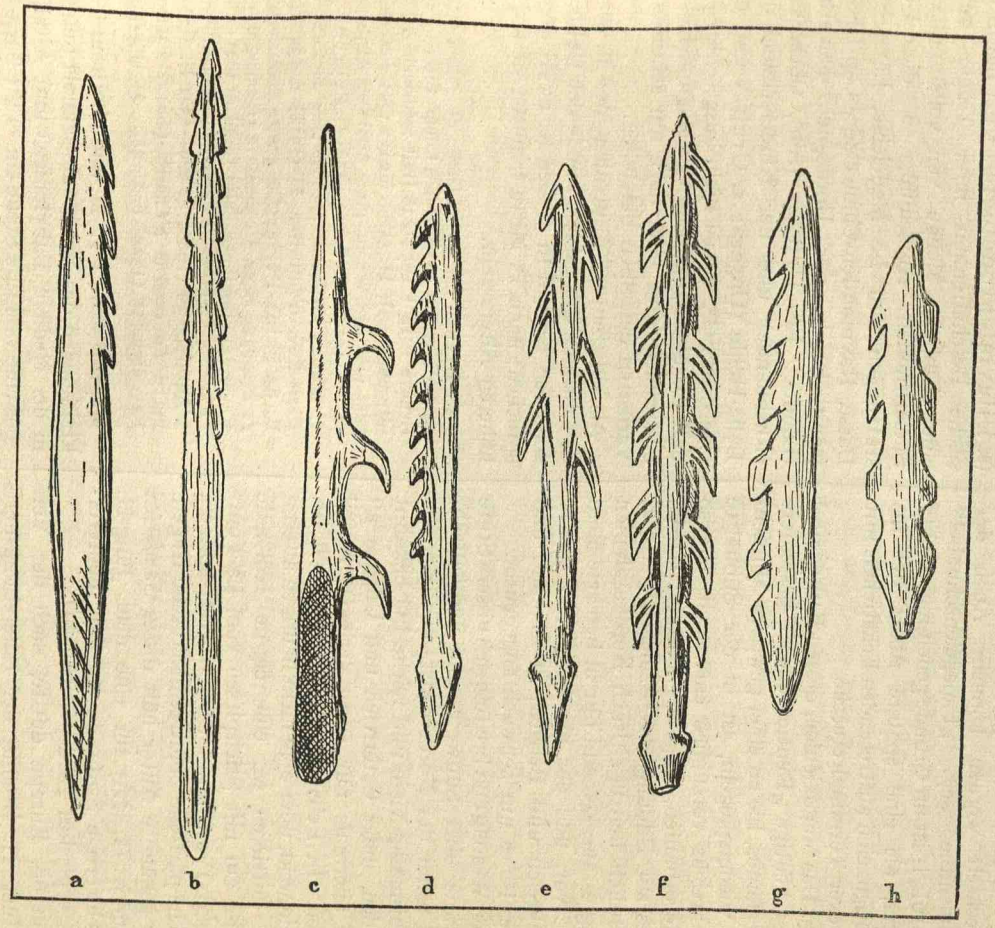
M. 6 charakterisiert sich vornehmlich durch doppelreihige Typen, deren Widerhaken anfänglich noch die Form langer Dornen besitzen und später steif-eckig werden. Zu letzterem Typus gesellen sich überdies ziemlich dicke Harpunen mit flachbreitem Körper, die Prototypen des Azilien (s. d.; Tf. 216 e, f, g, h). In Stufe 5 und 6 entstehen im s. Frankreich merkwürdige Kleintypen aus Horn, zunächst mit doppelter oder dreifacher Gabelspitze und am Schlusse noch komplizierter und mit kleinen Widerhaken (Angelgeräte?; vgl. L'Anthrop. 1903 S. 302—303, ebd. 1908 S. 183—190).

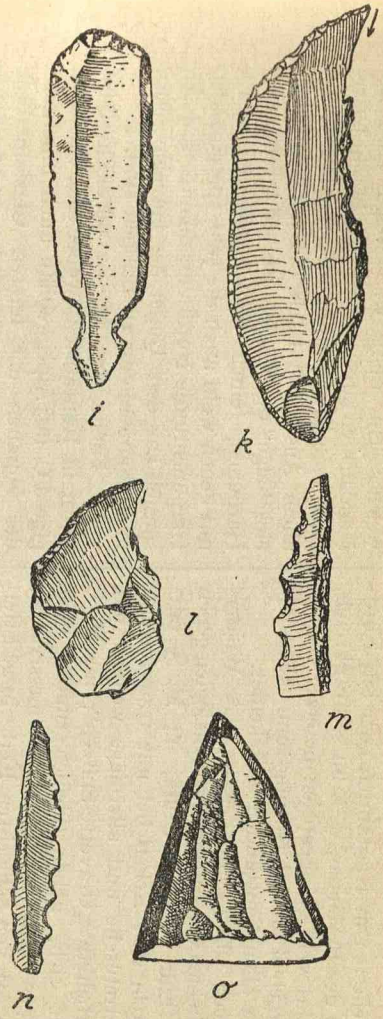
Diese Stratenfolge ist an verschiedenen FO zuverlässig erhärtet. In Laugerie-Basse lagern über einem älteren Herde mit Skulpturen M. 4, 5 und 6, samt Azilienbelegen; in der Placard-Höhle ruhen über Moustérien- und Solutréen-Schichten 6 M.-Straten, deren tiefere M. 1, 2 und 3 widerspiegeln; in La Madeleine selbst ist nur das obere M. (M. 4, 5, 6) gut vertreten. Sehr vollständig ist der Schnitt von Isturitz, unweit Hasparen (Basses-Pyrénées):

a. (oben) Schuttstraten
b. Jüngeres M. [M. 4, 5, 6]
c. Älteres M. [mit Tierskulpturen und Flachreliefs]. An der Basis: Jüngeres Solutréen
d. Älteres Solutréen
e. Oberes Aurignacien
f. Mittleres Aurignacien
g. 2 Moustérien-Niveaus

Zu ähnlichen Stratigraphie-Ergebnissen gelangte die Spezialforschung im NW der iber. Halbinsel (s. Pyrenäenhalbinsel A).

§ 2. Überblickt man das frz. Fundmaterial, so gewinnt man den Eindruck, daß im w. Europa zwischen dem Aurignacien (s. d.) und Magdalénien ein engerer, innerer Zusammenhang bestand. Die Knochenindustrie mancher Spätaurignacien-Stationen (z. B. von Isturitz) erinnert stark an „Magdalénientypen", und anderseits ruft das Silexinventar des ältesten Magdalénien vielerorts ein degeneriertes, verarmtes Jungaurignacien ins Gedächtnis. Man ist versucht, anzunehmen, daß sich das von O kommende Solutréen als störender, fremder „Keil" zwischen beide Stufen einschob, nicht ohne schließlich selbst Aurignacien-Formen (wie die Kerbspitze) aufzugreifen, und daß, nach dessen endgültiger Ausschaltung, Aurignacien-Traditionen neuerdings auflebten. Dies ist um so weniger überraschend, als die Heimat des M. wahrscheinlich im W gelegen war,





Magdalénien

a—b. Archaistische Harpunen. — c—d. Einreihige Typen. — e—f. Zweireihige Typen. — g—h. Spättypen (Übergangsformen zur Azilien-Harpune). $^3/_4$ n. Gr. Nach H. Breuil. — i. Klingenkratzer. — k—l. Papageienschnabel-Stichel. — m—n. Gezähnte Klinge mit abgestumpftem Rücken. — o. Nukleuskratzer. $^3/_4$ und $^1/_1$ n. Gr.

am ehesten in Kantabrien oder am Nordfuße der Pyrenäen, d. i. im s. Frankreich, da das vom Jungcapsien besetzte Mittelmeergebiet als Ursprungszone abermals unter allen Umständen ausscheidet.

Noch überraschender ist das Wiedererscheinen von Aurignacien-Analogien gegen das Ende unserer Stufe; im M. 5 entwickeln sich Eckstichel mit transversaler Querretusche und allerdings weniger gut bearbeitete „Gravette-Spitzen", im M. 6 stellt sich, neben kleinen runden oder eckigen Kratzern und Federmesserchen, eine Art von schlechten Kerb- bzw. Stielspitzen sowie Hochkratzern ein, die allerdings mit jenen des Spätaurignacien nicht verwechselt werden können. Auch der krummspitze sog. „Papageienschnabel" (Tf. 216k, l) ist im Grunde genommen nichts anderes, als eine spätere Abart des im Altaurignacien auftretenden Eckstichels mit konvexer Terminalretusche.

§ 3. Das Magdalénien, dessen Kultur und Kunst heutige „Rentiervölker", besonders die Eskimos, bis zu einer gewissen Ähnlichkeit wiederspiegeln, ist in der Südhälfte Frankreichs vorzüglich entwickelt, ebenso in Nordspanien, längs der kantabr. Küste, wo es zur Bildung des Azilien (s. d. § 2) wesentlich beitrug. Nach Nordkatalonien drang es anscheinend nur in bescheidenem Maße vor, und das gleiche gilt für das n. Frankreich und Belgien; in England und Wales ist es nur schwach angedeutet.

Von Westeuropa breitete sich unsere Stufe ostwärts über Südwest- und Süddeutschland (samt der Nordschweiz) aus, wo verhältnismäßig viele und reiche FO bekannt wurden, indes Österreich und Ungarn an ihm abermals nur einen geringen Anteil haben. In Polen (s. d. A) tritt, nach St. Krukowski, über dem nicht häufigen älteren und mittleren M. eine eigene regionale Fazies auf mit Stielspitzen vom La Font-Robert-Typus und kleinen Gravettespitzen, welche partielle Solutréen-Retusche tragen. Der genannte Autor hält dieses *Swidérien* (Band X Tf. 47A) für eine dem Jung-M. gleichwertige Stufe, da auf ihm mehrererorts typisches Tardenoisien lagert.

Im nö. Europa dürfte, nach der Vermutung H. Breuils, der Entstehungsherd eines weiteren Jungpaläol. gelegen haben, welches ein dem w. Zweige ähnliches Magdalénien zur Ausbildung gebracht hätte. Posthume Abkömmlinge dieses letzteren sind allem Anscheine nach die „Magdalénien-einschläge" der Maglemose (s. d.) -Stufe (mit Harpunen, feinen Knochengeräten u. ä.), mit denen wohl auch die sehr spätglazialen Harpunenfunde Norddeutschlands (s. d. A), speziell aus den Tonen des Havelgebietes, in Zusammenhang zu bringen sind.

Die Fauna des M. ist nordisch-alpin, selbst in Kantabrien, wobei sich einschlägige FO im Alpengebiete auch innerhalb der Moränen der letzten Glazialperiode finden; damit zeigt sich unsere Stufe als wenigstens teilweise bereits epiglazial (s. Diluvialchronologie). Über die physische Beschaffenheit ihrer Träger gibt eine ziemliche Menge von vollständigen Skelettfunden Aufschluß, so die Bestattungen von La Madeleine, Laugerie-Basse, Raymonden-Chancelade, Cap-Blanc (sämtliche in der Dordogne), Duruthy (Landes), Les Hoteaux (Ain), Obercassel (Rheinlande) und der Kinderschädel der Balla-Höhle (Ungarn; s. Grab A und die einzelnen FO). Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie überhaupt der Cro-Magnon-Rasse zuzuzählen sind oder doch nur sekundäre Varianten derselben darstellen.

Als außereurop. Äquivalent des M. werden vielfach die paläol. Funde der Höhlenzone von Karnul in Indien (s. d. A) angesprochen; nach P. Mitra könnten sie sogar höheren Alters sein.

H. Breuil *Les subdivisions du paléolithique supérieur et leur signification* Congr. intern. préh. Genève 1912 I 165—238 [mit zahlreichen Literaturangaben]; H. Obermaier *Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens* Anthropos 14—15 (1919—20) S. 143—179; D. Peyrony und J. Maury *Gisement préhistorique de Laugerie-Basse* Rev. d'Anthrop. 24 (1914) S. 134—154; R. de Saint-Périer *Les grottes préhistoriques de Lespugue et de Montmaurin* (*Haute-Garonne*) Revue de Comminges. Saint-Gaudens 1921; ders. *La grotte des Harpons à Lespugue* (*Haute-Garonne*) L'Anthrop. 30 (1920) S. 209—234; E. Passemard *La caverne d'Isturitz* (*Basses-Pyrénées*) Rev. arch. 15 (1922) S. 1—45. H. Obermaier

Magenleiden. § 1. M. und überhaupt Erkrankungen des Verdauungskanals nehmen in der Medizin Babyloniens und Altägyptens eine wichtige Stelle ein. Eine Serie von Texten, die sich mit ihnen beschäftigt, hat

Friedrich Küchler aus den Kujundschik-Funden zugänglich gemacht. Sie führen uns die Symptome der Übelkeit, des Erbrechens, des Leibschmerzes, der Appetitlosigkeit, der Blähungen, des krampfartigen Sichwindens und Wälzens und Umsichschlagens bei Kolik (bei Gallensteinen?) mit Andeutung von Gelbsucht usw. vor. Dagegen werden Beschwörungen, Tränke, Übergießungen, Umschläge, Einreibungen, Bepflasterungen verordnet: Erfahrungstherapie mit voreingenommener Priesterbehandlung in bunter Mischung. Dazu kommt noch eine gewisse Fähigkeit prognostischer Voraussicht: „er wird Öffnung haben", „er wird genesen" usw.

§ 2. Ein wichtiges Textstück über Magen- und Darmerkrankungen bietet der Papyrus Ebers Sp. XXXVI—XLII, das die fortgeschrittene Diagnostik des Ägypters dem Babylonier gegenüber klar hervortreten läßt und in der Therapie sich vom Abergläubischen völlig frei zeigt, dagegen eine kombinierte äußere und innere, vor allem abführende Medikation vorschreibt, in Umschlägen, Tränken und Klysmen, zu welchen allen der Text großes Vertrauen auf den Schlußerfolg erkennen läßt. Gelegentlich werden auch besondere vorbereitende Maßnahmen ergriffen, nach deren Erfolg das weitere Vorgehen sich richtet und die Prognose klarer gefaßt wird. Die Heilverordnungen selbst werden wohl als „Linderungsmittel", als „Augenblicksmittel" oder als „radikale Abführung", ja als „geheimes Pflanzenmittel" oder als „Mittel des Geheimnisses" bezeichnet, „das nur für den Arzt ist". Noch wichtiger vielleicht sind die angeordneten diagnostischen Maßnahmen: ausgestreckt sich hinlegen lassen, danach Prüfen der Temperatur, vergleichend auf beiden Seiten, Palpieren von deren Resistenz, Beachten der Darmbewegungen unter der palpierenden Hand, dgl. der Druckschmerzhaftigkeit, des Aufgetriebenseins der Magengegend, des Blutabganges aus dem After, eines blassen Aussehens, Aufgetriebenseins des Bauches usw. Offenbar ist gerade diesen abdominellen Erkrankungen am Nil besonders großes Interesse entgegengebracht worden. Dabei sind auch einfache dyspeptische Zustände nicht übersehen.

§ 3. Die Untersuchung der Mumienreste von Darm und Magen hat sehr beachtenswerte pathologische Ergebnisse nicht zutage gefördert, wenn auch die histologische Struktur der Teile nach Ruffers Methode in weitem Umfange wieder festgestellt werden konnte. Irgendwie wichtige pathologische Ergebnisse brachte auch diese Aufhellung nicht.

F. Küchler *Beitr. z. Kenntnis der assyr.-babyl. Medizin* 1904; H. Joachim *Papyros Ebers* 1890; M. A. Ruffer *Studies in the Palaeopathology of Egypt* Chicago 1921. Sudhoff

Magie. A. Allgemein.

§ 1. Entstehung. — § 2. Arten. — § 3. Mantik. — § 4. Verhältnis zur Religion.

§ 1. Die Frage nach der Entstehung der M. sowie nach ihrem Wesen ist ebenso schwierig wie die Frage nach Ursprung und Wesen der Religion (s. d. A). Und da die M. von manchen als die Vorläuferin der Religion angesehen wird, so erscheinen M. und Religion in der religionshist. Forschung nicht nur eng miteinander verquickt, sondern es ist auch gerade der Frage nach der Entstehung der M. eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden. Edw. Lehmann erklärt die Naturbeseelung als den Mutterboden der M. und diese wieder als die primitivste Stufe der Religion; nach Wilh. Wundt ist der Animismus für den Ursprung der M. bedeutungsvoll, und R. R. Marett nimmt einen rein psychologischen Vorgang im Menschen als den Ausgangspunkt an (C. Clemen *Reste der primitiven Religion im Christentum* 1916 S. 106ff.; Archiv f. Religionspsychologie 2 und 3 [1921] S. 108ff. ders.). Diesen Theorien gegenüber ist von A. Vierkandt (Globus 92 [1907] S. 21ff.) und Karl Beth (*Religion und Magie bei den Naturvölkern* 1914) mit Recht geltend gemacht, daß auch die Erscheinungen der M. unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung angesehen werden müssen; erst durch einen langsamen Differenzierungsprozeß hat sich das magische Handeln aus einem prämagischen herausgebildet und das magische dann wiederum sich nach verschiedenen Richtungen entwickelt. Ein und dieselbe Handlung kann als magisch und nichtmagisch angesehen werden. Bestimmte Lebensbedürfnisse und Lebensgewohnheiten der

Primitiven sind letzten Endes als der Mutterboden der M. anzusehen. Beth führt in dieser Hinsicht folgendes aus: Der Urmensch sucht im Kampfe mit den Tieren, denen er an physischen Kräften nachsteht, ihrer durch geistige Überlegenheit Herr zu werden. Er greift darum zur List: er ahmt ihre Stimme nach, verkleidet sich mit ihren Fellen, setzt sich ihre Geweihe auf u. dgl. Das sind Handlungen, die zunächst ganz und gar nicht magisch bestimmt sind, sondern nur dem Wunsche entspringen, das Tier zu überlisten und Jagdbeute zu gewinnen. Der Wunsch hatte Erfolg, der zufällig wahrgenommene oder gar nur vermeintliche Erfolg der Handlung — vielleicht im einzelnen Falle auch nur einer Geste — lieferte den Ansatzpunkt für die magische Handlung. Man glaubte durch jene erfolgreichen Handlungen das Unberechenbare in seine Gewalt bringen zu können. Durch diese Einschätzung der betreffenden Handlungen wurden sie aber zu magischen. Des weiteren wurden nun die Verfahrungsweisen verallgemeinert, von ihrem Ursprung abgelöst und der Manipulation als solcher ein geheimnisvoller Erfolg beigemessen. Hatte die betreffende Handlung einmal keinen Erfolg, so trug das nur dazu bei, auf die Genauigkeit ihrer Ausführung ein um so größeres Gewicht zu legen, sie zu komplizieren, auszuschmücken oder dgl. Das eine wie das andere, jene Loslösung der Handlung von ihrem eigentl. Zweck und ihre Ausstattung mit geheimnisvoller Wirkung wie das Wertlegen auf die Handlung als solche, brachte ihren magischen Charakter zur vollen Entfaltung; dabei hatte solche Handlung zunächst noch gar nichts mit irgendeiner Theorie von Animatismus oder Animismus (s. d.) zu tun.

Aus diesen eben skizzierten Anfängen vielmehr haben sich allmählich erst die komplizierten Formen der M. entwickelt, wie sie uns gewöhnlich entgegentreten. Zur Handlung gesellten sich Wunsch- und Furchtmotiv als treibende Kräfte, die ganze Suggestibilität des Primitiven; ferner kam das Wort als geheimnisvolles Agens hinzu. Der eine verstand sich besser auf diese Praktiken, war erfolgreicher als andere seiner Klangenossen; so bildeten sich Zauberei und Zaubermittel, und der berufsmäßige Zauberer wurde eine anerkannte Größe. Wie mit dem Jagdzauber (s. Jagd A § 6) mag es ähnlich mit dem Wetterzauber gegangen sein. Die Beobachtung lehrte, daß Naturvorgänge mit dem Erscheinen bestimmter Tiere zusammenfallen bzw. mit ihnen in Zusammenhang stehen: Schwalbe — Sommer, Prärie-wolf — Kälte. Nimmt der Urmensch nun an, daß das Rufen dieses oder jener die in Rede stehende Wirkung erzeugt, so ist die magische Handlung fertig. Wenn S. Reinach (*Orpheus* II [1909] S. 32f.) bezüglich des Überganges von den prämagischen zu den magischen Bräuchen sagt: Die M. ist die Offensive des Menschen gegen die ihn in seiner freien Bewegung hemmenden Dinge und Gegenstände, so ist das richtig, sobald man unter letzteren das für den Primitiven geheimnisvoll Unberechenbare des Weltgeschehens versteht, demgegenüber der Mensch sich durch vermeintlich wirksame Gewalt wenn nicht immer zum Herrn zu machen, doch mindestens zu salvieren versucht.

§ 2. Ungemein zahlreich sind die Arten magischer Betätigung, und der Versuche, sie zu klassifizieren, gibt es eine Reihe. Während Frazer (vgl. Archiv f. Religionspsychologie 2/3 [1921] S. 112 Clemen) früher die M. in negative, darum weil man gewisse Dinge nicht essen, berühren und sehen dürfe (tabu; s. d. A), und positive, da man durch Genuß oder Berührung sich die Kräfte mancher Dinge aneignen könne, eingeteilt hatte, spricht er zuletzt von homöopathischer oder imitativer und kontagiöser Zauberei. Wundt (Clemen *Reste* S. 107f.) unterscheidet einen direkten Zauber in unerklärlichen Krankheits- und Todesfällen, in denen der Primitive diese aus der Wirkung einer Seele auf die andere erklärt habe, vom indirekten (zunächst dem symbolischen, dann dem magischen), der dadurch entstanden sei, daß die Seelenvorstellungen immer mehr zurücktraten. Vierkandt (Globus 92 [1907] S. 41ff.) spricht von Nah-, Anfangs- und Fernzauber. Beth u. a., wieder von anderem Gesichtspunkt aus, gliedern in weiße und schwarze M. Die erstere ist die erlaubte, die dem Menschen helfen will, indem sie den Zauber durch Gegenzauber aufhebt,

während die schwarze M., Rache-, Schädigungs- und Tötungszauber, unstatthaft ist. Beth hält die schwarze M. nicht für das primäre Stadium der M.; erst die letztere trage den antisozialen Charakter, der mit Unrecht als ein Spezifikum der M. bezeichnet sei. Lehmann gibt eine Aufzählung der verschiedenen Arten der M. in *Religion in Gesch. u. Gegenwart* II 499f. An der Spitze scheint ihm (nach *Kultur d. Gegenwart* I 3, 1² [1913] S. 11) die sog. sympathetische M. zu stehen, d. h. diejenigen Handlungen, die, durch Suggestion an die betreffenden Menschen oder Naturdinge herangebracht, diese in die Wünsche der Zaubernden hineinzuzwingen suchen, wie z. B. Tänze vor Beginn des Krieges oder der Jagd, um Sieg oder Jagdbeute zu erwirken; Wasser ausgießen oder sprengen, um Regen; Blitz und Donner nachahmen, um Gewitter zu erzeugen. Vielfach werden die Frauen dabei noch zu besonderem Verhalten veranlaßt, um das Gelingen des Vorhabens ihrer Männer zu unterstützen (Archiv f. Religionspsychologie 2/3 [1921] S. 133 Clemen). Mit diesem sympathetischen Zauber hängt aufs engste ein anderes Prinzip zusammen, daß nämlich das Bild oder irgendein Teil einer Person oder Sache genügt, um auf das Ganze derselben eine Zauberwirkung auszuüben. Schier zahllos sind die Fälle, in denen an der bildlichen Darstellung eines Menschen, einer Puppe, die Handlung vollzogen wurde, die der betr. Mensch selbst erleiden sollte, der sog. Bildzauber (K. Helm *Altgerm. Religionsgeschichte* I [1913] S. 45). Auch bei den Abbildungen in präh. Höhlen sind die Argumente für eine magische Deutung derselben nach K. Beth (*Religion und Magie* 1914 S. 115) in der Überzahl. Als Teile eines Menschen kommen in Betracht sein Kopf oder dessen Haare; ferner Hände (s. Händesilhouetten), Füße oder Nägel davon; endlich Herz, Nieren und Geschlechtsorgane. Selbst die Eindrücke der Fußsohlen (s. Fußsohlendarstellung) im Sande oder der Schatten, den der Körper wirft, finden magische Verwendung; Beispiele hierfür gibt u. a. C. Clemen (Archiv f. Religionspsychologie 2/3 [1921] S. 128ff.). Auch der Name galt als ein Teil der Person; kannte man ihn, so hatte man durch sein Ausrufen den Träger desselben in seiner Gewalt. Hier geht die weiße in die schwarze M. über. Gegen alle diese Arten von Zauber und ihre verhängnisvollen Wirkungen gibt es Gegenzauber, bestehend in Abwehrmaßregeln, apotropäischen Vorkehrungen, Beschwörungen u. ä. (s. Amulett, Fetischismus). Wie man manche Zauberhandlungen unter tiefstem Schweigen ausführen muß, so kann man durch Lärm manche gefährliche Einwirkung von Geistern bzw. Zauberern, die von jenen besessen sind, paralysieren. Auch lauter Gesang und speziell Vortrag oder Hersagen von bestimmten Zauberformeln — Segen- und Fluchformeln — dienen als Abwehrmittel. Des weiteren sind das Bestreichen etwa des Türpfostens mit Blut sowie auch das Ausgießen von Wasser Mittel, sich vor Verhexungen zu schützen. Spielte im vorhergehenden schon das Wort im Namen sowohl wie in bestimmten Formeln eine, und durchaus nicht immer sekundäre, Rolle, so ist es noch vergeistigter, wenn dem bloßen Hauch des Mundes oder dem Blick eine magische Wirkung beigelegt wird. Gerade der böse Blick ist wohl das allerbekannteste und gefürchtetste Zaubermittel (vgl. darüber jetzt die ausführliche Untersuchung von S. Seligmann *Die Zauberkraft des Auges und das Berufen* [I] 1922; OLZ 25 [1922] S. 363). Mit dem letzteren kommen wir auf eine andere wichtige Quelle magischer Betätigung, den weitverbreiteten Glauben an eine Kraftübertragung. Ihm liegt, wie Edw. Lehmann (*Kultur der Gegenwart* a. a. O. S. 13) sagt, die Idee von einem Seelenstoff (Wundts Körperseele) zugrunde, der eine für uns heute undenkbare Korrespondenz zwischen Menschen und Dingen ermöglicht: einen sich unaufhörlich von neuem knüpfenden Zusammenhang von Dingen und Menschen. Schon durch den bloßen Hauch ist eine Kraftübertragung möglich, und zwar zum Segen oder zum Schaden des Angehauchten (C. Clemen a. a. O. S. 130); auch den oben erwähnten Segen- und Fluchformeln wird eine kraftübertragende Wirkung beigemessen. Nicht weniger ist dies der Fall bei Berührungen, bei Streichen und Schlagen. Das Berühren von Steinen z. B. verleiht Festigkeit; bei den Nordgermanen und Kelten galten

Schwüre und Versprechungen, die auf einem Stein abgelegt waren, als besonders fest (vgl. Clemen a. a. O. S. 123). Das Salben der Könige oder Priester als Weiheakt ist im Grunde, wenigstens auf sem. Sprachgebiet, ein Einreiben oder Bestreichen und damit eine Kraftübertragung. Wenn sich noch heute unsere Dorfjugend im Frühling mit grünenden Zweigen schlägt, so liegt diesem Brauch ursprünglich derselbe Gedanke zugrunde; ebenso in dem Setzen oder Einholen von Maibäumen (Reuterskjöld *Die Entstehung der Speisesakramente* 1912 S. 103ff.). Ganz besonders stark tritt der Glaube an Kraftübertragung im Essen und Trinken hervor. Der Genuß bestimmter Tiere oder von Teilen von ihnen, wie des Herzens; bestimmter Pflanzen, wie des Efeus, seitens der Bacchantinnen; selbst das Verzehren getöteter Feinde oder das Trinken ihres Blutes verleihen entsprechende Kräfte (s. Kannibalismus). Selbstverständlich muß man sich überhaupt oder bestimmte Personen anderseits gewisser Speisen und Getränke enthalten, die unerwünschte Folgen haben. Frauen dürfen häßliche, plumpe Tiere nicht essen, weil sonst deren Eigenschaften durch sie selbst auf ihre Kinder übertragen werden (C. Clemen a. a. O. S. 120ff.). Hier wäre endlich noch die sog. phallische oder Fruchtbarkeitsmagie zu nennen, wenn anders dieselbe noch zum primitiven Stadium hinzugerechnet werden darf (*Religion in Gesch. u. Gegenwart* II 525 Edw. Lehmann).

§ 3. Mantik. Aufs engste hängt mit der M. die Mantik zusammen, besonders bezüglich des Glaubens an Vorzeichen, wie Vogelflug, Rauschen der Bäume, Leberschau, Beobachtung der Gestirne u. v. a. Was das letztgenannte betrifft, so entwickelt sich hier die M. von der Stufe primitivster Wahrsagerei besessener Zauberer zu einer pseudo-wissenschaftlichen Deutung von Naturphänomenen (Edw. Lehmann a. a. O. II 501). Von diesen, wie man sie genannt hat, technischen Orakeln sind die Inspirationsorakel zu unterscheiden, wie sie vorwiegend in Traumbildern und Visionen den Menschen zuteil werden. Schläft z. B. der Mantiker auf heiligem Boden, so offenbart sich ihm das Numen im Traum oder sonstwie (Inkubations-Orakel). Eine wichtige Quelle der Mantik ist auch das durch Verkehr mit einem Dämon, besonders mit einem Totengeist verliehene Wissen. Der Mantiker gelangt zu einer innern, geistigen Einheit mit dem betr. übermenschlichen Wesen, er kennt seinen Willen und spricht ihn aus. Diese Funktion des Wahrsagens wirkt fort bis in das beamtete Priestertum hinein. Die ursprünglichste Amtstätigkeit des Priesters ist, den Willen seines Gottes zu erkunden und zu verkündigen, er ist in erster Linie Seher und Wahrsager.

§ 4. Bei der schwierigen Frage nach dem Verhältnis von M. und Religion wird vielfach die erstere als die Vorläuferin der letzteren angesehen. Man sagt, die M. finde sich überall und beruhe nicht allein auf den einfachsten primitiven Denkoperationen, sie zeige auch stets die gleichen Mängel derselben. A. Vierkandt meint, die negative Bedingung für die M. sei der Mangel an klaren Kausalvorstellungen bei primitiven Menschen, und eine zweite wesentliche Bedingung sei die Rolle, welche die Anschauung im primitiven Denken spielt. „Der Wunsch wird für sie zur Realität, und der Zusammenhang der Assoziationen, welcher ähnliche oder zeitlich und räumlich benachbarte Dinge im Bewußtsein zusammenbringt, wird für sie zum objektiven Zusammenhang der Dinge." Zweifellos ist die M. uralt, damit ist aber über ihr Verhältnis zur Religion noch keine Entscheidung gegeben. Man hat gemeint, „M. im Verhältnis zur Religion" sei eine falsche Fragestellung; es müsse erstere dem Kult gegenübergestellt werden (Archiv für Religionspsychologie 2/3 [1921] S. 135 Clemen). Meines Erachtens ist auch damit nicht viel gewonnen, denn schließlich ist der Kult nur die äußere Erscheinungsform der Religion. Die M. ist frühe mit der Religion sowohl wie mit dem Kult zusammengewachsen, ein Zeichen, daß beide, M. einerseits und Religion und Kult anderseits, sich in ihrem Wesen berührt haben müssen. Man wird nicht bestreiten wollen, daß das Gebet in irgendwelcher Form zu den ältesten Elementen der Religion gehört; dieses Gebet wird, von magischen Gesichtspunkten umrankt, zum Namenzauber (s. Name). Und in den Kultus dringt gleicherweise das magische

Element ein im Sakrament, wie wohl allg. anerkannt, und im Bußopfer, wie A. Vierkandt (a. a. O. S. 61) im besonderen nachgewiesen hat. Religion und M. dürften aus einer Wurzel erwachsen sein, nur haben sie sich nach verschiedenen Seiten entwickelt. Beide sind (Beth) als die psychischen Reaktionen des Menschen auf seine Lebenserfahrungen zu begreifen. Diejenige Lebenserfahrung, auf die Religion und M. reagiert haben, ist, wie Beth es negativ ausdrückt, die Erfahrung von der Begrenztheit und Unsicherheit der Werte und Kräfte, die dem Menschen im Umkreise seiner Maßnahmen zugänglich sind, oder mit anderen Worten: die Erfahrung von einer geheimnisvoll unberechenbaren Macht. Beide, Religion und M., sind aber von Anbeginn als zwei ganz verschiedene Geistesrichtungen aufgetreten. Der Unterschied liegt auf dem Gebiete des seelischen Verhaltens. Die M. ist intellektuell bestimmt und wirkt sich technisch aus, die Religion ist gefühlsmäßig bestimmt und wirkt sich dementsprechend aus. Bei jener handelt es sich immer um „egoistische Arroganz", bei dieser um demütige Anerkennung und Beugung unter einen höheren Willen; oder, wie es im Anschluß an Frazer von Clemen u. a. ausgedrückt wird: M. sucht die höheren Mächte zu zwingen, Religion sie zu gewinnen und zu versöhnen, wobei stets ein ethisches Moment mit im Spiel ist. Ähnlich sagt N. Söderblom (*Das Werden des Gottesglaubens* 1916 S. 215): Die Grenze zwischen M. und Religion liegt zwischen einem ehrfurchtsvollen Einhalten der Riten und einer profanen Anwendung der primitiven Einsichten. Sobald die prämagische Handlung durch das Moment des geheimnisvoll Unberechenbaren zur magischen wird, ist sie religiös verbrämt, beide, Religion und M., gehen ineinander über, und es ist schwer zu sagen, ob man im einzelnen Falle von Religion oder M. reden soll. Darum fragt Söderblom (a. a. O. S. 201 f.) mit Recht: Ein Bau gewinnt Haltbarkeit und Glück durch die Heiligungskraft des Lebens, das in dem Fundament oder einer Mauer geopfert wird. Das Opfer wirkt unmittelbar. Sollen wir es der M. zurechnen und diese Bezeichnung erst dann durch „Religion" ersetzen, wenn das Opfer als eine Gabe oder Sühnemittel für den Geist des Hauses oder eine andere Gottheit gedeutet wird? — An Clemens Gegenüberstellung von M. und Kult ist insofern etwas Richtiges, als beide Gebiete sich erst deutlich scheiden in dem Augenblick, wo ein offizieller Kult da ist und Priester und Zauberer in Konkurrenz treten. Aber zu einem offiziellen Kult kommt es erst nach dem primitiven Stadium. Wenn Söderblom (a. a. O. S. 218) als integrierend für das Wesen der M. nennt 1. Umgang mit den bösen Mächten und 2. illoyale Privatpraxis, so ist dabei nur an die schwarze M. gedacht, von der schon oben bemerkt wurde, daß sie nicht als das primäre Stadium der M. angesehen werden könne.

Wilh. Wundt *Völkerpsychologie* II (1905 ff.); J. G. Frazer *The golden Bough. A Study in magic and religion*[3] 1907 ff.; R. R. Marett *The threshold of religion* 1909; K. Beth *Religion und Magie bei den Naturvölkern* 1914; Nath. Söderblom *Das Werden des Gottesglaubens* 1916.

Max Löhr

B. Paläolithikum s. Jagd A § 6, Kunst A, Schmuck A.

C. Medizin. M., soweit sie historisch zu belegen ist, deckt sich im wesentl. mit der auf der Krankheitsdämonenlehre begründeten Beschwörungstherapie in Wort und Handlung sumer.-babyl. Erscheinungsform, die auch für das ganze übrige Altertum ausschlaggebend wurde. Doch sind magische Vorstellungen und Handlungen als Teile medizinischer Erkenntnis und ärztlicher Hilfeleistung in der Menschheitsentwicklung um Jahrzehntausende älter als Sumer und Akkad. Jeder Versuch der Erfassung und Verwendung übernatürlicher Einwirkungen zu behütenden und heilenden Zwecken kommt schließlich auf M. hinaus, die das Geisterreich zu beeinflussen und, soweit irgend möglich, zu beherrschen strebt. Es seien daher hier nur einige literarische Hinweise gegeben.

W. Wundt *Völkerpsychologie* (1905—1909); J. Ennemoser *Gesch. d. Magie* 1844; Alfr. Lehmann *Aberglaube u. Zauberei* 1898; F. Lenormant *Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer* 1878; C. Fossey *La Magie assyrienne* 1902; Wiedemann *Magie u. Zauberei im alten Ägypten* 1905; K. Beth *Religion und Magie bei den Naturvölkern* 1914.

Sudhoff

Magische Bedeutung der Inschriften (Vorderasien). Das Wort der Beschwörungs-

formel ist in der babyl. Magie von besonderer Bedeutung. Wer Anlaß hat, die Erhaltung des Wortlautes über den Augenblick hinaus zu wünschen, muß dies durch Einschreiben auf eine Tafel zu erreichen suchen. Daher findet man so oft Täfelchen, die Zauberformeln tragen. Sie wurden an der bedrohten Stelle aufgehängt und „schrieen" nun dem eindringenden Dämon oder bösen Menschen ihre Abwehrformel entgegen. Die gleiche Anschauung besteht auch bei den Inschriften, die man auf Gebäuden oder Weihgegenständen findet. Da man wünschte, den Bestand dieser Dinge zu erhalten, schrieb man Formeln auf sie oder stellte Tafeln auf, die Segen bzw. Fluch dem Erhalter oder Zerstörer verhießen. Man war der Meinung, daß diese Sätze mindestens ebensoviel zur Erhaltung beitrügen, wie die angeborene Pietät der Nachfahren.

Literatur s. Beschwörung A, Fluch B.

Ebeling

Magische Kunst. Der noch unter den Naturvölkern sehr verbreitete Glaube, daß man durch die Darstellung des gejagten Wildes bzw. des Feindes Macht über diesen gewinne, kann in besonderen Fällen zur darstellenden Kunst, namentlich zur Tierbildnerei geführt haben. Für eine Verallgemeinerung dieser magisch-utilitaristischen Erklärung der frühesten darstellenden Kunst oder gar des Kunstanfanges überhaupt (Pottier) liegt kein Grund vor; die Nachprüfung ihrer Richtigkeit wird nur in den seltensten Fällen möglich sein. Größere Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhanges mit magischen Jagdriten besteht bei den mit Elch- oder Bärenköpfen versehenen, zum Teil praktisch kaum brauchbaren Steinwaffen der arktisch-baltischen Jägerkultur (s. Tierkopfförmige Steinwaffe), weil für die Lappen das Begraben ähnlich verzierter Waffen zur Sicherung des Jagderfolges bezeugt ist. Über den Stil der betreffenden Darstellungen bietet die magische Kunsterklärung keinen Aufschluß: die genannten Waffen zeigen oft eine vollendete Beherrschung der naturalistisch wiedergegebenen Tierköpfe, während bei den Naturvölkern auch die roheste Andeutung die magische Wirksamkeit der Form gewährleistet. S. a. Jagd A § 6, Kunst A § 5, 9, 12.

Festschr. f. Aspelin (Z. d. Finn. Altert.-Ges. 26) J. Ailio; Bull. corr. hell. 31 (1907) S. 265ff. Ed. Pottier; Fornvännen 2 (1907) S. 116; ebd. 6 (1911) S. 164ff. Edg. Reuterskjöld.

F. A. v. Scheltema

Maglehøi s. Nordischer Kreis B § 14c.

Maglemose („Das große Moor"). Im sw. Seeland, zwischen Kallundborg und Korsør, zuerst entdeckter dän. Wohnplatz aus der Ancyluszeit. Im Sommer 1900 wurde ein zum Dorfe Mullerup gehörender Teil des Moores, in dem man schon seit Jahren Altertümer aus Knochen und Geweih nebst einer Menge von Feuersteinabfällen gefunden hatte, zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht, die von dem dän. Nationalmuseum vorgenommen wurde und unter Leitung von Georg F. L. Sarauw stand. Durch spätere Ausgrabungen 1903 und 1915 (Aarb. 1919 S. 107 Fußnote) sind die Forschungen ergänzt worden. Die Gegenstände lagen meist zu unterst im Torf, oft an der Grenze zwischen diesem und der Schneckenmudde derart, daß das Gerät manchmal noch bis zur Hälfte in der Mudde eingebettet war. Selten waren Geräte ganz von Schneckenmudde bedeckt und dann nur von einer höchstens 5 cm starken Schicht. Bei der Untersuchung Sarauws, die ein Areal von 300 qm umfaßte, wurden 20 371 Stücke gefunden, darunter 19 179 Abfälle, 881 Altertümer aus Feuerstein, 17 aus anderen Steinarten und 294 aus Geweih und Knochen. Von den Abfallstücken waren 15 512 aus Feuerstein, aus Geweih und Knochen die übrigen. Die Feuersteingeräte zeichnen sich durch ihre primitiven Formen aus. Die besten Stücke waren zwei längsschneidige Pfeilspitzen (Band IX Tf. 3 m), mit Zunge versehen und mit feiner Denglung auf dem Rücken. Ziemlich geschickt behandelt waren auch die 31 kleinen, runden oder länglichen Scheibenschaber mit Denglung auf der hohen Schneide. Von Scheibenspaltern kamen nur 2 vor (vgl. Band IX Tf. 4a, b, e), und diese viel roher zugehauen als die der Kökkenmöddinger. Die Kernäxte waren durch 5 sichere, 3 zweifelhafte und 3 Fragmente vertreten (Band IX Tf. 4c). Die übrigen Altertümer aus diesem Gestein bestanden aus Kernen, Spänen — von welchen nur 67

zu der größeren Art (dän. *Flække*) gehörten —, Schabern, Messern, Schlägern und anderen Kleingeräten von wenig ausgeprägten Formen, wozu bei einer späteren Untersuchung noch 7 Mikrolithen kamen (vgl. Band IX Tf. 3). Von Geräten, die aus anderen Gesteinen, Quarzit, Sandstein und Granit, bestanden, kamen nur 15 Schlagsteine und eine „Geröllkeule" vor (vgl. Band IX Tf. 4 q, s); dazu auch ein Stück Schwefelkies (Feuergerät).

In starkem Gegensatz zu den einfachen Steinaltertümern stehen die schönen und sehr geschickt gearbeiteten Jagdwaffen und Fischereigeräte aus Knochen und Geweih, vor allem von Elch, Hirsch und Urstier. Hier bemerken wir durchlochte Hacken aus dem Wurzelende des Hirschgeweihs mit oder ohne Feuersteinschneide, aus demselben Material auch schlanke Meißel mit schrägen Schneiden, weiter eine Art Tüllenäxte aus Urstier-Röhrenknochen, Knochenkeulen, „Netzheber" (nur in einem Exemplar), Dolche aus Ellenbogenknochen, Messer und Meißel aus Eberhauern, Angelhaken und endlich Knochenspitzen in großer Menge (vgl. Band IX Tf. 5—7). Die Stellung von Leittypen nehmen unter diesen Geräten die in 34 Exemplaren gefundenen Spitzen mit einem oder wenigen kleinen Widerhaken ein, die man teils als Wurf- oder Fischspeere, teils als Fischgabeln bezeichnet hat, und die oft aus Rippen verfertigt waren (vgl. Band IX Tf. 7 l—n, p—r). Nur durch ein Exemplar war die Knochenspitze mit feiner, einseitiger Zähnung vertreten (Band IX Tf. 7 f), und größer war auch nicht die Zahl der Harpunen mit großen Widerhaken (unsicheres Bruchstück) und der sog. „Vogelpfeile" (s. d.; Band IX Tf. 7 k), die auf beiden Seiten mit Einsätzen aus Feuersteinsplittern versehen sind, was darauf hindeutet, daß diese drei Gerätformen etwas später als die eigentl. Maglemose-Stufe sind, was auch gut zu den schwed. Ergebnissen stimmt (s. Råbelöv-See, Vogelpfeil). Als Schmuck sind 6 Zahnperlen und wohl auch einige durchbohrte, zylindrische Stückchen aus Geweih (dän. *Horntriller*) aufzufassen (Band IX Tf. 8 q).

Unter den Stücken von Knochen und Geweih, die nicht verarbeitet waren (etwa 4000), ließen sich 32 Tierarten unterscheiden, darunter als einziger Fisch der Hecht, 15 Vögel, unter ihnen verschiedene Entenarten, Höckerschwan, Seeadler und Eichelhäher. Von der Sumpfschildkröte kam nur ein Exemplar vor. Die übrigen 14 Gattungen waren Säugetiere, unter denen Ur, Elch, Wildschwein, Edelhirsch, Reh gut, Biber, Wildkatze, Fuchs und Hund jedoch nur spärlich vertreten waren. Dazu kamen einige Überreste vom Menschen: ein Schenkelknochen, ein Fingerglied von Erwachsenen und ein Unterkiefer von einem Kind. Sehr auffallend ist, daß keine Salzwassertiere, z. B. Muscheln, Robben usw., vorkamen.

Über die Flora der Gegend zur Zeit der Besiedlung gab die Untersuchung der gefundenen Kohlen Aufschluß. Stark überwog die Kiefer, danach folgten weiter Hasel, Ulme, Espe, Birke, Faulbaum und Buche. Die Baumvegetation war also Kiefernwald mit eingesprengten Laubbäumen.

Ein Vergleich zwischen den oben erwähnten arch., zoologischen und botanischen Verhältnissen und denen der Kökkenmöddinger zeigte gewisse Verschiedenheiten. Die Altertümer aus Stein waren viel schlichter, und die Geräte aus Knochen und Geweih, die in den anderen Wohnplätzen ziemlich spärlich vorkommen, überwogen, wohl nicht in der Zahl, aber nach ihrer Bedeutung. In dieselbe Richtung deutete die Fauna mit ihrem Reichtum an Ur und Elch, von denen der erstere selten, der letztere bisher nur in den dän. Wohnplätzen Brabrand-Sø (s. d.) und Ertebølle (s. d.) vertreten ist. Aus den Holzresten ging hervor, daß der Wohnplatz einer Zeit angehörte, in welcher die Kiefer waldbildend auftrat und die Eiche noch nicht ins Land gekommen war. Auf diese Verhältnisse hinweisend und sich auf die Theorien Japetus Steenstrups über die Einwanderungszeiten der Waldbäume stützend, zog Sarauw die Schlußfolgerung, daß man die Siedlung dem jüngsten Teil der Ancyluszeit zuschreiben müsse. Die stratigraphischen Verhältnisse deutete er so, daß die Menschen sich auf einem in einen kleinen See schwimmenden, aus Baumstämmen zusammengebundenen Holzflosse aufgehalten hätten. — Am Ende seiner Abhandlung gibt Sarauw einen Überblick von gleichartigen Funden außerhalb Dänemarks und

konstatiert, daß sie in den meisten Ostseeländern vertreten sind. Aus dem S ist diese Kultur nach dem N gekommen. Durch die späteren Untersuchungen in dem Moore sind diese Schlüsse im allg. bestätigt worden, doch hat sich gezeigt, daß der Wohnplatz auf einer schmalen Landzunge oder vielleicht auf einer Insel gelegen war (Koch 1916). Weiter ist durch Pollenanalyse (s.d.) gezeigt worden, daß auch die Eiche zu dieser Zeit vorkam (Aarb. 1919 S. 124 K. Jessen). — S. a. Diluvialchronologie § 5, Diluvialgeologie § 7, Mesolithikum, Nordischer Kreis A § 2 a 2, Tardenoisien § 3.

Sarauw *En stenalders boplads i Maglemose ved Mullerup sommenholdt med beslægtede fund* Aarb. 1903 S. 148 ff. (Referat von J. Mestorf in Zentralbl. f. Anthr. 1904 S. 248 ff.); Präh. Z. 1911 S. 52 ff., ebd. 1914 S. 1 ff; Koch *Mullerupkulturens geologiske Alder* Meddelelser fra Dansk geolog. Forening 5, 6 (1916).

Gunnar Ekholm

Maglemose-Stufe (-Kultur). Nach dem im Anfang des 20. Jh. entdeckten, großen, mesol. Wohnplatze von Maglemose (s. d.) auf Seeland benannte und durch ihn zuerst genauer bekannt gewordene epipaläol. Kulturstufe des nord.-balt. Kreises während der geol. Ancylus-Zeit, zwischen Yoldia-Lyngby-Kultur und Ertebölle-Kultur stehend. S. Ancylus-Zeit, Finnland A, Holmegaard, Kiefernzeit, Maglemose, Mesolithikum, Norddeutschland A § 5, Nordischer Kreis A § 1—3, Ostpreußen A § 1 ff., Polen B § 1, Sværdborg, Südostbaltikum A.

Magnesit s. Bergbau E, Metall D.

Magnisi (Thapsos) s. Sizilien B II.

Magritien s. Belgien A.

Magúla. Moderne einheimische Bezeichnung für die nordgriech. Tumuli, sowohl Wohn- als Grabhügel. S. Ägäische Kultur § 2.

G. Karo

Magyarbodza s. Rumänien A.

Magyaren (Ungarn) s. Finno-Ugrier A, B § 19 f.

Mahasna. Ort in Oberägypten am Rand der lib. Wüste, in der Gegend des heutigen Girge und etwa 15 km n. von Abydos gelegen. Hier stellte Garstang bei Ausgrabungen 1900/1 abgesehen von einem unbedeutenden frühpräh. Friedhof beim benachbarten Alawnije Reste einer präh. Siedlung fest, der einzigen aus so alter Zeit. — Es fanden sich Reste von Pfählen, zwischen ihnen Spuren von Zweigen mit Nilschlammbewurf, Feuerstätten, große Tongefäße, Scherben von Gefäßen und Feuersteinmesser, Knochen, Fischgräten, Stücke Krokodilshaut u. ä. Die Funde sind aber so dürftig, daß man kein anschauliches Bild von jener Siedlung — nicht einmal der Grundriß der Hütten ließ sich mit Sicherheit feststellen — erhält (ein Lageplan bei Garstang *Mahâsna and Bêt Khallâf* Tf. 2). In der Nähe entdeckte Garstang ferner eine große, schon sehr durchwühlte Nekropole, wohl den zur Siedlung gehörigen Friedhof, dessen ungefähr 600 Gräber aber erst später durch Ayrton und Loat genauer untersucht wurden. Die Funde, vor allem Keramik, stammten aus allen Perioden der äg. Vorgeschichte. Untersuchungen und Funde sind veröffentlicht.

John Garstang *Mahâsna and Bêt Khallâf* 1902; Edward R. Ayrton und W. L. S. Loat *Pre-Dynastic Cemetery at El Mahasna* 1911.

Scharff

Mahlen. S. a. Mühle. — (Vorderasien) Man unterschied in Babylonien und Assyrien zwei verschiedene Arten des M., eine zur Gewinnung des gewöhnlichen Mehles, die andere zur Erzeugung des Feinmehles. Wie sich beide voneinander unterschieden, ist nach unseren Quellen noch nicht auszumachen (s. a. Mühle). Nach dem M. wurde das Mehl noch gesiebt. Daneben wurden aus dem Korn durch Zerquetschen auch Graupen hergestellt (OLZ 25 [1922] S. 337 ff.).

B. Meissner

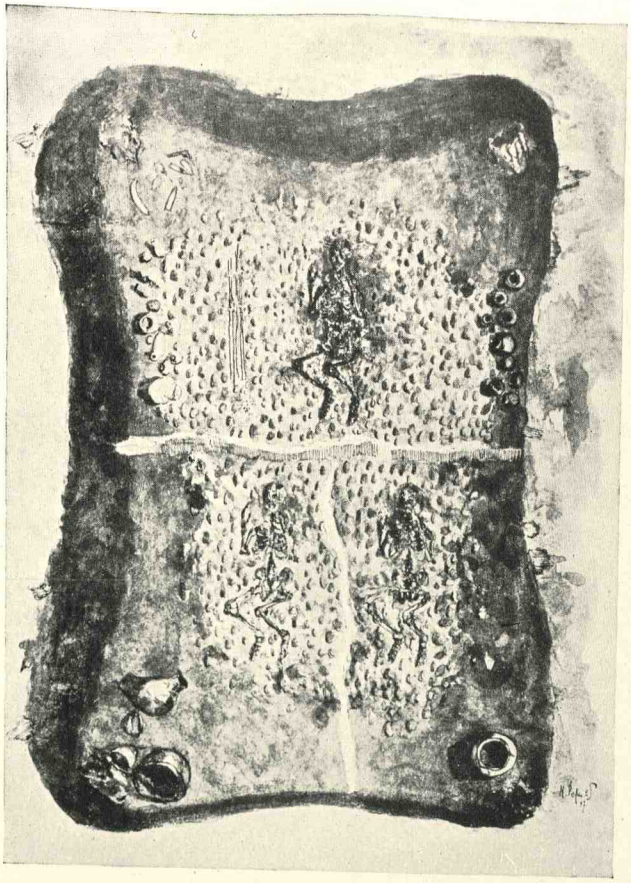
Mähren s. Böhmen-Mähren.

Mahrersdorf (Niederösterreich). Hier wurden u. a. oberständige Lappenäxte, Tüllenäxte mit Öhr und gratförmiger Reliefverzierung, Tüllenpickel, Meißel, doppelaxtförmige Barren mit Stielloch aus Bronze sowie Gußfladen aus Kupfer gefunden. Gußstättendepotfund aus dem Ende der BZ.

M. Hoernes *Bronzen aus Wien und Umgebung* MAGW 1900 S. 69, 70.

G. Kyrle

Mahrevići (Miletkovići, Bez. Čajnica, Bosnien). FO eines großen, aus Klaubsteinen gebildeten latènezeitlichen Tumulus, der nicht nur wegen seiner Zusammensetzung (Krematorium und Brandbestattung), sondern auch deshalb bemerkenswert



a

b

Maikop

a. Das Fürstengrab (mit den drei Kammern). — b. Silbervase in 4 Ansichten. H. 11 cm. — Nach Materialien Arch. Rußl. 34 (1914) Tf. 20 und 29.

ist, weil er den östlichsten Punkt bezeichnet, bis zu dem die Latènekultur in Bosnien vorgedrungen ist. Zeitlich gehören die Bestattungsreste in die Früh- bis Spätlatènezeit.

Unter den keramischen Typen überwiegen aus freier Hand sorgfältig gearbeitete, mit hochstehenden Doppelhenkeln versehene Krüge von der in Jugoslavien in dieser Zeit üblichen Form. Von sonstigen Gefäßen ist besonders die Nachbildung eines griech. Skyphos, wie aus Tumulus V von Hrastovača am Glasinac, bemerkenswert. An Waffen fanden sich eiserne Lanzen verschiedenen Typs, mehrere eiserne Krummesser und ein Ärmchenbeil wie von Ilijak, Sanskimost (s. d.) usw. Der Schmuck bestand in Glas- und Emailperlen von späthallstatt- und latènezeitl. Form, Spiralarmbändern mit Schlangenkopfenden, geperlten Ringen, typischen Doppelnadeln usw. Unter den Fibeln, unter denen sowohl typische Früh-, wie Mittel- und Spätlatèneformen erscheinen, sind die in ziemlicher Zahl vertretenen Lanzenfibeln bemerkenswert, deren Entwicklung von den einfachen Frühlatènetypen mit dreieckiger Bügelplatte, Spiralkopf und einfacher Nadel bis zu den komplizierten zweiteiligen Spätlatènetypen mit Armbrustkonstruktion, Doppelnadel und kastenförmiger Fußplatte hier durch alle möglichen Übergangsformen sehr klar vor Augen geführt wird.

Truhelka *Ein Tumulus der La-Tèneperiode in Mahrevići* Mitt. aus Bosnien 1912 S. 5 ff.

G. Wilke

Maiersdorf (Niederösterreich). Die hier gehobenen Funde enthielten: einen fein gravierten Bronzedolch, hohle Bronzebuckel, kegelförmige Tutuli, Bruchstücke von Spiralröhrchen, Fingerringe aus kantigem Draht und Spiralarmringe sowie Lappenäxte, Tüllenäxte, Sicheln, Nadeln und eine Schale sowie mehrere Bruchstücke aus Bronze. Wohl zwei Depotfunde, die offenbar benachbart lagen, von denen der eine der ä. BZ, der andere dem Ende der BZ angehört.

M. Hoernes *Die älteste Bronzezeit in Niederösterreich* Jahrb. Zentr. Kom. 1903 S. 48—50.

G. Kyrle

Maikop (Tf. 217, 218[A], 218[B]). Stadt im Kuban-Gebiet, ö. vom Schwarzen Meer. In der Nähe dieser Stadt sind reiche vorgesch. Funde gemacht worden. Der bedeutendste ist der kupferzeitliche Fund aus einem Kurgane („Maikoper Kurgan"). Der Hügel, in der Stadt selbst, war über 10 m h. Er enthielt zwei gleichzeitige Gräber aus der Kupferzeit: das eine, ärmlich, auf der ursprünglichen Bodenoberfläche, das zweite, sehr reich, unter dem Boden. Dieses letztere war ein mit Steingeröll gepflastertes Schachtgrab, 1,42 m t., 5,5 × 3,75 m groß. Das Grab erinnerte an die kaukas. Dolmen (vgl. Tf. 86a); es bildete ursprünglich eine hölzerne Kammer, mit Wänden und einem Giebeldach aus Holz ausgestattet und in drei Abteilungen eingeteilt. In allen Abteilungen befand sich je ein liegender Hocker mit aufrecht erhobenen Händen und mit rotem Ocker bemalt (Tf. 217a). Ein Skelett ist weiblich, zwei sind männlich. Das Grab ist ein Königsgrab mit reichem Inventar. In der Abteilung des Königs sind Reste eines Thronhimmels gefunden worden mit 135 goldenen Löwen- und Ochsenbildern samt Rosetten. Zu diesem Baldachin (?) gehören weiter 4 Stangen aus Gold und Silber mit plastischen Ochsendarstellungen. Weiter lagen in dieser Abteilung goldener Halsschmuck, Massen von Gold-, Türkis- und Carneol-Perlen, Ohrgehänge, 6 Ringe aus Gold oder Silber, teilweise mit Ochsenbildern (Tf. 218[B]). Dann 17 Schalen aus Gold, Silber oder Stein, zwei von den edelmetallenen mit äußerst interessanten figuralen Darstellungen, u. a. von Bergen, die man mit den Gipfeln des Kaukasusgebirges glaubt identifizieren zu können (Tf. 217b, 218[A]). Diese Schale dürfte eine Darstellung des Reiches des hier bestatteten Königs tragen. — Die Waffen und Arbeitsgeräte sind aus Stein oder Kupfer: Pfeilspitzen, Schleifsteine, ein abgeplatteter, stumpfer Steinmeißel, kupferne Schaftlochäxte, Hohlmeißel, Dolchmesser usw. (vgl. Tf. 86b—g, 87d—g, i). Auch 8 meistens große Tongefäße sind hier gefunden worden (vgl. Tf. 87c), von derselben Form wie die sog. Fatjanovo-Keramik (Band III Tf. 32b, c) in Mittelrußland. — In den beiden übrigen Abteilungen des Grabes wurden Ohrgehänge und Perlen aus Edelmetall und Edelstein, Kupfergefäße, Tongefäße und kleine Silberplatten angetroffen.

Dieser reiche Fund ist kupfer-bronzezeitlich und kann in die Zeit um 2000 v. C. datiert werden. Das Inventar ist

teils orient. (Gegenstände aus Edelmetall), teils lokal oder nordisch (Keramik, Waffen). Der Fund ist sehr wichtig auch für die Datierung der zentralruss. Kupferkultur.

CR Pétersb. 1897 S. 2ff.; Farmakovskij *Archaičeskij period v Rossii* Materialien Arch. Russl. 34 (1914); M. Rostovcev *L'âge du cuivre dans le Caucase septentrional* Rev. Arch. 1920.

A. M. Tallgren

Mainake (Macvák, Spanien). § 1. Phokäische Kolonie an der andalus. Küste. Quellen: Avien Ora maritima v. 427 (wo es durch ein Mißverständnis der späteren Interpolatoren des der Or. mar. zugrunde liegenden älteren Periplus mit Malaca verwechselt wird), Ephoros (Skymnos 147) und Strabo 156 (wohl nach Ephoros), der den regelmäßigen Stadtplan erwähnt.

§ 2. Trotz der Verschiedenheit der herrschenden Meinungen ist es höchst wahrscheinlich, daß M. ungefähr gleichzeitig mit Massalia (s. Marseille), d. h. um 600 v. C., gegründet wurde, wohl direkt durch phokäische Kolonisten, nicht durch Massalioten, in den ersten Zeiten der griech. Handelsbeziehungen zu Tartessos, als Konkurrenzplatz zu dem phön. Gades (s. d.).

§ 3. Nach der Zerstörung Phokäas durch die Perser und der Schlacht von Alalia, nachdem die griech. Geltung im W zugunsten der verbündeten Etrusker und Karthager stark Einbuße erlitten hatte, sah M. seinen Handel in vollständigem Niedergang, da die ganze Südküste Spaniens in die Interessensphäre Karthagos fiel. Schließlich wurde es wohl von den Karthagern zerstört, nach Schulten um 500 v. C., ungefähr zur selben Zeit, als Tartessos das nämliche Schicksal erfuhr. Zwischen der Schlacht von Alalia und der Zerstörung Mainakes mag ein beschränkter Handel diesseits der Meerenge für die Griechen möglich gewesen sein, wie man aus der im Periplus interpolierten Stelle des Euktemon (Or. mar. 350ff.) geschlossen hat.

§ 4. Die Lage M. ist zweifelhaft. Man hat sie bei Almuñécar oder an der Mündung des Guadalhorce gesucht, doch scheint es glaublicher, daß M., wie Schulten meint, an der Mündung des Vélez, 27 km ö. von Malaga, gestanden hat. Schulten sucht sie hier auf dem Cerro del Peñón an der rechten Seite des Vélez, doch sind die dort auf der Erdoberfläche liegenden Scherben unbestimmbar oder gehören einer späten Zeit an. Aus dem alten Periplus wissen wir, daß bei der Stadt die sog. Insel Noctiluca lag, die dem Kult des Mondes, wohl von einheimischen Stämmen, geweiht war. Nach Strabo (156) hatte die Stadt regelmäßige Straßen. Avien (427) wie andere (Strabo 156) verwechseln M. wohl deshalb mit Malaca, weil nach ihrer Zerstörung die Erinnerung an M. allmählich verschwand und Malaca die einzige bekannte, von Fremden angelegte Stadt der Gegend war.

§ 5. In der Nähe von M. soll eine einheimische iber. Stadt gestanden haben. In röm. Zeit hieß sie Maenoba. Hekataios nennt eine Stadt Mainobora der Massienier, nach dem alten Periplus die Bewohner dieses Küstenstriches von Andalusien. Ist diese Nachricht des Hekataios richtig, so existierte die Stadt also schon um 500 v. C. Nach Schulten wäre die Stadt im sog. Cerro del Mar auf der anderen Seite des Vélez, gegenüber von M., zu suchen und lag wie M. direkt am Wasser, während heute die ehemalige Mündung des Vélez durch Anschwemmungen ins Land zurückgeschoben ist. Ihr Name ist wohl mit der von M. in Beziehung zu setzen. Von dem röm. Maenoba mögen einige röm. Reste, die in der Nähe des Cerro del Mar liegen, stammen.

Schultens Kommentar zu v. 426 des Avien in Schulten-Bosch *Fontes Hispaniae antiquae* I (1922); Schulten *Topographisches und anderes aus Spanien* Arch. Anz. 1922; Clerc *Les premières colonisations phocéennes dans la Méditerranée occidentale* Revue des études anciennes 7 (1905) S. 329.

L. Pericot

Mainz s. Kunst A § 4.

Maïotis s. Südrußland D.

Mairie-Höhle s. Kunst A § 5, Teyjat-Höhle.

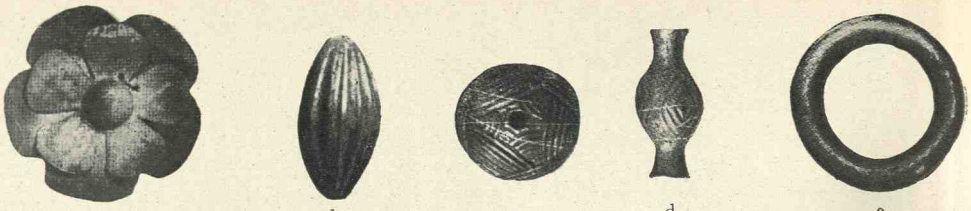
Makan und Meluḫḫa. Dies sind in Keilschriftdenkmälern älterer Zeit Bezeichnungen für Länder der arab. Halbinsel, und zwar umfaßt Makan (*má-gán*^{ki}) Ost- und Südarabien, Meluḫḫa Nord- und Westarabien einschl. der Sinai-Halbinsel. Erzeugnisse dieser Länder erwähnt besonders der Patesi Gudea von Lagaš (um 2500 v. C.) in seinen Inschriften. Er bezog von dort Hölzer, besonders *ušû*-Holz, sowie aus Makan schwarzen Diorit, aus Meluḫḫa Porphyr und Goldstaub. — Narâm-Sin von

a

b

Maikop

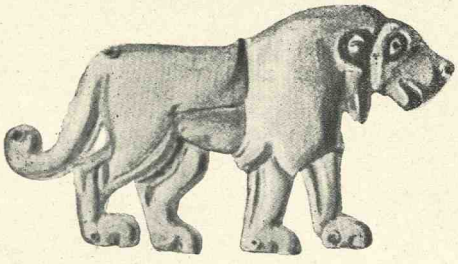
a. Silbervase aus dem Fürstengrab mit eingravierten szenischen und landschaftlichen Darstellungen. $^2/_3$ n. Gr. — b. Zeichnung auf derselben Vase abgewickelt. Nach Materialien Arch. Rußl. 34 (1914) Tf. 26 und 27.



a b c d e

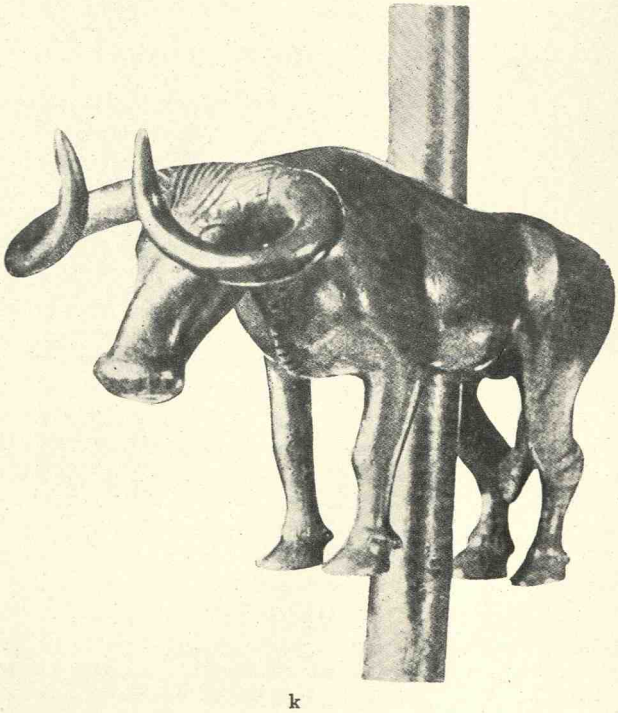
f

h



g

i



k

Maikop

a—k. Schmuckstücke und Teile des Baldachins aus dem Fürstengrabe. $^{1}/_{1}$ n. Gr. Nach Materialien Arch. Rußl. 34 (1914) Tf. 21 und 23.

Akkad (um 2750) unternahm einen Feldzug nach Makan, besiegte den König Mannudannu und brachte Beute heim (eine Steinvase ist erhalten); die Handelsbeziehungen Gudeas mit M. und M. sind wohl eine Folge der Narâm-Sin-Zeit.

In den Amarna-Texten (14. Jh.) bezeichnet Meluḫḫa, das einmal durch „Kaši" glossiert wird, zweifellos Nubien (s. d.; Kûš); dagegen ist bei Tukulti-Ninurta I. von Assyrien (um 1250) unter Meluḫḫa wieder Arabien verstanden, wie der Titel „König von Tilmun und Meluḫḫa" anzeigt; über Tilmun (s. d.; Bahrein) kommt man nach Arabien.

Die assyr. Inschriften der Spätzeit, vornehmlich Asarhaddon und Assurbanipal, bedienen sich der Namen Makan und Meluḫḫa zur Bezeichnung von Ägypten und Nubien (Äthiopien).

Ed. Meyer *G. d. A.* I 2³ (1913) §§ 401, 407, 410; H. Winckler *Muṣri, Meluḫḫa, Ma'în* MVAG 31, 4 (1898); ders. *Altoriental. Forschungen* III (1905) S. 367ff.; M. Streck *Aššurbânipal* 1916 S. 794f.; Knudtzon *Amarnatafeln* 1911 S. 1154f.

O. Schroeder

Makedonier. S. a. Griechen B § 20f. — Die M. waren, mindestens in ihrer herrschenden Schicht, Angehörige der nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.), also hellhäutig, blond, blauäugig, langschädlig, langgesichtig und großgewachsen. Den reinen nord. Typus zeigten auch dementsprechend alle makedon. Heerführer (Sarkophag von Sidon), voran Alexander der Große, von dem berichtet wird, daß er eine so weiße und zarte Haut gehabt habe, daß er nicht nur im Gesicht, sondern auch auf der Brust errötete; er war im übrigen blond (lockig), helläugig, langköpfig und hatte ein durchaus nordisch geschnittenes Gesicht.

L. Wilser *Die Germanen* 1913 S. 125; C. de Ujfalvy *Antike Porträts und der Typus der Ptolemäer* Pol. Anthr. Rev. 2 (1903) S. 510; ders. *Le Typ physique d'Alexandre le Grand* 1902; G. Kraitschek *Der phys. Typus Alexanders des Großen* Pol. Anthr. Rev. 2 (1903) S. 859.

Reche

Makedonische Tumuli. § 1. Unter ihnen lassen sich nach ihren äußern Merkmalen zwei Hauptgruppen unterscheiden: 1. Unmittelbar aus der Ebene vorspringende, kegelförmige Hügel mit kreisrunder Basis und meist ziemlich steiler Böschung, und 2. sehr ausgedehnte, flache Hügel mit unregelmäßiger, meist länglicher Basis und sehr breiter Oberfläche.

§ 2. Die kegelförmigen T. (Sarakli; Alaklisi; Korino), die auch sonst auf der Balkanhalbinsel sowie in Südrußland und Kleinasien weit verbreitet sind, und die sich ziemlich scharf von den in Albanien (s. d.) und überhaupt auf illyr. Gebiete vorherrschenden halbkegelförmigen Hügeln unterscheiden, sind zweifellos, wie diese und die phrygischen (Tumulus von Bos-öjük; Ath. Mitt. 1896 S. 1ff.), Grabanlagen und enthalten dementsprechend auch eine oder mehrere, durch einen gewölbten Gang zugängliche Grabkammern, die bisweilen durch reich verzierte Portale abgeschlossen sind (Tumulus von Korino).

§ 3. Dagegen sind die langgestreckten Tumuli (Hagio Elia, Galikotal, Platanaki, Topšin, Amatovo, Geg. v. Pella) wie die ihnen nahe verwandten Hügel Bulgariens (s. d.) wohl durchweg Ansiedlungsplätze oder vielmehr künstliche Aufschüttungen für solche zum Schutz gegen die die Ebene zeitweise überschwemmenden Gewässer, entsprechen also den altgerman. Werften zwischen Eider und Zuidersee (Wilke *Arch. Erltrg. z. Germania d. Tacitus* 1921 S. 14f.). Sie liefern daher in der Regel auch sehr große Scherbenmassen und außerdem auch noch allerhand Hausgerät aus Stein und Ton.

§ 4. Unter den keramischen Funden in den M. T. lassen sich zwei Hauptgruppen unterscheiden, eine einheimische monochrome oder farbige und eine importierte. In der einheimischen Keramik, in der sich mehrere zeitlich verschiedene Stufen abheben, begegnen Schalen und Schüsseln verschiedenen Typs, Tonsiebe, große Pithoi, Krüge und Tassen mit abgeschrägtem Rande u. dgl., die sowohl in ihrer Form als hinsichtlich der Technik und Art der Verzierung den nordbalkanischen und troischen Gefäßen nahe verwandt sind, anderseits aber auch in Thessalien ihre Parallelen haben (Wilke *Spiralmäanderkeramik und Gefäßmalerei* 1900).

§ 5. Die importierte Tonware weist durchweg auf einen s. Ursprung hin. Sie erscheint schon in Form myk. Vasen mit Firnismalerei und noch mehr in geometrisch bemalten Gattungen. Doch treten auch noch vielfach schwarz- und rotfig. Vasen

auf, und selbst aus hellenistischer Zeit haben sich charakteristische Gefäße gefunden.

§ 6. In ethnischer Hinsicht sind die M.T. wohl einer Mischbevölkerung zuzuschreiben, die sich teils aus thrak., teils aus griech. Elementen zusammensetzte. Auf thrak. Volkselemente weist besonders die ältere einheimische bemalte Keramik hin, während die monochrome Spiralmäanderkeramik, die ihre Parallelen mehr im NW der Balkanhalbinsel bis nach Niederösterreich und Mähren hin hat, nach meiner Auffassung (Wilke a. a. O.) den ersten südwärts drängenden hellen. Stämmen zuzuschreiben ist, die auch nach der Meinung maßgebender Historiker und Sprachforscher von ihrer ursprünglich nordhellen. Heimat aus ihren Weg durch das Tal des Axios, des heutigen Wardar, und die Ebene von Saloniki genommen haben müssen (H. Treidler *Alte Völker der Balkanhalbinsel* Archiv f. Anthr. NF 12 S. 97ff.), und die nach Ed. Meyer (*G.d.A.*³ I, 2 § 513) spätestens um 2000 v. C. den griech. Boden betraten. Außerdem mögen auch noch illyr. Stämme in Betracht kommen (Tomaschek *Thraker* I 13ff.).

ZfEthn. Verh. 1901 S. 54f. P. Traeger; ebd. 1902 S. 62ff., 1905 S. 91ff. H. Schmidt; Präh. Z. 9 S. 66ff. R. Poppow; D. Fimmen *Kret.-myk. Kultur* 1924² S. 95, 100f. — [Bull. corr. hell. 40] (1916) S. 258ff., ebd. 41 (1917/19) S. 1ff. Rey. G. Wilke

Makri (w. Dede-Agatsch, Thrakien). Neol. Station, die während des Weltkriegs beim Ausheben von Schützengräben angeschnitten wurde, und die zwar nicht methodisch untersucht, aber doch wegen der Seltenheit des sonst aus Südthrakien bisher bekannt gewordenen Materials bemerkenswert ist. Die freilich nur in sehr geringer Zahl vorliegenden keramischen Reste (Bruchstück eines rohen Napfes mit Tupfenverzierung unter dem Rand; Schale mit dreieckigem, in einen zapfenartigen Vorsprung auslaufenden Henkel; Fragmente von Siebgefäßen usw.) gleichen denen vom Tell Mečkjur (s. d.) und Sveti Kirilovo (s. d), anderseits auch Thessaliens. Ebenso hat ein rohes, klotzartiges Tonidol mit primitiver Andeutung von Nase und Ohren an dem prismatisch verjüngten Oberteil im Tell Mečkjur und in Kodža Dermen (s. d.) Analogien. Von Steingeräten ist ein runder Keulenkopf mit angefangener Durchbohrung, ähnlich einem Stück von Phthiotis (Tsuntas *Dimini Sesklo* S. 324 Abb. 251), bemerkenswert.

Kazarow *Vorgeschichtliches aus Bulgarien* Präh. Z. 10 S. 181ff. G. Wilke

Makrokephalie. Bezeichnung für die künstlich deformierten Schädel, die sich bei einigen Skythenstämmen fanden. Hippokrates und Plinius berichten, daß bei Trapezunt und auf der Taurischen Halbinsel die Sitte herrsche, die Köpfe der Kinder der Adligen und Freigeborenen künstlich in die Länge zu pressen, und auf der Krim hat man tatsächlich derartige Schädel angetroffen. Vereinzelte deformierte Schädel dieser Art hat man auch in Ungarn, bei Atzgersdorf nahe Wien und in germ. Reihengräbern von Mainz gefunden. Die germ. deformierten Schädel stammen wohl ausschließlich von weiblichen Personen, ihre Deformation ist längst nicht so stark wie bei den skyth. und offenbar nicht beabsichtigt, dagegen vielleicht eine Folge von Haarbändern oder Hauben.

A. Ecker *Skelett eines Makrokephalen in einem fränk. Totenfeld* Archiv f. Anthr. 1 (1866) S. 75; J. Ranke *Der Mensch* I (1911) S. 182; A. v. Török *Über einen neuen Fund eines makrok. Schädels in Ungarn* Zschr. f. Morph. u. Anthr. 7 (1904) S. 142—201; Archiv f. Anthr. NF 3 (1905) S. 191—214 A. Schliz. Reche

Makrokosmos. M. im Gegensatze zu dem Mikrokosmos (s. d.), die große Welt als Ganzes, stellt der Babylonier der kleinen des Menschenkörpers in vollkommener gegenseitiger Entsprechung gegenüber. Aus dieser Entsprechung der beiden Welten als altmesopotamische Weltanschauung ergibt sich für Sumerien und Babylonien mit gleicher Notwendigkeit die Erforschung des Sternenhimmels wie die Eingeweideschau des Opfertieres als Endpole eines großen Weltzusammenhanges. Sudhoff

Malachit s. Schminke.

Malachit-Patina s. Patina A § 2.

Mälaraxttypus s. Finnland B § 3, Gotland B § 8, Nordischer Kreis B § 10a, Ostrussische Bronzezeit.

Malarnaud (Unterkiefer). Im J. 1888 wurde in der Grotte von M. bei Montseron (Dép. Ariège) von Bourret und Regnault ein menschlicher Unterkiefer zusammen mit spätdiluv. Tierresten gefunden. Der massige

und nur eine schwache Andeutung des Kinnes zeigende Unterkiefer gehört zur Neandertal-Rasse (*Homo primigenius*; s. d.).

H. Filhol *Note sur une mâchoire humaine trouvée dans la caverne de Malarnaud* 1889; E. Werth *Der fossile Mensch* 1921 ff. S. 146—147 Abb. 69. Reche

Malatia s. Melidia.

Malerei. S. a. Kunst A.

A 1. Europa. Kunst. § 1. Während in Frankreich die figurale Wandmalerei in nachdiluv. Zeit völlig erlischt, sind aus der j. StZ und frühen Metallzeit späte Ausläufer dieser Kunst oder doch verwandte Werke von der iber. Halbinsel, dem nordafrik. Küstengebiet und Oberägypten bekannt. Der glänzende Naturalismus der früheren Jägerkunst ist in diesen Felsmalereien von der Sierra Morena, Cadiz, Oran, Hierakonpolis nur selten anzutreffen, dagegen schreitet der realistisch erzählende Stil in den Jagd- und Kampfdarstellungen usw. zur szenischen Komposition (s. Figürliche Darstellung, Gruppendarstellung). — Bezeichnenderweise hat auch im N die Jägerkunst der arktisch-baltischen Kultur neben naturalistischen eingeritzten und plastischen Tierdarstellungen Spuren figuraler Wandmalerei hinterlassen (Oldtiden 1914 S. 37 Abb. 12; s. a. Felsenzeichnung A § 1, Finnland A § 10). — Im Gegensatz zu Europa, wo die Verzierung der neol. Tongefäße technisch und künstlerisch völlig beziehungslos zu diesen letzten Resten uralter darstellender Kunst ist, schließt sich der altäg. Felsmalerei eine Vasenmalerei an, deren über die Gefäßfläche ausgestreute Darstellungen von Tieren und Menschen, Pflanzen, Nilfahrten usw. einen z. T. eng verwandten Charakter mit jenen aufweisen. Ob auch in dem zweiten Herd altorient. Gefäßmalerei, in Elam, Zusammenhänge mit einer frei darstellenden Kunst bestehen, ist unbekannt; die zunehmende Geometrisierung der aufgemalten Tier- und Menschengestalten auf den Tongefäßen Susas (s. d.) und Mussians (s. d.) könnte für die Annahme einer noch früheren freien Tiermalerei sprechen. Auffallend ist die Ähnlichkeit dieser abgekürzten animalischen Formen mit Motiven der span. Felsmalerei (Hoernes *Urgesch.*[2] S. 11). S. Mesopotamien B.

Spanien: L'Anthrop. 25 (1914) S. 237ff., 544f.; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 152ff.; G. H. Luquet *Art neol. et peintures rupestres en Espagne* Bull. hispanique 16 (1914); Präh. Z. 13—14 (1921—22) S. 177ff. H. Obermaier.

§ 2. Durch diesen Zusammenhang zwischen Maltechnik, freier Bildnerei und naturalisierender Gefäßverzierung wird die eigenartige Rolle, welche die Vasenmalerei im Rahmen der alteurop. Kunst gespielt hat, verständlich. Im Gegensatz zu der gemeineurop., primär ornamentalen, monochromen Ritztechnik mit ihren streng tektonisch gebundenen, geradlinigen Motiven, stellt sich die M. als eine selbständige Technik neben die Töpferei, sie betätigt sich in einem fremden Material, fremden Farben und in frei gewählten, oft naturalistischen Formen, die erst nachträglich ornamental dienstbar gemacht werden. Das geritzte Ornament bezeichnet zunächst nur die Formen und Flächen des Trägers, die M. ist, wie auch die Plastik, das Ausdrucksmittel freier darstellender Kunst (s. Gravierung A 1, Polychromie).

§ 3. Obwohl die Ritztechnik durch die Verwendung weißer Einlagen zu farbiger Wirkung gesteigert werden kann (s. Einlage A 1), ist es sehr unwahrscheinlich, daß die alteurop. Kunst aus sich selbst zu der sekundären Schmucktechnik der M. gegriffen habe. Die Verbreitung der Vasenmalerei in der StZ und frühesten Metallzeit ist offenbar von SO nach W und NW gerichtet und weist damit auf die alten Kulturländer des SO als Quellgebiet hin. Nord- und Westeuropa beschränken sich während der gesamten j. StZ und BZ auf die einheimische Ritztechnik, Frankreich kennt nur Spuren der M. an den Grabkammerfiguren des Marne-Gebietes (in Zusammenhang mit der iber. Felsmalerei?). Bei der nur stellenweise in Italien und auf der iber. Halbinsel vertretenen Gefäßmalerei der j. StZ handelt es sich um vorübergehende, fremde Anregungen, sei es aus der donauländisch-balkanischen Bandkeramik oder durch direkte Verbindung mit dem Ostmittelmeergebiet (Apulien, Ligurien, Sizilien [s. d. B II] in der 1. sikul. Per.; in Spanien auf Gefäßen von Los Millares [s. Millares ⟨Los⟩] mit deutlichen Beziehungen zum ägäisch-trojan. Kulturkreis). Auch die verwilderten Spiralranken der Decken- und Vasenmalerei Maltas (s. d. B) können nur durch fremde

Anregungen aus dem O oder, wahrscheinlicher vielleicht, aus Afrika erklärt werden. Im ö. Mittelmeer wird die neol. Ritztechnik verhältnismäßig spät durch M. ersetzt, dann aber auch dauernd und unter allmählicher völliger Durchbrechung des starren neol. Stils. Zuerst auf Kreta (s. d. B) in der 1. frühmin. Per. der BZ, dann auf den äg. Inseln in der älteren Kykladen-Kultur werden die geradlinigen Muster in M. übersetzt; in der letzten frühmin. Per. erscheint auf Kreta polychrome Bemalung, die sich dann in den mittelmin. Stufen zu dem glänzenden naturalisierenden Kamares-Stil entwickelt (Tf. 54, 55). Auffallenderweise haben Troja (s. d.) und Zypern (s. Kypros) in prämyk. Zeit nur Spuren von M. aufzuweisen.

Italien-Malta: Hoernes *Urgesch.*[2] S. 350ff., 607; M. Mayer *La Stazione preistor. di Molfetta* 1904; Mon. Lincei 20 (1910) S. 317ff. A. Mosso; E. Peet *Stone and Bronzeages* 1909 S. 85; Papers B. S. Rome 1913 ders.; C. Schuchhardt *Alteuropa* 1919 S. 177ff. — Ostmittelmeer: F. Behn *Katal. Mainz* 4 (1913) S. 27, 44, 68; H. Schmidt in Dörpfeld *Troja* I 273; E. Reisinger *Kretische Vasenmalerei* 1912.

§ 4. Eine früheste und zugleich weiteste Verbreitung fand die M. in der neol. Bandkeramik von Südrußland (Bessarabien, Podolien, eine Exklave auf der Krim), Ostgalizien, Bukowina, Rumänien, Siebenbürgen, Mähren, Böhmen, Süddeutschland bis zum Neckargau mit Spuren in Sachsen-Thüringen und Schlesien; s. über die Balkanländer bis Thessalien und wahrscheinlich übergreifend nach der italien. Ostküste (Molfetta; s.d.). Die Frage der Herkunft dieser bandkeramischen M. ist noch sehr umstritten, ihre endgültige Lösung wird durch die anscheinend unregelmäßige, von Rückschlägen und Wechselwirkungen begleitete Ausbreitung der bandkeram. Kultur über so ungeheure Gebiete erschwert. Geht man von der Voraussetzung aus, daß die Vasenmalerei der Donau- und Balkanländer sowie die sie begleitende krummlinige Ornamentik letzten Endes nur aus einer einheitlichen Quelle abzuleiten ist, so kommt wohl nur die sog. Tripolje-Kultur Südrußlands (s. d. B) als Verbreitungszentrum in Betracht, weil an eine Ableitung der überlegenen, organisch gearteten, reich differenzierten Ornamentik der ukrain.-galizischen Gruppe aus den trocken-schematischen oder nachweisbar degenerierten Formen der w. und s. Verbreitungsgebiete nicht zu denken ist. Bei den auffallenden Parallelen, welche die südruss. Kunst mit der vorderas. — namentlich Elams — aufweist (gemaltes Tierornament, nackte weibliche Idole, plastische Stierköpfchen usw.), wäre dann die gesamte M. und krummlinige Ornamentik der Bandkeramik, die als ein Fremdkörper in das gemeineurop. Neol. eindringt, um erst in den w. und n. Randzonen der einheimischen Ritztechnik zu unterliegen, als eine früheste, überraschend weit reichende Einwirkung der orient. Kunst zu betrachten. Aufschlußreich ist neben der Sprache der Form (s. Spiralmuster B) die der Technik. In der Tripolje-Malerei wird das Muster tiefschwarz oder dunkelbraun auf den gelblichen oder gelb-rötlichen Grund aufgemalt (so bei den Tiermotiven in Übereinstimmung mit der monochromen Bemalung in Susa); z. T. aber wird die dunkle Farbe zur Konturierung der breiten, aus der Grundfläche zusammengesetzten Spiralvoluten oder zur teilweisen Füllung des Grundes in den Zwickeln verwendet. Nach W und S ist diese sekundäre Technik, bei der das Muster in dem mit dunkler oder heller Farbe abgedeckten Grund ausgespart, dann auch nachträglich durch Farbe hervorgehoben oder endlich auf dem gleichmäßig ausgebreiteten Malgrund aufgemalt wird, für viele Gruppen bezeichnend (so u. a. in Bilcze Złote [s. d.], Kronstadt und Tordos [s.d.], Cucuteni [s.d.], Jamboli, Dimini und Sesklo). Bezeichnenderweise hat die überall von der Ritztechnik begleitete Gefäßmalerei der Bandkeramik nur vorübergehende Bedeutung besessen und nirgends die StZ überlebt.

Südrußland: Zapiski Arch. Ges. 5 (1904) H. 2 S. 1ff. Chvojka; M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 31ff.; Mannus 1 (1909) S. 239ff. G. Kossinna; E. v. Stern *Die prämyk. Kultur in Südrußland* S.-A. aus Arbeiten des 13. Arch. Kongr. 1905. — Ostgalizien: Jahrb. AK. NF 3, 1 (1905) S. 114ff. G. Ossowski; Zbiór 15 (1891). — Siebenbürgen: ZfEthn. 36 (1904) S. 636f. H. Schmidt; Mitt. präh. Kom. 1, 6 (1903) S. 365ff. J. Teutsch; MAGW 30 (1900) S. 193 ders. — Rumänien: ZfEthn. Verh. 43 (1911) S. 582. — Bulgarien: Rev. Arch. 2 (1902) S. 328. — Thessalien: Wace-Thompson *Thessaly*; Tsuntas *Dimini-Sesklo*. — Serbien: Präh. Z. 2 (1910) S. 29ff., 3 (1911) S. 126ff. M. M. Vassits. — Mähren: Mitt. präh. Kom. 1, 4 (1897)

S. 237ff. J. Palliardi. — Böhmen: Mannus 3 (1911) S. 225ff. J. A. Jíra. — Deutschland: Westd. Z. 1900 S. 242f. P. Reinecke; Präh. Z. 2 (1910) S. 137ff. A. Schliz.

§ 5. Während in der reinen BZ Mitteleuropa und das ital. Festland von der myk. Vasenmalerei unberührt bleiben, erfolgte in der früheren EZ der zweite Vorstoß dieser fremden Schmucktechnik, hauptsächlich von Italien aus, wo man in der I. Per. Mont. der ital. EZ dazu übergegangen war, die zuvor eingeritzten geometrischen Muster der Tongefäße auch aufzumalen. Die Aufnahme der M. im Gebiet der Hallstatt-Kultur, von Ungarn bis Ostfrankreich, wurde wohl wesentlich durch die malerischen Stilbestrebungen begünstigt, die schon im Lauf der BZ bei der Verzierung der Tongefäße in zunehmendem Maße zu verzeichnen sind. Die zumeist mit Graphit auf rotbraunem Grund gemalten einfachen Muster (Kanneluren, Metopen, Dreiecke usw.) der II. Stufe Reinecke in Süddeutschland und am Niederrhein bedeuten eher eine Ergänzung als eine Erschütterung des einheimischen BZ-Stils, und namentlich bei den südd. Tongefäßen der III. Stufe verbindet sich die polychrome Bemalung (schwarz, rot, weiß) mit der Inkrustation, dem Kerbschnitt, dem geometrischen Füllmuster zu einem durchaus einheitlichen und selbständigen Stil (s. a. Hallstattstil). — Abweichend ist die Gefäßbemalung in der nö. Gruppe (Schlesien, Posen, Böhmen, Oberpfalz, Oberfranken), welche gern isolierte, oft symbolische, vielleicht aus der griech. Kunst entlehnte Motive, schwarz oder rot auf gelblichem oder auch weiß oder dunkelbraun auf rotem Grund verwendet (Band I Tf. 109). — In Nordeuropa findet sich M. nur höchst selten (Hausurne von Stora Hammar — Schonen — mit aufgemalter Dachbedeckung und Wandkonstruktion; Band V Tf. 70e).

Hoernes *Urgesch.*² S. 480ff.; O. Mertins *Wegweiser* S. 78; J. L. Píč *Urnengräber* S. 67ff.; Mannus 4(1912) S. 197f. C. Rademacher; *AuhV* 5 S. 323, 406f. P. Reinecke; Fundber. Schwaben 6 (1898) S. 33 Schumacher; Monteliusfestschr. 1913 S. 215 H. Seger; M. Zimmer *Die bemalten Tongefäße Schlesiens* 1889.

§ 6. Unabhängig von der Verzierung der Hallstattgefäße entwickelte sich die Vasenmalerei der LTZ diesmal mit dem Schwerpunkt in Westeuropa. Aus den Marne-Nekropolen der frühen LTZ stammen Tongefäße mit stark stilisiertem Blattornament — braun, rot, gelblich, schwarz —, das durch einzelne Muster und deren Übersetzung und Auflösung bei der geritzten Keramik des Dép. Finistère und Südenglands interessante Parallelen zu der Tripolje-Kunst aufweist (s. Gravierung A 1). Obwohl bemalte griech. Vasen die Anregung zu diesen früheren Malereien der Champagne geboten haben müssen, fehlt, neben seltenen Tierfiguren, die menschliche Gestalt völlig. Erst in der Spätlatènezeit wird die Gefäßmalerei allgemeiner, von Zentral- und Nordfrankreich, der Nordschweiz, dem Rheingebiet ö. bis Böhmen und Bosnien. Am meisten verbreitet sind einfache geometrische Motive, in Gallien erscheint aber ein zierliches, völlig unkelt. Pflanzenornament (Rosetten, Efeublätter usw.), das durch bemalte hellenistische Vasen oder frühe Sigillata angeregt zu sein scheint. — Eine Gruppe für sich bildet die iber. Vasenmalerei mit z. T. geometrischen, z. T. stark stilisierten Palmetten- und Rankenmotiven oder Tierfiguren, deren genauerer ö. Ursprung noch nicht feststeht. — Auf germ. Gebiete blieb die M. während der LTZ unbekannt.

Déchelette *Manuel* II 3 S. 1458; Mainz. Festschr. S. 66f., 95 P. Reinecke.

F. A. v. Scheltema

A 2. Technik.

§ 1. Mineralfarben. — § 2. Pflanzenfarben. — § 3. Animalische Farben. — § 4. Malgrund. — § 5. Aufbringen der Farbe. — § 6. „Radierung."

Über die verwendeten Farben s. Farbe A, Ocker, Rötel, Zinnober.

§ 1. Die mineralischen Farben wurden mit dem Feuersteinschaber geschabt oder zu Pulver zerrieben, wozu napfartig ausgepickte Steine verwendet wurden. Solche „Paletten" liegen aus zahlreichen paläol. und neol. FO vor. Das Pulver wurde wahrscheinlich mit Fett zu einer Paste angerieben.

§ 2. In welcher Weise die pflanzlichen Farbstoffe gewonnen wurden, ob man durch Auskochen oder Zerquetschen eine Farbflüssigkeit herstellte, oder ob man den Gegenstand durch Zusammenkochen mit

der Farbpflanze färbte, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich wurden die Pflanzenfarben weniger zum Malen als zum Färben von Textilstoffen benutzt.

§ 3. Der Purpur, der von den animalischen Farben allein in Betracht kommt, wurde aus dem Sekret der Purpurschnecken hergestellt (s. Purpur).

§ 4. Als Malgrund dienten die verschiedensten Substanzen: Im Paläol. die Fels- oder Lehmwand der Höhlen und platte Flußkiesel (Mas-d'Azil). Im Neol. der Lehmbewurf der Hauswände (z. B. von Großgartach); in der BZ ebenfalls der Lehmbewurf (z. B. im Königsgrabe von Seddin [s. d.]). In der EZ zeigen manche Hausurnen Bemalung (Schonen, Dessau), was ebenfalls auf Bemalung der Lehmwände von Häusern schließen läßt. Ferner die glatte Oberfläche gewisser neol. und späterer Tongefäße. Bei einer Anzahl steinzeitl. Skelette ist die Frage umstritten, ob die Leiche oder die macerierten Knochen bemalt wurden. Schließlich der menschliche Körper, worauf die Ornamentierung mancher neol. Tonfigürchen schließen läßt.

§ 5. Das Aufbringen der Farbe erfolgte bei den pastenartigen Farben wohl mit dem Finger oder einem Spachtel. Die flüssigen Farben mögen ursprünglich mit einem zerfaserten Pflanzenstengel aufgetragen worden sein; bei der bemalten Keramik darf man einen Pinsel voraussetzen. Gewisse reliefierte Tonstempel (Pintaderas) haben wohl zum Aufdrücken von Farbe gedient; allerdings dürften sie wegen ihrer unebenen Oberfläche weniger bei Tongefäßen, wie man vermutet hat, als vielmehr bei elastischen Substanzen, wie Textilien oder dem menschlichen Körper, verwendet worden sein.

§ 6. Vorläufer der Radierung trifft man schon im Paläol. an. Flache Steine werden mit einer Farbdecke versehen und in diese die Zeichnung mit einem spitzen Werkzeug eingeritzt, so daß der andersfarbige Steingrund sichtbar wird. Bei diesem Verfahren konnte der Stein wiederholt benutzt werden; nachdem jetzt die letzte Farbdecke verschwunden ist, treten sämtliche Kritzbilder, die früher nacheinander einzeln sichtbar waren, gleichzeitig in Erscheinung und bilden manchmal ein kaum entzifferbares Durcheinander.

Das umgekehrte Verfahren fand auf Knochen statt. Hier wurde die Zeichnung zuerst eingeritzt und dann die Oberfläche mit Farbe überzogen und wieder abgewischt. Hierbei drang sie durch die Ritzlinien in die poröse Knochensubstanz ein und blieb in ihr beim Abwischen haften. Das erste Verfahren geht zusammen mit der ganzen übrigen Diluvialkunst verloren, das zweite rettet sich in die Keramik des Neol., wo manche Inkrustationen so hergestellt sind. S. Einlage A 3.

Anthrop. Korr.-Bl. 41 (1910) S. 47f.; ebd. 45 (1914) S. 25 M. Verworn; F. M. Feldhaus *Die Technik der Vorzeit* 1914 S. 679ff.; Forrer *Reall.* S. 212ff.; Déchelette *Manuel* I 203ff., 469ff., 565ff.; Museumskunde 9 (1913) S. 224ff.; ebd. 10 (1914) S. 34ff. E. Raehlmann.

Alfred Götze

B. Ägäischer Kreis. Auf Kreta (s. d. B) werden die Wände der Zimmer bis MM II einfarbig (rot, grau, gelb) bemalt, ebenso die Fußböden bisweilen mit rot, weiß oder gelb gefärbtem Estrich aus Lehm und Stuck versehen. Dann beginnen die ornamentalen und auch die figürlichen Fresken (fast immer Friese über einem Wandsockel), deren ältestes der blaue Krokospflücker von Knossos ist (Tf. 64). Sowohl in der Technik (reine Freskomalerei) wie in Zeichnung, Farbe, Stil zeigen die frühesten Beispiele schon eine verblüffende, im weiteren Verlauf der Entwicklung kaum übertroffene Sicherheit und Vollendung; Vorstufen, tastende Versuche fehlen völlig. Äg. Anregungen können höchstens (wie in der archaisch-griech. Plastik des 6. Jh.) ganz allg. Natur gewesen sein, der min. Stil ist völlig selbständig. Besonders bezeichnend ist dabei die Freude an der Blumenpracht Kretas, die sich auf köstlichen Bildern aus Knossos und H. Triada (Tf. 67) ungemein lebensvoll und frisch, aber keineswegs naturalistisch genau äußert; ferner das Gefühl für das Tierleben in Wald, Feld und Meer (Vogel und Katze aus H. Triada, fliegende Fische aus Phylakopi auf Melos) und die raschen „Augenblicksaufnahmen" heftiger Bewegungen (Stierspiele, Ringkampf, Tanz). Das Format wechselt vom Miniaturbild bis zu lebensgroßen Darstellungen. Neben den monumentalen Fresken gehen bemalte Flachreliefs aus Stuck mit denselben Darstellungen einher (Stierspiele,

vornehme Fürsten und Damen, ein Greif; Band V Tf. 3). Die Blütezeit fällt auf Kreta in MM III bis SM I (etwa 18.—16. Jh. v. C.); SM II und gar III (15.—14. Jh.) zeigen schon weitgehende Verknöcherung, rasch fortschreitenden Verfall. Dagegen steht die Malerei im 15.—14. Jh. auf dem Festlande in hoher Blüte und führt die große kret. Tradition erfolgreich und selbständig weiter. Auch hier sind die Fresken der älteren Paläste von Mykenai (s. d.) und Tiryns (s. d.) in Zeichnung und Farbe denen der jüngeren entschieden überlegen. Technik, Farbenskala, Stil entsprechen durchaus den min., ebenso die Ornamente. Aber die Auswahl der Darstellungen ist ganz verschieden, offenbar den Wünschen der festländischen Fürsten entsprechend: abgesehen von gelegentlichen Stierspielen und Kultszenen (die aber viel seltener erscheinen als auf Kreta) sind vor allem unmin. Stoffe aus dem kriegerischen und jagdfrohen Leben der myk. Herren wiedergegeben (Band VI Tf. 42). Auch die Männertracht (halblanger Chiton) ist von der min. grundverschieden, während die Damen teils min. Hoftracht (Band V Tf. 4), teils einfache, lange Gewänder tragen (s. Kleidung B). Bezeichnend ist das Fehlen der in MM III so beliebten köstlichen Blumenstücke (Tf. 68c) und Landschaftsbilder. Anderseits bietet Kreta keine Parallele zu den reich bemalten Fußböden (s. d. B) von Mykenai und Tiryns (Band IV Tf. 89, V Tf. 59). Wie auf Kreta bleibt die Malerei auf die Paläste beschränkt; aber während dort nur Knossos reich daran ist (s. a. Band IV Tf. 240; wenige, wenn auch köstliche Fresken in Tylissos und H. Triada, sonst keine, mit Ausnahme vereinzelter Stuckreliefs in Palaikastro, Pseira), waren fast alle festländischen Herrenhäuser reich ausgemalt (vor allem Mykenai und Tiryns, aber auch Theben, Orchomenos; sogar Arne-Gla und Phylakopi auf Melos haben Freskenreste geliefert). Während der letzten myk. Zeit (13. Jh.) hat es kaum mehr eine große Malerei gegeben (figürliche Darstellungen werden nun auf Vasen häufig, wo sie bisher fast ganz fehlten; s. Vase B 1), und in der geom. Kultur scheint sie völlig zu verschwinden. S. a. Kreta B, Mykenische Kultur, Palast B, Theben, Tiryns.

Technik: Noel Heaton *Tiryns* II (1912) S. 211ff. (auch Journ. Inst. Brit. Arch. 1911 S. 617ff.). — Älteste Fußbodenbemalung: BSA 8 S. 23; Arch. Anz. 1913 S. 119. — Früheste Fresken von Knossos: Evans *Pal. Minos* I 265ff. Tf. 4. — Spätere: Journ. Inst. Brit. Arch. 1902 S. 107ff. Fyfe; Rodenwaldt *Tiryns* II (1912) S. 194ff.; BSA 7 S. 57, ebd. 8 S. 55, ebd. 10 S. 39ff.; JHS 21 (1901) Tf. 5; Journ. Inst. Brit. Arch. 1911 S. 289ff. Evans; Maraghiannis *Ant. crét.* III Tf. 11ff. — H. Triada: Mon. Lincei 13 Tf. 7—10. — Ganz späte: ebd. 19 S. 70ff. — Tylissos: Ἐφ. ἀρχ. 1912 Tf. 18—20. — Stuckreliefs: BSA 6 S. 51f., ebd. 7 S. 14ff., 87ff.; Fyfe a. a. O. Tf. 1; Ath. Mitt. 48 (1923) S. 119ff. Pfuhl; Seager *Pseira* Tf. 5; Maraghiannis *Ant. crét.* II Tf. 18; Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 269ff. K. Müller. — Festland: Ath. Mitt. 36 (1911) S. 221ff. Tf. 9—12; 37 (1912) S. 129ff. Tf. 8 Rodenwaldt; ders. *Tiryns* II (1912) und *Der Fries des Megarons v. Mykenai* 1921 sowie Arch. Jahrb. 34 (1919) S. 87ff. (Fußböden). — Melos: *Phylakopi* S. 70ff. Tf. 5. — Sehr vieles bei Bossert *Altkreta*[2] 1923 Abb. 50ff., 207ff. G. Karo

C. Ägypten s. Kunst C.

D. Vorderasien s. Kunst E.

Malkata Podlisca (bei Běljakovec unweit Tărnovo, Bulgarien). Spätneol. Wohnhöhle mit zahlreichen keramischen Resten, die über einer Schicht mit diluv. Tierresten (*Ursus spelaeus*, *Hyaena spelaea* usw.) lagen. Vorherrschend sind kegelförmige Becher oder topfartige Gefäße mit leicht einwärts geschweiftem oder nach innen geneigtem Randteil und Standfläche. Die Verzierungen beschränken sich auf zapfenartige, öfter gepaart nebeneinandergestellte Buckel, Grübchenornament unterhalb des Gefäßrandes (s. Makri) und durch Fingerdruck verschiedentlich gegliederte Tonleisten, wie sie auch sonst öfter auf bulg. und rumän. Wohnplätzen vorkommen. Gefäßmalerei fehlt gänzlich. Von sonstigen Resten fanden sich vereinzelte Feuersteinspäne mit und ohne Spitzen- und Randretusche, Spinnwirtel von zylindrischer und doppelkonischer Form und in der obersten Schicht eine 6,1 cm l. Kupfernadel.

Über dieser steinkupferzeitl. Schicht liegt eine röm. Schicht des 2. Jh. n. C. mit einer den Wohnplätzen von Madara, Vojvoda usw. gleichaltrigen Kultur. Dieser Per. gehört auch ein in der untersten Schicht aufgedecktes Skelett an, das als Beigaben röm. Gefäßreste aufwies.

R. Poppow *Die Ausgrabungen in der Höhle Malkata Podlisža* Präh. Z. 5 (1913) S. 449ff.
G. Wilke

Malleitenberg (bei Fischau, Niederösterreich). Der M. ist eine Erhebung, die sich stufenförmig von der Ebene, bis über 300 m über ihr, aufbaut und eine weite, ebene Hochfläche bildet, deren Ränder überall steil zu Tal fallen.

In dem Einschnitt, der von Fischau zur Hochebene führt, findet sich ein bis 50 m im Umfang und bis 7 m Überhöhung zeigender Tumulus mit mächtiger Steinsetzung. Unweit von ihm liegen an einem Hange 13 oder 14 kleinere Tumuli. Der große Tumulus war sehr arm an Funden, die anderen ziemlich reich, besonders an keramischen Resten. Sie alle gehören der j. HZ an.

Schon auf der Höhe des Berges, aber ö. von der Hochfläche, liegt eine verfallene Höhle, „Steinerner Stadel" genannt, von der noch eine breite Naturbrücke steht. In ihr fanden sich starke Aschenschichten mit spärlichen Einschlüssen des Endneol. und der Hallstattstufe C. Ebenso enthielt die Hofmannshöhle, die unter dem n. Plateaurande liegt, eine ziemlich mächtige Aschenschicht mit Relikten der frühen Phase des Neol. und der Hallstattstufe C.

Am reichhaltigsten sind die Funde auf der Hochfläche, die im sog. Töpferboden mit Fundbruchstücken gewissermaßen übersät ist. Neben Lochäxten und Arbeitssteinen fand sich eine Gußform aus Sandstein, dann massenhaft Bruchstücke von hallstattzeitl. Mondidolen (s. d.), ganz ähnlich denen vom Kalenderberg (s. d.), viel Kalenderberg-Keramik (s. d.; Band IX Tf. 196a—c), sowie einfach verzierte, mono- und polychrome Hallstatt-Keramik, zahlreiche Henkel, Traggriffe, Kochuntersätze und Spinnwirtel. Es sind die Überreste einer großen Tonwarenfabrik, die in der HZ hauptsächlich Kalenderberg-Keramik und Mondidole erzeugte. Zu gleicher Zeit war auch eine kleine Bronzegießerei in Tätigkeit.

Die ganze Anhöhe war schon im Neol. vorübergehend benutzt; aber erst in der j. HZ stand sie wegen ihrer sehr günstigen und zugleich versteckten Lage in voller Blüte, und aus dieser Zeit stammen auch die großen und teilweise sehr reich mit Grabbeigaben ausgestatteten Tumuli im Tale, das zur Hochebene und damit auch zur Hauptsiedlung führt. Bemerkenswert hierbei ist auch das Einbeziehen der Höhlen in das Siedlungsgebiet auf einer Anhöhe.

G. Kyrle und I. Hofmann *Sammlung Ignaz Hofmann mit besonderer Berücksichtigung der Funde vom Malleitenberg* Österreichische Kunsttopographie XVIII 361—380; F. Mühlhofer *Über die Bauart des großen Tumulus im hallstattzeitlichen Siedelungsgebiet auf der Malleiten bei Fischau* Mitteilungen des Bundesdenkmalamtes 6 (1924).
G. Kyrle

Mallnitzer-Tauern (Gem. Wildbad Gastein, Salzburg). Auf der Kammhöhe in der Nähe des Tauernhauses wurde eine Münze aus Silber gefunden. Avers: GESATORIX. Re/// Brustbild eines unbärtigen Mannes mit Lorbeerkranz oder belorbeerter Helmmütze, nach rechts; Linienkreis. Revers: ECRITVSIRI REGIS, ähnliches Brustbild, nach rechts; Linienkreis.

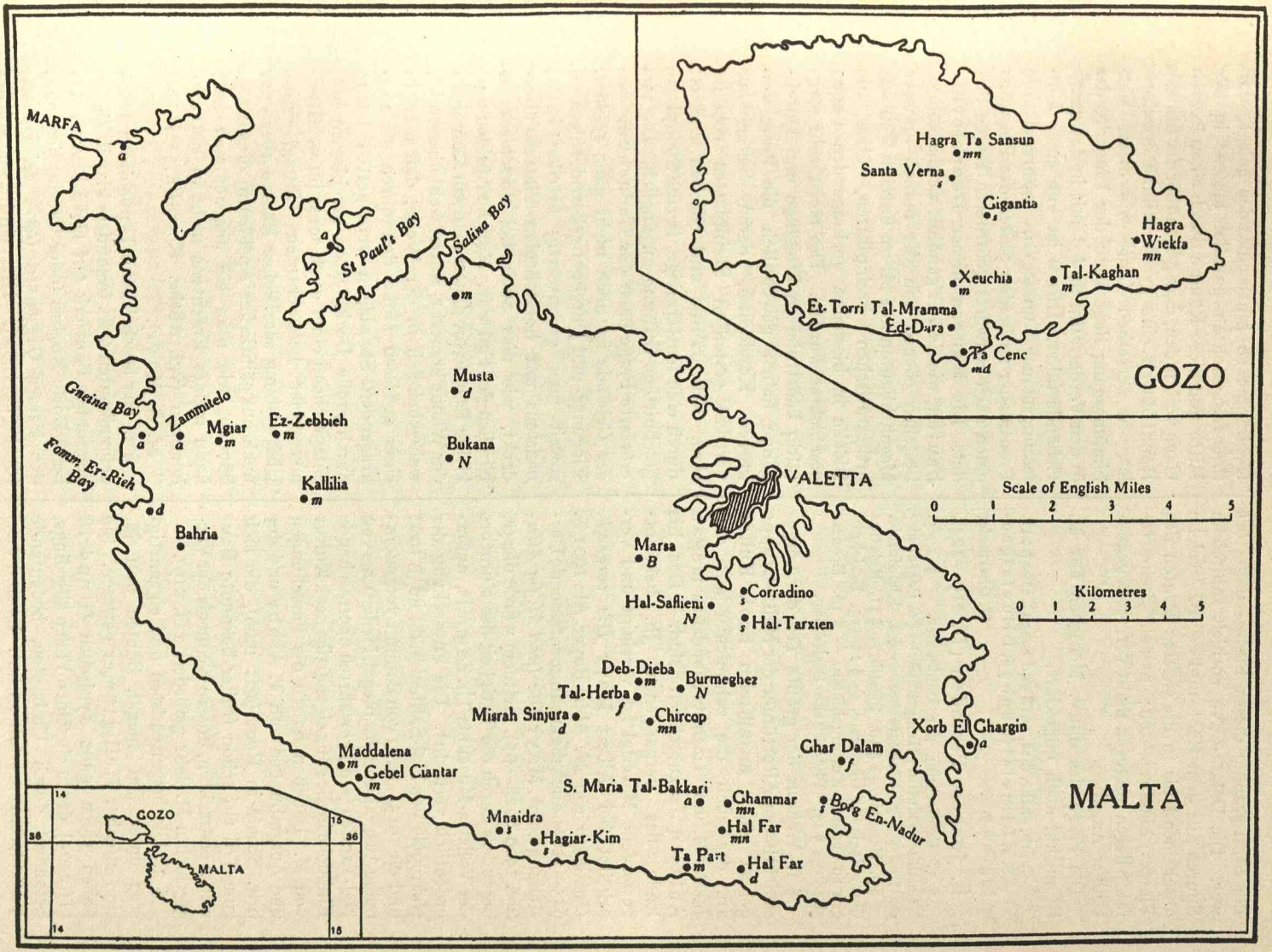
Königsnamen-Münze der Endlatènezeit, selten im ostalpinen Fundgebiete, auch wichtig durch die Verkehrslage des FO (2454 m).

G. Kyrle *Urgeschichte des Kronlandes Salzburg* Österreichische Kunsttopographie XVII 44.
G. Kyrle

Mallorka s. Balearen.

Malta.

A. Paläolithikum. Die Insel M. verkörpert ein ruinöses Bruchstück jener Landbrücke, welche ehedem Afrika mit Italien verband (vgl. Adams *The Nile Valley and Malta*). Dieser Umstand erklärt das ziemlich häufige Vorkommen diluv. Faunenreste, vornehmlich Elefanten (*Elephas antiquus* Falconeri und die Zwergformen *E. mnaidrensis* und *E. melitensis*), Flußpferde (*Hippopotamus major* und *H. Pentlandi*), Cerviden (*Cervus barbarus*), *Canis sp.*, *Ursus arctos* (?) u. a. Angesichts dessen ist auch eine Besiedlung durch den quartären Menschen desgleichen wahrscheinlich. G. Despott meldete in der Tat aus der Dalam-Höhle (unweit Ghar Dalam) den Fund mehrerer menschlicher Zähne, welche mit fossilen Elefanten- und Flußpferdresten vergesellschaftet waren und nach Prof. Keith neandertaloïde Merkmale aufweisen würden. Letzteres scheint uns nicht überzeugend erwiesen, ebensowenig glauben wir, auf Grund zuverlässiger Informationen, daß



Malta

Karte der wichtigsten Fundplätze auf Malta und Gozo. Nach Ashby in *The Cambridge Ancient History* Cap. 21 II.

die Stratigraphie dieses Platzes ungestört war. Die Dalam-Cave enthielt zahlreiche Spuren aus dem Neol. und der BZ, welche anscheinend bis in die tiefsten Straten des Platzes hinabreichten; paläol. Steinartefakte liegen hingegen nicht vor, trotz gegenteiliger Angaben.

Die Frage des diluv. Menschen auf M. ist mithin noch ungeklärt.

Journ. anthr. inst. 1918 und 1923 G. Despott. — S. a. Diluvialfauna § 6, Diluvialgeologie § 9. H. Obermaier

B. Jüngere Perioden (Tf. 219—224).

§ 1. Erforschung der Denkmäler. — § 2—5. Neolithische Kultur; Heiligtümer. — § 6. Begräbnisstätten. — § 7. Wohnstätten. — § 8. Kleinfunde. — § 9. Keramik. — § 10. Plastik. — § 11. Relative Chronologie der Überreste. — § 12—15. Beziehungen zu anderen Kulturgebieten. — § 16. Bronzealter. — § 17. Phönikische Besiedlung.

§ 1. Weitaus der größte Teil der vorgeschichtlichen Altertümer der Malta-Gruppe gehört einer metallfreien neol. Kultur an, der auch die zahlreichen auf den Inseln M. und Gozo vorhandenen megal. Anlagen zuzurechnen sind. Das bis Ende des vergangenen Jh. bekanntgewordene Material ist vereinigt und verarbeitet bei Albert Mayr *Die vorgesch. Denkmäler von M.* Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 645—726 (s. auch die zusammenfassende Darstellung bei A. Mayr *Die Insel M. im Altertum* 1909 S. 28—65). Seitdem wurde dieses, besonders durch die Tätigkeit des Kurators des Valletta-Museums Th. Zammit, außerordentlich vermehrt. Die Entdeckung der Nekropole von Hal-Saflieni (s. d.) im J. 1902 und die 1915—1919 von Zammit vorgenommene Ausgrabung des megal. Heiligtums von Hal-Tarxien (s. d.) gewährten überraschende Einblicke in die ganz eigenartige neol. Kultur von M. Daneben haben die Forschungen und Ausgrabungen von T. Ashby und der brit. Schule in Rom (seit 1908), die sich zum Teil auf schon früher bekannte Bauwerke erstreckten, unsere Kenntnis der Vorgeschichte M. sehr gefördert (Tf. 219).

§ 2. Die bedeutendsten und eigenartigsten unter den megal. Bauten von M. sind offenbar Heiligtümer gewesen. Sie haben einen ganz typischen Grundriß (Tf. 220a), der in einzelnen Fällen allerdings, besonders durch Umbauten, bedeutende Veränderungen erfahren hat. Es sind zwei Ovalräume so hintereinander gelegt, daß ihre Längsachsen parallel laufen; in der Mitte sind diese Räume durch einen kurzen Gang verbunden, dem gegenüber der hintere Raum durch eine große Nische erweitert ist. In derselben Linie wie dieser Verbindungsgang liegt auch der Eingang, der in den Vorderraum und damit in das ganze Gebäude führt. Dieses ist von einer Umfassungsmauer umzogen, während die Frontmauer zu beiden Seiten des Eingangs einen nach auswärts geöffneten Bogen bildet. Die Mauern dieser Doppelovalbauten, wie sie hier genannt werden sollen, bestehen ebenso wie die manch anderer Megalithbauten auf M. im unteren Teil aus orthostatischen Steinplatten, über die Blöcke in bisweilen vorkragenden Lagen geschichtet wurden. Die meist sehr sorgfältig konstruierten Eingänge und Durchgänge haben gewöhnlich die Form von kurzen Korridoren, deren Seiten aus vertikal gestellten Steinplatten gebildet sind. Nebenräume und Nischen sind oft durch eine fensterartige, in eine Steinplatte geschnittene Öffnung zugänglich. Die viel erörterte Frage nach der Bedachung dieser Gebäude ist noch nicht ganz geklärt. Eingangs- und Durchgangskorridore waren, soweit man gegenwärtig urteilen kann, meistens mit horizontalen Platten überdeckt, wie dies auch bei verschiedenen Nischen der Fall war. Manche Apsiden und kleine Räume, in denen man ein Vorneigen der Wände bemerkt, waren wohl überwölbt, wahrscheinlich in der Weise, daß man in einer gewissen Höhe den durch die vorkragenden Steinlagen verengerten Raum durch große Deckplatten geschlossen hat, entsprechend einer auch sonst im w. Mittelmeergebiet beobachteten Übung. Eine Überwölbung sämtlicher Räume aber oder auch nur sämtlicher Apsiden in diesen Gebäuden, wie man sie angenommen hat, kann meines Erachtens nicht in Betracht kommen (vgl. Anthr. Korr.-Bl. 51 [1920] S. 2f. A. Mayr).

§ 3. Der beschriebene Typus dieser Doppelovalbauten tritt besonders klar in einem bekannten Bauwerk auf Gozo hervor, das beim Dorfe Xaghra (oder Caccia) liegt und den Namen Gigantia (*torre dei giganti*) führt (Tf. 220a). Hier sind zwei solcher

Doppel-Ovalbauten so nebeneinander gesetzt, daß ihre Front ungefähr in einer Linie liegt. Sie sind von einer gemeinsamen Umfassungsmauer umzogen. Vor der ganzen Anlage befand sich, wie es scheint, ein großer Vorhof. Das eine der so zu einem Komplex vereinigten Gebäude war von größerer Wichtigkeit als das andere und zeigte bei der Ausgrabung noch die Spuren eines bätylischen Kultes erhalten (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 647ff. Mayr).

Weitere Gebäude dieser Gattung sind an der Südküste von M., sw. von dem Dorfe Krendi, gefunden worden. An dem nach dem Meere hingewendeten Abhang eines Hügels liegt die Mnaidra genannte Gebäudegruppe (vgl. den Grundriß Papers B. S. Rome 6 Tf. 20; danach Tf. 220b). Ihr ältester Bestandteil war ursprünglich ein einziger Doppelovalbau (Tf. 220b E—K) mit mächtiger Umfassungsmauer und Vorplatz. Später wurden in diesem Gebäude Umbauten vorgenommen, die unter Vernachlässigung des hinteren Ovalraums zur Einrichtung von kleineren Nebenräumen mit tisch- und dolmenähnlichen Anlagen führten. Dann wurde unmittelbar n. von diesem Doppelovalbau noch ein weiterer (Tf. 220b A—D) errichtet und endlich, wie es scheint, in einer noch späteren Periode ein dritter Bau mit kleineren Räumen (Tf. 220b 1—3) hinzugefügt, der in stark zerstörtem Zustande gefunden wurde und wohl nur von untergeordneter Bedeutung war (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 656ff.; Papers B. S. Rome 6 S. 90ff. Ashby und Peet).

Oberhalb der Mnaidra-Ruine liegt auf der Höhe des Hügels die große megal. Gebäudegruppe von Hagiar-Kim. Auch hier war ursprünglich nur ein einziger Doppelovalbau, und zwar mit Eingang im S, vorhanden. Man wandelte dann die w. Apsis des hinteren Ovalraumes in einen Hof um und schuf an dessen Seiten Nischen und, wie es scheint, unter Benutzung einer schon vorher errichteten Anlage, noch 5 Nebenräume von verschiedener Gestalt und Größe. Das Gebäude hat so, zumal wenn man noch bauliche Änderungen geringeren Umfangs berücksichtigt, eine lange Geschichte gehabt. In unmittelbarer Nähe erhoben sich Nebengebäude, von denen eines wieder ein Doppelovalbau war (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 664ff.; Papers B. S. Rome 6 S. 62—90 Ashby und Tagliaferro).

Die wichtigsten Überreste der vorgesch. Bevölkerung M. entdeckte man auf dem Corradino-Hügel (Cordin) am innersten Ende des großen Hafens bei Valletta und auf der s. Fortsetzung dieses plateauförmigen Höhenrückens gegen das Dorf Hal-Tarxien zu. Auf dem sog. Corradino-Hügel befinden sich drei megal. Gebäudegruppen, die man als Ost-, West- und Südgebäude bezeichnet (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 690ff.; Papers B. S. Rome 6 S. 17—62 Ashby). Sie bestehen zum großen Teil aus rundlichen Räumen, die ohne Regelmäßigkeit aneinandergereiht und wohl meist Wohnstätten gewesen sind. Nur in der ö. Gruppe erinnern hintereinanderliegende Ovalräume mit einem halbkreisförmigen Vorhof etwas an den Grundriß der Heiligtümer, und sicher muß ein Teil der s. Gruppe in die Reihe dieser Anlagen gestellt werden. Hier liegen nämlich zwar nicht zwei Doppel-Ovalbauten, sondern nur zwei einfache, mehr oder minder ovale Räume (Papers B. S. Rome 6 Tf. 5, A, B und D, E, F, G) nebeneinander, von denen wenigstens der eine eine große Nische (a. a. O. Tf. 5, H) im Hintergrunde hat. Beide Räume öffnen sich auf einen halbkreisförmigen Vorhof und waren augenscheinlich von einer gemeinsamen Umfassungsmauer umzogen, so daß man hier wohl eine Vorstufe zu der entwickelten Form der Heiligtümer sehen darf.

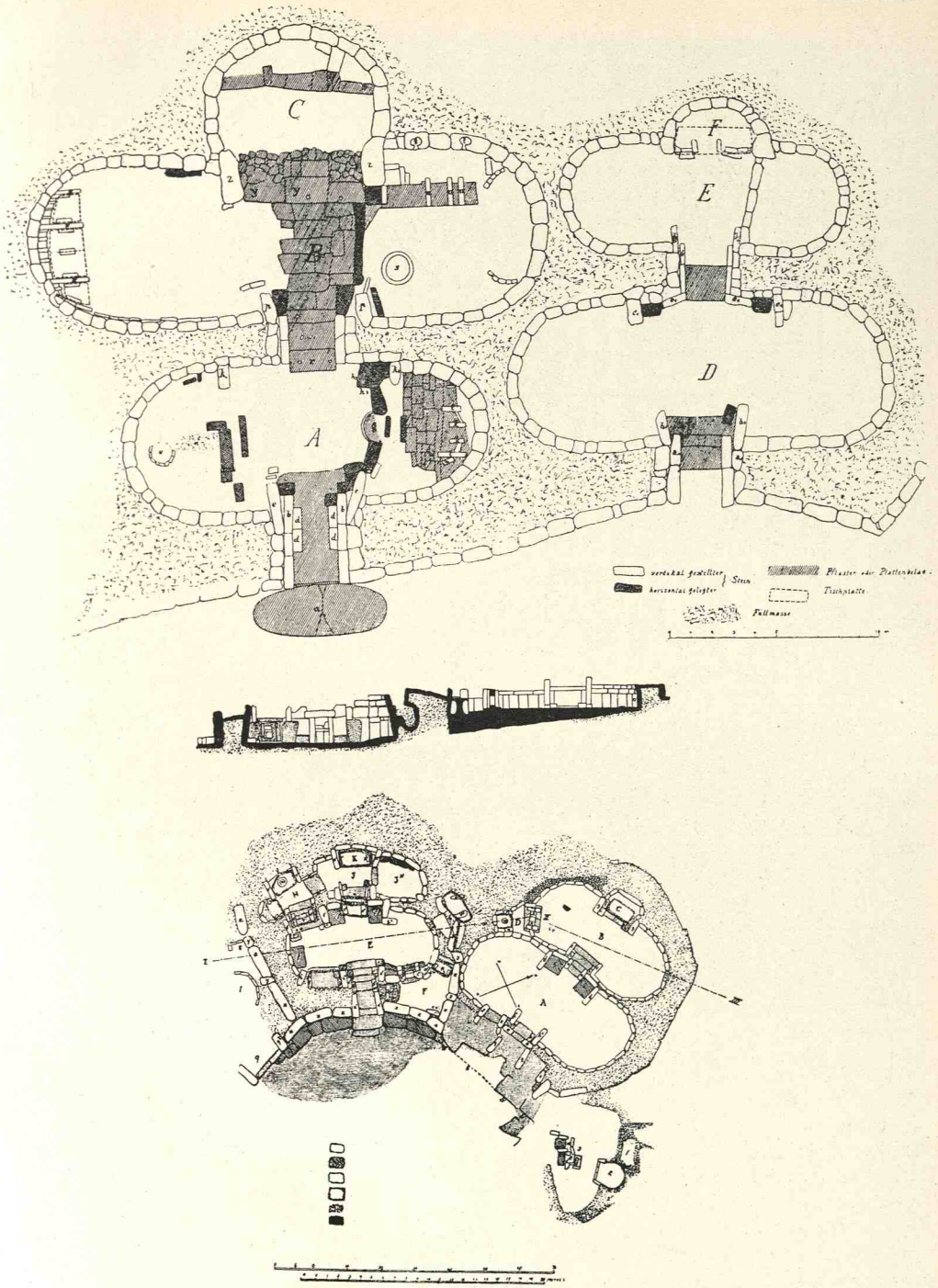
Auf demselben Höhenrücken, und zwar weiter im S, liegt die wichtige Gebäudegruppe, die nach dem Dorfe Hal-Tarxien (s. d.) genannt wird (s. den Grundriß Tf. 221). Man unterscheidet hier drei Gebäudeanlagen, die unmittelbar aneinanderstoßen und in ihrer ursprünglichen Gestalt alle Doppel-Ovalbauten gewesen sind. Die erste (auf dem Plan mit VTRFEWO bezeichnet), unmittelbar hinter der bogenförmigen Front im S, wurde bei einem Umbau, offenbar in der letzten Bauperiode von Hal-Tarxien, in kleinere, mitunter reich verzierte Räume und Nischen aufgelöst (vgl. Tf. 222b); doch tritt der ursprüngliche typische Grundriß des Doppelovalbaus noch deutlich hervor. Vom nö. Teil dieses ersten Gebäudes (bei O) aus war, augenscheinlich

schon vor dem erwähnten Umbau, ein zweites, bestehend aus drei hintereinander befindlichen Ovalräumen (DC, BA, YX) angelegt worden, das ebenfalls, da der erste Ovalraum (DC) anscheinend mehr den Charakter eines Vorraumes hat, einen gewöhnlichen Doppelovalbau darstellt. Diese zweite Anlage bezeichnet bei ihrer sauberen und planmäßigen Ausführung wohl den Höhepunkt der Megalith-Architektur von M. Im O stößt daran ein dritter Doppelovalbau (CC, DD, AA, BB), der schon vor dem zweiten Gebäude entstanden war, später aber auf Kosten des letzteren verkleinert wurde und ihm gegenüber mehr in den Hintergrund trat. Dieses dritte Gebäude, in dem jede Verzierung fehlt, muß man, ebenso wie wohl die ursprüngliche Anlage des ersten, der ältesten Bauperiode von Hal-Tarxien zurechnen. Baulichkeiten mit kleinen Räumen im O des dritten Gebäudes haben wohl wenigstens zum Teil als Wohnstätten gedient (über das Heiligtum von Hal-Tarxien vgl.: Archaeologia 67 [1916] S. 127ff.; 68 [1917] S. 263ff.; 70 [1920] S. 179ff. T. Zammit; dann Anthr. Korr.-Bl. 51 [1920] S. 1ff. A. Mayr und Illustrated London News. Febr. 25, 1922 S. 261ff. T. Ashby).

§ 4. Man hat die malt. Ovalbauten von der eben beschriebenen Art schon, als man sie noch den Phönikern zuschrieb, für Heiligtümer gehalten, und die neueren Funde haben diese Auffassung bestätigt. C. Schuchhardts Ansicht (SB. Preuß. Ak. 1914 S. 290; *Alteuropa* 1919 S. 154 ff.; vgl. R. Mehringer SB. Wiener Ak. Bd. 181 [1916] 5. Abh. S. 10ff.), daß diese Bauten in erster Linie Wohnstätten, „Paläste" waren, ist nicht haltbar. Es finden sich in ihnen manche Eigentümlichkeiten, die dem Wohnzweck mehr oder minder entgegenstehen. So sind bisweilen solche Gebäude, die paarweise auftreten und eng nebeneinander gebaut sind, nicht miteinander in unmittelbare Verbindung gesetzt; ein Teil der Räume war anscheinend unbedeckt; die Gebäude waren bisweilen nach außen ganz mangelhaft abgeschlossen, da Teile der Umfassungsmauer späteren Umbauten zum Opfer gefallen waren. Besonders aber muß hervorgehoben werden, daß in all diesen Gebäuden ein unverhältnismäßig großer Raum von Einrichtungen eingenommen war, die nur kultliche Bedeutung gehabt haben können. In älterer Zeit war offenbar die große Nische im Hintergrunde der wichtigste Platz im Gebäude, auf den der breite Mittelgang mit seinen sorgfältig und groß angelegten Eingängen und Durchgängen hinführt. Daneben erscheinen einzelne Apsiden bevorzugt, und später waren es namentlich kleine Rezesse und Nischen, die eine besondere Bedeutung gehabt haben müssen. Diese verschiedenen Räume, die oft fensterartige, in eine Steinplatte geschnittene Zugänge oder mit großer Sorgfalt gebaute, verhältnismäßig große Portale hatten, waren oft der Standort von tisch- und dolmenartigen Anlagen von ungleicher Gestalt und Größe; in Hal-Tarxien dienten sie nicht selten als Aufbewahrungsort von Tierknochen, besonders Hörnern, offenbar Überresten von Opfern. Altäre waren ohne Zweifel verschiedene monolithe, tischartige Gegenstände und reliefverzierte würfelförmige Blöcke, deren einer (zu Hal-Tarxien) in seinem ausgehöhlten Innern Tierknochen und Steingeräte enthielt (Archaeologia 67 S. 133). Zu Kulthandlungen dienten wohl auch Becken aus Stein, die, bisweilen verziert, wohl zur Aufnahme von Wasser oder auch mitunter (so zu Hal-Tarxien; Archaeologia 68 Tf. 36, 1 u. 3) zu Feuerstellen bestimmt waren. Rituelle Bedeutung hatte es auch, wenn unter wichtigen Steinblöcken (zu Hal-Tarxien) absichtlich Scherben von Gefäßen, Werkzeuge aus Stein oder Knochen, Muscheln oder Kieselsteine gelegt waren.

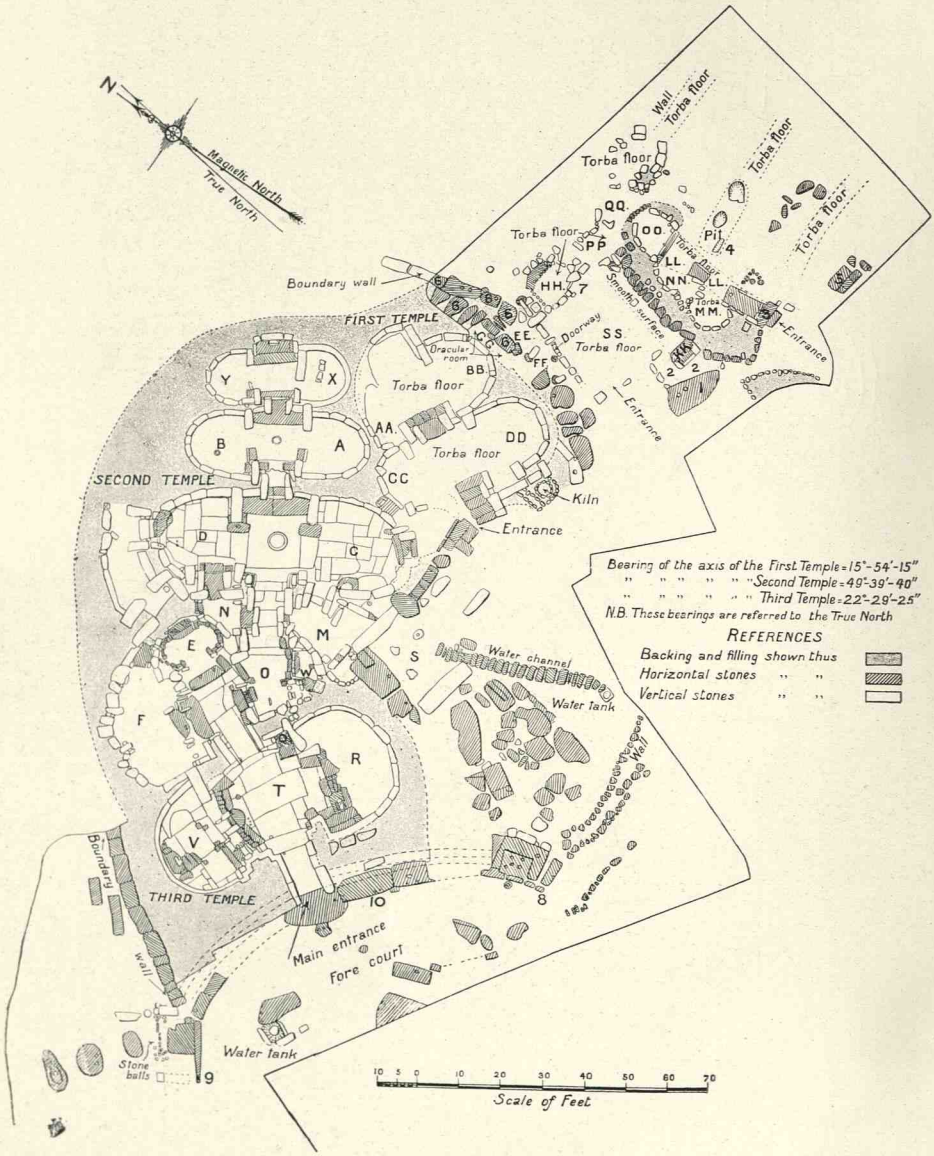
[Zur Deutung der Ovalbauten vgl. jetzt auch: H. Tschiersch *Bericht über eine Reise nach Malta, Sizilien und Sardinien* Nachr. Gött. Ges. Mitt. 1925/26 S. 1ff.]

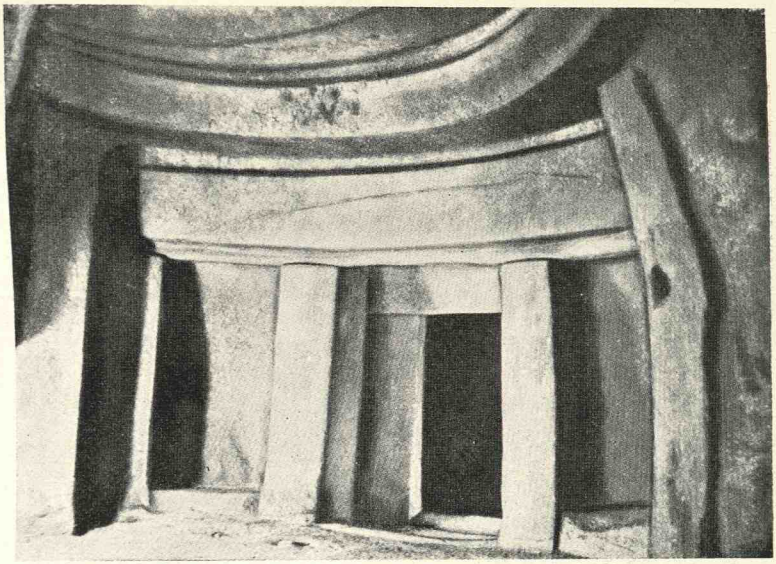
§ 5. Als Gegenstände der Verehrung dienten pfeilerartige, zum Teil konisch geformte Steine. So fand sich bei der Ausgrabung in einer Apsis der Gigantia ein konischer Pfeiler von 1 m H. bei einer dolmenartigen Ädikula; ein anderer 2 m h., nur wenig bearbeiteter Pfeiler steht mit einem davor befindlichen, wohl an der richtigen Stelle restituierten Altar noch in einer Nische auf der Außenseite des Hauptgebäudes von Hagiar-Kim (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 649, 667f.). Auch von den zahl-



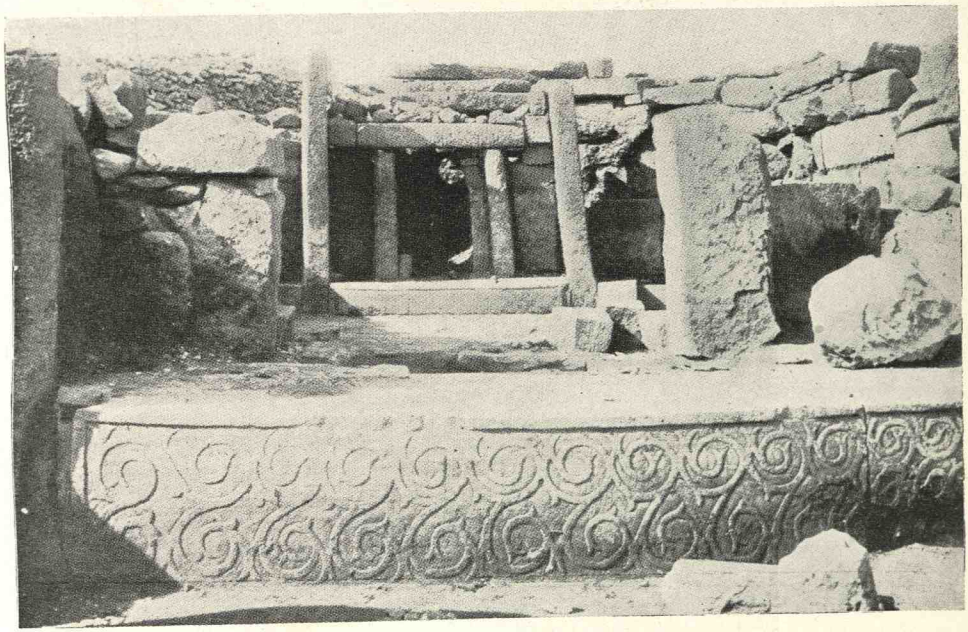
Malta

a. Grundriß der Gigantia auf Gozo. Nach C. Schuchhardt. — b. Grundriß der Anlage von Mnaidra. Nach Papers Brit. School Rome 6.


N
Magnetic North
True North
Boundary wall
FIRST TEMPLE
SECOND TEMPLE
THIRD TEMPLE
Torba floor
Wall
Torba floor
Torba floor
Torba floor



a



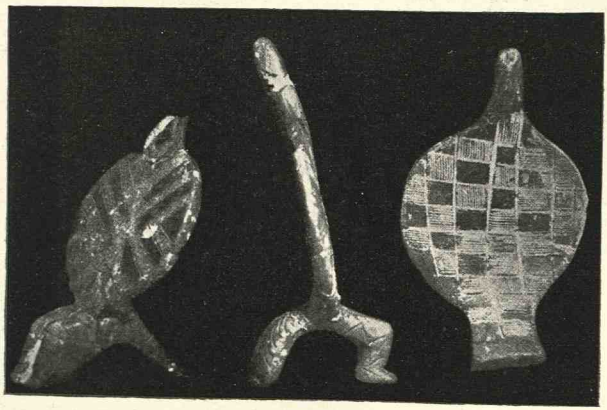
b

Malta

a. Raum mit Durchgang. Hal-Saflieni. — Nach R. N. Bradley *Malta and the Mediterranean Race* 1912 Abb. 14. — b. Raum E. Hal-Tarxien. — Nach Archaeologia 68 Tf. 31.

a

b



c

Malta

a. Block mit Tierreliefs von Hal-Tarxien. — Nach Archaeologia 67 Tf. 61, 1. — b. Tonfiguren von Hal-Saflieni. — Nach C. Schuchhardt *Alt-Europa*. — c. Tonfiguren von Hal-Tarxien. — Nach Archaeologia 67 Tf. 18.

reichen kleineren konischen Steinen, die sich gefunden haben, müssen einige, die Spuren von Verzierung aufweisen, sakrale Bedeutung gehabt haben. Solche ist wohl auch den runden Pfeilern zuzuschreiben, welche die Platten tisch- und dolmenähnlicher Konstruktionen stützten, nachdem sich anscheinend kleine Nachbildungen solcher Gegenstände mehrfach gefunden haben (Papers B. S. Rome 6 S. 51 Anm. 1 T. Ashby; vgl. JHS 21[1901] S. 196f. Evans). Man hatte aber auch, wenigstens in der späteren Zeit, Kultbilder von menschlicher Gestalt. In einem Teil von Hal-Tarxien (T), der das Ergebnis eines späten Umbaus ist, entdeckte man über einem reliefverzierten Steinblock den unteren Teil einer überlebensgroßen sitzenden weiblichen Statue (Archaeologia 67 Tf. 15, 2), und zu einem Kultbild gehörte offenbar auch ein reliefverzierter würfelförmiger Block aus Hal-Tarxien, der auf Vorder- und Rückseite den unteren Teil einer sitzenden Figur zeigt (s. u. § 10). Die verschiedenen, wohl meist weiblichen Ton- und Steinstatuetten, die aus diesen Gebäuden stammen, sind gewiß ebenfalls größtenteils als Idole aufzufassen.

Wenn sich in den betrachteten Ovalbauten neben den zahlreichen Hinweisen auf den dort geübten Kult auch Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens gefunden haben, so erklärt sich dies vielleicht aus den Erfordernissen des Kultes selbst, dann aus der langen Benutzung der Gebäude und der Tatsache, daß diese in der letzten Zeit ihres Bestehens teilweise wenigstens, wie es scheint, auch bewohnt wurden.

Die engen Beziehungen, welche diese Kultbauten von M. zu dem Hypogäum von Hal-Saflieni auf M. (s. u. § 6) und zu den Grabbauten des megal. Kulturkreises von Westeuropa und Nordwestafrika (s. Tunis) haben, lassen vermuten, daß sie einem chthonischen Kult geweiht waren, der aus dem Totenkult erwachsen war, wenn auch mit Sicherheit behauptet werden kann, daß diese Heiligtümer von M. nicht mehr zu Bestattungen gedient haben. Dabei scheint die Verehrung einer weiblichen Gottheit eine nicht unwichtige Rolle gespielt zu haben. Auch will man Anhaltspunkte dafür gefunden haben, daß in diesen Heiligtümern Orakel erteilt wurden (Archaeologia 70 S. 182).

§ 6. Von den Gräbern der megal. Periode von M. wissen wir bis jetzt noch wenig. Die ältesten waren wohl Dolmen, von denen erst in den letzten Jahren einige auf M. entdeckt wurden, ohne daß sichere Funde daraus bekannt geworden wären (vgl. u. a. Papers B. S. Rome 6 S. 8ff.). Daß diese Grabform einmal auf M. größere Verbreitung hatte, könnte man daraus folgern, daß das Dolmen-Motiv in den Heiligtümern viel verwertet worden ist. Sehr primitiv waren die Bestattungen zu Burmeghez bei Mkabba auf M., wo in einer natürlichen Höhle eine größere Zahl von Leichen teils ausgestreckt auf der linken Seite liegend, zum Teil aber auch in zusammengekauerter Lage beigesetzt war (Man 1911 Nr. 92 S. 147ff. Tagliaferro). Künstlich angelegt war ein Felsengrab zu Bukana bei Casal Attard (M.), das die Gestalt eines sich glockenförmig nach unten erweiternden Schachtes hatte. Die hier gefundenen Knochenreste waren stark mit rotem Farbstoff vermischt und gehörten mehreren Personen an, die hier nicht in natürlicher Lage beigesetzt worden sein konnten (Papers B. S. Rome 6 S. 11f. Ashby; Bull. Paletn. Ital. 37 [1911] S. 1ff. Zammit).

Außer den erwähnten Bestattungen kommt, wenn man von den wenig charakteristischen von Santa Verna auf Gozo (s. u. § 7) absieht, noch das nw. vom Dorfe Hal-Tarxien gelegene Hypogäum von Hal-Saflieni (T. Zammit *The Hal-Saflieni prehistoric hypogeum. First report* Malta 1910) in Betracht. Man betrat es ursprünglich von einer megal. Anlage aus, die sich nur noch teilweise erhalten fand und, wie es scheint, zu einer neol. Ansiedlung gehörte. Zwischen unregelmäßigen, im Felsen ausgearbeiteten Räumen gelangt man hinab in den Hauptteil des Hypogäums, der aus zwei Stockwerken besteht. In dem oberen dieser beiden Stockwerke sind zwei Räume, die nur durch den Niveau-Unterschied voneinander getrennt sind, vielleicht Vorplätze gewesen, während den inneren, meist durch Bemalung oder auch durch eigenartige Felsarchitektur ausgezeichneten Gemächern dieses Stockwerks besondere Bedeutung zukam. Eine Treppe führt von hier in das unterste Stockwerk, das beschränkteren

Umfang und einfacher ausgestattete Räume besitzt.

Man unterscheidet in dem Hypogäum, das vielleicht durch allmähliche Erweiterung zustande gekommen ist, größere, bisweilen verhältnismäßig hohe Räume, von denen oft kleinere Kammern und Nebenräume oder Nischen zugänglich sind; sonst kann man von einem einheitlichen Plan nicht reden. In der ganzen Anlage der meist ovalen oder rundlichen, aber im allgemeinen ziemlich unregelmäßig gestalteten Räume tritt das Bestreben hervor, die Architektur und Ornamentierung der oberirdischen megal. Kultbauten nachzuahmen. In zwei Räumen springen unterhalb der flachen Decke über den glatten Wänden zwei oder drei Gesimse übereinander vor, so daß hier deutlich überkragende Steinschichten, wie sie dort über den senkrechten Wandplatten liegen, mit einer horizontalen Deckplatte, die oben den Raum abschloß, nachgeahmt sind (Tf. 222 a). Ebenso hat man bei Eingängen, Durchgängen (Tf. 222 a) und fensterartigen Öffnungen in Hal-Saflieni ganz dieselbe Form und Anordnung wie bei den oberirdischen Bauten angewendet. Auch sonst war auf die Verzierung der Räume Sorgfalt verwendet. Gelegentlich trifft man die in den Heiligtümern beliebte Verzierung mit nebeneinandergesetzten kleinen Vertiefungen. Dann waren an Wänden und Decken öfters mit roter Farbe größere Flächen überzogen oder einfache Muster wie Scheiben, Vierecke oder auch spiralförmige Schnörkel und Ranken aufgemalt, welch letztere an die Reliefspiralen der Heiligtümer erinnern.

Soviel aus den wenigen Notizen über die Auffindung des Hypogäums hervorgeht, fand sich dieses in unberührtem Zustand. Die meisten Räume waren mehr oder minder hoch angefüllt mit einer erdigen Masse, die eine Menge von menschlichen Gebeinen und Bruchstücken von Tonware ohne Ordnung und Zusammenhang enthielt. Es handelte sich hier allem Anschein nach um Bestattungen — und zwar um solche von Tausenden von Personen —, die aus anderen Begräbnisstätten überführt worden waren. Da zusammengehörige Scherben in auseinanderliegenden Räumen gefunden wurden und eine Schichtung nicht zu bemerken war, scheint es, daß mehrere Teile des Hypogäums gleichzeitig gefüllt worden sind. Ob aber von Haus aus das Hypogäum die Bestimmung eines großen Ossuars hatte, ist bezweifelt worden. Denn manche von den sorgfältiger ausgestatteten inneren Räumen, welche zum Teil die Anlage und Disposition der oberirdischen Heiligtümer nachahmen, lassen an Kultstätten denken. Aber andere Räume mit den an ihren Seiten angelegten kleinen Nischen und Zellen sind offenbar schon von Anfang an Begräbnisstätten gewesen, und überdies spricht der ganze Charakter der in bedeutende Tiefe hinabreichenden unterirdischen Anlage für sepulkrale Bestimmung. Allem Anschein nach war Hal-Saflieni von vornherein als große Begräbnisstätte geplant, wobei ein Teil der Räume für einen sehr entwickelten Totenkult reserviert blieb. Die letzte Füllung des Hypogäums aber mag sich zum Teil unter außerordentlichen Umständen vollzogen haben.

Über das Hypogäum von Hal-Saflieni vgl. noch R. N. Bradley *Malta and the Mediterranean Race* 1912 und T. E. Peet *Rough Stone monuments and their builders* 1912 S. 108ff.; eine erschöpfende Beschreibung steht noch aus.

§ 7. Gruppen von meist eng aneinander gebauten, rundlichen, kleinen Räumen, die, zum Teil späterer Entstehung, unmittelbar neben den Heiligtümern angelegt sind, sind wohl als Wohnstätten aufzufassen, ebenso wie der größere Teil der Baulichkeiten auf dem Corradino-Hügel (s. o. § 3) und vielleicht auch die megal. Anlage von Et-Torri-Tal-Mramma auf Gozo (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 690ff., 678ff. Mayr; Papers B. S. Rome 6 S. 17—62 Ashby und Peet). Als Reste von befestigten Ansiedlungen hat man, wie es scheint, die Ruinen von Borgen-Nadur an der Bucht von Marsa-Scirocco auf M. und die von Tal-Kaghan auf Gozo anzusprechen (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 687ff., 694, 695f.; Papers B. S. Rome 6 S. 4). Eine befestigte Wohnstätte war wohl auch, wenigstens in ihrer früheren Zeit, die in stark zerstörtem Zustand aufgefundene Anlage von Torri-ta-Santa Verna beim Dorfe Xaghra auf Gozo, nicht weit von der Gigantia, wo über einem älteren megal. Bau in einer späteren, aber noch neol.

Periode Wohnräume aus kleineren Steinen errichtet worden waren (Papers B. S. Rome 6 S. 105ff. Peet und Bradley; Bradley *Malta and the Medit. Race* S. 67ff.). Sonst rühren offenbar noch verschiedene größere und kleinere Ruinen, die in den letzten Jahren entdeckt wurden und der megal. Periode angehören, von Wohnstätten her. Hierher gehört auch eine Baulichkeit zu Id-debdieba beim Dorfe Mkabba im s. Teil von M., die 1914 von T. Ashby teilweise ausgegraben wurde. Sie scheint ursprünglich aus einer Anzahl kleinerer Räume bestanden zu haben, die von einer Umfassungsmauer umschlossen waren (Man 1916 S. 1ff. Ashby, Zammit).

In der Mehrzahl scheinen die oft eng aneinandergebauten Wohnstätten der Megalithbevölkerung von M. rundliche, bisweilen auch viereckige oder unregelmäßige Gestalt gehabt zu haben. Die Wände bestanden im unteren Teil meist aus kleinerem Material, als man es in den Heiligtümern antrifft, während die Gestaltung des oberen Teils zweifelhaft bleibt. Übrigens wurden auch in natürlichen Grotten der Malta-Gruppe Reste vorgesch. Besiedlung entdeckt (Man 1916 S. 17ff.; Annual report of the Valletta Museum for 1913—14 S. 2).

Die von mir früher (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 685f.; *Insel Malta im Altert.* S. 42) als vorgesch. betrachteten runden Türme sind vielleicht erst einer späteren Epoche zuzuweisen; vgl. Papers B. S. Rome 6 S. 123ff.

§ 8. Von den beweglichen Fundgegenständen ist noch viel unveröffentlicht. Werkzeuge aus Knochen werden nicht besonders häufig erwähnt. Gegenstände aus Feuerstein und Hornstein (*chert*), offenbar aus einem auf M. selbst vorkommenden Material, hat man in den meisten Fundstätten angetroffen. Hauptsächlich werden von solchen Schaber und unbearbeitete Splitter, dann auch Messer und Bohrer, ganz selten die Formen der Pfeilspitze, der Säge, des Beils genannt. Gegenstände aus Obsidian kommen erst in den späteren Bauten zu Santa Verna und Hal-Tarxien vor. Aus gewöhnlichem Material sind Steingeräte, die zum Mahlen, Zerreiben, Zerstoßen oder als Hämmer dienten, sowie die zahlreich auftretenden Steine, die in der Form von Schleudersteinen bearbeitet sind. Knöpfe, durchbohrte Kügelchen und andere Gegenstände, die zum Anreihen oder zum Anhängen bestimmt waren, bestehen auch aus Stein, besonders aber aus Muschelschale. Bemerkenswert sind kleine Amulett- oder Votivaxte, die, meist aus feineren Steinarten wie Nephrit oder Jadeit gearbeitet, sich in großer Zahl in Hal-Saflieni, aber auch an anderen Orten gefunden haben.

Vgl. außer den erwähnten Ausgrabungsberichten in Papers B. S. Rome 6 und Archaeologia 67, 68, 70 besonders T. Zammit, T. E. Peet, R. N. Bradley *The small objects and the human skulls found in the Hal-Saflieni prehist. hypogeum. Second report* Malta 1912.

§ 9. Weit überragten die Neolithiker von M. ihre Zeit- und Stammesgenossen vom w. Mittelmeergebiet an künstlerischer Begabung, die sich besonders in der Keramik und der figürlichen Plastik äußerte. Von der vorgesch. Tonware von M. ist trotz der sorgfältigen Publikation, welche die zu Hal-Saflieni (Liverpool Annals 3 [1910] Tf. S. 1ff. N. Tagliaferro) und bei den engl. Grabungen von 1908—1912 (Papers B. S. Rome 6 S. 1ff.) zutage geförderten Scherben und Gefäße erfahren haben, anscheinend noch ziemlich viel unveröffentlicht, so daß es hier nicht wohl möglich ist, einen genügenden Überblick über die Gattungen, geschweige denn über die Entwicklung der neol. Keramik von M. zu geben.

Die neol. Tonware von M. ist, soweit man urteilen kann, mit der Hand hergestellt. Eine Gattung begreift unverzierte, teils gewöhnliche, grobe, teils feinere Tonware in sich. Von den verzierten Gefäßen haben viele auf ihrer Oberfläche, ähnlich wie bevorzugte Steine der megalith. Bauwerke, kleine Kerbschnitte, Grübchen und punktartige Vertiefungen. Andere Gefäße haben Reliefverzierung, die zum Teil durch übereinander angebrachte, blatt- oder schuppenförmige Ornamente, zum Teil durch aufgesetzte Scheibchen oder kleine Buckel gebildet wurde. Man hat bei solchen Gefäßen nicht nur oft die ganze Oberfläche oder größere Teile derselben, wie z. B. die ganze obere Hälfte des Gefäßes, mit kleinen Vertiefungen oder Erhebungen bedeckt, sondern auch die Grübchen und Buckel bisweilen, besonders in der späteren Keramik von Hal-Tarxien, in Bändern angeordnet,

die u. a. Bogen und Spiralmuster darstellen.

Eine besonders wichtige Gattung ist mit eingeritzten Ornamenten verziert (Tf. 224). Zum Teil sind diese auf rauher Oberfläche angebracht, hauptsächlich aber auf einem harten, mehr oder weniger fein polierten Tonüberzug, wie er auch bei anderen Gattungen öfters vorkommt. Diese eingeritzten Verzierungen stellen teils einfache, aus geraden Linien gebildete Muster dar, teils Bogenlinien und Bogenbänder, die oft in Spiralen, Schnörkel und rankenförmige Motive übergehen. Vereinzelt sind auf Tellern von Hal-Saflieni Tierfiguren in unbeholfener Zeichnung eingeritzt (Liverpool Annals 3 Tf. 15). Die vertieften Linien sind häufig mit weißer oder auch roter Masse ausgefüllt. Der Grund der Zeichnung ist oft mit der erwähnten Punktverzierung bedeckt, anderseits sind auch oft Ornamentbänder durch Punktverzierung oder rote Farbe, ja sogar gelegentlich (Archaeologia 68 Tf. 40; aus Hal-Tarxien) durch eingelegte Tonstreifen von anderer Farbe, als sie der Tongrund besitzt, hervorgehoben.

Eigentliche Gefäßmalerei ist in den neol. Fundstätten von M., soviel bis jetzt bekannt geworden ist, nur in rudimentären Anfängen vertreten (Liverpool Annals 4 [1912] S. 121ff.).

Unsicher ist die Zeitstellung bei einigen meist mit geradlinigen Mustern verzierten Scherben und Gefäßen aus M. und Gozo, die teils weiße Bemalung auf rotem Grund, teils rote Bemalung auf weißlichem Grund haben. Die Tonware mit roter Bemalung erinnert stark an Gefäße der 1. sikul. Periode; doch ist über die Umstände, unter denen sich die Stücke dieser beiden letztgenannten Gattungen gefunden haben, nichts Genaueres bekannt (vgl. darüber A. Mayr *Insel M. i. Altert.* S. 56ff.; Liverpool Annals 4 [1912] S. 123ff. Peet).

Was die Formen der neol. Gefäße von M. anlangt, so sind besonders solche beliebt, bei denen der untere Teil die Gestalt einer Halbkugel hat, während der obere ausgeschweift ist oder auch konisch verläuft.

Verwandte Gefäßformen wie bei den bisher erwähnten neol. Gattungen trifft man zum Teil auch in der Bahria-Keramik, die nach einem FO im W von M. so genannt wird (Papers B. S. Rome 5 [1910] S. 149ff. Peet). Es treten hier lauter geradlinige Muster auf, die tief ausgeschnitten, mit Weiß ausgefüllt und sehr sorgfältig ausgeführt sind; unter ihnen befindet sich auch der Mäander.

Die Bahria-Keramik zeigt jüngeren Charakter; sonst steht von der neol. Tonware von M. die von Hal-Tarxien in bezug auf Technik und Ornamentik an der Spitze und gehört, wie auch die der jüngeren Schichten von Santa Verna, einer späten Stufe der neol. Kultur M. an. Im übrigen scheint es bis jetzt noch nicht gelungen zu sein, die Entwicklung der neol. Keramik von M. klar zu erkennen (vgl. die Bemerkungen von T. Ashby in The Times litterary supplement, Dezember 22, 1921).

§ 10. Ähnliche ornamentale Motive wie in der Keramik begegnen auch in der Reliefdekoration, mit der man verschiedene bevorzugte Steine der Heiligtümer versehen hat. Die Grübchenverzierung bedeckt ganze Flächen auf diesen Steinen. In der Gigantia, in Hagiar Kim und ganz besonders häufig in Hal-Tarxien sind Spiralverzierungen in Relief auf den Steinen angebracht (Tf. 222b); zum Teil haben diese Spiralen regelmäßige Formen; in den jüngsten Partien dieser Bauten aber sind sie, wie man das auch in der Keramik beobachten kann, oft mit sprossenartigen Auswüchsen versehen, bisweilen an den Enden gespalten oder überhaupt zu Ranken und Schnörkeln entartet (Archaeologia 67 Tf. 21 Abb. 3 u. 4; 68 Tf. 31 Abb. 2, Tf. 37 Abb. 1 u. 2). Ein rein pflanzliches Motiv, eine Art Zweig mit gegenständigen Blättern, zeigt, allerdings in stilisierter Wiedergabe, ein bekannter monolither Altar von Hagiar-Kim (abgebildet u. a. bei Bradley *M. and the mediterranean race* zu S. 151 u. bei Schuchhardt *Alteuropa* 1919 Tf. 19).

Figürliche Reliefs auf Stein haben hauptsächlich die jüngeren Partien von Hal-Tarxien geliefert. Zum Teil sind es Darstellungen von Tieren. Auf einer Platte in der Gigantia erblickt man das undeutliche Bild eines Fisches oder einer Schlange (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 650 Abb. 4); in einem Raum (V) von Hal-Tarxien sind auf

Blöcken Reihen von Tieren, wohl Opfertieren, und zwar meist Ziegen, dargestellt, in etwas schematischer Art, aber doch deutlich charakterisiert (Archaeologia 67 Tf. 16 Abb. 2; danach hier Tf. 223a); in einem anderen Raum (M) von Hal-Tarxien sind auf den Wandplatten zwei Stiere in etwas freierer Bildung einander gegenübergestellt (Archaeologia 67 Tf. 23 Abb. 2; neben einem der Stiere ist ein Schwein abgebildet). Die Steinreliefs mit menschlichen Darstellungen sind schlecht erhalten. Man hat neuerdings auf Wandsteinen von Hagiar-Kim Reste von dicken Figuren beobachtet, die mit vorgesch. Statuetten von M. Verwandtschaft haben (Annual Report of the Valletta Museum 1913/14 S. 1). Auch Versuche, Gruppen von menschlichen Gestalten darzustellen, kommen vor (s. u.). Endlich haben sich die neol. Künstler von M. auch an die Darstellung von Baulichkeiten gewagt (Archaeologia 68 S. 142).

Wichtiger sind die neol. Rundfiguren von M., von denen sich solche aus Stein und Ton in erheblicher Anzahl erhalten haben. Diese Figuren sind wohl, auch wenn das Geschlecht nicht deutlich charakterisiert ist, fast alle als weiblich aufzufassen; sie zeichnen sich meist durch eine übertriebene Körperfülle aus. Am auffallendsten tritt diese unförmliche Dicke, besonders der Schenkel und Gesäßpartien, bei einer Reihe von nackten, kleinen Figuren hervor, die hockend oder kauernd dargestellt sind (s. die schon längst bekannten Figuren von Hagiar-Kim Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 700 mit Tf. X 2, neuerdings wieder abgebildet bei C. Schuchhardt *Alteuropa* Tf. 22; solche aus Hal-Tarxien u. Hal-Saflieni Archaeologia 68 Tf. 38 Abb. a, b und Mayr *Insel M. i. Altert.* S. 46 Abb. 9). Andere gleichfalls nackte kleine Figuren sind stehend gebildet, wobei die eine Hand abwärts gesenkt ist, während die andere meist an die Mitte des Leibes angelegt ist. In zwei Fällen ist hier das Geschlecht durch große Hängebrüste deutlich gekennzeichnet (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 700 Tf. XI 2; Zammit, Peet, Bradley *The small objects* S. 5 Tf. I, ohne Kopf noch 40 cm h., u. Tf. VI, 4, 5, 7). Eine weitere Gattung von Figuren ist bekleidet, und zwar in den meisten Fällen erst von der Mitte des Leibes an mit einem eigentümlich gefältelten, glockenförmigen Rock (Tf. 223b). Diese Figuren mit dem gefältelten Glockenrock gehören der jüngsten Stufe der megal. Kultur von M. an und stammen zumeist aus dem Heiligtum von Hal-Tarxien. Zu diesen gehört neben kleineren Statuetten der oben erwähnte Torso einer überlebensgroßen Sitzfigur aus Hal-Tarxien. Sehr bemerkenswert ist der Rest einer anderen Skulptur aus diesem Heiligtum, die eine Art Mittelding zwischen Relief und Statue darstellt. Es ist dies ein würfelförmiger Kalksteinblock von 18 cm H. und 24 cm Br., der nach oben durch einen anderen nicht erhaltenen ergänzt wurde und auf seinen vier Seiten Reliefdarstellungen trägt. Die Vorderseite des Blockes zeigt die untere Hälfte einer auf einer Bank sitzenden Figur mit Glockenrock, die Rückseite deren Rückenansicht, während man auf den anderen Seiten undeutlich erhaltene Gruppen von dicken, menschlichen, sitzenden und stehenden Gestalten wahrnimmt (Archaeologia 70 S. 197f. Tf. 15). Den Glockenrock tragen auch zwei bekannte kleine Tonfiguren aus Hal-Saflieni, die auf einem Ruhebett liegende Frauen darstellen; die eine von diesen liegt auf dem Bauche; die andere, die in natürlicher Schlafstellung auf der linken Seite ruht, gehört zu den besten Erzeugnissen der neol. Plastik von M. (Zammit, Peet, Bradley *The small objects* Tf. 2—5).

Bei den aufgefundenen Figuren fehlen größtenteils die Köpfe. Zum Teil waren sie (öfters zusammen mit dem oberen Teil des Rumpfes) abgebrochen; bei den Steinfiguren waren sie bisweilen separat gearbeitet und aufgesetzt, wie man das auch z. B. bei äg. Figuren findet; es sind auch Köpfe erhalten, die überhaupt nicht für eine Statue bestimmt waren (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 701 Tf. 11, 3). Einige von den bekannt gewordenen Köpfen haben auffallend dicke Gesichtsbildung mit beiderseits herabfallendem Haar (Zammit, Peet, Bradley *Small Objects* Tf. 1 = Hoernes *Urgesch.*[2] S. 209 Abb. 1 und Archaeologia 68 Tf. 39 Abb. a).

Verschiedene kleine figürliche Darstellungen, auch von Tieren, sind nur unbe-

deutende und zum Teil flüchtige und undeutliche Gebilde aus Stein, Ton oder Muschelschale und wurden bisweilen als Anhängsel benutzt. Sie zeugen wenigstens von der Vorliebe, welche die neol. Bevölkerung M. für plastische Darstellungen hatte.

In der figürlichen Plastik des neol. M. verrät sich ein starker Naturalismus. Bestimmte charakteristische Züge, wie die vollen Formen verschiedener weiblicher Körperteile, werden in ganz übertriebener Weise hervorgehoben, während anderes vernachlässigt und nur summarisch wiedergegeben wird. Es zeigt sich überhaupt eine gewisse Neigung zur Karikatur, wie z. B. in einer monströsen weiblichen Tonstatuette aus Mnaidra (Papers B. S. Rome 6 S. 100f. Abb. 17 und Tf. 27 Abb. 14; vgl. die Archaeologia 68 S. 276 j erwähnte Figur aus Hal-Tarxien) und der kleinen Darstellung eines sehr mageren Hundes aus Hal-Tarxien (Archaeologia 70 S. 195f.).

Zur Würdigung der neolithischen Plastik und Ornamentik von Malta vgl. auch die Bemerkungen bei Hoernes *Urgesch.*[2] S. 210f., 350ff. und Schuchhardt *Alteuropa* 1919 S. 168ff., 174ff.

§ 11. Die neol. Kultur von M. hat, wie es scheint, lange gedauert und sich nur langsam entwickelt. Auf Grund der Umbauten, der Bauweise, der Reliefdekoration auf den Steinen und der Fundstücke kann man wenigstens für die Heiligtümer bis zu einem gewissen Grade eine zeitliche Aufeinanderfolge aufstellen. Danach scheint es, als ob die s. Gebäudegruppe auf dem Corradino-Hügel und die ältesten Anlagen von Mnaidra und Hal-Tarxien (s. o. § 3) zu den frühesten Bauten dieser Art gehören. Eine jüngere Stufe repräsentieren Hagiar-Kim, wenigstens in der letzten, bei der Ausgrabung vorgefundenen Gestalt, der (oben § 3 sog.) zweite Tempel von Hal-Tarxien (CD, AB, XY) und das Hypogäum von Hal-Saflieni, während der sw. Teil von Hal-Tarxien, so wie er sich gegenwärtig zeigt (V, T, R, E, F, O), mit seinen verwilderten Reliefspiralen, ebenso wie ein großer Teil der zu Hal-Tarxien gefundenen plastischen und keramischen Erzeugnisse, am Ende der Entwicklung stehen. Die Gigantia gehört wohl in der Hauptsache einer älteren Periode an, während die dort vorgefundene Einrichtung in jüngere Zeit weist. Erschwert wird eine chronol. Bestimmung dieser Gebäude dadurch, daß sie alle augenscheinlich immer wieder benutzt wurden.

Was die Wohnstätten betrifft, so sind die obersten Schichten von Santa Verna und die Siedlung von Bahria mit ihrer eigenartigen, oben § 9 beschriebenen Keramik jedenfalls sehr jung; hier wie dort ist, wie es scheint, die megal. Bauweise schon überwunden.

§ 12. Entsprechend der zentralen Lage der Malta-Gruppe im Mittelmeergebiet zeigt die neol. Kultur dieser Inseln Beziehungen nach verschiedenen Seiten hin, die sich auch im Vorkommen von Gegenständen aus Obsidian, Jadeit oder Nephrit und Elfenbein ausdrücken. Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen dem neol. M. und der spätneol. oder frühmetallzeitlichen Kultur des w. Mittelmeergebiets sowie anderer Teile von Westeuropa. Die megal. Bauten des W und die viel jüngeren Steinbauten der Talayot- und Nuragen-Kultur, in denen sich Eigentümlichkeiten der Megalith-Architektur erhalten haben, liefern ebenso wie die westeuropäischen Felsengräber viele Parallelen zu den megalith. Anlagen von M. Besonders die Heiligtümer von M. haben in Grundriß und Aufbau auffallende Ähnlichkeiten mit Grabbauten und sonstigen Bauwerken im W, Ähnlichkeiten, die sich auch auf sehr spezielle Einzelheiten, wie das Vorhandensein eines halbkreisförmigen Vorhofs, die Anwendung von orthostatischen Platten mit darübergelegten vorkragenden Steinschichten, die in eine Steinplatte geschnittenen Fenster- und Türöffnungen, erstrecken (vgl. über diese Ähnlichkeiten u. a. das bei A. Mayr *Insel M. i. Altert.* S. 35ff. zusammengestellte Material).

Das Hypogäum von Hal-Saflieni berührt sich in seiner Anlage, seiner Ausstattung und seinem Inhalt öfters ziemlich nahe mit den äneol. Gräbern von Anghelu Ruju auf Sardinien.

Was die Keramik anlangt, so stehen viele neol. Gefäßformen von M., vor allem die mit kugelförmigem unteren Teil und ausgeschweifter oberer Hälfte, frühmetallzeitlichen iber. Formen, besonders solchen der El Argar-Kultur (s. Argar [El]) nahe.

Peet, (Papers B. S. Rome 6 S. 15) will auch den Glockenbecher auf M. nachgewiesen haben. Jedenfalls besteht eine allg. Verwandtschaft zwischen der Keramik von M. und der der Pyrenäenhalbinsel, wenigstens hinsichtlich der Gefäßformen. Engere Beziehungen verbinden die neol. Tonware von M. mit einem Teil der äneol. von Sardinien. Es kommt hier von letzterer neben der Keramik von S. Bartolomeo und Anghelu Ruju besonders die von Ozieri (Notizie 1915 S. 124ff.; Bull. Paletn. Ital. 41 S. 97ff.) in Betracht, wo u. a. Spiralen und pflanzliche Motive und die eigenartigen röhrenförmigen *(tunnelshaped)* Henkel an M. erinnern. M. gehört somit dem Kreise der südwesteurop. Megalithkultur an; ohne Zweifel beruhen die Ähnlichkeiten, die zwischen M. und diesem Kreise vorhanden sind (vgl. darüber auch Papers B. S. Rome 6 S. 14ff. Peet), zum großen Teile auf Stammesverwandtschaft der Bevölkerung.

§ 13. Man erkennt auch gewisse Zusammenhänge zwischen dem neol. M. und Sizilien (s. d. B.). So hat die Keramik von M. Ähnlichkeiten mit der von Santo Cono und Terranova, die anscheinend der 1. sikul. Periode (Orsis) etwas vorangeht (Parallelen: Papers B. S. Rome 6 S. 15f. Peet). Aber es finden sich auch Beziehungen zur 1. sikul. Periode selbst. Reliefspiralen auf Grabplatten von dem jüngsten Teil der der 1. sikul. Periode angehörigen Nekropole von Castelluccio (Bull. Paletn. Ital. 18 [1892] S. 70, 75 Tf. 6) haben Ähnlichkeit mit einem in den Heiligtümern von M. vorkommenden Muster (Abh. Bayer. Ak. 1901 S. 666 Abb. 8; Archaeologia 68 Tf. 34 Abb. 3). Das Bruchstück eines mit runden Buckeln in Relief verzierten länglichen Gegenstandes aus Elfenbein von Hal-Tarxien (Archaeologia 70 S. 195 Abb. 19) kann hinsichtlich seiner Form mit den buckelverzierten, der 1. sikul. Periode gleichzeitigen Knochenstücken von Castelluccio (Röm. Mitt. 1898 S. 164 Abb. 4) und Grotta Lazzaro (Ausonia 1 [1906] S. 6 Abb. 1) verglichen werden (vgl. Hub. Schmidt *Schliemanns Sammlung* S. 291 Nr. 7953 aus Troja II). Die wahrscheinlich der 1. sikul. Periode angehörigen Felsengräber von Cava Lavinaro (Notizie 1905 S. 432) und Cava Lazzaro (Ausonia 1 S. 7) erinnern etwas an die Felsarchitektur von Hal-Saflieni. Auch könnte man in den wohl noch aus der 1. sikul. Periode stammenden dolmen- oder steinkistenartigen Gräbern und der runden Steinhütte von Monteracello (Bull. Paletn. Ital. 24 [1898] S. 201ff.) Anklänge an die Megalitharchitektur von M. finden. Endlich spricht das häufige Vorkommen der kleinen Votiv- oder Amulettäxte auf M. (s. o. § 8) für eine Verbindung zwischen dieser Insel und der Kultur der 1. sikul. Periode, wie sie in dem M. gegenüberliegenden Teil von Sizilien herrschte.

Sehr auffallend sind die Ähnlichkeiten, welche sich zwischen der vorgeschrittenen neol. Keramik M. einerseits und der bronzezeitlichen Spiralmäanderkeramik von Pertosa und Latrònico sowie der verwandten des s. und ö. Teiles der Apenninenhalbinsel (Mon. Lincei 9 S. 545ff.; ebd. 24 S. 461ff.; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 398f.) anderseits wahrnehmen lassen. Diese ital. Keramik, die zum Teil offenbar noch der frühen BZ angehört und auf neol. Tradition zurückgeht, knüpft wohl an die nordbalkan. Spiralmäanderkeramik (Butmir; s. d.) an, und es ist so keineswegs unwahrscheinlich, daß n. Kulturströmungen in Ausläufern nach M. gelangt sind, und daß, speziell wie Hoernes (*Urgesch.*[2] S. 352) anzunehmen geneigt scheint, die Spirale ebenso wie der Mäander vom n. Balkangebiet aus über Unteritalien ihren Weg nach M. gefunden haben, wo dann das Spiralmotiv sich in eigenartiger Weise entwickelte. Denn daß das Spiralornament auf M. selbständig entstanden sei, wie Peet (Papers B. S. Rome 5 [1910] S. 144) annimmt, ist nicht glaublich, nachdem es sonst im westeurop. Kreis, zu dem M. gehört, nur eine geringe Rolle spielt.

§ 14. Es ist aber auch nicht unmöglich, daß die Spiralornamentik von M., ebenso wie andere Seiten der neol. Kultur dieser Insel, von O, vom äg. Gebiet her, Anregungen erfahren hat, so sehr auch Peet (a. a. O. S. 141ff.) eine Beeinflussung M. von dieser Richtung her in Abrede stellt. Manche Motive der Spiralornamentik von M. zeigen sich den vormyk. Spiralen des äg. Kreises nahe verwandt, so daß A. J. Evans (*The palace of Minos at Knossos* I 22, 261ff.) direkte Beziehungen zwischen M. und dem mittelmin. Kreta annimmt (vgl. Schuchhardt *Alteuropa* 1919 S. 184, der in den

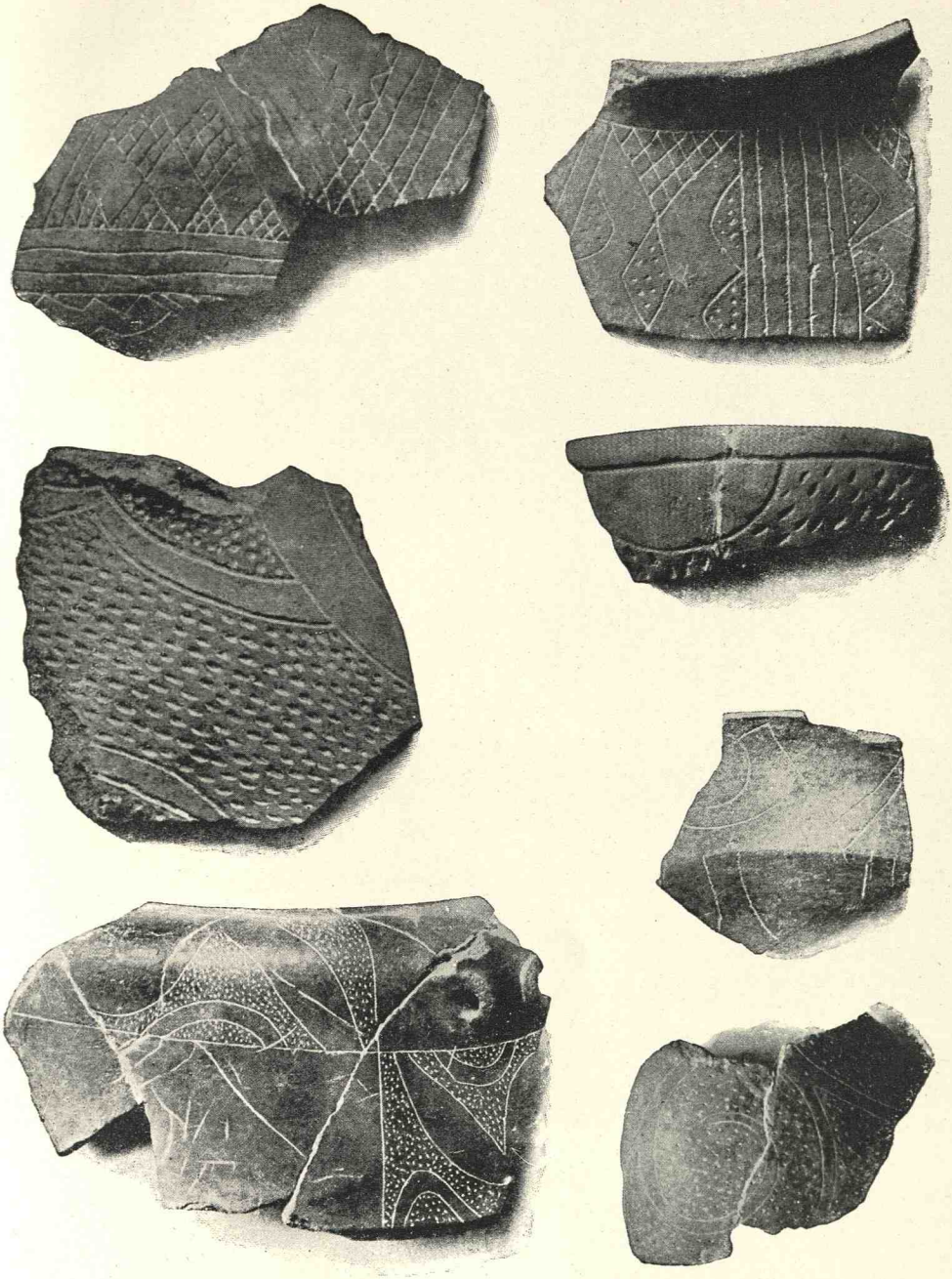
Ranken und Schnörkeln der Spiraldekoration von M. — wohl mit Unrecht — eine Vorstufe zum Kamares-Stil sehen will). Es ist ferner auffallend, daß eine Gefäßgattung von Hal-Saflieni (Liverpool Annals 3 S. 16f. Tf. 17 Abb. 19, 22, 24, 27) sich in der Form eng mit bronzezeitlichen vormyk. Vasen von Syros (Fimmen *Kret.-myk. Kultur* S. 80f.) berührt. Auch sonst beobachtet man Parallelen zwischen M. und dem ägäischen Gebiet. So haben die monolithen, nach oben und nach unten sich verbreiternden Altäre und Tischstützen (von vielleicht bätylischem Charakter) in den Heiligtümern von M. Ähnlichkeit mit einem gewöhnlichen myk. Typus, der aber schon in mittelmin. Zeit auftritt. Der Pfeilerkult auf M. ist mit dem ägäischen verglichen worden (JHS 21 [1901] S. 196ff. Evans). Die Orthostatenmauer der Front von Hagiar-Kim hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der des Palastes von Knossos bei Evans *Palace of Minos* I 130 Abb. 96. Aber im ganzen und großen kann aus derartigen, doch ziemlich unbestimmten Parallelen noch kein sicherer Schluß auf direkte Beziehungen in vormyk. Zeit gezogen werden (vgl. Fimmen *Kret.-myk. Kultur*[2] S. 108), wenn auch solche gewiß im Bereiche der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit liegen.

Dasselbe gilt von den Übereinstimmungen, welche die Ton- und Steinfiguren von M. mit ägäischen und anderen aus dem ö. Mittelmeergebiet haben. Die nackten, hockenden Statuetten von M. entsprechen in mancher Hinsicht neol. oder frühmetallzeitlichen Figuren aus Kreta (darüber neuerdings Evans *Palace of Minos* I 45ff., 64), bei welchen auch die kauernde Stellung und die Steatopygie wiederkehrt. Weiter können hier Figuren der älteren Kykladen-Kultur und steatopyge Statuetten vom Balkangebiet (wie Hoernes *Urgesch.*[2] S. 319 Abb. 1) und Kleinasien (vgl. Dussaud *Civilisations préhelléniques* S. 359 Abb. 265) herangezogen werden. Auch einige von den stehenden Figuren von M. haben Berührungspunkte mit solchen der älteren Kykladen-Kultur und der frühmin. Epoche, und bei der auf der Seite liegenden Tonfigur von Hal-Saflieni (Tf. 223b), die wohl zu den spätesten Erzeugnissen der neol. Plastik von M. gehört, erinnert die Tracht ganz an die kret. oder mykenische. Aber trotz aller Ähnlichkeiten in einzelnen Zügen, die bisweilen ja vielleicht auf direkter Herübernahme beruhen mögen, haben die Figuren von M. doch einen ganz originellen Charakter, und man wird in diesen und den verwandten Figurengattungen des ö. Mittelmeergebiets am besten verschiedene Äußerungen eines und desselben Kulturstromes sehen. Dieser dürfte von S, von Afrika, hergekommen sein, wo im vordynastischen Ägypten Figuren von ungewöhnlich dicken Frauen vorkommen und die Steatopygie wie die Vorliebe für die fette Frau vor allem zu Hause zu sein scheint. Inwieweit man bei den Figuren von M. an paläol. Parallelen anknüpfen darf, wie Schuchhardt *Alteuropa* S. 170 es tut, steht dahin.

§ 15. Die vorgenommenen Vergleiche, die sich zum Teil auf zeitlich auseinanderliegende oder nicht bestimmt datierbare Gegenstände erstrecken, gestatten in chronol. Hinsicht keinen sicheren Schluß. Höchstens kann man sagen, daß die bisher betrachtete Kultur von M. in ihren späteren Phasen trotz des Fehlens von Metall als eine äneolithische angesehen werden muß und sich auf dieser Stufe mit dem sardin. Äneolithikum, der 1. sikul. Periode und der frühen BZ Unteritaliens zeitlich ziemlich nahe berührt. Sie hat ohne Zweifel noch geblüht, als man anderswo im Mittelmeergebiet schon lange zur Metallkultur übergegangen war, wobei sich alte neol. Formen und Motive lange erhalten haben.

Die Einwanderung der neol. Bevölkerung von M. dürfte mit der Verbreitung der Megalith-Kultur zusammenhängen und ist wohl, wie die Verteilung der megal. Denkmäler im Mittelmeergebiet, ihr Fehlen in Sizilien, ihr merkwürdiges Vorkommen in der Terra d'Otranto nahezulegen scheinen, von Afrika aus erfolgt (vgl. das oben § 14 über die steatopygen Figuren Gesagte. Über Beziehungen zwischen M. und Nordafrika vgl. die Bemerkungen von A. Mayr *Insel M. i. Altert.* S. 38ff., die auf Grund neueren Materials zu ergänzen bzw. zu berichtigen sind).

Parallele Furchen im Felsboden, die häufig auf Malta auftreten und Wagengeleisen ähnlich sehen, wurden von Zammit dem Neolithi-



Malta

Gefäßscherben aus dem Hypogäum von Hal-Saflieni. — Nach M. Hoernes *Urgeschichte der bildenden Kunst.*

kum zugeschrieben, von anderer Seite als natürliche Bildungen erklärt; vgl. darüber u. a. L'Anthropologie 29 (1918—19) S. 181f. und Man 1918 Nr. 40 S. 67ff., Nr. 52 S. 87, Nr. 69 S. 119ff., ebd. 1920 Nr. 54 S. 110.

§ 16. Das Ende der neol. Kultur von M. wurde wohl durch die Einwanderung einer neuen Bevölkerung herbeigeführt, welche die megal. Heiligtümer einfach verfallen ließ. Auf das Auftreten eines neuen Bevölkerungselementes deutete schon die Keramik von Bahria, die von der eigentlich neol. Tonware von M. stark verschieden ist. Sie ist aber vielleicht noch dem späten Neol. von M. gleichzeitig, da sich Scherben von Bahria-Gefäßen auch zu Hal-Saflieni und Santa Verna gefunden haben. Bei Ausgrabung des Heiligtums von Hal-Tarxien traf man nun in den jüngeren und jüngsten Teilen desselben ungefähr 90 cm über dem Boden des megal. Baues in der Erdschicht, die sich nach dem Verfall des Gebäudes gebildet hatte, zahlreiche Brandbestattungen in Urnen, die der BZ angehören. Hier haben sich zum ersten Male auf M. vorgesch. Metallfunde ergeben. Sie bestehen in einer Anzahl triangulärer Dolche, Flachäxte und Pfriemen aus Bronze oder Kupfer — Analysen liegen nicht vor; auch dünne Silberplättchen kamen an zwei Stellen zum Vorschein. Die hier gefundene Tonware ist mit der Hand gemacht und wenig charakteristisch; die einfachen, eingeritzten Verzierungen, hauptsächlich, wie es scheint, herumlaufende Kreislinien und Zickzackbänder, sind nicht mehr mit Weiß oder Rot ausgefüllt. Unter den übrigen Funden sind eigenartige brettförmige, wohl weibliche Sitzstatuetten von ganz schematischer Bildung bemerkenswert, in denen Zammit mit Unrecht symbolische Gegenstände sieht (Archaeologia 67 Tf. 18; vgl. ebd. S. 138; hier Tf. 223c). Der Rumpf hat die Gestalt einer Scheibe (von durchschnittlich 9 cm Dm); Kopf und Hals sind durch den zu einer Spitze ausgezogenen oberen Teil derselben, das Gewand durch eingeritzte Streifenverzierung angedeutet. Eine andere sicher weibliche Sitzfigur aus Ton, die etwas mehr Modellierung zeigt, hat die Arme an der Mitte des Leibes zusammengelegt und trägt einen großen Hut, scheint aber sonst nackt (Archaeologia 67 Tf. 19 Abb. 1; vgl. ebd. S. 138).

Schon aus der Lagerung dieser bronzezeitl. Funde geht hervor, daß sie von der metallfreien neol. Kultur von M. durch einen ziemlich langen Zeitraum getrennt sind. Das Vorhandensein einer Nekropole mit zahlreichen Brandbestattungen spricht für spätere Zeit. Die Dolche und Flachäxte haben allerdings frühbronzezeitlichen Charakter; auch die einfachen Anhängsel, die sich gefunden haben, erinnern zum Teil an das Neol. und an Gegenstände von Hal-Saflieni. Während die Leichenverbrennung vielleicht vom adriat. Gebiet aus nach M. gekommen ist, scheint es fast, daß die brettförmigen Sitzstatuetten mehr nach O weisen. Sie haben zum Teil Ähnlichkeit mit Tonstatuetten, die aus der Gegend von Adalia stammen und nach Peet (Liverpool Annals 2 S. 145ff. Tf. 26 u. 27) noch dem Neol. anzugehören scheinen; auch haben sie, besonders die Archaeologia 67 Tf. 18 Abb. 2 rechts wiedergegebenen, in Form und Verzierung Verwandtschaft mit brettförmigen Tonidolen von Zypern (vgl. Ohnefalsch-Richter *Kypros* Tf. 36 und 86), die der frühen Metallzeit Zyperns zugewiesen werden, deren Typus aber wohl noch in verhältnismäßig späte Zeit hinabreicht. Trotz des archaischen Charakters der bronzezeitl. Funde von Hal-Tarxien ist es sehr wahrscheinlich, daß sie in einen jüngeren Abschnitt des Bronzealters gehören, indem sich auch in diesem Fall auf M. alte Formen lange erhalten haben.

§ 17. Das sind die einzigen Funde auf M., die mit Sicherheit als bronzezeitlich betrachtet werden können (über eine von Zammit als wahrscheinlich bronzezeitlich bezeichnete, künstlich angelegte Grotte vgl. Report of the museum during 1917—19. Malta 1921 S. 12). Im übrigen klafft eine große Lücke zwischen dem Ende der neol. Kultur von M. und der Besiedlung der Insel durch die Phöniker. Die ersten Landungen der Phöniker dürften im Anschluß an ihre Fahrten nach Spanien schon bald nach dem Beginn des letzten Jahrtausends v. C. erfolgt sein. Zur Entstehung von städtischen Niederlassungen (Melite an Stelle des heutigen Città Vecchia auf M., Gaulos oder Gaudos an Stelle von Rabato auf Gozo) wird es aber erst im 7. oder höchstens 8. Jh.

gekommen sein, und die bekanntgewordenen Funde, welche auf die Phöniker zurückgeführt werden können, reichen wohl kaum über das 7. Jh. hinauf. Die Phönikergemeinde auf M. wurde, wie Timaios (bei Diodor V 12) berichtet, bald reich und blühend; es scheint, daß von ihr auch die phön. Kolonien auf Gozo, Pantelleria (Cossura) und die Stadt Achulla (Stephanus Byz. udW Ἀχολλα) an der tunes. Küste gegründet worden sind. Auch in den Kulten und den archäologischen Fundgegenständen spricht sich aus, daß das phön. M. schon vor seiner Einfügung in das karthag. Reich eine selbständige Entwicklung gehabt hat. Beziehungen mit griech. Städten, offenbar Siziliens und Unteritaliens, treten, wie die Funde protokorinthischer Gefäße zeigen, schon zeitig hervor und setzen sich in verstärktem Maße fort, auch nach der Unterwerfung M. unter das karthag. Reich, die wohl im 5. oder vielleicht noch im 6. Jh. erfolgt ist. Zu Beginn des zweiten pun. Krieges im Jahre 218 schloß sich M. an Rom an, aber auch dann hat sich die phön.-pun. Kultur neben der sich immer mehr ausbreitenden griech.-röm. noch lange erhalten.

Über Malta in historischer Zeit vgl. A. Mayr *Insel Malta im Altertum* 1909 S. 65ff.

† Albert Mayr

VERIFICAT 2007
R. P. BIBLIOTECA CENTRALA UNIVERSITATEA
VERIFICAT 2017
VERIFICAT 1987